THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
ZEI
v.2 pt.1

# DIE ZEITSCHRIFT

# DIE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER: ALBERT HELMS

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

2. JAHRGANG. 1. HÄLFTE
OKTOBER 1911 – MÄRZ 1912

HAMBURG / BERLIN 1912
ALFRED JANSSEN

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

# INHALTSVERZEICHNIS


Berg, Bengt (Kalmar)
Die Heldentat . . . . . 394
Bülow, Dr. Joachim
Stierkämpfe . . . . . 6
Schnurren . . . . . 142
Die Hochzeit . . . . . 302
Brod, Dr. Max (Prag)
Gespräch in großen Sprüngen . . . . . 73
Cheng, Sze Yuen (China)
Aufruhr in China . . . . . 37
Cook, Dr. Frederic A. (New York)
Mein Kampf um den Nordpol . . . . . 409
Corbach, Otto
Praktische Arbeit für die stärkste Partei des Reichstags . . . . . 271
Dietze, Dr.
Kriterium der Geisteskrankheiten . . . . . 242
Ein medizinisches Schreckgespenst . . . . . 316
Engel, Prof. Dr. Eduard
Der Schöpfer des Aphorismus . . . . . 117
Eulenberg, Herbert
Charles Dickens . . . . . 298
Columbus . . . . . 400
Freksa, Friedrich
Am Ende der deutschen Schauspielkunst . . . . . 16
Fromer, Dr. Jakob
Eine Hochzeit im Ghetto . . . . . 52
Der Wunderrabbi und der Erzbischof . . . . . 206
Ein jüdischer Philosoph . . . . . 277
Fernau, H. (Paris)
Bankiers contra Diplomaten . . . . . 306
Grautoff, Otto (Paris)
Ein neuer Strohhalm, nach dem alle greifen . . . . 27
Grabowsky, Dr. Adolf
Konservatismus und Judenfrage . . . . . 80
Villa Landolina . . . . . 180
Die radikale Presse . . . . . 333


286800

Guilbeaux, Henri (Paris)
Die französische Sprache in Gefahr . . . . . 262
Harnisch, Johannes W.
Volk und Ausland . . . . . 46
Hart, Julius
Der Wahlsieg der Überparteiischen . . . . . 339
Heidenstam, Verner von (Stockholm)
Zwei Geschichten . . . . . 362
Helms, Albert
Bilanz . . . . . 30
Was uns in der Politik doch nicht erspart bleibt! . 33
Beitrag zur Psychologie . . . . . 85
Das Geheimnis des Bucherfolgs . . . . . 121
Die Kanzlerstürzer . . . . . 122
Hundert Eulen müssen noch nach Athen getragen werden! . . . . . 159
Die Angriffe auf die deutsche Diplomatie . . . . . 193
Der entthronte Kritiker . . . . . 239
Die republikanische Gesellschaft . . . . . 247
Bagatellen . . . . . 254
Offene und dringliche Anfrage an das Auswärtige Amt 257
Novellist und Romanschriftsteller . . . . . 259
Ballin — der Diktator . . . . . 289
Bremen — oder der Lloyd . . . . . 321
Schauspieler . . . . . 351
Ballin — der Freund des Kaisers . . . . . 353
Theater . . . . . 365
Der Kaiser als Reklame . . . . . 385
Ihering, Dr. Hermann von (Sao Paolo)
Warum Brasilien nicht weiter kommt . . . . . 20
Ibsen, Dr. Sigurd, Staatsminister a. D. (Christiania)
Kriegsbetrachtungen . . . . . 132
Ein Gespenst . . . . . 161
Jensen, Johannes V. (Kopenhagen)
Am Hardangerfjord . . . . . 149
Zwischen Touristen . . . . . 248
Jacobi, Dr. E., Oberregierungsrat (Königsberg)
Ein irriger Gesichtspunkt in der Beurteilung unserer Kolonien . . . . . 185
Kasi, Mirsa Djewad (Persien)
Persiens Vergangenheit und Zukunft . . . . . 225
Lehmann, Dr. E. E.
Was wird aus Kreta? . . . . . 87
Leutwein, Th., Gouverneur a. D.
Die südwestafrikanischen Konzessionsgesellschaften und der Fiskus . . . . . 97
Marokko und der Reichstag . . . . . 129
Mayer, Prof. Dr. Adolf
Das Wesen des Lächerlichen . . . . . 39

Nowack, Karl Fr.
Galavorstellung . . . . . 260
Olden, B.
Warum Spanien nicht Republik wird . . . . . 203
Ossian-Nilsson, K. G. (Helsingfors)
Holz und Stahl . . . . . 216
Pfeil, Graf Richard von
Die Entwicklung unserer Beziehungen zu Rußland . 65
Pontoppidan, Henrik (Kopenhagen) . . . . . 109
Prehn-von Dewitz, H. (Brüssel)
Diskontpolitik . . . . . 12
Sanierungen . . . . . 60
Provinzbanken — Zweite Hypotheken — Die Deutsch-Asiatische Bank . . . . . 92
Kein Elektrotrust . . . . . 113
Die Belastung der Aktiengesellschaften durch den Fiskus . . . . . 145
Ottomanische Finanzen . . . . . 177
Mittelstand contra Großkapital . . . . . 212
Meistbegünstigungselend . . . . . 236
Terrainspekulanten . . . . . 266
Die neue Phalanx . . . . . 312
Überseegeschäfte . . . . . 336
Streifzüge durch das Wechselrecht . . . . . 380
Reventlow, Graf Ernst zu
Zwei Kanäle . . . . . 1
Öffentliche Meinung und auswärtige Politik . . . . 220
Flotte und Kontinentalkrieg . . . . . 375
Rhein, L. (London)
Der Stein des Moses und des Jakob . . . . . 50
Sinitzin, Prof. Dr. P. (St. Petersburg)
Die Lösung eines Geheimnisses der Volksseele . . . 343
Stubmann, Dr. Peter
Die Umwandlung der Seeschiffahrt . . . . . 9
Gegen die Iberisch-Afro-Amerikanische Bahn . . . . 71
Sokal, Dr. Max (Wien)
Die Seele des fernen Ostens . . . . . 137
Sperber, O. (New York)
Die Ursachen und Ziele der deutschen Auswanderung 153
Schur, Ernst
Hauswirtschaft und Beruf . . . . . 171
Der Mensch am Scheideweg . . . . . 344
Stetten, Freiherr N. von
Aus der Welt der Erfinder . . . . . 186
Strindberg, August (Stockholm)
Die Klauen der Gerechtigkeit . . . . . 188
Der Strohmann . . . . . 273
Schaffner, Jakob (Basel)
Die Fläche . . . . . 197

Scharrelmann, Heinrich
Wörtlicher Text des Konferenz-Programms einer deutschen Volksschule . . . . . 251
Shaw, Bernard (London)
Die Vivisektion des Menschen . . . . . 231
Der Arzt als Sünder . . . . . 367
Uebelhör, Dr. M. (Turin)
Ein kommendes Problem . . . . . 276
Verhaeren, Emil (Brüssel)
Rembrandts Charakter . . . . . 287
Wirth, Dr. Albrecht
Unsere Diplomatie . . . . . 107

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. HEFT 1 7. OKTOBER II. Jahrg. 1911

# ZWEI KANÄLE VON GRAF ERNST REVENTLOW

In einigen Jahren werden diejenigen beiden international wichtigen Wasserfahrstraßen vollendet sein, welche nicht unter großbritannischer Vormundschaft oder wie man modern sagt, „Kontrolle", stehen: Der Panamakanal und der erweiterte Nord-Ostseekanal. Ob sie schon weit genug von einander entfernt sind, diese beiden Kanäle, ob der eine zwei Ozeane, der andere zwei kleine binnenseeartige Meere miteinander verbindet, so haben doch diese beiden Kanäle mancherlei mittelbare Berührungspunkte. Um den Panamakanal ist jahrzehntelang gestritten worden, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Schon damals „lag er in der Luft", und Goethe hat ihn mit seinen wirtschaftlichen Wirkungen in einem Gespräche mit Eckermann vorausgesagt. Napoleon III. hat Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine Denkschrift über ein von ihm entworfenes Kanalprojekt verfaßt. Dann kam der diplomatische Kampf zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien, dessen Hauptetappen sich in einer Reihe von Verträgen bezeichnen. Im ersten Vertrage, dem Clayton-Bulwer-Vertrage, durch den die Vereinigten Staaten zwar erreichten, daß Großbritannien sich nicht auf der Landenge festsetzte, mußten sie Zugeständnisse machen, infolge derer der Kanal, wenn gebaut, de facto unter britischer Hoheit gestanden haben würde. In den neunziger Jahren machte sich in den Vereinigten Staaten nach dem Verkrachen des französischen Panamaunternehmens immermehr der Anspruch geltend: Amerika müsse den Kanal bauen, folglich müsse er auch Amerika in jedem Sinne gehören, wirtschaftlich, politisch und militärisch. Als Großbritannien im Burenkriege schwere Zeiten durchmachte, benutzte man den Augenblick, um einen neuen Vertrag, den Hay-Pauncefote-Vertrag, zu schließen. Dieser bedeutete einen absoluten Sieg über Großbritannien, denn er gab den Vereinigten Staaten die ausgesprochene Oberhoheit und verbot ihnen auch nicht, wie der frühere Vertrag, den Kanal zu befestigen. Nun galt es aber noch, den Kanal mit dem angrenzenden
1 Gelände und den den Mündungen vorgelagerten Inseln zum tat-

sächlichen und formellen Eigentum der Vereinigten Staaten zu machen. Man versuchte, mit der Republik Columbia einen entsprechenden Vertrag zu schließen, kam aber, wohl wegen englischer Umtriebe, nicht zum Ziele. Der Präsident Roosevelt wußte Rat: In Columbien entstand plötzlich eine Revolution, es bildete sich die Republik Panama, welche von den Vereinigten Staaten anerkannt wurde und der man dann so viel Land abkaufte, wie man für den Kanal und dessen Umgebungen brauchte. Zu diesem Zwecke wurde der Hay-Bunau-Varilla-Vertrag abgeschlossen. Dieser im Verein mit dem Hay-Pauncefote-Vertrag, einerlei, auf welche Weise sie zustande gekommen sind, gibt den Vereinigten Staaten volle rechtliche Unterlage zur Begründung des Anspruchs, über den Kanal mit seinem Vorgelände in jedem Sinne zu verfügen und Befestigungen nach eigenem Ermessen anzulegen.

Der deutsche Nord-Ostseekanal ist durch internationale Schwierigkeiten und Komplikationen nicht berührt worden. Bismarck plante seine Ausführung von dem Augenblick an, wo seine Politik die Möglichkeit des Kanalbaues an Preußen gegeben hatte. In seinen „Gedanken und Erinnerungen", auch in Gesprächen, die uns überliefert sind, hat er den Zweck des Kanals als ausschließlich militärisch und im besonderen dahin bezeichnet, daß er durch die Möglichkeit, mit allen Streitkräften aus einem Loche herauszukommen, die Offensive der deutschen Flotte stärke. Der Gegner sei genötigt, in jedem der beiden Meere eine Streitmacht zu unterhalten, die der ganzen deutschen Flotte gewachsen sei. Der Nord-Ostseekanal bildete aber, wie ebenfalls bekannt sein dürfte, nur einen Teil des Bismarck'schen Plans. Bismarck gedachte, die Flußmündungen von der Ems bis zur Elbe durch einen zweiten großen und tiefen Kanal untereinander und dadurch mit dem Nord-Ostseekanal zu verbinden. Wäre dieser Plan zur Ausführung gelangt, so hätte die deutsche Flotte den außerordentlichen Vorteil gehabt, zeitlich annähernd zugleich und nach eigner Wahl aus der Ems, der Jade, der Weser oder der Elbe herauszukommen, und freien Wechsel, völlig geschützt vor der feindlichen Flotte, zwischen diesen Gewässern und nach den Arsenalen hin zu besitzen. Eine feindliche auch noch so starke Flotte wäre dadurch vor eine höchst schwierige Aufgabe gestellt worden. Leider ist es zur Verwirklichung dieses Plans nicht gekommen, und man muß das um so mehr bedauern, als nach dem Urteil Sachverständiger gerade jener Küstenkanal auch wirtschaftlich sehr rentabel sein würde. Daß er in absehbarer Zeit gebaut werden sollte, ist kaum anzunehmen. Es hat auch lange gedauert, bis der Bau des Nord-Ostseekanals wirklich in Angriff genommen wurde. Bismarck war der einzige, der seinen Plan förderte, Moltke war dagegen und wollte anstatt dessen eine Vermehrung der Armee oder der Flotte. Endlich in den achtziger Jahren wurde das Werk begonnen und 1895 war es fertig. Schon ein halbes Jahrzehnt später aber begann erst leis, und dann immer lauter die Frage sich zu erheben, ob der Kanal wirklich für die Kriegsschiffe gebaut sei oder ob es vielleicht doch richtig sei, die Schiffe für den Kanal zu bauen. Die Größen der Kriegsschiffe wuchsen nämlich, aber der Nord-Ostseekanal verbot es gebieterisch, den deutschen Schlachtschiffen und Panzerkreuzern mit zu wachsen, denn sonst hätte er seinem Entstehungs- und Daseinszweck eines

Verbindungsmittels zwischen Nord- und Ostsee für die Kriegsflotte nicht mehr gerecht werden können. Diesem monströsen Zustande machten die Engländer dadurch ein Ende, daß sie ihre Dreadnoughts bauten. Durch sie und nur durch sie wurde die deutsche Marineverwaltung gezwungen, anstatt der bisherigen kleinen Hülfen und kleinen Mittel einen großen Entschluß zu fassen. Es handelte sich damals um nichts weniger, als um die Frage, ob das Deutsche Reich für die Zukunft auf den Bau von vollwertigen Kriegsschiffen verzichten wollte oder nicht. Die Frage wurde mit Ja beantwortet. Im Jahre 1905 hatte man noch zwei Schlachtschiffe von 13000 Tonnen Deplacement auf Stapel gelegt, im Jahre 1906 wurden zwei von 19000 Tonnen bewilligt und in den folgenden Jahren ist die Größe weiter gewachsen. Mit jenem Entschlusse, dessen Tragweite noch lange nicht genug gewürdigt wird, denn er hat über die Zukunft unserer Flotte entschieden, war ohne weiteres auch die Kanalfrage aufgeworfen, und beantwortet, denn wollte man die Schiffe, so mußte man einen Kanal wollen, der sie auch wirklich durchließ. Diese Selbstverständlichkeit wurde vom Parlament, wie sauer ihm die Mehrausgabe von mehreren hundert Millionen auch sein mochte, anerkannt. Nach der Bewilligung haben die Vorarbeiten ungesäumt begonnen und heute befindet sich das große Werk in vollem Fortgange. Man darf annehmen, daß es in einigen Jahren beendet sein wird, vielleicht schon früher als in Aussicht genommen (1915). Man sagt, es werde mit äußerster Anspannung daran gearbeitet.

Der Nord-Ostseekanal hat naturgemäß eigentumsrechtliche Fragen nicht hervorgerufen, weil er nur preußisches Land durchschneidet. Bei seiner Einweihung 1895 nannte ihn zwar der Deutsche Kaiser ein internationales Friedenswerk, aber dieses Wort erscheint nur dann richtig, wenn man eine Verstärkung der kriegerischen Machtmittel und Erhöhung der kriegerischen Bereitschaft als eine Bürgschaft für den internationalen Frieden ansieht. Damit soll nicht gesagt sein, daß besonders nach Fertigstellung des Erweiterungsbaus nicht auch der Handelsverkehr durch den Kanal größere Dimensionen sollte annehmen können. Die Hauptsache bleibt aber immer die militärische Seite. Völkerrechtlich hat keine andere Nation Anspruch darauf, ihre Streitkräfte im Kriege durch den Kanal passieren zu lassen. Als im Herbste des Jahres 1904 die Baltische Flotte Rußlands sich zur Ausfahrt nach dem fernen Osten anschickte, da wurde die Frage in der Presse ventiliert, ob die russischen Schiffe durch den Nord-Ostseekanal fahren dürften. Von halbamtlicher oder inspirierter Seite wurde in Deutschland diese Frage verneint, und zwar mit der Begründung, es würde darin ebensogut eine Verletzung der Neutralität liegen, wie wenn eine neutrale Macht die Landstreitkräfte einer kriegführenden Partei durch ihr Gebiet marschieren liesse. Kurz, der Nord-Ostseekanal bildet in jedem Sinn eine „interne Angelegenheit“ des Deutschen Reichs.

Wenn auch, wie gesagt, die neuesten Verträge meines Erachtens dem Panamakanale die gleiche Eigenschaft als interne Angelegenheit der Vereinigten Staaten zubilligen, so wird er um eine praktische Probe doch wohl nicht herumkommen. Vor allem darf nie aus dem Auge verloren werden, daß der Panamakanal an sich

 für die Vereinigten Staaten keine Stärke, sondern eine Schwä

wird. Zur Stärke kann er erst werden, wenn die See- und Landstreitkräfte ihn zu einem Verkehrsmittel gemacht haben, welches der eigenen Flotte dient, aber feindlichen Angriffen zu Lande und zur See nicht mehr ausgesetzt ist. Um dieses Ziel zu erreichen, sind weit größere militärische Mittel, hauptsächlich an stehenden Landtruppen erforderlich, als sich die Amerikaner bis jetzt vorzustellen scheinen. Mit einigen Seebefestigungen an den Kanalmündungen und auf ihnen vorgelagerten Inseln ist es nicht getan. Der Unterschied der Verhältnisse des Nord-Ostseekanals hierzu liegt auf der Hand und wird durch die viel kleineren Entfernungsverhältnisse noch deutlicher. Gleichwohl ist grundsätzlich für unsern Kanal genau dasselbe Verhältnis vorhanden.

Der Panamakanal spart den amerikanischen Seestreitkräften den ungeheuren, nach vielen Wochen zählenden Umweg um Südamerika herum, der Nord-Ostseekanal der deutschen Flotte die Umschiffung von Skagen und den Weg durch die engen dänischen Gewässer, welche besonders im Krieg immer beschwerlicher und gefährlicher werden müssen, je mehr sich das Deplacement der Schlachtschiffe und Panzerkreuzer erhöht. Spielt sich die Entwicklung so ab, wie es jetzt den sicheren Anschein hat, so werden nach Fertigstellung der Erweiterungsbauten in einigen Jahren auch die größten Schiffe der deutschen Flotte frei und in kurzer Zeit durch den Kanal in die Ostsee sich bewegen können und umgekehrt, während die großen Schlachtschiffe und Panzerkreuzer eines von der Nordsee her um Skagen kommenden Gegners die dänischen Gewässer nicht mehr oder nicht mehr sicher passieren könnten. Auf diese Weise garantiert uns die Entwicklung mit der Zeit und zwar sehr bald die Überlegenheit in der Ostsee auch im Kriege mit einer sehr starken Seemacht, wenn nicht neue Erfindungen ein Sinken der Schiffsgrößen zur Folge hätten. Etwas anderes wäre es natürlich, wenn es sich um die russische Marine handelte, dann läge diese Seite der Sache anders, und man müßte diesen Gegner mit gleichwertigem Schiffsmaterial bekämpfen, ebenso wie einen andern in der Nordsee. Im übrigen ist es vorläufig kaum nötig, diese Perspektive ins Auge zu fassen, während die vorstehend angedeutete Entlastung unserer Flotte durch den Kanal in der Ostsee von hoher Bedeutung sein wird. Für den Nordseekrieg möchte ich noch eine meist nicht genügend beachtete Seite hervorheben: die Elbmündung wird dann ebensogut das Hauptausfallstor für unsere Flotte sein wie der Hauptangriffspunkt für eine überlegene feindliche Flotte. Daraus ergibt sich, daß man nicht unter allen Umständen mit einer dauernden gesicherten Verbindung zwischen der Mündung der Elbe und der Jade rechnen kann. In der Jade liegt aber Wilhelmshaven, das Hauptarsenal der Nordseeküste, ja das einzige. Gelingt es unter Benutzung Helgolands und schwimmender Küstenverteidigungsmittel aller Art die Nordseebucht für den Feind so gefährdet zu machen, daß das Risiko den voraussichtlichen Nutzen übersteigt, so wird die Verbindung zwischen Elbe und Jade gesichert sein. Vorläufig muß man aber wohl noch ein Fragezeichen stehen lassen. Der Bismarck'sche Küstenkanal hätte die Sicherheit gewährleistet. So kommt es denn, daß wegen des eventuellen Ausfallens Wilhelmshavens als Reparaturwerkstatt und Arsenal im Kriege der Häfen von Kiel auch als Stützpunkt und Reparaturwerkstatt für

die Nordseeflotte, also als Basis für Nordseeoperationen wird dienen müssen, vermittels der freilich etwas langen Verbindungslinie: Elbmündung plus Kanal. Selbstverständlich wird man im Kriege auch die großen Privatwerften an der Elbe benutzen, und nahe der Kanalmündung ist ja auch eine Kaiserliche Werft im Entstehen, aber auf absehbare Zeit bleibt Kiel doch die Hauptsache. Die Ausschaltung Wilhelmshavens ist bedauerlich und kann in Ermangelung des Küstenkanals lediglich durch die feste und schwimmende Küstenverteidigung an die Elbe angeschlossen werden.

Dieses ganze Gebiet ist bei dem Panamakanal insofern ganz anders geartet, als es einer gegen die Vereinigten Staaten kriegführenden Flotte nie einfallen wird, ihre Küsten blockieren zu wollen, und weil der Panamakanal nicht wie der Nord-Ostseekanal in Deutschland das Herz unseres maritimen Verkehrs und unserer maritimen Verteidigung unmittelbar und mittelbar bildet. Die größte Gefahr, die dem Panamakanal droht, ist offenbar die einer Landung von Truppen in einiger Entfernung an einem unbewachten Punkte. Für den Nord-Ostseekanal kommt diese Gefahr nicht in Betracht. Überhaupt müßten, wie gesagt, die Amerikaner, um den Kanal auch nur auf das allernotdürftigste zu sichern, Aufwendungen machen, denen sie wahrscheinlich nur halb nachkommen können. Als der Nord-Ostseekanal in seiner früheren Gestalt gebaut wurde, regten sich keine andern Nationen darüber auf, weil Deutschland keine Flotte hatte und nachher im Jahre 1906 stand der unerwartete Schritt des deutschen Reiches zum Dreadnoughtbau völlig im Vordergrund, außerdem begriff man in England, daß der Kanalbau nur eine selbstverständliche Notwendigkeit sei. Gleichwohl rechnet man in Großbritannien mit der Fertigstellung des Erweiterungsbaues im Jahre 1915 als mit einem wichtigen Abschnitte. Denn dann, wo übrigens zugleich ein volles Doppelgeschwader deutscher Dreadnoughts zusammen sein wird, ist auch die Einheitlichkeit für das Wirken der deutschen Flotte unter allen Umständen und für alle Aufgaben wieder hergestellt, während ja jetzt die großen Schiffe den Kanal nicht passieren können und deshalb, wenn sie nicht um Skagen gehen wollen, in der Nordsee bleiben müssen. Der Schwerpunkt der Bedeutung des Panamakanals liegt in der Verschiebung der Machtgruppierung auf dem Stillen Ozeane. Deshalb haben auch die Engländer so lange gegen diese Lösung der Frage angekämpft und noch im vorigen Jahre schlugen englische Blätter ein internationales Schiedsgericht vor, um die Kontrolle des Kanals und im besonderen die Befestigungsfrage zu „regeln". Natürlich sind die Amerikaner nicht so töricht gewesen, sich darauf einzulassen, bemerkenswert war aber der begeisterte Beifall, welchen die japanische Presse dem britischen Vorschlag und im besonderen der Bemerkung schenkte, es sei eine bedenkliche Sache, einer einzigen Macht eine internationale Verkehrsstraße von so ungeheurer Bedeutung zu überlassen und damit ihr strategisches Gewicht ungemessen zu vergrössern. Heute, wo Großbritannien scheinbar den Taft'schen Schiedsgerichtsvertrag benutzen will, um sich seiner Bündnispflicht Japan gegenüber zu entledigen, werden englische Blätter wohl kaum mehr so sprechen. Um so größer sind die Besorgnisse Japans und man betrachtet

dort ebenfalls das Jahr 1915 als einen kritischen Zeitpunkt, denn die Fertigstellung des Panamakanals fällt dann mit dem Ablaufe des englisch-japanischen Bündnisses zusammen. Der Ausdruck „fieberhafter" Rüstungen wird meist mißbräuchlich angewendet, auf Japan trifft er aber hier zu und bildet nicht einmal eine Übertreibung. Es ist höchst wahrscheinlich, daß man noch vor jenem entscheidenden Jahr in Japan eine gewisse Höhe der Land- und Seerüstung erreichen und dann nach Maßgabe der Verhältnisse handeln will. Japan wäre der defensive Teil, wenn es auch offensiv vorginge, doch das ist ein Thema für sich.

Die große wirtschaftlich-politische Bedeutung des Panamakanals finden wir, wie gesagt, beim Nord-Ostseekanal nicht. Dieser wahrt auch hier seinen internen Charakter. Der Panamakanal hingegen wird eine Welthandelsstraße sein, und dem fernen Osten sowohl Europa wie die Vereinigten Staaten, außerdem eine Anzahl südamerikanischer Staaten annähern. Die Seemacht der Vereinigten Staaten hat den großen strategischen Vorteil, innerhalb weniger Tage vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean hindurchwechseln zu können und umgekehrt. Dadurch verliert Japan eine Aussicht, welche früher immerhin bestand, nämlich die Zeit, welche die atlantische Flotte der Vereinigten Staaten gebrauchte, um Südamerika zu umfahren, zu entscheidenden Bewegungen und Erfolgen auszunutzen. Ob allerdings im übrigen die Vereinigten Staaten sich mit dem Kanale nicht eine sehr verwundbare Stelle schaffen, muß dahingestellt bleiben. Die Vereinigten Staaten haben es in der Hand, aber die Schwierigkeit liegt in der Notwendigkeit starker und stehender Landtruppen und da pflegt die Opferwilligkeit des Amerikaners aufzuhören.

Der Nord-Ostseekanal dient letzten Endes der Verteidigung, der Panamakanal soll die amerikanische Herrschaft politisch-militärisch auf dem Stillen Ozean begründen und sie wirtschaftlich auf das ostasiatische Festland fortpflanzen. Während wir unseres Zieles und der zu ihm führenden Mittel jetzt ziemlich sicher sind, ist die Verwirklichung der japanischen Ziele von nicht zu berechnenden Faktoren und nicht absehbaren Entwicklungen abhängig. Sie sind in jedem Sinne die Angreifer.

## STIERKÄMPFE VON DR. JOACHIM VON BÜLOW

In Arenen antiken Stils sitzt die Menge wie in Schillers Kranichen des Ibikus, nicht zwar auf Bänken, deren Stützen brechen könnten, sondern auf Zeitungspapier, das zwischen die edelsten Teile der Zuschauer und die Steinfliesen gelegt wird, eine Art journalistische Bildung zu verbreiten, die jedenfalls eigenartig ist. Als Kinder legten wir uns die Schulbücher unter das Kopfkissen und hofften so, morgens die Lektion zu wissen. In Spanien, dem Lande der Analphabeten, werden vermutlich wichtige Nachrichten auf diese Weise der breiten Masse des Volkes (der Doppelsinn hier war nicht gewollt) zugänglich gemacht. Denn das Volk im weitesten Sinne füllt die Stierkampfplätze. Es gibt deren in Spanien über 300 festgebaute und in kleineren Ortschaften wird

der Marktplatz dazu abgesperrt. Der Madrider Kampfring faßt 14000 Menschen. Er ist stets wie alle anderen in Spanien bis auf den letzten Platz gefüllt und öffnet sich Sonntags und gewöhnlich noch einmal in der Woche dem Publikum. In der Provinz wird gewöhnlich nur Sonntags und an hohen Festtagen Stierkampf abgehalten.

Lärmend, lachend und schwatzend erwartet das Publikum den Anfang. In der Sonne sitzt der Pöbel, der lieber schmort wie sich den Genuß entgehen läßt, im Schatten der begüterte Teil des Volkes. Hier kann man noch die schönen Nationaltrachten sehen, hier wird mit Freude die schwere, farbenfrohe Seidenmanta, die Manilla, bei uns Mantilla genannt, gezeigt und aus den Logen funkeln jetschwarze Augen herab zu dem Toreador in der Arena, ihm nach dem Siege noch anderes als Lorbeer verheißend.

Auf einen Trompetenstoß, zur festgesetzten Stunde — dies die einzige Gelegenheit, wo der Spanier auf Pünktlichkeit hält —, öffnet sich ein Tor und heraus tritt in feierlichem Zuge die Schaar der Stierfechter in dem Kostüm, das uns seit Carmen so geläufig ist. Ihnen schließen sich die Pikadores zu Pferde an und endlich folgen die buntbebänderten Maultiergespanne, die zum Herausschleifen der getöteten Tiere dienen.

Mit grandioser Handbewegung verneigen sich die Helden vor dem Munizipalbeamten, der die Corrida leitet und auf ein zweites Signal wird der Stier in die Arena gelassen.

Die Spannung im Publikum hat ihren Gipfel erreicht. Wildes Halloh empfängt das Opfer, das zunächst durch das grelle Licht geblendet, nicht weiß wo es hin soll. Seine Gestalt wird bekrittelt und aus der Farbe und Weite seiner Hörner auf sein Temperament geschlossen.

Gewöhnlich sucht das verwirrte Tier zunächst aus der Arena zu entkommen. Dabei stößt es auf seinem Rundgang an dem Plankenzaun auf die Pikadores und bedenkt dann das eine oder andere Pferd so en passant mit seinem Horn. Der Reiter zwar soll den Stier mit der Lanze fernhalten, es gelingt ihm aber fast nie und dieser schlitzt ruhig und sachlich den Pferdebauch auf. Oft trifft der erste Stoß das Herz und das Pferd sinkt lautlos zusammen, meist aber quellen die Eingeweide heraus, ohne daß die arme Schindmähre irgendein Unbehagen zeigte. Es werden auch nur halbverhungerte und fast tote Pferde zum Stierkampf verwendet, so daß man es als eine Erlösung für das Tier betrachtet, endlich in ein besseres Jenseits befördert zu werden. Das geht aber nicht so schnell, und es gehört zu den Mutbeweisen des Pikador, das tödlich verwundete Tier von der Erde hochzureißen, wieder zu besteigen und dem Stier von neuem entgegenzutreiben. Sportgerecht ist es, das Pferd erst außerhalb der Arena abzutun, warum entzieht sich meiner Kenntnis. Aber gesehen habe ich, daß sich ein solches Opfer sämtliche Eingeweide mit den Hinterfüßen aus dem Leibe zerrte, ohne daß das Publikum die leiseste Rührung bewies.

Währenddessen geht das Spiel weiter, und hat der Stier etwa drei Pferde zur Strecke geliefert, so treten auf ein neues Signal die Banderilleros in Funktion. Ihre Tätigkeit besteht darin, dem Stier zwei buntumwickelte Stäbe mit Widerhaken gleichzeitig in den Nacken zu bohren und elegant beiseite zu schnellen, wenn

er zustoßen will. Gelingt die Placierung, so erschallt lauter Jubel, der Stier steht verblüfft da, weil der Mann ihm enthüpfte und rennt dann brüllend hinter diesem drein. Der schwingt sich mit elegantem Satz über die Barriere und dreht dem Stier eine lange Nase. Es kommt auch vor, daß der Stier nachhopst. Dann flieht alles wildkreischend in dem schmalen Gange, wo sich das Tier nicht wenden kann und froh ist, durch das schnell geöffnete Tor wieder in die Arena zurückzukommen. Die Banderillos sollen das meist harmlose Hornvieh wild machen, ebenso das Geschrei der ihn umschwärmenden grellfarbigen Kämpen. Oft läßt er sich aber nicht aus seiner angeborenen Ruhe bringen und dann verlangt das Volk stürmisch nach „fuego", Feuerwerkskörpern, die an den Banderillos befestigt werden. Drei Paar hiervon müssen sitzen, ehe der letzte Akt beginnt. Ich halte diesen für den ungefährlichsten. Der Stier ist meist schon so müde geärgert und durch den Blutverlust geschwächt, daß der Espada — Degenfechter — auch Matador — Schlächter — genannt, leichtes Spiel hat. Hinter einem roten Tuch verbirgt er seinen Stoßdegen und fuchtelt damit dem Stier solange vor den Augen herum, bis dieser sich dafür interessiert. Dann tritt er auf ihn zu, veranlaßt den gutmütigen Gehörnten durch einen Schlag auf die Nase diese zu senken und stößt — vorbei. Der Stoß soll über die Schulter weg ins Herz geführt werden. Aber nur einmal habe ich den Stier beim ersten Stoß zusammenbrechen sehen. Meist bohrt der Matador ziel- und zwecklos in dem Tier herum, und erst wenn dieses sich legt, darf der berufsmäßige Schlächter ihm den Gnadenstoß geben.

Dann ertönt eine Jubelfanfare, das Volk rast seinen Beifall oder pfeift auch den Matador aus, wenn er schlecht gestochen hat, was diesen jedoch nicht hindert, einen triumphierenden Rundgang zu machen und Huldigungen und Zigarren entgegenzunehmen. Begeistert schleudert man ihm alles zu, was man hat, Mützen und Strohhüte umfliegen ihn, die er geschickt zurückzuwerfen weiß. Es ist eine merkwürdige angestrebte Genugtuung für den Besitzer, daß der Espada sein Eigentum berührte. Selbst Kodaks sah ich einmal um die Ohren des Heros fliegen, der sich erschrocken duckte.

Inzwischen sind die Leichen hinausgeschafft und dasselbe Spiel beginnt sich vier- bis sechsmal wiederholend.

In den großen Städten begnügt man sich jetzt meist mit der eben geschilderten Kampfweise. Anderwärts treten noch Chikanen dazu. In Fuenterrabia sah ich einen Harlekin, der auf einer Kiste kopfstehend den Stier erwartete, und als dieser die Kiste programmäßig umstieß, eiligst davontrundelte. Nachher kam er wieder und sprang mit einer Stange über den Stier. So raffinierte Sachen, wie sie uns Goya zeichnete, gefüllte Staatskutschen und Kämpfe mit Hunden oder wilden Tieren in der Arena sind aber abgekommen.

Hingegen hat man manchmal am Schluß des offiziellen Kampfes eine Parodie: Eine Kuh, der die Hörner mit Holzkugeln gesichert sind — eine brava vacca embolada — wird den Versuchen der jeunesse mehr oder weniger dorée preisgegeben. Sie hoppst vergnügt in der Arena umher und die Bengel spielen mit ihr Corrida. Dabei staffieren sie sich ganz ernsthaft aus mit irgendeiner alten

gestickten Jacke, einem schmierigen Schal und lassen sich von der Vacca umrennen, der das einen Hauptspaß macht. Klettern zu kleine Bengel über den Zaun, dann steigt die Behörde nach und treibt sie hinaus, sich selbst sorglich vor der Kuh wahrend.

Dies Spiel setzt sich auch im täglichen Leben des Kindes fort. Auf allen Straßen sieht man sie Stierkampf spielen, es werden kunstvoll aus Weiden geflochtene Stierhäupter mit Hörnern daran feilgehalten und ärmere Kinder applizieren sich Hörner auf einem Brett, das sie sich dann überflüssigerweise vor den Kopf halten, und der Partner umspringt den Pseudostier und bohrt ihm ein kurzes Messer in das Haupt.

Es gilt für anständig, auch in den besten Familien des Landes, daß der Jüngling einmal dem Stier gegenübergestanden, das ist, wie gesagt, nicht gefährlicher wie unsere Mensuren, und wenn man diese billigt, mag man jenen daraus keinen Vorwurf machen, es sei denn der Tierquälerei wegen.

Mein Gesamteindruck bei den Stiergefechten war, daß der Stier, ein harmloses, gutmütiges Tier, vom Menschen zu seinem Vergnügen und auch aus Gewinnsucht zu Tode gequält wird, denn ein tüchtiger Torrero verdient leicht 200000 Peseten im Jahr. Ich habe stets mit dem Stier Mitleid gehabt und mich immer auf den Moment gefreut, daß einmal einer dieser Kerle mit den Galgenphysiognomien ein Tüchtiges versetzt kriegen sollte.

Das geschieht aber prozentual so selten, daß ein Spaziergang über den Potsdamer Platz in Berlin gefährlicher ist wie ein Stierkampf, und bei dem Aufeinanderlosrasen der Autobusse, bei der grandiosen Handbewegung des trompetenden Schutzmanns fällt mir oft die Corrida ein. Auch da beschleicht mich stets ein ähnlich leichtes Gruseln.

# DIE UMWANDLUNG DER SEESCHIFFAHRT (II.) VON DR. PETER STUBMANN

Die beiden Triebkräfte unserer Ozeanfahrer waren bisher Wind und Dampf. Unsere Tage führen das Explosions- oder Verbrennungsgas als dritten Faktor ein. Das Motorschiff großen Stils bedeutet theoretisch ganz sicher, praktisch höchstwahrscheinlich den Beginn einer neuen Epoche, auch wenn man die Aussichten mit der Vorsicht beurteilt, die allen Neuerungen gegenüber nicht überflüssig erscheint. Die Form des Verbrennungsmotors, die die Praxis jetzt zu Versuchen übernommen hat, der Ölmotor nach Dieselschem System, eröffnet folgende Perspektiven:

Auf den großen Seedampfern bedeutet die Beschaffung des gewöhnlichen Maschinen- und Kesselpersonals (Heizer und Trimmer) schon seit längerer Zeit eine nicht geringe Schwierigkeit, da bei dem Wachstum der Maschinen und Kessel auch entsprechend

---

2 Siehe den ersten in sich abgeschlossenen Teil dieses Aufsatzes in Heft 26 der „Zeitschrift vom 23. September 1911.

mehr Leute erforderlich wurden. Hier ist der Motor berufen, Änderungen herbeizuführen. Da bei ihm die Kesselanlage wegfällt, werden die Trimmer (Kohlenzieher) und Heizer fast ganz entbehrlich. Das Bedienungspersonal des Motors wird wesentlich geringer sein als das des Dampfers. Der Motor bringt also das Prinzip der „arbeitersparenden" Maschine in der Schiffahrt zur Geltung, wie dies schon in fast allen Industrien weit früher zum Durchbruch gelangt ist. Das ist einer der Hauptgründe für die Hoffnungen, die man auf den Motor gesetzt hat.

Der zweite Gesichtspunkt ist die Rücksicht auf die Vorteile, die die Mitnahme von Petroleum anstatt von Kohle bietet. Die letztere hat bekanntlich weit mehr Gewicht als das Petroleum; es bedarf aber anderseits zur Entwicklung der gleichen Geschwindigkeit der Motor einer viel geringeren Gewichtsmenge an Heizstoff als die Dampfmaschine. Das Motorschiff gewinnt also gegenüber dem Dampfer beträchtlich an nutzbarem Raum. Dazu gesellt sich der Vorteil des sparsameren Verbrauchs an Heizstoff, den ein englischer Ingenieur kürzlich so berechnet hat, daß eine 150pferdige Maschine als Ölmotor 1 Shilling $10^1/_2$ Pence Heizkosten, als Dampfmaschine aber 2 Shilling per Stunde verursachen würde. Dieser Berechnung stehen allerdings Nachteile, die sich aus der Eigenart des Motors erklären, gegenüber, auf die sofort einzugehen ist. Immerhin ist darüber kein Zweifel, daß der Motor ökonomische Avancen bietet, die außerordentlich bedeutungsvoll sind.

Vom Standpunkt des Betriebes sind gewisse Zweifel gegen den Ölmotor geltend gemacht worden, die naturgemäß die Praxis entscheiden wird. Der eine Zweifel betrifft die Frage der Feuersgefahr. Petroleum gilt gemeinhin als leicht entzündlicher Stoff. Indes: es entstehen durch Selbstentzündung der Kohle alljährlich auch eine große Anzahl von Schiffsbränden in den Kohlenbunkern. Es wird zunächst abzuwarten sein, wie sich die Versicherungsgesellschaften hinsichtlich der Prämienbemessung für Motorschiffe und deren Ladungen verhalten. Erweist sich das Motorschiff in der Praxis als nicht betriebsunsicherer als der Dampfer, dann wird dieser Punkt kaum ein wesentliches Hindernis für die Weiterentwicklung bilden. Für Personenschiffe wird man freilich die Erfahrungen einiger Jahre abwarten müssen. Der andere Zweifel betrifft die Notwendigkeit der Hilfsmaschinen an Bord. Jeder Dampfer benutzt heute den Dampf seiner Kessel zum Betrieb der verschiedensten Hilfsmaschinen, des Dampfruders (das heute jeder moderne Dampfer hat), der Anker- und sonstigen Winden, der Hebebäume an Bord (die namentlich die Frachtdampfer, die nach weniger modernen Häfen fahren, notwendig brauchen), zur Heizung und zur Beschaffung elektrischen Lichts. Wenn der Großmotor nicht imstande ist, diese Leistungen mit zu übernehmen, dann würde er an Wert der Dampfmaschine gegenüber naturgemäß einbüßen. Es genügt eben heute nicht, das Schiff maschinell vorwärts zu treiben. Der Betrieb ist wesentlich vielseitiger und anspruchsvoller geworden. Auch hier muß die Praxis und — die Erfindungsgabe unserer Ingenieure zeigen, wo der Fortschritt liegt.

Unsere Handelsflotte und noch mehr die anderer Länder besteht zu erheblichem Teil aus Frachtfahrern, deren Maschinen

nicht mehr als 2000 Pferdekräfte zu leisten brauchen. Bis zu dieser Grenze scheint nun das Motorschiff in erster Linie als ernsthafter Konkurrent des Dampfers in Frage zu kommen; weniger für die großen Dampfer, die Schnelligkeiten leisten sollen. Ist der Motor aber auf dem so abgegrenzten, sehr großen Feld ein Erfolg, dann bedeutet er eine Umwälzung, die wirtschaftlich von enormer Tragweite sein würde. Der Großmotor ist im wesentlichen ein Werk deutscher Erfindungsgabe. Man wird deswegen begreifen können, daß das Ausland das Experiment dieser neuen Kraftquelle noch nicht mit Eifer aufgegriffen hat. Um so erfreulicher ist es, daß die deutsche Handelsmarine wohl bald ein Dutzend Motorschiffe großen Stils in Betrieb nehmen wird. In England ist man sehr zurückhaltend, um nicht zu sagen: ablehnend gestimmt, ein Skeptizismus, der wohl auch teilweise auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß die englische Schiffahrt mit der Kohle eng verwachsen ist und sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen kann, daß man des schwarzen Minerals zum mechanischen Schiffsbetrieb entraten könnte. Würde das Motorschiff ökonomischer arbeiten als der Dampfer, dann würde eine rasche Vermehrung dieser neuen Schiffsgattung selbstverständlich bald eintreten, damit auch eine starke Konkurrenzierung der teurer arbeitenden Dampfer, eine Verringerung der Kaufkraft der letzteren, vielleicht sogar ein Stillstand oder gar Rückgang des enormen Kohlenverbrauchs, mit dem heute die Schiffahrt der ganzen Welt in erster Linie dem englischen Bergbau tributpflichtig ist. Das würde zum Teil auch auf die englische Schiffahrt zurückwirken; denn letztere transportiert heute einen großen Teil dieser Kohlen in aller Herren Länder. Umgekehrt würde ein steigender Oelverbrauch der Handelsflotte den Weltverkehr in eine recht unangenehme wirtschaftliche Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten bringen, die als Haupterzeugungsland für Petroleum bis heute noch allein in Frage kommen. Auch die weitere Frage, ob unter solchen Umständen nicht der Preis des Petroleums wieder steigen wird, darf nicht außer acht gelassen werden. Die Abhängigkeit von der nordamerikanischen Union ist jedenfalls ein Gesichtspunkt von international-wirtschaftlicher Tragweite. Aber vor solchen Rücksichten pflegt die ökonomisch-technische Entwicklung nicht haltzumachen. Zu überwinden ist diese Gefahr nur dadurch, daß ein Großmotor mit einem andern Heizmaterial auf dem Plan erscheint. Eine andere Aufgabe ist auch dem Handel damit gestellt, daß dem Motorschiff dieselbe Bequemlichkeit, sich mit Heizstoff in allen größeren Häfen zu versehen, geschaffen wird, wie sie heute dem Dampfer durch zahllose Kohlenstationen geboten wird. Dieser Hinweis deutet übrigens schon an, daß die Entwicklung keine rapide sein wird; es stellen sich in solchen Dingen immer Hemmungen von selbst ein; auch in technischer Beziehung steht das Motorschiff noch in den ersten Stadien. Es handelt sich aber um den Beginn einer großen Sache. Wir Deutschen können uns glücklich schätzen, daß es deutsche Augen und deutsche Hände sind, die hier einen Weg in das Gebiet einer neuen Seefahrtsentwicklung gefunden haben.

# 12 DISKONTPOLITIK VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Diskont — dem Theoretiker das Stichwort einer langatmigen Begriffsbestimmung, dem Praktiker der technische Ausdruck für den Zins bestimmter täglicher Kreditgeschäfte. Nichts Neues — etwas Gewohntes, Alltägliches, über dessen Ursachen, von dessen Wirkungen man sich kein Bild macht, das man hinnimmt wie etwas alt Überkommenes. Für den Volkswirtschaftler aber das Stimulans für einschneidende Untersuchungen, aus deren Ergebnissen er ein System schuf — das System der Diskontpolitik. Im guten Sinne beruht dieses, wie Schmoller sagt, darin, bei Zeiten für Füllung der Kassen der großen Zentralbanken und für genügende Zahlungsmittel im ganzen Lande zu sorgen. Gute Diskontpolitik ist bewußte Preisbildung, die in Erkenntnis von Angebot und Nachfrage, doch von höheren Gesichtspunkten aus, diese selbst in gewissem Sinne meistern will und kann. Diese, in die gesamte Wirtschaft eines Landes tief eingreifende Diskontpolitik wird aber nicht von privaten Bankinstituten betrieben — sie bleibt für immer das Vorrecht der großen Zettelbanken und dient zur Regelung ihrer öffentlichen Funktionen, deren dreifache Inanspruchnahme — sie sollen der Volkswirtschaft die nötigen Zahlungsmittel und Zahlungssurrogate zur Verfügung stellen und so den Zahlungsausgleich ersten Grades erleichtern, sie sollen die letzte Kreditquelle des Landes sein, sie sollen aber auch die Aufrechterhaltung der Währung unter allen Umständen schützen und sicherstellen — sie sind dem Gewinnstandpunkte der Privatbanken entfremdet und sind zu Hütern des allgemeinen wirtschaftlichen Wohls bestellt. Es ist nun klar, daß, wenn die Zentralbanken alle jene Aufgaben erfüllen sollen, sie sich bei dem Umfang ihrer kurzfristigen Kreditgewährung nicht allein, wie die rein kaufmännisch betriebenen Privatunternehmungen, bei der Bemessung ihrer Diskontsätze einfach nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage zu richten haben; sie müssen vielmehr auf die ganze Entwicklung der Volkswirtschaft, auf die internationalen Zahlungs-, Geld- und Handelsbewegungen, auf die Tendenz, die sich in der Konjunktur benachbarter Staaten zeigt, auf Politik und Diplomatie, auf Bank, Börse und Geschäft ein wachsames Auge haben. Und darin beruht eben das Geheimnis, oder vielleicht besser, die Wichtigkeit, die jenen Diskontsätzen und ihren Wechseln für das gesamte geschäftliche Leben eines Volkes anhaftet. Die richtige Beurteilung und Wertung der Diskontpolitik der großen Zentralbanken heißt die Konjunktur eines Landes verstehen, heißt für das geschäftliche Leben jenen Blick gewinnen, den Unternehmung und Spekulation von vorn herein erfordern. Deshalb wird sie von gleicher Bedeutung sein für den Kapitalisten wie für den Kreditnehmer, für den Großindustriellen wie für den Kleingewerbetreibenden, nur daß die Bewegungen des einen vielleicht mehr auf internationalem Gebiete vor sich gehen, infolgedessen vom Diskont fremder Länder abhängen, während die Geschäfte des andern die heimische Diskontpolitik leitet.

Das wichtigste Hilfsmittel jeder nationalen Diskontpolitik ist

nun unzweifelhaft die Diskontveränderung, und zwar namentlich die Erhöhung des Diskontsatzes. Dadurch, daß, wie der Laie sagt, „das Geld teurer wird", d. h. Diskont- und Lombardgelder die gebräuchlichsten Formen kurzfristigen Kredits, höhere Zinsen bedingen, erhöht die Zentralnotenbank ihren Goldschatz, dessen sie zur Aufrechterhaltung der Valuta, zur Beeinflussung der Zahlungsbilanz und eventuell zum Ankauf von Golddevisen auf das Ausland zur Aufrechterhaltung der Wechselkurse bedarf. Mit dem steigenden Diskont wird das ins Stocken geratene Angebot von Geldkapital neu gehoben. Von überall, im Inlande wie vom Auslande, strömt beschäftigungsloses, wohl auch niedriger verzinstes Kapital zusammen, um den hohen Diskontzins, der bei längerem Anhalten ja selbstverständlich auch höheren Bank-, Depositen-, Hypotheken- und Sparkassenzins bedingt, auf kürzere oder längere Zeit auszunutzen. Ihr großer Nachteil, dessen Erkenntnis auch vielfach bereits zu neuen Vorschlägen für diskontpolitische Maßnahmen geführt hat, besteht unzweifelhaft darin, daß durch sie der mittlere und kleinere Handels- und Gewerbebetrieb, der mit fremdem Gelde, in der Regel ohne Reservebetriebsfonds arbeitet und auf die sofortige Diskontierung seiner Wechsel resp. Lombardierung von Produkten angewiesen ist, schwer geschädigt werden kann. „In der Allgemeinheit der Wirkung", sagt Schwarz (Diskontpolitik), „die in dem Anziehen der Diskontschraube liegt, ruht eben zwar ihre Stärke und Wirksamkeit, zeigen sich aber auch die Nachteile dieser Maßnahmen, indem sie Schuldige und Nichtschuldige, solide und unsolide Geschäfte und Unternehmungen gleich stark trifft." Eine gut geleitete Diskontpolitik wird also darauf bedacht sein müssen, mit mittelhohem Diskontsatz, der höher als jener der hauptsächlichsten Nachbarländer ist, fremdes Geldkapital ins Land zu ziehen und durch möglichste Stetigkeit des festgesetzten Zinsfußes das ökonomische Leben des eignen Landes vor Beunruhigungen und Krisen zu schützen. Leider liegt ja die Innehaltung einer derartig bestimmten Richtung in der Diskontpolitik durchaus nicht immer in der Macht der betreffenden Zettelbank. Überraschende Geldanforderungen des Auslandes, die doch wohl letzten Endes, um nur ein Beispiel zu wählen, die jüngste Diskonterhöhung der Reichsbank herbeigeführt haben, aber auch eine übergroße und vielleicht mit Verlust arbeitende Auslandsspekulation, wie sie letzthin auf dem amerikanischen und namentlich dem kanadischen Markt engagiert war, sind nur allzusehr geeignet, in einer plötzlichen, nicht vorherzusehenden Krise Diskonterhöhungen durchaus notwendig zu machen. Trotzdem sucht man, von der überwiegenden Schädlichkeit der Diskonterhöhungen überzeugt, auch hier nach Möglichkeit Remedur zu schaffen, und die neue Reichsbankleitung hat auf diesem Wege mit der Haltung großer Posten von Auslandswechseln (sogenannten Devisen) nach dem Beispiele der österreichisch-ungarischen und belgischen Bank, bei denen diese als Goldbestand ganz oder zum größten Teile mitrechnen, recht gute Erfahrungen gemacht. Dadurch ist die leitende Notenbank stets in der Lage, wenn die Wechselkurse gegen ein Land, von dem sie Devisen in ihrem Portefeuille hat, sich dem Goldpunkte nähern, d. h. die Ausfuhr von Gold lohnend machen würden, durch Anbietung respektive Verkauf ihrer Devisen am offenen Geldmarkte,

den Wechselkurs herabzudrücken, und so, ohne daß eine Diskonterhöhung nötig wäre, das Gold nicht nur im Lande zu halten, sondern sogar auf dem schnellsten und denkbar einfachsten Wege in ihre Kassen zu leiten. Wir sehen, die Haltung eines gut sortierten Devisenportefeuilles, das man heute noch bei der Reichsbank leider vergeblich suchen wird, denn rund 80% aller Devisen sind englische (französische aber wären nicht minder erwünscht, wie wir eben erst wieder bei der neuesten Diskonterhöhung haben sehen müssen), kann als eins der besten Präventivmittel gegen die Erhöhung des Wechselbeleihzinses gelten. Dieser Einsicht hat die Reichsbank insoweit Rechnung getragen, als sie seit 1908 in ständig steigendem Maße Devisen angekauft und so ihren Bestand, der 1908: 484,6 Millionen Mark betrug bis 1910 auf 847,5 Millionen Mark steigerte.

Doch nicht allein Vorgänge, die aus Beziehungen des Auslands zum Inland resultieren, schaffen die Unterlage für Diskontveränderungen, auch Vorgänge in der eignen Volkswirtschaft lassen Wechsel in der Höhe des Leihzinses auftreten. So pflegen Hochkonjunkturen, die infolge intensivsten Wirtschaftslebens die Nachfrage nach kurzfristigem Kredit steigern, ebenso wie Stagnationsperioden, in denen das Geld Anlage in festen Positionen langfristigen Kredits sucht auf Kosten des flau angebotenen kurzfristigen Kredits, Diskontveränderungen, und zwar meist Erhöhungen zu veranlassen. Diesem Teil der Diskontpolitik vor allem haben denn auch die Bankgesetze aller Länder, soweit sie Zentralnotenbanken besitzen, über die freie Entschließung der Noteninstitute selbst hinaus, auf legislatorischem Wege, gewisse Richtungen und Ziele vorzuzeichnen gesucht. So müssen wir in Deutschland hierher z. E. die Bestimmungen der §§ 9, 10, 17 und 18 des Bankgesetzes rechnen, die von der Notensteuer, dem steuerfreien Notenkontingent, der Notendeckung und endlich der Einlösungspflicht der eignen Noten handeln. Sie waren nötig um den Kurswert der, in diesem Falle, von der Reichsbank zur Befriedigung kurzfristiger Kreditbedürfnisse an Münzstatt ausgegebenen Geldsurrogate (Banknoten) durch die hinter ihnen stehende Golddeckung aufrechtzuhalten.

Aber in der Vorschrift des § 17 B. G., der nur für ein Drittel der ausgegebenen Banknoten Bardeckung fordert, liegt im Gegensatz zu andern Ländern (England z. E. fordert Metalldeckung für alle Noten, die das deckungsfreie Kontingent von zirka 380 Millionen Mark übersteigen; während Frankreich den Betrag der auszugebenden Noten überhaupt limitiert — gegenwärtig ist der Höchstbetrag auf 5,8 Millarden Frank = 4,6 Millarden Mark festgesetzt) eine beachtenswerte Konzession an die Bewegungsfreiheit der Bank. Sie sichert eine gewisse Elastizität des Notenumlaufs, die es dem Zentralinstitut ermöglicht gerade in Zeiten starken Geldbedürfnisses sich mit einer geringeren Notendeckung als der üblichen 60—80% zu begnügen und so die Zahlungsmittel nach Bedarf zu vermehren. Um jedoch auch der Bank in Perioden hoch gespannten Geldbedürfnisses, in denen Spekulation und Unternehmung an einem Strange zu ziehen pflegen, in sich selbst Schutz vor allzuweitgehender Kreditgewährung und damit rapider Vermehrung des Notenumlaufs zu geben, schuf man eine zweite Schranke in der Bestimmung, daß, sobald die nicht durch den so-

genannten Barvorrat (im Sinne des § 9: kursfähiges deutsches Geld, Reichskassenscheine, Noten anderer deutscher Banken, Gold in Barren oder ausländischen Münzen, das Pfund fein zu 1392 M. gerechnet) gedeckten Noten eine bestimmte, gesetzlich festgelegte absolute Summe überschritten (550 Millionen M. und an Quartals-Ultimo-Ausweistagen 750 Millionen Mark) eine Notensteuer für den Mehrbetrag in Höhe von 5 Prozent an das Reich zu entrichten sei, wodurch — wenigstens nach der Ansicht des Gesetzgebers — die Bank veranlaßt werden sollte, ihren Diskont entsprechend zu erhöhen, da sie sonst ohne Gewinn, eventuell sogar mit Verlust arbeiten müßte. Wenn auch die Reichsbank, nach der ausdrücklichen Erklärung ihrer Leitung, der Steuerpflicht bei Überschreitung des steuerfreien Notenkontingents niemals einen entscheidenden Einfluß auf ihre Diskontpolitik eingeräumt hat, so hat sich doch die Überschreitung des Kontingents immer mehr zu einem in weiten Kreisen beachteten Warnungszeichen herausgebildet.

Die Entwicklung unserer Volkswirtschaft geht unzweifelhaft vom kleingewerblichen Unternehmen zum mittleren und Großunternehmen, vom Handwerk zur Fabrik. Sie alle, Kleinkaufmann und Handwerker, denen es bisher an Geldmitteln zur Vergrößerung ihrer Betriebe fehlte, bekommen dank der Konkurrenz der großen und kleinen Privatbanken mit ihren das Weichbild der Städte überschwemmenden Depositenkassen, relativ bedeutende Kredite eingeräumt. So wird aus dem Handwerker der Fabrikant, aus dem Inhaber der kleinen Schneiderwerkstatt der Konfektionär. Mit der neuen Lebensstellung treten aber auch neue Lebensbedingungen an den aus dem Handwerk herausgewachsenen Kleinindustriellen heran. Hatte er früher sofort bares Geld für seine Ware erhalten und nur für eine, wenn auch kleine Privatkundschaft gearbeitet, so sieht er sich jetzt gezwungen größere und weitere Absatzgebiete zu suchen. Er muß sich an die Großverkaufsunternehmungen wenden, muß ihnen seine Produkte anbieten — und nun verlangt der Kunde, der die Erzeugnisse erst selbst wieder in flüssiges Geldkapital umsetzen muß — Kredit. Den Wechsel, welchen der Fabrikant für seine Lieferung erhielt, muß er alsbald diskontieren, um den Betrieb seines Unternehmens fortführen zu können. So ensteht die Notwendigkeit der Kreditbeanspruchung, die, wenn sie auch im Einzelfall vielleicht nur unbedeutend ist, doch in ihrer Gesamtheit den Markt belastet. Bei den Banken häuft sich das Wechselmaterial. Viele von ihnen haben sich in dem Bestreben möglichst hohe Zinsen aus ihrem Kapital herauszuschlagen, übernommen und sehen sich zum Quartalsschluß gezwungen, umfangreiche Rediskontierungen bei der Reichsbank vorzunehmen. Dadurch wird diese in eine äußerst schwierige Lage gebracht. Mit dem Anwachsen ihres Wechselportefeuilles geht die sich steigende Notenausgabe Hand in Hand. Bei den großen Summen, um die es sich handelt, ist das schützende Kontingent bald überschritten und die Zentralbank in der Notensteuer. Aber noch immer werden neue Kredite begehrt — am offenen Markt steigt der Diskontsatz und schließlich sieht sich die Bank gezwungen auch ihrerseits den Diskont zu erhöhen. Es ist das untrügliche Zeichen des schweren Termins, das untrügliche Zeichen unserer auf dem Kredit basierenden ökonomischen Entwicklung.

Es wäre vielleicht zum Schluß noch angebracht den vielfachen Angriffen entgegenzutreten, denen die Diskontpolitik unseres Zentralinstituts ausgesetzt ist. Meist wird dabei auf die niedrigen Diskontsätze der Bank von Frankreich (im Durchschnitt zirka 3%) im Vergleich zu denen der Reichsbank (im Durchschnitt zirka $4\frac{1}{2}$%) hingewiesen. Ich meine, ein solcher Vergleich ist völlig sinnlos. Frankreichs daniederliegende Großindustrie, sein weit geringerer Großhandel, seine stagnierende Bevölkerung, sein großer, fest verzinslich angelegter Nationalreichtum und last not least die Haltung überaus großer Goldreserven in der Bank von Frankreich, wie sich solche andere entwicklungsfähigere Völker mit wachsender Bevölkerung kaum leisten können — ich meine das sind Momente, die jeden einfachen Vergleich zwischen den Diskontsätzen beider Länder ausschließen.

Deutschlands hoher Diskont ist m. E., und ich hoffe hier nicht vereinzelt dazustehen — eher das Zeichen erfreulichen, vorwärtsdrängenden wirtschaftlichen Aufschwungs, denn, daß er das Signum falsch geleiteter Diskontpolitik sein könnte.

# AM ENDE DER DEUTSCHEN SCHAUSPIELKUNST VON FRIEDRICH FREKSA

Wir Deutsche haben große Dichter hervorgebracht, gute Schauspieler besessen, gutgeleitete Theater gehabt und mit den Mitteln für szenische Kunst nie gekargt — aber eine Theatertradition wie Frankreich oder ein alles überragender Gipfel wie Shakespeare blieb uns versagt.

Das Theater ist aber der kulturelle Wertmesser eines Volkes darum, weil es sich an eine Masse wendet, die zwar nach der pekuniären Leistungsfähigkeit abgestuft in Parkett, Logen und Rängen sitzt, aber die gleichen Eindrücke, die gleichen Worte in sich aufnimmt. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade das demokratische Athen die erste bedeutungsvolle Blüte der Theaterkunst in Europa zeitigte. Einem Theater ohne die Galerie fehlt die Resonanz, denn der vornehme Mann, der im Reichtum Gesättigte, spendet seinen Beifall lieber durch das Geld, das er zahlt, als durch begeisterte Emotionen, die ihn schwitzen machen. Beifall aber ist das Brot des Schauspielers, erst Anteilnahme der Untensitzenden stellt die Zündung seines seelischen Motors an.

Aber gerade das wird in Deutschland gern vergessen. Wir Deutschen sind die einzigen unter den Völkern, die behaupten, Beifall zerrisse die Stimmung. Wir sind die einzigen, die die Forderungen an das Theater derart überschrauben, daß wir von ihm die Erbauung fordern, die Engländer und Franzosen in der Kirche suchen. Darum sind wir auch so leicht geneigt, die Kunst mit Schwere, Symbolik und Philosophie zu überlasten, wo Leichtigkeit, Lachen und fröhliche Hingabe an eine Scheinwelt am Platze wäre. Der Deutsche sucht im Theater weniger Erholung und eine Widerspiegelung des Daseins, als vielmehr eine fertige Lösung von Problemen, die ihn ständig bedrücken. Das ist denn auch der Grund, weshalb wir wiederum das einzige Volk sind, das

das Theater als literarische Kunst betrachtet und in der Produktion von Buchdramen das Höchste leistet.

Theaterkunst ist Improvisation im höchsten Sinne. Um improvisieren zu können, muß man die Mittel, die man besitzt, aufs genaueste kennen, sonst bricht man das Bein. Kein junger Franzose wird sich in die Dachkammer setzen, um ein Drama zu schreiben. So entstehen jenseits des Rheins lyrische Gedichte und Romane. Jeder dramatische Autor aber wird Verbindung mit einer Bühne suchen und wäre es nur ein kleines Boulevardtheater, um die Praxis zu lernen. Es handelt sich auf der Szene nicht nur um Worte, die gesprochen werden, sondern um Menschen, die die Instrumente des Dramatikers darstellen. Darum erscheinen die Personalverzeichnisse französischer Dramen stets mit dem Namen der Schauspieler, denen die betreffenden Figuren zugedacht sind.

So schufen Racine, Molière, Goldoni, Voltaire und auch William Shakespeare ihre Stücke. Aus der Bindung, aus dem Zwange heraus erreichten sie ihre Höhen, die wir bewundern, erhielten ihre Verse das ewige Leben, weil sie für eine lebendige Wirklichkeit ersonnen waren. Der Deutsche aber mit dem Ziel des ewigen Horizontes vor Augen, der ihn blendet, übersieht den Graben, in den er stürzen kann.

Der Fehler des Deutschen ist der, daß er zuvieles will. Der Grund hierfür ist wohl darin zu finden, daß unser Land seit dem Jahre 1618 bis 1813 nicht zu innerlicher Ruhe und politischer Sammlung kam. Die Bedürfnisse des Tages ließen uns in keiner Kunst zur Tradition kommen, selbst in der Dichtkunst wurden wir immer wieder aufgestört gerade in der verheißungsvollsten Zeit der Jahre 1780 bis 1820. Stets muß der einzelne von sich aufs neue anfangen. Gerade aber in der Theaterkunst ist Kontinuität alles. Die Vormachtstellung des Burgtheaters z. B. wurde im wesentlichen durch die Reihe der Schillerschen und Grillparzerschen Dramen geschaffen. Da wurde ein großer Sprechstil gefunden, der aber in der Ära des modernen Dramas verloren ging. In Frankreich aber ging der Stil der Comédie nie verloren, wenn er in heutiger Zeit auch sehr verwaschen ist. Der Boden ist immer geblieben.

Was aber ist die Aufgabe des Dramas? Ist das Theater eine moralische Anstalt wie Schiller meinte? Oder ist es eine Fortsetzung der „piazza“ wie es der Italiener auffaßt? Ist es zur Unterhaltung da, oder zur moralischen Erschütterung?

Shakespeare fordert, daß der Schauspieler seiner Zeit einen Spiegel vorhalten soll, in jener bekannten Stelle des Hamlet. Darin, dünkt mich, liegt alles beschlossen. Ernst und Heiterkeit, Satyre und Witz, und eine Moral, die frei ist von allem Gifte.

Aber ist diese Forderung im Shakespeareschen Sinne zu erfüllen? Wer in den Spiegel sieht, soll urteilen. Wie aber, wenn wir beide uns in dem Spiegel täuschten! Wenn ich ihn für plan halte, du dich aber in die Breite verzerrt siehst!

Und hier ist der bedeutsame Punkt, von dem aus wir die Wirksamkeit des modernen Dramas in Frage ziehen. Alle die alten Dramatiker hatten ihren Grund, auf dem sie fußten, mit dem Publikum gemein. Das Volk von Athen glaubte wie Sophokles und Aischylos an Pallas und das Schicksal. Die Engländer Shake-

speares glaubten wie er selbst an einen waltenden Gott, und selbst Voltaire war nicht gottlos — war wenigstens Geist.

Wir aber sind in eine Zeit gestellt, wo alles bestritten und alles geglaubt wird. Da die christliche Moral entthront ist, und eine monistische Moral noch nicht existiert, obwohl die Dogmenfreudigkeit schon vorhanden wäre, muß der Dramatiker dem Publikum seine eigne Moral aufzwingen. Er muß dekretieren: „Mein Spiegel ist der richtige". Darin bestand die Kunst Henrik Ibsens, darin aber beruht auch der kommende Verfall dieser Kunst. Denn jede Kunst ist krank, die nicht frei und absichtslos wächst, als ein reines Produkt des Bodens, dem sie entstammt.

So wäre denn die Zeit der großen Spötter gekommen, wie zu Rom da ein Juvenal lebte. Und für uns Deutsche ist der Erfolg Bernard Shaws nicht ohne besondere Bedeutung, da Shaw weniger durch Bühnentechnik, denn durch seinen Witz wirkt.

Für das deutsche Drama aber hätten wir dann dieses Resultat: Der kulturell bedeutsamste deutsche Dramatiker zwischen 1880 und 1900 war der Norweger Henrik Ibsen. Danach kam der Ire Bernard Shaw.

Die Flucht in die Neuromantik ist nur das Bekenntnis: Wir fürchten unsere eigne Zeit. Wir müssen Atem schöpfen, und weil wir nicht das letzte vom Theater verlieren wollen, so begnügen wir uns mit Märchen. Wer die Köpfe der jüngeren Generation kennt, weiß, daß da sehr viele berufen sind! Aber erst in fünfzig Jahren werden die Deutschen wissen, wer auserwählt ward!

* * *

In der Praxis stellt sich das Ergebnis der vorausgehenden Betrachtung dahin heraus, daß wir Deutschen noch immer ungefähr 40% unserer Theaterkost aus dem Auslande beziehen, und dafür dem Auslande einen ganz erheblichen Tantiemensatz steuern. Während in Frankreich eine Aufführung eines Ausländers alle zehn Jahre einmal erfolgt, und in England außer zwei Sudermannstücken und einem Hauptmannschen Stücke kein englisches Theater deutsche Autoren aufführt, betrachten wir es als nobile officium, die großen Ausländer zu kreiren. Ihren Theaterruhm verdanken Deutschland ohne Zweifel: Ibsen, Björnson, Gorky, Shaw. Aufgeputzt wurde von uns der Ruhm des unglücklichen Oskar Wilde. Es ließen sich noch viele andere Namen nennen.

Es ist hieraus schon klar, daß ein klarer allgemeingültiger Sprechstil und eine schauspielerische Haltung bei dem Durcheinander von Aufgaben sich in Deutschland nicht entfalten können. In der Körperkultur sind uns denn auch die englischen Schauspieler über, in der Haltung und der Deklamation die Franzosen unerreicht.

Früher wurden gewisse Reste schauspielerischer Tradition von den Hoftheatern gewahrt, obwohl die Gemächlichkeit des Daseins auf die engagierten Herren und Damen leicht verfettend in jeder Beziehung wirkte. Immerhin aber hatten wir eine gute Mittelklasse von Schauspielern, die einem nicht zu anspruchsvollem Publikum die Klassiker anständig vermittelten. Das bedeutete viel bei der notorischen Armut, die wir an schauspielerischen Begabungen in Deutschland haben.

In den letzten zwanzig Jahren aber hat sich das Bild gänzlich

verändert durch die Vormachtstellung, die Berlin im Theaterwesen hat. Die sogenannten Mittelgagen zwischen 5000 bis 12000 M. fallen heutigen Tages fast gänzlich aus. Herren und Damen von diesen Gagenansprüchen werden in Berlin nur für bestimmte Rollen in kurzfristigen Kontrakten engagiert. Die Direktoren richten lieber begabte Anfänger für kleinere Rollen ab, und bestreiten den Rest mit ein paar großen Schauspielern, deren Gagen zwischen 14000 bis 30000 M. und darüber liegen. Fällt ein Schauspieler in der Provinz auf, so wird er von einem Berliner Direktor für eine verhältnismäßig hohe Gage verpflichtet. Gefällt er, was einmal unter zehnen geschieht, so ist es gut. Gefällt er nicht, dann ist es aus mit ihm. Denn den Weg in die Provinz zurücknehmen bedeutet auf dem Theatermarkt Aufgabe seiner selbst. Aus diesem Grunde haben wir eine Aufhäufung von feiernden Schauspielern bester Qualität in Berlin. Jedem neuen Theatergründer fällt es leicht, sich in den Theatercafés, Café Westminster oder Monopol, auch ohne Agenten zu komplettieren. Hierdurch sind unsere deutschen Theaterverhältnisse instabil geworden. Denn der Rückschlag ist bis in die Provinz fühlbar. Gute Ensembles, in denen unsere Stärke besonders England gegenüber lag, werden bei uns sehr selten. Denn das ganze Theaterleben steht unter dem Zeichen wirtschaftlicher Nervosität.

Da Berlin mit seiner Arbeitshast, seiner Sucht nach ewig Neuem und seiner radikalen Kritik ausschlaggebend geworden ist, und ein Theatererfolg nur Gültigkeit hat, wenn er in Berlin gelungen ist, so fehlt den Direktoren der großen Nichtberliner Bühnen der Antrieb, gegen Berlin zu konkurieren. Das Theatergeschäft ist ein Bargeschäft und sehr teuer (Tagesspesen in Berlin zwischen 1000 bis 3000 Mark). Da läßt der Provinzdirektor gern die Berliner das Risiko der Uraufführungen auf sich nehmen. Wir haben aber in Deutschland ganz bestimmte Geschmacksgegensätze. Wir sind kein kulturell homogenes Volk wie England oder Frankreich. Berliner Größen sind nicht deutsche Größen — siehe zum Beispiel Wilhelm Raabe, der eine deutsche Größe war. Wien, München, Stuttgart, Dresden, Hamburg sind ebenso berechtigte Geschmackszentren wie Berlin.

Die Residenz hat unendlich viel für das Theaterleben geleistet mehr als jede andere Stadt, und mit einem gewissen Rechte die Führung an sich gerissen. Aber warum sollen die anderen, kulturell älteren Städte diese Führung auf die Dauer aufgeben! Ein Zusammenschluß Nichtberliner Direktoren, der vielleicht gar nicht so fern ist, wie es scheint, zwecks Lanzierung von neuen Stücken unabhängig von Berlin unter Verteilung des Uraufführungsrisikos, würde sehr viel Gutes schaffen. Deutschlands Kultur beruht auf der Dezentralisation.

* * *

Als besonderer Faktor im deutschen Theaterleben ist in den letzten Jahren Max Reinhardt, der Leiter zweier Berliner Bühnen, hervorgetreten.

Reinhardts Verdienst ist im wesentlichen darin zu finden, daß er die Errungenschaften moderner Malerei auf das Bühnenbild anwandte und der Regisseur für das Auge wurde, wie vor ihm Laube der Regisseur für das Ohr.

Als ehemaliger Schauspieler hat Reinhardt darin segensreich gewirkt, daß er das rein Schauspielerische mit den stärksten Akzenten betonte. Er führte Regie nicht vom Standpunkte des Literaten aus, sondern vom Standpunkte des Bühnenmannes.

Als Mensch, der ganz im Empfinden seiner Zeit wurzelt, hat er unbekümmert um Meinungen und Dogmen die Klassiker inszeniert, so wie er sie innerlich sah. Darin lag nicht einmal Revolution. Wir Deutschen hatten auf dem Theater keinerlei Tradition zu überwinden, sondern nur einen gewissen Schlendrian uns abzugewöhnen.

Aus diesem unbekümmerten Empfinden heraus, wurden von Reinhardt auch Ödipus und die Orestie inszeniert. Die Anregung hierzu empfing er in München.

Daß die Arenafestspiele eine Theaterumwälzung in Deutschland hervorrufen werden, wird von Theaterleuten allgemein nicht geglaubt. Denn die letzten Münchner Aufführungen haben bereits eine ziemliche Abspannung bewiesen, die nur durch den suggestiven Namen Reinhardts besiegt wurde. Das Volk kann nur unter einer großen, allgemein gültigen Devise im Theater versammelt werden, wie es zu Athen der Fall war. Und wie oben ausgeführt wurde: es fehlt der gemeinsame Glaube.

Wo der aber fehlt, kann die Masse nur durch besondere Schaustücke angelockt werden.

So ist denn ideell und materiell das deutsche Theaterleben in einem seltsam gespannten Zustande, der nur behoben werden kann durch Arbeit und Selbstbestimmung. Denn im Theater wie im Zeitungswesen haben die Leiter und Mitarbeiter der Nation gegenüber noch eine andere Pflicht als nur Geld zu verdienen.

# WARUM BRASILIEN NICHT WEITERKOMMT VON DR. HERMANN VON IHERING (SAO PAULO)

Der kosmopolitische Zug, welcher unsere Zeit beherrscht, hat auch dem höheren Unterrichtswesen seine Signatur aufgeprägt. Überall mehr oder minder ähnliche Aufgaben stellend, hat er nivellierend gewirkt, so daß für die besonderen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen

---

Dr. Hermann von Ihering, der Direktor des Staatsmuseums in Sao Paulo, schrieb auf meine Anregung diese offenen und rücksichtslosen Worte für „Die Zeitschrift“, um eine Erklärung zu geben für die auffallend langsame Entwicklung des mächtigsten Staates Südamerikas. Je mehr unser Handel und unsere Auswanderungsbewegung sich nach Südamerika lenken, desto mehr müssen wir uns auch interessieren für die geheimen Leiden, die drüben alles hemmen. Sollten dem Autor in seiner exponierten Stellung wegen seiner freien Meinungsäußerung nun von brasilianischer Seite Schwierigkeiten gemacht werden, so würde man verkennen, daß, wenn eine Heilung der üblen Zustände möglich ist, diese am besten von deutscher Seite käme und daß nur durch solche Aufsätze das Interesse weiterer Kreise in Deutschland auf das Problem gelenkt werden kann.

neben den allgemeinen physischen Verhältnissen der einzelnen Länder und den Eigenschaften der sie bewohnenden Rassen vor allem die höheren oder geringeren Ansprüche in Betracht kommen, welche an die Vorbildung der Lernenden und die Tüchtigkeit der Lehrenden gestellt werden. Vollkommenes zu leisten, ist dem menschlichen Geiste auch auf diesem Gebiete nicht gegeben und selbst ein ideal wohlgelungenes System kann in der Praxis bis zu einem gewissen Grade versagen, weil die ausführenden Organe nach ihrer Beanlagung und Intention den Plan des Werkes verändern, wenn nicht gar vereiteln können. Es gibt viele Wege, die zu demselben Ziele führen, und daher ziemt es auch denen, die sich auf breiter, bewährter Marschroute befinden, anderweitige Bestrebungen im Auge zu behalten und sachlicher Kritik nicht auszuweichen.

Unter diesem Gesichtspunkte mögen die nachfolgenden Erörterungen betrachtet sein. Sie sind zugleich bestimmt, einem weiteren Leserkreise, der sich für die kulturelle Entwicklung des größten Staates von Südamerika interessiert, zu zeigen, was derzeit auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens geleistet, gesündigt und erstrebt wird.

Die Verfassung Brasiliens, welche, nebenbei bemerkt, eine der vollkommensten und liberalsten ist, hat von Anfang an die Gründung von Universitäten vorgesehen, aber bis jetzt sind solche noch nicht geschaffen worden!

Es existieren nur eine Anzahl isolierter höherer Fachschulen für Medizin, Jurisprudenz, Landwirtschaft, Pharmakologie, Minenwesen und einige Polytechnika, unter welchen diejenigen von Rio de Janeiro und Sao Paulo obenan stehen. Im allgemeinen wird dieser Unterricht weder von denen, die ihn erteilen, noch von jenen, die ihn empfangen, so ernst genommen, als es nötig wäre. Durchschnittlich entfallen auf den Arbeitstag der Studierenden nur drei bis vier Stunden Vorlesungen oder Übungen, und das sogar an landwirtschaftlichen Schulen, an welchen doch die praktische Tätigkeit in Feld und Laboratorium mindestens noch ebenso viele Stunden fleißigen Schaffens erheischt.

Überall im höheren Unterrichtswesen steht das Auswendiglernen obenan, welches sich meistens noch in der speziellen Vorbereitung für die in mäßiger Zahl aufgestellten und allgemein bekannten Themata der Examina, der sogenannten Pontos zuspitzt. Zu wenig Wert wird auf die Anregung zu selbstständigem Denken und Beobachten gelegt, unzureichend sind vor allem auch die praktischen Kurse. So kommt es, daß viele Studenten neben dem Studium noch andern Berufen obliegen und Stellen im Staatsdienste, an der Post usw. bekleiden, zum nicht geringen Nachteile der betreffenden Dienste.

Es kommt auch vor, daß dieselben in einer andern Stadt wohnen, als in derjenigen, in welcher sie immatrikuliert sind und wo sie nur zu den Prüfungen erscheinen, für die sie sich durch Lektüre vorbereiten. Die Professoren ihrerseits widmen sich auch nicht mit voller Hingabe dem Lehrfache, sondern sind als Ärzte, Lehrer, Advokaten usw. beschäftigt, häufig auch noch durch die Teilnahme am politischen Leben absorbiert. Dazu kommt, daß die meisten von ihnen nicht auf derjenigen Höhe wissenschaftlicher Ausbildung stehen, welche man in Europa für unentbehr-

lich hält. Dies hängt naturgemäß mit dem System der Stellenbesetzung zusammen, welche durch öffentlichen Wettbewerb, dem Konkurs, erfolgt.

Den Fall angenommen, daß kompetente Spezialisten nicht zu haben sind, wird gleichwohl unter den nie fehlenden Bewerbern einer erwählt. Dabei ist noch zu beachten, daß bei derartigen Wettbewerben in der Regel nicht das solide Wissen, sondern wortreiche Rhetorik den Sieg davon trägt, und daß häufig in dem Professorenkollegium schon vor Beginn des Konkurses die zu treffende Wahl feststeht. Oft genug sind auch andere als sachliche Momente entscheidend und mischt sich die unglückselige Partei- oder Interessenpolitik ausschlaggebend ein.

Mit letzterem Umstande haben wir einen der springenden Punkte berührt, auf welchen die sachverständigen Dozenten den höchsten Wert legen.

Schon 1883 hat Dr. Domingos C. da Silva, Professor an der medizinischen Fakultät in Bahia, in seinem Buch über den höheren Unterricht die Ernennungen durch die Regierung als den Krebsschaden gebrandmarkt und die bis zu einem gewissen Grade autonome Unabhängigkeit der deutschen und österreichischen Universitäten als nachahmungswertes Beispiel empfohlen. Die Neuordnung des Unterrichtswesens von diesem Jahre erstrebt ja auch das gleiche Ziel, aber die Regierung hat es sich doch nicht versagen können, noch schleunigst durch eine Anzahl von Ernennungen die Partei des regierenden Präsidenten zu stärken.

Unzweifelhaft hat die erwähnte Regierung durch ihr energisches Eingreifen in die unleidlich gewordenen Verhältnisse der medizinischen Fakultät zu Rio volles Verständnis für die Lage bewiesen und eine Reihe von zweckmäßigen Maßnahmen ergriffen, aber der Widerstand, der zugunsten des alten Schlendrians von einem Teile des Lehrkörpers geleistet wurde und noch wird, gestattet zurzeit noch kein abschließendes Urteil.

Gegen die Mißstände, welche im Laufe der letzten Jahre an der Medizinschule zu Rio eingerissen waren, haben angesehene Professoren derselben wiederholt ihre Stimme erhoben. Das Lehrjahr, welches aus einem Kursus von acht Monaten besteht, ist schließlich durch Verzögerungen des Beginns und Ausdehnung der Prüfungsepoche usw. auf vier Monate reduziert worden. An der Rechtsakademie in Sao Paulo, wo die Verhältnisse in dieser Hinsicht günstiger liegen, haben die Studenten im Interesse eines billigen Ausgleichs neben den Ferien, welche der Lehrkörper ihnen zugesteht, noch solche geschaffen, die sie ihrerseits den Professoren gewähren, indem sie im Monat Juni streiken.

Hierzu kommt noch, daß die Regierungen der Republik trotz der ausgesprochenen Trennung von Staat und Kirche die übermäßig zahlreichen kirchlichen Feiertage neben den staatlichen beibehalten haben und auch bei besonderen politischen Gelegenheiten, Wahlen usw., den Unterricht ausfallen lassen. Sieht man hiervon ab, so muß man anerkennen, daß in Rio de Janeiro die großen Krankenhäuser und der vervollkommnete Hygienedienst den Unterricht begünstigen, auch an Leichen zum Studium scheint es nicht zu fehlen. Fast in allen Spezialitäten gibt es hervorragende tüchtige Vertreter, so daß strebsamen jungen Leuten die Gelegenheit zum Lernen vollauf geboten ist. Ein Mißstand, an

welchem freilich die Akademien keine Schuld tragen, ist der Brauch, daß die Studenten gleich nach dem Schlußexamen als Staatsanwälte, Advokaten, Ärzte, Ingenieure usw. ihren künftigen Beruf antreten, ohne zu vorheriger Ausübung praktischer Dienstjahre verpflichtet zu sein.

Alle die hervorgehobenen Unzuträglichkeiten lassen sich ohne durchgreifende Änderungen auf dem Wege der Reform beseitigen. Zwei Grundübel aber, deren Ausrottung schwieriger sein wird, stellen sich allen wohlgemeinten Bestrebungen hemmend in den Weg: Das Unwesen der freien Fakultäten und die ungenügende Vorbildung der Studenten. Die gleich Pilze emporsprießenden freien Fakultäten müssen notwendigerweise das ohnehin schon so bescheidene Niveau des höheren Unterrichts immer mehr herunterdrücken. Während die staatlichen Fakultäten von der Initiative und dem Urteil der Lehrkörper, sowie von den maßgebenden Intentionen der Regierung abhängig sind, fehlt bei den freien Fakultäten jede derartige Kontrolle.

Nach eignem Ermessen vereinigen sich ein oder zwei Dutzend strebsame Kollegen und konstituieren sich als Fakultät, deren nächstes Ziel dann die Erlangung eines Staatszuschusses durch Vermittlung des politischen Anhangs ist. Ohne ängstliche Bedenken werden die Stellen oder Fächer verteilt, was um so leichter angängig ist, als wirklich wissenschaftlich höherstehende Männer im allgemeinen der Veranstaltung fern bleiben. Die naturgemäße Folge eines so leichtfertigen Vorgehens ist die möglichste Herabdrückung der Ansprüche, welche an die aufzunehmenden oder zur Schlußprüfung sich meldenden jungen Leute gestellt werden. Wer von ihnen an den staatlichen Fakultäten nicht ankommen kann, braucht nicht besorgt zu sein um seine Aufnahme an der freien Fakultät. Falls ein Student im Examen in einem oder mehreren Fächern durchfällt, sagen wir an der Rechtsfakultät zu Sao Paulo, so wendet er sich an eine der beiden freien Fakultäten in Rio, wo er durch bezahlten knappen Lehrkursus bei einem der prüfenden Professoren rasch zum Ziele kommt.

Der zweite und verhängnisvollere Mißstand ist bei dem höheren Unterrichtswesen die ungenügende Vorbildung der Studierenden. Der Gymnasialunterricht ist im Verhältnis zu jenem in den europäischen Staaten immer unzulänglich gewesen, hat aber bei den besseren Anstalten einen unleugbaren Vorzug darin, daß auf Sprache und Geschichte des Landes großer Wert gelegt wird. Abiturientenexamina gab es bis vor kurzem nicht, ihre Stelle vertraten Teilexamina, die sogenannten Preparatorios. Die Schüler bereiteten sich nach freier Wahl für einige der in Betracht kommenden Fächer besonders vor und erledigten so im Laufe einiger Jahre die verschiedenen Materien, deren flüchtig eingepaukter Lehrstoff bald wieder dem Gedächtnis entschwand. Man erwartete daher von der alsbald verwirklichten Einführung der Abiturientenexamina eine Besserung der Verhältnisse, kam aber aus dem Regen in die Traufe!

Da die wenigen staatlichen Gymnasien, die zum Teil Treffliches leisteten, an Zahl zu beschränkt waren, so erteilte die Regierung einer größeren Anzahl von Privatschulen die offizielle Gleichberechtigung mit den Staatsgymnasien. Um ihrerseits deren

Leistungen zu überwachen, ernannte die Regierung für jedes dieser equiparierten Gymnasien einen Fiskal. Dieser aber von dem betreffenden Gymnasium bezahlt, oftmals auch noch überher durch „Vorschüsse" dem Inhaber desselben verpflichtet, hatte durchaus kein Interesse daran, der Unterrichtsanstalt, welcher er eine so bequeme Sinekure verdankte, Ungelegenheiten zu bereiten. Viele junge Leute legten auf die Erwerbung von Kenntnissen keinen Wert, ihnen kam es nur darauf an, baldigst das Abgangszeugnis zu erlangen, und ihren Wünschen Rechnung zu tragen war ein gutes Geschäft.

So kam es, daß ein großer Teil der Studenten eine ganz unzulängliche Ausbildung erhielt und daß schließlich mancherlei Beamte, Advokaten usw. der neueren Generation nicht einmal die landesübliche portugiesische Sprache korrekt schreiben.

Denjenigen, welchen auch diese Mühe noch zuviel war, stand ein anderes Mittel zu Gebote, die käufliche Erwerbung gefälschter Diplome. Als dieser Kniff im vorigen Jahre bekannt wurde, erregte er durch das ganze Land einen Sturm der Entrüstung, der aber keine Resultate zeitigte, weil Politiker, deren Söhne oder nahe Verwandte an dem Unfug beteiligt waren, die Durchführung der angeordneten Untersuchung zu vereiteln wußten.

Dazu kommt noch, zumal für die Privatgymnasien ein großenteils ungenügend vorbereiteter Lehrerstand. Bei dem Mangel an Universitäten fällt die Möglichkeit fachlicher Ausbildung von Philologen, Naturwissenschaftlern, Mathematikern usw. weg. Während bei den Staatsgymnasien durch einen ernst genommenen Konkurs eine geeignete Auswahl von Lehrern getroffen wird, verfahren die Privatgymnasien nach eigenem Belieben wobei sie weniger auf die Qualifikation der Kandidaten, als auf Anspruchslosigkeit in Bezug auf Besoldung Wert legen. Ich selbst habe vor einigen Jahren, als mich ein Gymnasialdirektor ersuchte, ihm einen akademisch gebildeten Deutschen nachzuweisen, welchem er die Unterrichtsfächer von Griechisch und Lateinisch zuweisen wollte, einen jungen Mann zum Gymnasiallehrer gemacht, der in Deutschland nicht über die ersten Semester des juristischen Studiums hinausgekommen war. Der Vorfall ist so charakteristisch für den Wandel der Verhältnisse und Berufe, wie er in Südamerika nicht selten sich plötzlich vollzieht, daß er kurz mitgeteilt werden soll. Der junge Mann befand sich, als mein Brief ihn erreichte, in untergeordneter Stellung in einer kleinen Brauerei und war gerade damit beschäftigt aus einem tiefen Brunnen Wasser in Eimern heraufzuziehen.

Die oben geschilderten Unzuträglichkeiten veranlaßten im Februar dieses Jahres die Einberufung eines Kongresses in Sao Paulo zur Reform des Sekundärunterrichts. Es wird nicht ohne Interesse sein hier einiges aus den Reden der berufenen Fachmänner mitzuteilen. Der Vorsitzende Dr. Egas sagte unter anderem: „Daß der Sekundärunterricht in unserem Lande in Mißkredit gekommen ist, muß leider als Tatsache gelten."

Die Abiturienten besitzen zum großen Teil nicht die unentbehrliche Vorbereitung für die Kurse, in denen sie sich matrikulieren lassen.

Es gibt Studenten des Rechtes, welche kein Latein kennen

und das Portugiesische wie Schulkinder schreiben. Die Ursache des Übels liegt in der Reichhaltigkeit der Programme und in den Aufnahmeexamina in der Sucht der Eltern ihre Söhne in möglichst kurzer Zeit den Gymnasialunterricht erledigen zu lassen und in dem merkantilen Streben, welches sich vieler Gymnasien bemächtigt hat. Auch ist es nicht möglich bei einer Durchschnittszahl von $3\,1/2$ Lehrstunden pro Tag, in sechs Jahren das Programm durchzuführen." „In einem Lande", fährt der Redner fort, „dessen Zukunft wie in Brasilien großenteils von der Unterstützung des eingewanderten Elementes abhängt, muß es das ernste Bestreben derer die uns regieren und derer die unsere Jugend unterrichten, sein, daß die Einheimischen die Vorherrschaft der intellektuellen Macht sich erhalten."

In der offiziellen Schlußrede erörtert der Gymnasiallehrer Floriano de Britto die Ursachen des Niederganges des Sekundärunterrichts und gibt die Schuld der Eilfertigkeit, der Überladung der Programme und dem skrupellosen Merkantilismus, welcher sich nach dem Gesetz der Äquiparierung zu einer Industrie ausgewachsen hat. Die Zöglinge erstreben in sechs oder acht Monaten zu erreichen, was in sechs Jahren erlernt werden sollte; „und den Beweis", sagt er, „haben wir hier in Rio de Janeiro, wo ein Schüler, welcher im Nationalgymnasium im März im dritten Jahreskursus durchgefallen war, bei einem Privatgymnasium schon im Dezember desselben Jahres das Schlußexamen bestand."

Lediglich infolge der faszinierenden Kraft von vier Contos de Reis (etwa 5000 Mark).

„Die Leichtigkeit der Ablegung des Abiturientenexamens in gewissen Privatgymnasien hat", so fährt der Redner fort, „uns schon in Verlegenheiten dem Auslande gegenüber gebracht. In Italien hat man unser Abiturientenexamen zur Matrikulierung bei den Universitäten zugelassen. Nun gut, zwei junge Italiener, die nicht imstande waren den achtjährigen Kursus in ihrem Lande zu absolvieren, erhielten hier in nur zwei Jahren das Diplom an einem äquiparierten Gymnasium und kehrten dann nach ihrem Vaterlande zurück als Zeugen unserer Schande und unseres schmutzigen Merkantilismus."

So gibt es jetzt hier schon Ärzte, welche mit 19 Jahren ihre Studien absolviert und ihr Staatsexamen abgelegt haben.

Die letztere Angabe hat wiederum in diesem Jahr eine Bestätigung gefunden durch die Examina im Staate Alagoas. Aus einem offiziellen Aktenstück des öffentlichen Unterrichtsamts von Maceio vom 4. März, welches im Journal de Alagoas veröffentlicht wurde, geht hervor, daß unter den Abiturienten sich zwei Knaben von 12 Jahren befanden, von denen der eine der Sohn eines Deputierten vom Bundeskongreß ist.

Es ist klar, daß eine so bedauerliche Lage des Unterrichtswesens schleunige Abhilfe erheischte, und so hat denn der Präsident der Republik, Marschall Hermes da Fonseca, in der Botschaft, welche er am 3. Mai an den Kongreß richtete, sich folgendermaßen ausgesprochen: „Die öffentliche Meinung vermochte nicht mehr den Zustand äußerster Dekadenz und Dürftigkeit zu ertragen, zu dem in unsrem Lande der höhere und sekundäre Unterricht heruntergesunken war." Von dem Gesetz der Reform

vom 5. April 1911 erwartet Seine Exzellenz ausgezeichnete Früchte. Leider kann ich mich dieser sanguinischen Hoffnung nicht anschließen.

Ganz besonders hat man sich in Brasilien seit langem für das Institut der Privatdozenten interessiert, als der Verkörperung der akademischen Lehrfreiheit und es sollen im Laufe dieses Jahres die ersten Ernennungen von Privatdozenten an der medizinischen Fakultät zu Rio de Janeiro erfolgen. So sehr an und für sich die Nachahmung des deutschen Beispiels zu loben ist, so wenig wird man sich Erfolg versprechen dürfen von der Durchführung derartiger Maßnahmen, wenn dabei nur die Form übernommen wird, nicht aber ihr geistiger Inhalt. Die Einrichtung des Privatdozententums hat sich in Deutschland nicht sowohl im Interesse der Lehrtätigkeit bewährt, sondern vor allem auch als ein Mittel die wissenschaftliche Reife der angehenden jungen Gelehrten zu erkennen sowie ihre Befähigung zu selbständiger Forschungsarbeit.

Der Wert der von ihnen herausgegebenen fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen ist zum wesentlichen Teile die Grundlage für ihre künftige Karriere. Bei dem in Brasilien üblichen Wettbewerb fehlen jedoch diese Voraussetzungen und sind ganz andere Momente ausschlaggebend.

Aus eben diesen Erwägungen darf man sich auch von der beabsichtigten Gründung einer Universität in Rio de Janeiro zurzeit ein befriedigendes Resultat nicht versprechen. Zunächst muß auch das Bedürfnis nach einer solchen Gründung bestritten werden. Die Ausbildung von Ingenieuren wird durch die polytechnischen Schulen besorgt, diejenige von katholischen Geistlichen durch die bischöflichen Seminare, und andere Fachschulen bilden Pharmazeuten, Landwirte usw. aus.

Es ist klar, daß man nur dann in Brasilien an die Gründung von Universitäten herantreten kann, wenn man den Studierenden, welche daselbst in Philologie, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie für ihren Beruf sich vorbereiten, eine Lebensstellung in Aussicht stellen kann, indem an den Gymnasien und ähnlichen Lehranstalten nur Lehrer angestellt werden dürften, welche das Staatsexamen an der Universität bestanden haben.

So wie die Verhältnisse heute liegen, würde man sich gegebenen Falls der Erkenntnis vollständig verschließen, daß es im Lande selbst an Spezialisten zur Besetzung der Lehrstellen für Naturwissenschaften usw. fehlt und daß man diese so lange vom Auslande beziehen müßte, bis mit ihrer Hilfe ein tüchtiger Nachwuchs nationaler Schüler herangezogen wäre. Dem aber widersetzt sich, von der mangelnden Einsicht abgesehen, der im Lande blühende Nativismus.

In Argentinien, wo es um die nativistische Gesinnung nicht anders stehen wird, hat man Fremde, namentlich Deutsche, akademisch gebildete Lehrer in großer Anzahl zu den verschiedensten Zweigen des Unterrichts herangezogen, in Brasilien dagegen sind von einigen wenigen Stellen an den Polytechniken abgesehen, nur im landwirtschaftlichen Unterricht europäische und nordamerikanische Fachmänner tätig, aber ihre Anwesenheit ist kaum zu spüren, da sie statt den Unterricht praktisch und theoretisch an-

nähernd auf die Höhe der Anstalten zu bringen von denen sie ausgingen, aus Bequemlichkeit und Konvenienzrücksichten von einschneidenden Reformen abgesehen haben.

In der vorstehenden Skizze sind in wenigen Worten meine Ideen zur Reform des höheren Unterrichtswesens in Brasilien dargelegt. Es handelt sich um eine für die geistige Fortbildung des Landes überaus wichtige Angelegenheit, mit welcher sich naturgemäß die maßgebenden gesetzgebenden Körperschaften im Laufe der nächsten Jahre noch vielfach werden beschäftigen müssen. Das Wesentlichste dabei in meinen Augen ist die durch die brasilianische Jugend gegebene günstige Vorbedingung. Nicht Klima, Rasse usw. sind für die Mißstände verantwortlich zu machen, welche wir kennen lernten, sondern administrative Mißgriffe. Der brasilianischen Jugend fehlt es im allgemeinen nicht an Talent, an leichter Auffassungsgabe und guter Beanlagung für wissenschaftliche und künstlerische Betätigung. Was bei richtiger Leitung mit ausgewählten Schülern geleistet werden kann, zeigt das Beispiel des bakteriologischen Instituts zu Manginhos bei Rio de Janeiro, dessen Leiter Dr. Oswaldo Cruz in Verbindung mit Herrn Dr. A. Luz, aus Schülern der medizinischen Fakultät eine Reihe von tüchtigen Assistenten sich herangezogen hat.

Und nun zum Schluß noch ein Wort mit Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse. Die hier geschilderte Sachlage enthält eine Lehre, die auch in den Staaten mit hochstehendem Unterrichtswesen Beherzigung verdient, die nämlich, daß nur unter der Leitung und Fiskalisierung des Staates das höhere Unterrichtswesen dauernd gedeihen kann. Den freien Universitäten und ähnlichen Lehranstalten gegenüber sollte man sich völlig ablehnend verhalten, oder auf dem Wege der Gesetzgebung ihre Einreihung in die staatlichen Lehranstalten durchzusetzen streben.

# EIN NEUER STROHHALM, NACH DEM ALLE GREIFEN VON OTTO GRAUTOFF (PARIS)

In alten Zeiten band die Religion die Menschen zusammen. Ihre übersinnlichen Glücksvisionen hatten damals den Wert eines gemeinsamen Ideals. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit haben so lange bewiesen, daß diese himmlische Sonne ein Trugbild ist, bis sie ihren Glanz verlor und im Nichts verschwamm. Das Band, das die Menschen in eine Einheit gebunden hatte, verlor seine Umspannungskraft, lockerte und entflocht sich. Die Menschheit löste sich in Individuen auf. Die irrten nun kreuz und quer über die Erde; ein jeder ging seinen eignen Weg. Der Mensch hatte Gott verloren. Es mußte ein neues Ideal von organisatorischem, allgemeingültigen Wert gefunden werden. Die Menschen suchten es in ihrem Innern. Die Psychologie des Individuums sollte es erkennen helfen. Aber soviel auch jeder in sich hineinsann, sich in sein Ich verfühlte, nirgends fand ein Mensch

eine ewige Endgültigkeit, eine dauernde Zuständlichkeit, die allen gemeinsam ist, den festen Kern des Ursprungs. Qualvolle Einsamkeit, schmerzliches Alleingefühl ist das letzte, das die Psychologie des Individuums uns empfinden läßt, weil sie subjektive Unterschiede der Einzelwesen, aber nicht das objektiv Gemeinsame herausschält. Auch ihr tiefstes Wort gibt nur zu verstehen, daß wir ewig einsam sind. Das Studium des Individuums endet in Melancholie, weil wir das Einzelwesen aus dem gesamten Lebensmechanismus herauslösen und isolieren. Diese Loslösung aber setzt der Erkenntnis des Weltganzen, in der der einzelne nur ein kleiner abhängiger Faktor ist, Grenzen und verleitet zu Trugschlüssen; sie gleicht der bildlichen Darstellung eines Gegenstandes unter Außerachtlassung der Atmosphäre und des Lichtes, die den Zustand des Gegenstandes in jedem Moment bedingen. Die Licht- und Luftwellen sind Zeichen der ewigen Bewegung des Kosmos. Auf unser kompliziertes menschliches Nervensystem wirken noch andere Bewegungswellen, deren Ringe sich von einem oft unscheinbaren Zentrum aus bilden. Aber die Struktur unserer Seele, die Richtung unserer Gedanken wird allein durch dieses ewige Wellenspiel bestimmt. Die Bewegung ist das Ursprüngliche; sie ist auch das Gemeinsame, das Verbindende, in dem wir alle treiben, dessen Rotationen aller Menschen Empfinden untertan ist. Wer das nachgefühlt hat, wird auch die göttliche Macht jedes Bewegungserregers begreifen lernen und den Sinn jenes ganz neuen Pantheismus ahnen, der in Frankreich Gestalt gewinnt.

Henry Bergson hat in seinen philosophischen Abhandlungen klargestellt, daß die symbolische Erkenntnis, welche vom Festen zum sich Bewegenden geht, nur relative Wahrheiten begreifen lernen kann, daß dagegen nur die intuitive Erkenntnis, die sich in das sich Bewegende hineinversetzt und das Leben der Dinge selbst sich zu eigen macht, das Absolute fassen kann.

Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, so erweckt dieser Wurf Wellen und Ringe, die sich über den ganzen Wasserspiegel bis ins Unendliche fortpflanzen. Für die Bewegung eines Gegenstandes auf diesen Wellen ist nicht in erster Linie seine Konstruktion, sondern der Charakter der Bewegung maßgebend.

Wenn in einem von hundert Menschen bewohnten Miethause der Gleichgültigste und Unbekannteste, um dessen individuelles Sein sich niemand kümmerte, sein Leben aushaucht, so zieht auch dieses für die Menschen im allgemeinen winzige Ereignis Wellen und Ringe. Über Viele rollen sie hinweg. Da und dort wird jemand von ihnen ergriffen und in seinem Zustand beunruhigt. Von ihm gehen dann neue Wellen und Ringe aus — und so fort bis ins Tausendfältige. Wie ein Kieselstein im Wasser, so kann im menschlichen Leben ein Gesicht auf der Straße, ein vorüberhinkendes Pferd, ein einzeln angeschlagener Ton der Erreger von seelischen Wellenkreisen werden, für ein Individuum, für eine Gruppe, für eine Masse die Bedeutung eines Schicksals, eines Gottes gewinnen.

Von diesem Standpunkt aus hat noch niemand in Deutschland versucht, ein Weltbild in künstlerischer Form zu gestalten.

Vor sechs Jahren gab ein ganz junger und damals völlig un-

bekannter französischer Dichter ein kleines Prosabuch heraus, eine Novelle „Le Bourg régénéré“, die in der Öffentlichkeit unbeachtet blieb. Jules Romains versuchte in dieser ersten Arbeit mit feiner Ironie eine Psychologie des Lebensmechanismus zu geben. Ein Fremder kommt in eine kleine, träge schlafende Stadt und schreibt aus Ärger, in einer Laune boshaften Trotzes, der sich gegen dies schleichende Einerlei der Stadt auflehnt, an die Wand eines Häuschens, das alle Herren der Stadt täglich besuchen: „Celui qui possède vit aux dépens de celui qui travaille; quiconque ne produit pas l'équivalent de ce qu'il consomme est un parasite social.“ Dieser banale kleine Satz an einer Mauer der Notdurft wird ein Erregungszentrum. Alle Bürger, Müßiggänger, Rentiers, Kaufleute, der Bürgermeister, Jünglinge lesen diesen Satz und werden von der ihm innewohnenden Kraft erregt, angeregt, fortgerissen. — Ein Jahr darauf ist die Stadt wie umgewandelt, eine aktive, arbeitende, strebende Stätte des Handels und der Industrie geworden.

Dieses ist das erste Dokument, in dem Jules Romains seine Weltanschauung künstlerisch zu gestalten versuchte. Es ist nicht meine Absicht, hier breiter auf Jules Romains' dichterische und dramatische Laufbahn, auf seine laut gefeierten und heiß umstrittenen Erfolge einzugehen, die seit vier Jahren das gesamte literarische Paris beschäftigen. Es soll hier nur von seinem neuesten Buche, seinem ersten Roman gesprochen werden, der soeben im Verlage von Figuière erschienen ist. La mort de quelqu'un hat in Paris ein nicht ungewöhnliches Aufsehen erregt und hat den Namen des Dichters mit einem Schlage berühmt gemacht. Würde sich in diesem Buche nicht ein ganz neues Weltgefühl, ein ganz neues Kunstwollen äußern, so wäre es töricht, einem Roman in alltäglicher Form und mit alltäglichem Inhalt eine besondere Betrachtung zu widmen. La mort de quelqu'un ist die künstlerische Gestaltung jener Weltanschauung im großen, die das erste Prosabuch des Dichters bereits andeutete und ahnen ließ. Das Buch öffnet der Kunst ein ganz neues Gebiet, den Lebensmechanismus, den Romains nachzutasten versucht.

Das Buch beginnt mit der Schilderung der letzten Lebensmonate eines pensionierten Lokomotivführers, der als ein winziges Rad in der großen Lebensmaschine nur von wenigen gekannt und beachtet wird. Auf Seite 17 stirbt dieser „Ouelqu'un“. Still, einsam haucht er sein Leben aus. Am nächsten Morgen entdeckt die Concierge, daß einer der alten Mieter im vierten Stock gestorben ist. Sie wird als erster von diesem Ereignis getroffen, ergriffen, bewegt. Und sie ist stolz darauf. In pathetischer Eitelkeit bläht sie sich in diesem Gefühl, während sie eine Depesche an die greisen Eltern des Toten aufsetzt und zur Post trägt. Nach und nach erfahren alle Mieter des Hauses das Ereignis, das über das ganze Haus, die Straße und das Quartier Wellen und Ringe wirft. Von der Leiche gehen wie von einem Zentrum Gedanken und Empfindungen aus, die erst ein, dann zwei, dann zwölf und dreißig Menschen bewegen. Die übrigen Mieter des Hauses, der Stammtisch des Toten schließen sich zu einer Kranzspende zusammen. Weit drunten in der Auvergne erwächst dieser Gruppe, die ihre Gemeinsamkeit durch den Toten empfängt, ein neues Glied. In einem kleinen Dorfe fängt plötz-

lich der Telegraphenapparat an zu rasseln. Die Postbeamtin, der Vorsteher, der Bote werden zu Erregungsträgern. Der greise Vater empfängt die Nachricht. „Le matin, avant la dépêche, Jacques vivait. Une dépêche ne suffit pas à changer le monde." Gerade durch den Tod wird der Sohn ein Zentrum von Empfindungen und Gedanken für andere. Er lebt, weil der Vater an ihn denkt, und im ganzen Dorf wird die Gestalt des Toten wieder lebendig, die Wellen, die von ihm ausgehen, erschaudern die Menschen, weil er kalt und tot ist. Während der alte Vater nächtlicherweile im Eisenbahnzug von dem Toten träumt, zieht der Schatten des Entschlafenen auch in die Träume jedes einzelnen Hausbewohners in Paris in bald sanften, bald drohenden Formen. Beim Leichenbegängnis schließt die Gruppe sich zusammen. Die Macht dieses unbekannten Toten wird so stark, daß in einer Straße, die der Zug passiert, eine Revolte Streikender verlischt, daß alle still werden, den Hut ziehen und sich bekreuzigen. Eine Woche darauf hört man da und dort noch jemanden sprechen: „C'est comme ce monsieur que vous avez enterré l'autre semaine." Dort drunten in der Auvergne verebben die Wellen, nachdem still und lautlos das Leben der beiden Eltern erlischt. Ein Jahr darauf geht ein junger Mann in einer Pariser Vorstadt spazieren. Er entsinnt sich jenes Begräbnisses, an dem auch er teilnahm. Der Name des Toten ist ihm längst entfallen. Aber er erinnert sich, an dem Tage war es, da er zuerst über den Tod nachdachte — und er sagt sich „un jour je serai aussi quelqu'un de mort".

Dieses seltsame Gleichnis aus dem Leben ist mit starker Hand gestaltet worden. Das Buch zwingt den Leser in atemlose Spannung. Da die Sprache kräftig und originell ist, jedes gewöhnliche Klischee vermeidet in rhythmischer Schönheit dahinfließt, liest man den Roman in einem Zuge. Die zarte Melancholie, die feine Ironie dieses lebendig gewordenen Weltbildes üben ergreifende Wirkung aus. Hier hat ein großer Geist das Chaos der sich bewegenden Welt zu formen verstanden. Seit Flaubert, Balzac und Verhaeren ist in Frankreich wieder ein Dichter erstanden, der mit neuen Mitteln ein ganzes neues Kunstwollen verträgt, das den tiefen Sinn des Lebens erschöpfender begreift als diejenigen, die in der Psychologie des Individuums einen Teil herauslösen aus seinen Beziehungen zum Weltganzen.

# BILANZ

Mit diesem Heft beginnt „Die Zeitschrift" ihren zweiten Jahrgang. In möglicher Kürze ein Rückblick, der zugleich einige Mißverständnisse aufklären soll. — Das erste Heft erschien Oktober 1910 ruhig und sachlich ohne „Geleitwort", „Glück auf den Weg" und ähnlichen Dingen, die gewöhnlich auf Geschmacklosigkeiten hinauslaufen, weil sie nicht viel mehr als Versprechungen und Zukunftsmusik enthalten können, also Worte statt Taten bringen, im schlimmen Falle die Verheißung künftiger Leistungen in eine gewisse schmalzige Verschämtheit hüllen und noch im besten Falle, wenn sie nicht geradezu unsympathisch wirken, auf gleichgültige leere Zeilenschin-

derei hinauslaufen. Das Verfahren, Taten statt Worte zu bringen, gefiel aber einem Teil der Presse nicht. Im Gegenteil. Der Herausgeber hätte doch einige einleitende Zeilen finden können. Und in einem ersten Heft versammle man doch gewöhnlich die „Paradepferde" (so schrieb das Hamburger Fremdenblatt). Nein, im Gegenteil, ich empfinde diese Methode im ersten Punkt als unersprießlich und im zweiten Punkte, der auf die Vorführung von Paradepferden zielt, als unanständig. Weil damit ein falsches, geschminktes Bild in Umlauf gebracht würde. Und das gefällt mir nicht. Was die Rederei anbelangt, so haben wir in Deutschland die schlechte Sitte, Tischreden zu halten, während der Braten kalt wird und die Mägen der Gäste mit hungrigem Knurren die Begleitmusik von sich geben. In England wartet man mit dem Toast, bis der erste Appetit gestillt ist. Das ist gesünder und auch geschmackvoller. Und nach dieser Praktik erschien damals auch das erste Heft der „Zeitschrift" im Oktober 1910 ohne „Geleitwort".

Ein ruhiges Jahr war es nicht. Aber ein Jahr mit hundert Reibereien und Anfechtungen. Bis allmählich die Schneiderpolitiker, die nur mit Nadelstichen kämpfen, stille wurden, bis sie allmählich einsahen, daß es nicht geradezu an Landesverrat grenze, wenn die „Zeitschrift" ihre Spalten auch einer Elite der führenden Geister aller Nationen zur Verfügung stellt. Gibt es etwas Natürlicheres, als wenn im Zeitalter des Verkehrs eine Revue sich nicht auf ein paar literarische Pfahlbürger beschränkt und ihre Mitarbeiter in aller Welt sucht. Und gibt es etwas, das dem Patrioten mehr schmeicheln könnte, als wenn er sieht, daß es den führenden Geistern aller Nationen Freude macht, ihre besten Ideen dem deutschen Lesepublikum zuerst zu unterbreiten. Das wurde hier früher schon einmal erwähnt. Aber die fortgesetzten Beschwerden engherziger Menschen hören nicht auf. Hier in der „Zeitschrift" soll nicht die nationale Begrenzung entscheiden. Wer leisten kann, der hat das Wort. „Die Zeitschrift" läuft dabei keinem Ausländer nach, um Deutsche in den Hintergrund zu drängen. Der erste Jahrgang beweist das zur Genüge. — Die Tageszeitungen berichten in kurzen Depeschen aus Peking, Buenos Aires, New York, Stockholm, Petersburg, Paris usw. Was die Intelligenz dieser Länder denkt, darüber sind wir schlecht unterrichtet. Ist es da nicht gut, wenn ein Brasilianer, Chinese, Amerikaner, Franzose kommt, und versucht in einem gutgeschriebenen Aufsatz, in dem er vielleicht gar nicht über politisch aktuelle Dinge, sondern über Philosophie und dergleichen spricht, einen Begriff vom Geistesleben seines Landes und seiner Rasse zu geben? Aber das ist ja nicht alles. (Das ist vielleicht der Punkt, der an der „Zeitschrift" der breiten Masse zuerst auffiel. Das könnte immerhin auf eine journalistische Spezialisierung hinauslaufen, die mit der Zeit langweilig werden müßte.) Ist es aber für die Bildung eines modernen deutschen Schriftstils nicht förderlich, wenn man durch „Die Zeitschrift" Gelegenheit bekommt, Maeterlincks Wortkaskaden, Lemonniers blühender Bilderpracht zu folgen, und ferner: gibt nicht „Die Zeitschrift" auch einen Begriff vom deutschen Geistesleben durch ihre deutschen Mitarbeiter? Wieviel feine Köpfe, berühmte Namen und tatkräftige Männer haben sich auch unter der deutschen Intelligenz für die Art der „Zeit-

schrift“ erwärmt und ihre Feder in den Dienst der Sache gestellt. Es kommt doch darauf an, unserer deutschen Journalistik, die im allgemeinen recht übel dran ist und auch viel Übles von sich gibt, auf die Beine zu helfen. Jeder gesunde Deutsche ist verpflichtet, in einem Kriege seine Haut zu Markte zu tragen. Ist es da nicht recht verwunderlich, daß Politik bei uns in schlechtem Ansehen steht und nur von wenigen Fachleuten ausgeübt wird? Wäre es nicht nötig, daß unsere führenden Schriftsteller sich mehr mit der Materie befaßten, statt in Wolkenkuckucksheim Reime zu leiern? Sind etwa Frankreich, England, Skandinavien, Rußland, Italien darin gegen uns nicht im Vorteil, daß bei jeder wichtigen Gelegenheit ihre feinsten Stilisten ihre Meinung mit in die Wagschale werfen und das Volk zur Leidenschaft entfachen, wo bei uns über der Salbaderei irgendeines verängstigten kleinen Journalisten alles eingeschlafen ist. Ist es nicht jammerschade, daß dieser Tagesjournalist der einzige ist, der außer Diplomaten und Reichstagsabgeordneten die deutsche Politik beackert, und daß unsere ganze Intelligenz beiseite steht? „Die Zeitschrift“ hat versucht, einige Änderung zu schaffen, und auf diesem Gebiete muß noch viel mehr erreicht werden. — Im alten Athen trieb man Politik und konnte zugleich für Philosophie, Handel, Wissenschaft, Kunst, Theater Interesse zeigen. Im modernen Deutschland hat sich alles spezialisiert. Auch da, gewohnheitsmäßig, wo gar kein Zwang zur Einseitigkeit vorlag. So wie wir Spezialärzte haben für jeden Finger an der Hand und jede Zehe am Fuß, so haben wir ästhetische, literarische Revuen, wir haben Zeitschriften für Handelsinteressen, Politik, Medizin, Chemie, Musik, Theater, Technik. Aber kein Forum, auf dem in geschickter Anordnung unter einer Hand, die es versteht zu organisieren und das Viele zu konzentrieren, alles zu Worte kommt, was für die Gegenwart Bedeutung hat. Während sich alles bei uns auf die knappste Form konzentriert, herrscht in vielen unserer Revuen die Schwatzhaftigkeit alter Weiber. Da wäre ein Arbeitsfeld für eine Revue. Hier zu bessern, ist von Anfang an die Absicht der „Zeitschrift“ gewesen. Der erste Jahrgang war der Auftakt. Material genug, um mehr, viel mehr zu erreichen, ist vorhanden und Freunde, die der Sache folgen, haben sich gleichfalls eingestellt. Und so wird es sich schon mach

Italien hat der Türkei den Krieg erklärt. Deutsche Handelsinteressen leiden im Orient und leiden in Italien. Wieder wird ein Stück Afrika von einer europäischen Macht in Beschlag genommen und wir stehen zurück und sind scheinbar für alle Zeiten geschädigt. In diesen Tagen gewinnt der Aufsatz „Deutschlands gefährlichstes Spiel in der Politik“ in Heft 19 der „Zeitschrift“ vom 17. Juni 1911, der die künftigen Konflikte voraussah und die Grundzüge der deutschen Politik skizzierte, von neuem Wert.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 2 21. OKTOBER 1911

# WAS UNS IN DER POLITIK DOCH NICHT ERSPART BLEIBT!

Was ist nun schließlich übergeblieben, als sich zu der Politik zurückzufinden, die in der „Zeitschrift“ von vornherein vorgezeichnet war. Deutschland, das bitter kolonialfeindlich war, schlug plötzlich ins Extrem und verstieg sich im Paroxismus des Konvertiten zu Voreiligkeiten, spähte nach exotischen Ländern, redete vom Beginn eines neuen Imperialismus, hätte für irgendwelche Sandwüsten ohne Gewissensbisse Kriege angefangen und hielt es auch für zeitgemäß, gegen jeden zu hetzen, der in dieser allgemeinen politischen Bezechtheit den Mond noch nicht für die Sonne hielt. Es handelte sich darum, daß Deutschland die Bahnen verlassen wollte, die ihm von der Natur vorgezeichnet sind. Seit vierzig Jahren hatte Deutschland zu tun, das neue Haus wohnlich einzurichten und mußte es mehr oder minder den andern Mächten überlassen, die Erde zu kolonisieren. Allmählich lauter werdend, regte sich aber bei uns der Groll. Peinlich wurde nachgerechnet, wieviel diese oder jene Macht an Land und neuen Bürgern gewonnen hatte. Dabei fiel es kaum jemandem auf, daß alle diese englischen, russischen und französischen Kämpfe und Siege auch Pyrrhussiege sein konnten, daß diese Mächte sich vielleicht nur Sorgen und wenig Freuden aufgeladen haben und stets zugleich für „le roi de Prusse“ arbeiten mußten. Das Exempel ist einfach von vornherein gewesen, wenn auch das Ergebnis manchem, der nicht von Anfang an mitgerechnet hat, paradox erscheinen mag; je mehr alle Mächte sich dezentralisieren, desto höheres Interesse haben wir Deutsche daran, uns zu konzentrieren, uns nicht zu zersplittern,

nicht auf Abenteuer in der Ferne auszuziehen und in der Ferne das, was wir brauchen, dadurch zu erreichen, daß wir in Europa unumschränkt die Vormacht haben und hier auf die Mächte, in deren Kolonien wir Handelfreiheit und andere Vorrechte haben wollen, einen Druck ausüben.

„Frankreich legte sich in Nordafrika fest," so wurde im zweiten Juniheft der „Zeitschrift" ausgeführt, „glaubte sich für den verlorenen Krieg entschädigen zu können und biß sich fest und kommt sobald nicht wieder los von Afrika. Frankreich eroberte Neuland, warf Geld und Truppen hinein und war gezungen, um den ersten Wurf zu retten, neue Kräfte nachzuschicken. Bismarck war die Sorge an der Westgrenze los, und als man in Frankreich durchschaute, was hinter seinem guten Willen steckte, war die Entrüstung fürs erste groß. Dann schob Rußland nach Osten ab und fuhr den Gelben in die Haare. Die Mandschurei als Lohn, russische Macht im Osten unumschränkt, für Rußland neues Menschenmaterial und neue Bodenschätze, Verbindungswege und Einflußsphären. Das waren die Aussichten. Wieder legte Deutschland nichts in den Weg und riet mit guter Miene zu. Die Japsen muckten auf und fielen Rußland an. Und statt erhoffter Stärkung war das Fazit: Revolution, ungeheurer Menschenverlust, Geldeinbuße, wankendes Prestige. Und ungeheure Kräfte mußte Rußland nach Osten senden, um Verlorenes wieder gutzumachen. Zum zweiten Male saß ein Affe in der Falle. Erst sah er ein Gefäß mit einer engen Öffnung, langte bis zum Ellbogen hinein und fand auf dem Boden einen Leckerbissen. Und als er seinen Raub in die Faust geschlossen hatte und herausholen wollte, ging die Faust nicht durch den engen Hals des Krugs zurück. Loslassen, was er hatte, war dem Geizhals unmöglich. So saß er und zerrte, bis sie ihn fingen. Der alte Trick. — Wenn das Exempel sich so glatt mit mathematischer Exaktheit weiter macht, wird Österreich mit seinen Abenteuern auf dem Balkan nicht viel Freude haben. Geld und Soldaten werden nach Südosten ziehen. In Wien wird man nur noch Balkanfragen sehen und hören und nur notgedrungen von Zeit zu Zeit an andere Dinge denken können. Die drei Mächte, die mit uns auf dem Festlande konkurrierten, haben sich gebunden und ihre Macht zersplittert. Deutschland blieb inzwischen zu Hause und nahm nach außen keine neuen Pflichten auf. Draußen wurden neue Möglichkeiten ausgebeutet und für uns blieb nicht viel nach. Aber in Europa sind drei Fronten, gegen die Deutschland früher im Felde stand, von selbst gebrochen. Das ganze Bild sieht anders aus und neue Möglichkeiten liegen frei. Ist das nicht viel wichtiger? — Zum vierten Male wird das Spiel beginnen. Italien will sein Teil an Afrika erringen. Der verlorene Krieg gegen

Abessinien hat den Übermut noch nicht gedämpft. Das Land, das finanziell noch ein Problem ist, mit seiner Truppenmacht unausgeglichen dasteht, das jedoch im Hin und Her zwischen den Westmächten und dem Dreibund Deutschland manche schwere Stunde machte, lenkt sich selbst von seiner Einflußsphäre fort, wird, wer weiß wie lange, sich mit Afrika beschäftigen müssen und sein Geld, das für italienische Schulreform und Kriegsschiffbau nötig wäre, nach Tripolis spazieren lassen, wo es nicht viel mehr als ein halb Prozent eintragen wird. — Wo alle sich nach außen wandten und recht zweifelhafte Bissen schlucken gingen, blieb Deutschland konzentriert und blieb auch muckmausestill, bis sie sich genügend festgebissen hatten. Von der Seite werden die Dinge wenig betrachtet. Und nur so ist eine Erklärung für vierzig Jahre deutscher Politik zu finden. Hier zeigt sich, daß dem Reiche von der Natur eine Bahn gewiesen wurde, die jeder, auch der Unfähige, betreten muß. Es hängt nicht mehr von der Geschicklichkeit einzelner, die sterben können, ab, wohin der Kurs zu lenken ist. Und das ist gut. So war es auch in England, wo die Staatsmänner nur zu schieben brauchten und die Tempi regulieren mußten. Zeit und Lage sorgten für das andere. Frankreich, Rußland, Österreich, Italien haben, nachdem sie einmal auf Abenteuer auszogen, bei uns nichts mehr zu tun und müssen anderswo Kastanien suchen gehen. Damit kommen wir aber schon in die bessere Lage und können nun in Ruhe sehen, was weiter wird."

Immer wieder muß gesagt werden, daß diese Politik nicht aus Feigherzigkeit getrieben wird, sondern aus der Erwägung, daß sie ohne Kraftvergeudung genau soviel einbringt (und jedenfalls schon eingebracht hat) wie jede andere Art, sich auf dem Weltmarkt durchzusetzen. Draußen in der Welt wird kolonisiert, werden Wege geschaffen, Bahnen gebaut und Kapitalien festgelegt, die ebenso dem deutschen Händler zugute kommen wie dem Engländer, Franzosen oder Italiener. Was zählen die drei oder vier Fälle, in denen Repressalien gegen Deutsche geübt wurden. Und selbst diese Repressalien werden schwinden in dem Maße, in dem unsere Vormacht auf dem Kontinent steigt. Von hier aus werden die Geschicke der Völker, die anderswo auch für uns bluten und sich mühen, dirigiert. Das klingt nun furchtbar und wird mit Bezeichnungen wie Räuberpolitik, Halsabschneidermanier gebrandmarkt. Und darin, daß man sich in Deutschland in einer listenreichen Zeit nicht zu einer listigen Politik entschließen kann und die Künste eines Richelieu und Macchiavell immer noch weit von der Hand weist, liegt eine Gefahr für das Ganze. Man soll Politik und Moral, wenn diese engherzig und kleinlich ist, hübsch voneinander trennen, man soll doch in Deutsch-

land gestatten, dasselbe zu tun (um für das Ganze wirken zu können), was in anderer Weise in England und Frankreich als Selbstverständlichkeit betrachtet wird. Man hat es den Deutschen von jeher vorgeworfen, daß sie die Staatsklugheit nur in kleinen Portionen essen können, weil ihnen die Sentimentalität schon schwer im Magen liegt. Wenn sich nicht bald die Anschauungen der Öffentlichkeit in Deutschland über diese Dinge ändern, werden wir ins Hintertreffen kommen und das, was langsam gewonnen wurde, wieder fahren lassen müssen. Bei uns ist die Redensart von den fünf Millionen Bajonetten schon eine Antiquität geworden. Auf die Dauer wird es nichts nutzen, dem Ausland immer nur die eine Vogelscheuche vorzuhalten. Eines Tags haben sich die Spatzen daran gewöhnt. Es kommt darauf an, neue Schreckmittel und Drohungen, die den Gegner von übermütigen Handlungen abhalten, zu finden. Und die liegen nahe genug. Man sucht uns draußen mit Intrigen zu bekämpfen, wo es geht. Und wir wollten nicht ebenso antworten? Ein harmloses Gemüt ist eine gute Eigenschaft, kann aber in der Politik, wo man es fast ausschließlich mit Kartenschlägern zu tun hat, doch recht schlecht am Platze sein. Die Unterlassungssünde rächt sich schon. Seit langem haben die Nordamerikaner sich mit China beschäftigt und den riesigen Absatzmarkt bearbeitet, haben Verbindungen mit den Reformern gesucht und haben mit den riesigen chinesischen Handelsfirmen, die der neuen Bewegung sympathisch gegenüberstehen, Geschäfte gemacht. Warum erscheinen wir so spät am Platze und haben nicht auch seit langem vorgebaut? Weil es bei uns für unfair gilt, sich mit Revolutionären (aus denen später gute und auch von uns anerkannte Staatsbürger werden) einzulassen. Die besten Bundesgenossen gegen England sind die Inder. Eine Revolution in Indien trifft Britannien ins Herz. Von Indien werden Anerbietungen gemacht, die eine Verständigung über ein gemeinsames Vorgehen erzielen sollen, und finden in Deutschland kein Ohr. Ist es da noch wunderlich, wenn wir von der skrupellosen englischen Politik seit Jahrhunderten über den Löffel barbiert worden sind, und auch heute noch halbwegs als dumme Tollpatsche behandelt werden? Nur der Anschein einer Verbindung mit Indien genügt schon, um England zur Nachgiebigkeit gegen uns zu zwingen. Wir stehen allein, rings von Leuten umringt, die durch Neid, Rassengemeinschaft und Finanzinteressen zusammengeschmiedet sind. Da soll es immer noch in Deutschland unmöglich sein, eine Politik großen Stils bis in ihre letzten Konsequenzen durchzuführen. Bismarck nahm für sich das Recht in Anspruch, mit offenen Karten zu spielen. Und konnte es tun, weil er stark genug war, es bei einem Miß-

verständnis auch an der nötigen Muskelkraft zur gewaltsamen Schlichtung der Streiterei nicht fehlen zu lassen. Aber unsere Staatsmänner, denen diese Kraft fehlt — warum sind sie nur brave Beamte und nicht Diplomaten, die das erste Rüstzeug ihres Berufs, Schlauheit und Skrupellosigkeit, ausnützen. Unsere Armee ist gut. Aber ihre Führer haben sich im Felde noch nicht bewährt. Es ist gut und klug, auf alle Fälle außer den berühmten fünf Millionen Bajonetten auch noch andere Drohmittel zur Hand zu haben, und in der Not sucht man seine Verbündeten, die darum noch nicht Freunde genannt sein müssen, wo es geht. Es ist recht undankbar, in Deutschland solche Dinge auszusprechen, und wird vielleicht auch im Auslande gebührend zur Notiz genommen, wo die Ärenthal, Gray, Tittoni viel schlimmere Dinge treiben. Wenn man dann aber bei uns zu der Ansicht kommt, daß man diese Leute schließlich auch mit ihren eignen Waffen bekämpfen könne und dabei von den Mitteln, die sich bieten, Gebrauch macht, dann würde der Nutzen für das Gedeihen des Reiches und für die Geschäfte jedes seiner Bürger immer noch hundertfach den Schaden überwiegen.

## AUFRUHR IN CHINA VON SZE YUEN CHENG

Ja, wir sind tätig. Die schöne Gelegenheit des englisch-deutschen Konflikts, von einem deutsch-französischen Konflikt sprechen wir nicht, konnten die Reformer sich nicht entgehen lassen. Sie erwägen, daß dieser Streit, selbst wenn er beigelegt werden sollte, ein Zusammenwirken europäischer Truppen, wie zur Zeit der Boxerunruhen, einfach auf Jahre hinaus ausschließen werde, und daß ihnen deshalb Gelegenheit geboten sei, ihr Recht zu gewinnen, ohne daran durch ausländische Patronen verhindert zu werden. Englische Telegramme stellen natürlich die Vorgänge wieder einmal in falschem Lichte dar. Man regt sich über die Zerstörung telegraphischer Verbindungen auf, als sei dadurch den Europäern bitteres Unrecht geschehen. Wenn ein chinesischer General sich das Leben nimmt, weil er eine Niederlage erlitten hat oder seinen Truppen nicht mehr trauen kann, benutzt man dies, um die Nachricht zu verbreiten, es herrschten „anarchistische Zustände". Ist es aber anarchistisch zu nennen, wenn eine Bevölkerung darauf aus ist, sich menschenwürdige Zustände zu verschaffen? Daß das Militär streikt, wird niemanden, der meine Artikel hier in der „Zeitschrift" gelesen hat, wunder nehmen. Ich habe es deutlich genug ausgesprochen, daß das aufgeklärte Militär auf seiten der Reformer steht, und ich betonte sogar, wie wichtig es sei, daß die Regierung immer wieder neue Truppen nach dem Süden Chinas schicke, weil sie uns dadurch Gelegenheit gebe,

auf die Soldaten eine Einwirkung auszuüben, die uns leider in Nordchina noch nicht möglich ist. Die Starrköpfigkeit und Dummheit der Nordchinesen bietet in der Tat die einzige Gefahr für unsere Bewegung. Ohne sie hätten wir längst unser Ziel erreicht. Ob wir es heute bereits erreichen werden, erscheint mir bis zuletzt zweifelhaft. Ein Aufstand in einer einzelnen Provinz ist nach meiner den Genossen oft ausgesprochenen Ansicht stets ein verfehltes Unternehmen. Dabei gebe ich aber zu, daß in diesem Falle eine Ausbreitung des Aufstandes auf ganz Südchina keineswegs ausgeschlossen ist. Sollte dieser Fall eintreten, so werden wir bald das chinesische Reich in zwei selbständige Reiche, Nord- und Südchina gespalten sehen. Kein Reformer wird leugnen, daß ihm dies als zunächst zu erreichendes Ziel vorschwebt. Der freiheitliebende Chinese des Südens will sich nicht immer wieder durch den in Sklaverei gehaltenen und in ihr aufgewachsenen Nordchinesen auf seinem Siegesmarsche aufgehalten sehen. — Was aber über europäische Einmischung? Wenn ich von europäischer Einmischung spreche, umfasse ich mit diesem Ausdruck alle fremde, d. h. auch japanische und amerikanische Einmischung in unsere Angelegenheiten. Nun, die Amerikaner sind klug genug, ihren Vorteil einzusehen. Sie sind die einzige Nation, die heute bereits mit einem modernen China rechnet. Sollten die übrigen Nationen dem Kriegsdrachen zum Opfer fallen, so würde dies unserer Sache nur dienen. Warum sollten sie sich aber einmischen, wenn der Frieden erhalten bleibt? Ist es denn ein internationales Verbrechen, wenn wir um unsere Freiheit kämpfen? Wiederum ertönt der bedenkliche Notschrei, daß Missionare bedroht seien. Derartige Nachrichten werden natürlich von der chinesischen Regierung verbreitet, um gegen uns Stimmung zu machen. Nicht einem einzigen Missionar ist bisher auch nur ein Haar gekrümmt worden, und wenn wirklich Europäer ums Leben gebracht werden sollten, so wird dieses von Gesindel geschehen, welches im Dienste der Regierung steht, um europäische Einmischung herbeizuführen wie zu Zeiten des sogenannten Boxeraufstandes. Wir rühren die Missionare nicht an, wenn wir sie auch verachten. Warum wir sie verachten? Nun, haben Sie jemals Freunde besessen, die langsam zu Tode gefoltert wurden? Einer der Reformer wurde in einen hölzernen Halskragen eingeschlossen, wobei man ihn auf Ziegelsteine stellte. An jedem Tage wurde einer dieser Steine unter seinen Füßen weggerissen, bis der Unglückliche nur noch an seinem Halse hing und elendiglich umkam. Missionare sahen das langsame Hinsterben dieses Mannes, ohne einen Finger zu rühren. Sie predigten von der Tapferkeit des Menschengottes, der für die Menschen sein Leben hingegeben habe, aber sie hatten nicht den Mut, ihren Einfluß zugunsten eines gefolterten Mitmenschen geltend zu machen. Von diesem Einfluß machten sie nur dann Gebrauch, wenn es galt, einen christlichen Dieb oder Verbrecher dem Arme des Rechtes zu entreißen. Derartige Leute können wir nicht achten. — Mit den sogenannten chinesischen Christen werden die Reformtruppen wahrscheinlich nicht sehr glimpflich verfahren. Sie erkennen in ihnen Verräter des Landes, die den Deckmantel einer fremden Religion annahmen, um durch ihn geschützt ihre Landsleute ausbeuten und ungestraft verfolgen zu können. Sollte aber ihr Tod das Ausland zum Einschreiten be-

wegen? Ich hoffe nicht. Ein Aufstand kostet stets Menschenleben, und weshalb sollte dabei der Tod der schlechteren einen größeren Einfluß ausüben, als der Tod freiheitliebender Reformer? Es liegt natürlich die Möglichkeit vor, daß europäische Staaten auf den Gedanken kommen könnten, sich wieder einmal ein Stück China anzueignen. Dies wäre sehr traurig. Es wäre das einzige Mittel, uns Reformer gegen das Ausland zu erbittern, von dem wir in jeder Beziehung Unterstützung, oder jedenfalls Unparteilichkeit erhoffen. Siegen wir, so bedürfen wir europäischer Hilfe auf allen Gebieten, um unser reiches Land zu entwickeln, und der Staat, der unserer Freiheitsbewegung keine Hindernisse in den Weg warf, wird eine reiche Ernte einheimsen. Der Räuber chinesischen Landes würde dagegen leer ausgehen, denn zur Liebe lassen auch wir Chinesen uns nicht zwingen.

# DAS WESEN DES LÄCHERLICHEN

## VON PROF. DR. ADOLF MAYER

Was ist doch das Wesen des Lächerlichen? Wenn man die Definitionen der Fachphilosophen nachsieht, könnte einem schwindlig werden. Nach Aristoteles — um mit dem Vater der Scholasten zu beginnen, der den gesunden Menschenverstand jahrtausendelang in Banden schlug — ist das Lächerliche das unschädlich Häßliche.

Nach Jean Paul sollte das Wesen des Lächerlichen „ein sinnlich angeschauter unendlicher Unverstand — und das des Witzes, der ja eine willkürliche Herbeiführung des Lächerlichen ist, die Kürze sein". Aber dann müßte ja jeder Lakonismus witzig sein, wie Freud richtig bemerkt[1]).

Der moderne Ästhetiker Köstlin dagegen nennt das Lächerliche ein Vergehen nicht verderblicher Art. Nach Carriere liegt das Wesen des Lächerlichen in der Lösung eines Widerspruchs oder in der Beseitigung des Häßlichen, so daß es unschädlich wird. Schopenhauer definiert als Ursprung des Lächerlichen das Subsummieren heterogener Begriffe unter einen generellen[2]); andere Philosophen meinen, daß alles Lächerliche auf dem Hinstellen großer Kontraste beruhe; und Kant sagt, daß das Komische auf dem Auflösen einer Erwartung in nichts beruhe. Nach Kuno Fischer aber ist der Witz „das spielende Urteil", wobei unter spielend zu verstehen ist, daß wir beim Objekt der Darstellung in keiner Weise ernstlich interessiert sind. Aber derselbe Philosoph berührt zugleich eine Stelle, die, wie es scheint, bis dahin verborgen geblieben war, nämlich, daß der Witz selber etwas Verborgenes hervorheben müsse, um als solcher gelten zu können. —

Wir aber wollen unsere Augen öffnen und die Ohren spitzen und uns um die Autoritäten nicht allzuviel kümmern, und wenn ich das tue, komme ich zunächst zu dem Urteil, daß das Lächerliche mit dem Freudigen innig verwandt sein müsse, aus dem

---

[1]) „Der Witz", Wien 1905, S. 18.

[2]) Die Welt als Wille und Vorstellung. II. 3. Aufl. 1859, S. 99. Eine ältere Definition von Hutcheson wird dort verworfen.

einfachen Grunde, weil die Empfindung beider sich in so ähnlichen Gebärden äußert. Aber offenbar muß die fragliche freudige Empfindung erst auf Grund einer gewissen geistigen Entwicklung möglich sein, denn selbst die höchstentwickelten Tiere lachen nicht oder wenigstens nur in vereinzelten Fällen, und oft nur nach der Meinung ihrer nicht ganz vorurteilsfreien Besitzer.

Ich glaube ferner bemerkt zu haben und das stimmt mit Kuno Fischer, daß eine lächerliche Situation allemal darin besteht, daß ein sorgfältig Verhehltes plötzlich auf irgendeinem Umwege zutage tritt, und daß es, damit im Zusammenhange, das Wesen des Witzes ist, solche Umstände künstlich zu schaffen. Dadurch wird auch erklärlich, was sonst unerklärlich bleibt, daß soviel Lächerliches auf dem Gebiete des Obscönen liegt, weil wir dieses Gebiet durch die gute Sitte in der Gesellschaft zu vermeiden verpflichtet sind. Das Vergnügen am Lächerlichen läge dann darin, daß wir uns freuen, daß durch den Zufall oder durch die Schlagfertigkeit des Verstandes ein Zustand zutage tritt, dessen Bekanntsein im Interesse des Lachenden liegt, den direkt bekannt zu geben ihm aber durch Sitte, Konvention oder Anstand verboten ist. Daher denn der Fall sehr seine zwei Seiten zu haben pflegt, auch eine peinliche für den, der sich in der umgekehrten Lage befindet und auf dessen Kosten nun gelacht wird. —

Am nächsten dieser meinen Auffassung kommt unter den Schriftstellern, die über diesen Gegenstand geschrieben haben und deren Schriften mir bekannt geworden sind, der obengenannte Freud. Er meint, daß die Lust, die durch den Witz erzielt wird, mit dem ersparten psychischen Aufwand in Zusammenhang stehe und führt diese Auffassung mit vielem Scharfsinn durch.

Ein Rezept für Witze wäre demnach das folgende: der Gegenpartei in Worten alles zuzugeben und auf deren Reden einzugehen mit einem „Jawohl"; aber dann den Gedanken fortzuführen in einer Wendung, die auch noch einen zweiten, der Absicht des Gegners entgegengesetzten Sinn hat. Also z. B. ein seine Treffsicherheit überschätzender Jäger legt auf einen Hasen an mit den Worten: „Häs'chen mach dein Testament." — Der Schuß geht vorbei. — Der Hase läuft davon. — Ein zweiter Jäger nebenan, fährt, den Faden des Gedankens aufnehmend, ganz ruhig fort: „Richtig, er läuft schon zum Notar."

Oder in seiner Komik ganz auf dieselbe Weise zu erklären: Ein zur Jagd Geladener, der unterwegs viel von den Elefantenjagden in Afrika gefabelt hat, fehlt ein Reh, worauf der Nachbar witzelt: „Der Herr Kommerzienrat ist von Afrika her wohl das längere Wild gewöhnt" usw. in endloser Unerschöpflichkeit.

Mit dieser Erklärungsweise im Zusammenhang steht auch die bekannte Trockenheit des guten Witzes. Die wahre Absicht darf nicht durch ein vorzeitiges und siegesgewisses Mienenspiel zu erkennen gegeben werden. Wer das tut und der Witz schlägt fehl, wird nun seinerseits ein Gegenstand und zwar der unfreiwilligen Komik.

Mäßig witzig war nach unseren heutigen Ansprüchen die Zeit des klassischen Altertums, wenn wir nach den noch erhaltenen Beispielen urteilen dürfen und auch noch im 18. Jahrhundert war man verhältnismäßig anspruchslos.

Cicero hörte einen jammern, daß sich sein Weib an einem Feigenbaum erhängt habe und bat um ein Pfropfreis dieses Baumes.

Sie denkt so edel wie Titus, sagte man schon im Altertume von einer galanten Dame: „Sie hält jeden Tag für verloren, an dem sie nicht einen glücklich gemacht hat.“ Es wäre hier auch zu erinnern an das Gedicht von Lessing:

„Die gute Galathee! Man sagt sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.“

Schopenhauer aber führt an der Stelle, auf die ich vordem Bezug nahm, die folgende Geschichte an: „Auf einem Theater, dessen Spielern kurz zuvor das Verbot eingeschärft war, keine improvisierten Stellen einzuschalten, entledigt sich ein Pferd einiger Kotballen. Der danebenstehende Schauspieler ruft aus: „Paß auf, das Improvisieren ist uns verboten.“ — Auch hier liegt die Komik unzweifelhaft darin, daß der witzige Mime der Form nach ganz im Sinne der Direktion handelt, deren Verbot er aber sachlich kritisiert und überdies (auch im Interesse des auf Improvisationen erpichten Publikums) umgeht, indem ja der Ausspruch selber eine Improvisation ist. Das Lächerliche wird außerdem noch gesteigert durch das Wörtlein „uns“, wodurch das Pferd mit den Schauspielern auf eine Stufe gestellt und so gezeigt wird, daß die Direktion sie im Grunde alle wie Vieh behandelt. Also eigentlich ein ganzer Rattenkönig von Witzen und solche Leistungen, die zugleich die Analyse erschweren, sind modern.

Hiermit ist auch zugleich der Grund aufgedeckt, warum so viel gesunder Verstand zum Machen von Witzen gehört. Die Situation muß rasch erfaßt werden, um ihr die lächerliche Seite oder Seiten abzugewinnen. Bekanntlich bezeichnet auch das Wort Witz ursprünglich gar nichts anderes als Weisheit oder Verstand, wie ja jetzt noch Mutterwitz ungefähr dasselbe wie gesunder Menschenverstand bedeutet. Wo bleibt aber da das Subsummieren heterogener Begriffe unter einen generellen? Wo bleibt da der Kontrast und die Lösung desselben, wovon ein Theoretiker des Komischen nach dem andern in endloser Wiederholung redet?

Ein weiteres Beispiel, die von mir versuchte Theorie des Lächerlichen und zwar des unbeabsichtigten Komischen zu erläutern, ist das Wort eines standesstolzen höheren Beamten, der einen Subalternen wegen des Gebrauchs der allerdings etwas lässigen Redensart: „Ich hatte bisher noch nicht das Vergnügen, Sie zu kennen,“ zur Rede stellen wollte und ihn anschnauzt: „Mich zu kennen ist eine Ehre, aber kein Vergnügen.“ Dieser Ausspruch ist darum so lächerlich, weil jeder Umstehende dem Tyrann die Offenbarung der Wahrheit, daß es nicht vergnüglich sei, mit ihm umzugehen, so von Herzen gönnt, aber doch nicht in der Lage ist, sie ihm direkt zu Gemüte zu führen und sich darum des Zufalls, und zwar in Gestalt der Ungeschicklichkeit jenes — wodurch die Sache noch mehr gewürzt wird — von Herzen freut.

So kommen wir in der Tat zu einer ziemlich allgemeinen Theorie des Lächerlichen und der Kunst, es hervorzurufen. Ich kenne in der Tat wenig Komisches, das sich nicht der hier verteidigten Regel unterordnete, und sollte dies ausnahmsweise

einmal der Fall sein, dann zweifele ich lieber an der Kraft meines analysierenden Verstandes, als an der Unrichtigkeit eines Gesetzes, von dessen Zutreffen ich mich in so vielen Fällen überzeugt habe.

Auch Wortwitze, obgleich eine niedere Kategorie darstellend, fügen sich die Regel. Antigone, ausgesprochen wie Antik — o nee! ist hierfür ein passendes, schon von Freud gebrauchtes Beispiel. Man will nicht direkt sein abfälliges Urteil zu erkennen geben und übt schlagende Kritik, wie es Kinder tun könnten, gleichsam durch ein Versehen, durch schlechte Aussprache.

Auch der Ausspruch über eine der ersten Regentenhandlungen von Napoleon, da er die Güter der Orleans kassierte: „C'est le premier vol de l'aigle" gehört hierhin, in dem von der doppelten Bedeutung des Wortes „vol" geschickt Gebrauch gemacht, und den Lachlustigen Gelegenheit gegeben wird, sich ohne Gefahr lustig zu machen.

Ein sehr harmloser Wortwitz ist folgender: „Da werden wir noch einmal Sechsundsechzig spielen müssen," soll Bismarck zu König Wilhelm gesagt haben, da der französische Krieg vor der Türe stand.

Auch die von Schopenhauer gewählten Beispiele ordnen sich meiner Regel alle unter; z. B. auch der Vers zur Verspottung des langweiligen Predigers: „Brav ist der treue Hirt, von dem die Bibel sprach: Wenn seine Herde schläft, bleibt er allein noch wach." Den doch in vielen Fällen so wahren Gedanken direkt auszudrücken, war wenigstens zur Zeit, als dieser Vers gedichtet wurde, — jetzt erlaubt man sich ja ganz andere Dinge — höchst prekär, weil er eine Person betrifft, die sowohl durch ihre Stellung in der Gesellschaft, als durch die religiösen Gefühle, die in ihr vergegenwärtigt sind, doppelt geheiligt ist, und daher die Langweile der Predigt nur auf einem Umwege, der den Anstand wahrt, kund gemacht werden konnte. Und so muß das scheinbare Lob als echt biblischer Hirt als willkommener Schleier dienen.

Ganz analog ist der Vers des Oldenburger Humoristen von Kobbe an einen „aus Irrtum" Dekorierten:

„Wie Christ sein großes Kreuz
Trägst du auch deines;
Denn sicher unverdient
Trug jener seines."

Eine ähnliche Art des Witzes, nur unendlich schlagfertiger, ist jener der Frau von Stael, der man den berühmten Automatenmacher Vaticanson präsentierte, wobei sich dieser ziemlich hölzern benahm: „Ich glaube, er hat sich selbst gemacht." Scheinbar ein Lob seiner Kunst, die sich so hoch verstieg, aber zugleich eine Kritik seiner maschinenmäßigen Persönlichkeit.

In diese selbe Kategorie gehört auch ein Witzwort Friedrich Wilhelms IV., der bei einer Reise durch sein Land der langweiligen Rede eines Schulmeisters standhalten mußte, in die ein wirklicher Esel hineinschrie. Der König machte nur: „Pst! — einer nach dem andern" und hatte dadurch den zweibeinigen treffend karrikiert und vielleicht ohne daß jener es auch nur merkte.

Auch die historisch verbürgte Antwort eines Einjährigen, der von seinem Vorgesetzten angeschnauzt wird: „Mein Freund, Sie sind ein Esel!" gehört hierher, denn sie lautete: „Jetzt weiß ich

nicht, bin ich ein Esel, weil ich Ihr Freund bin oder umgekehrt Ihr Freund, weil ich ein Esel bin."

Witze, die nicht einen einzelnen treffen, sondern ganze Zustände, werden in der Regel weniger pikant gefunden. Doch ganz gut ist auch der folgende: Ein jüdischer Handelsmann bemerkte zu dem Sprichwort: Ehrlich währt am längsten: „Ja, weils nicht viel gebraucht wird."

Das Lächerliche wird also in all diesen Fällen bewirkt durch die Freude an der Geschicklichkeit, Jemanden, der es verdient, ungestraft eins versetzen zu können, und zuweilen hat der Zufall diese Eigenschaft.

Freud, der zwischen Witz und Komik eine durchgehende Unterscheidung sucht, und den Traum und das Unbewußte in seine Erklärungen hineinzieht, meint, daß schon eine zufällige Entblößung eines für gewöhnlich Verhüllten komisch wirke. Ich kann das nicht finden. — Ueber einen alten Mann, dem der Sturm den Hut wegnimmt und das kahle Haupt entblößt, lachen wir nicht. Auch würden wir nicht lachen über eine Mutter Gottes, der sich das Kleid verschöbe. Wir lachen aber über den jungen Stutzer, der seine Perücke verliert, oder dem ein Spaßvogel Schmetterlinge auf die falschen Waden gespießt hat. Es ist also nicht die Entblößung allein, sondern die Entblößung, bei der der Zufall oder die Absicht die Rolle des Entlarvers spielt, wie denn derselbe Autor an anderen Stellen die Entlarvung richtig bewertet.

Von Immermann wird im Münchhausen eines „höchst lächerlichen" Falles erwähnt, daß ein Leidtragender während des erbärmlichen Schluchzens eine baumwollene Nachtmütze hervor- und über den Kopf zieht, um dann fortzufahren zu schluchzen. Zur Erklärung der Lächerlichkeit dieses Benehmens, der ich gerne beipflichte, fährt dann aber der Autor fort: „An und für sich war diese Handlung höchst vernünftig, weil er das Herannahen eines Rheumatismus im Kopfe fühlte und demselben mit der wärmenden Hülle begegnen wollte. Gleichwohl wirkte sie in so anstößig erheiternder Weise: „Denn eine baumwollene Nachtmütze gehört nun einmal zu den Dingen, die unwiderstehlich jeden feierlichen Ernst zerstören." Mit dieser Erklärungsweise bin ich natürlich wieder gar nicht zufrieden, da es mir eben nicht einleuchten will, daß es Gegenstände geben kann, die an und für sich lächerlich sein können. Eine ebensolche Nachtmütze auf dem Kopfe eines Kranken würde niemanden zum Lachen reizen. Ich meine das Lächerliche wieder darin zu entdecken, daß der „Schluchzende" sich bloßstellt als ein Komödiant; denn der wirklich Betrübte vergißt seinen Rheumatismus über seiner Betrübnis. Dazu entblößt der Nachtmützenbesitzer auch noch seinen mangelnden Sinn für Dekorum, daß er für eine so feierliche Gelegenheit ein Kleidungsstück mitbringt, das nur in das Schlafzimmer paßt. Und dem Komödianten gönnt man besonders gerne dieses blamable Zurschaustellen der Geschmacklosigkeit.

Der Humor — das Wort hat nachweislich erst im 18. Jahrhundert durch Sterne seinen Stempel erhalten — ist bekanntlich dem Witze verwandt. Man hat ihn schon definieren wollen als Witz in Verbindung mit Gemüt, freilich eine wenig durchsichtige Bezeichnungsweise. Der Ästhetiker v. d. Pfordten meint, daß Humor auf Gegensatz von Form und Inhalt beruhe. —

Andere bezeichnen ihn als Witz, der seine ästhetische Seite habe, als wenn der Witz an sich nicht schon diese Seite hätte.

Ich glaube, daß auch Humor nichts anderes ist als Witz, mit Talent herbeigeführt oder zufällig (wenigstens ohne willkürliche Erfindung) gegeben (Humor der Weltgeschichte). Nur daß bei dieser Kategorie der Gegenstand der Kritik ein tiefernster ist, so daß neben der Freude am Witz zugleich die Trauer über die Verkehrtheit des kritisierten Zustandes oder wenigstens der Ernst desselben empfunden wird. Daher das Weinen und Lachen zugleich, das z. B. für den Jean Paulschen Humor als charakteristisch hingestellt wird oder auch „Scherz beim Schmerz" als passende Definition. Wir sagen ja auch im gewöhnlichen Leben in solchen Fällen: „Wäre die Sache nicht so traurig, man müßte sie als komisch bezeichnen." An das eigentlich Witzige machen wir beim Humor etwas weniger Ansprüche, weil schon das souveräne Beherrschen der Situation ästhetisch befriedigend wirkt.

Gute Beispiele von Humor sind Geschichten von Mark Twain und anderen, auch die von Freud mitgeteilte von dem Angestellten einer großen Wegebau-Unternehmung, der durch die vorzeitige Explosion einer Mine in die Luft fliegt und, zwar unbeschädigt aber weit entfernt, die Erde wieder erreicht und dem dann vom Unternehmer „wegen Entfernung vom Arbeitsort" ein Lohnabzug gemacht wird. Der Fall ist ganz ähnlich dem neuerlich von deutschen Witzblättern ersonnenen, da man auf dem Aborte eines Bahnwagens einen Erhängten fand, wobei es sich herausstellte, daß die Leiche schon eine Woche in der verschlossenen Lokalität mitgeschleppt worden war. Diese Tatsache wurde mit dem humoristischen Zusatze versehen, daß den Erben des Selbstmörders alle die Fahrten, die die Leiche mitgemacht, von der Eisenbahnverwaltung wären angerechnet worden. Witzig sind diese Anekdoten zunächst, weil es darin mit augenscheinlich sehr geringen Mitteln gelingt, Blößen aufzudecken, nämlich eines ganz mechanischen und sinnlosen Verfahrens nach dem Buchstaben zu rechnen, ohne die gänzlich modifizierenden Umstände irgendwie in Betracht zu ziehen. Aber zugleich werden tiefernste sittliche Defekte aufgedeckt, dort eines schonungslosen Ausbeutungssystems, hier einer haarsträubenden Fiskalität, und durch diesen ernsten Hintergrund bekommen die Geschichten einen humoristischen Charakter.

Schwächer wie im Witz sind, wie wir gesehen, die Alten; noch schächer im Humor. Als beste Beispiele werden solche überliefert wie folgendes:

„Nicht wahr, ich habe dich gelangweilt? fragte ein Schwätzer den Aristoteles. O nein! Ich habe dich nicht gehört, erwiderte der Philosoph."

Ein echt humoristisches Wort ist aber das verbürgte jenes modernen Gelehrten, dem bei einem Mittagessen ein ungeschickter Bedienter etwas Sauce auf den kahlen Kopf tropfen ließ: „Glauben Sie, daß das hilft?" sagte jener, indem er sich die Glatze sorgfältig rieb, als handle es sich um ein wunderbares Haarerzeugungsmittel.

Der Gipfel des Humors ist aber, wenn einer, dem es selbst an den Kragen geht, noch über diese Situation zu witzeln versteht, wie Thomas Morus unmittelbar vor seiner Hinrichtung,

schon das Haupt auf dem Block, seinen Bart seitwärts legte mit den Worten: Dieser ist unschuldig", oder etwas gezwungener Heine, der auf seinem Krankenlager die Lorbeerkränze, die man seiner Büste spendete, verglich mit den Kataplasmen, die ihm in Wirklichkeit auf den Kopf gelegt würden.

Ein anderer zum Tode Verurteilter bat, als er auf den Stufen zum Galgen stand, um ein Glas Wein. Man entsprach seinem Wunsche; er trank es aus, doch vor Schrecken ließ er es fallen, und es zerschellte. Da sprach er zu den Umstehenden: „Das ist ein ungünstiges Vorzeichen, höchstwahrscheinlich erlebe ich noch heute irgendeine Unannehmlichkeit!"

Das ist der Gipfel des Humors, aber gewiß nicht seine größte Tiefe. Die muß man vielmehr bei Reuter und Dickens suchen, weil da der Ernst des berührten Gegenstandes uns mehr im Innern erregt. — Immerhin bleibt es aber einer der charakteristischsten Seiten des Humors, daß man derselben Sache, die subjektiv tiefernst, oder wenigstens unangenehm ist, rein objektiv eine witzige Seite abgewinnt, die sogar manchmal über die Trauer hinweghilft. Daher auch die Beziehungen des Humors zur Religion, die Lazarus hervorgehoben hat. Denn das fromme Gemüt ist ja in der Ökonomie der christlichen Glaubenslehre aus eignem Verdienste dem ewigen Verderben ausgeliefert, wird aber zugleich durch die Gnade erlöst, und es will mir vorkommen, daß tief humoristische Menschen immer auch ein frommes Gemüt haben, wie es auch immer mit ihrer Orthodoxie bestellt sein mag. Bei Reuter und Dickens trifft das jedenfalls zu und auch bei Wilhelm Busch, wie seine vor kurzem erschienene Biographie zeigt. Anselm Feuerbach aber sagte in seinem Vermächtnis:

> Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eigenen Leid spielen.
> Er ist eine der wenigen Tröstungen, die dem Menschen treu bleiben bis ans Ende.

Der Witz, der diese ernste Seite nicht hat, wird nicht wohl als Humor bezeichnet werden können, und wenn er gar eine böse Absicht hat, dann wird er, wie der von Franz Moor, zum „Skorpionenstich", dessen kaustische Schärfe die scharfe Wirkung des bloßen Witzes noch verstärkt, statt wie der Humor ableitend und mildernd zu wirken. Dies ist dann der Sarkasmus.

Zum Schluß möchte ich auf eine Beziehung aufmerksam machen, die mir äußert wichtig für die Definition dieser verschiedenen Witzarten zu sein scheint. Ein und derselbe Ausspruch erscheint als humoristisch oder als sarkastisch, je nachdem man dadurch sich selbst oder einem andern eins versetzt. Z. B. das bekannte Wort, das der Rätin Goethe nachgesagt wird, als sie an dem Tage, der wirklich ihr Todestag werden sollte, zu einer Kaffeevisite eingeladen wurde: Es täte der Rätin leid, nicht kommen zu können, aber sie hätte keine Zeit, sie müsse heute sterben. — Auch dies ein großartiger Humor; aber man denke sich dieselbe Bemerkung, erfunden von der Gastgeberin, um das Wegbleiben zu entschuldigen; ein derber Witz, und der Kranken ins Gesicht gesagt: ein schneidender Sarkasmus, und so in allen den oben als humoristisch erwähnten Fällen. Es ist eben ein anderes, ob man sich selbst freiwillig entblößt und lachend seine Schäden

zeigt oder ob dies mit zweifelhafter Zustimmung durch einen andern geschieht.

Im übrigen mögen mir aber alle Abgrenzungen der verschiedenen Arten von Witz und Komik, bis hinab zu dem „Drolligen", womit eine wissenschaftliche Psychologie sich quält, erlassen bleiben.

# VOLK UND AUSLAND VON JOHANNES W. HARNISCH

Das Verlangen des deutschen Volkes, eine Kontrolle über unsere auswärtige Politik zu erlangen, ist alt. Schon der Kanzler des Norddeutschen Bundes hatte sich damit herumzuschlagen. Es ist dann unter und durch Bismarck lange Zeit verstummt. Begreiflich: in die Führung unserer auswärtigen Politik durch den Eisernen setzte seit 1866 ernstlich niemand Mißtrauen. Von diesem Vertrauenfonds haben auch dessen Nachfolger noch gezehrt. Erst Fürst Bülow merkte den Wandel, der sich in die wiederholte Zentrumsanregung verdichtete, dem Reichstage die diplomatischen Aktenstücke von Zeit zu Zeit unter Ausscheidung der nicht mitteilbaren vorzulegen. Aus dieser Anregung ist — begreiflicherweise — nichts geworden. Das Verlangen, dem sie entsprang, besteht weiter; ist stärker wohl nie gewesen als eben jetzt — wie das gekommen, bedarf keiner Ausführung. Und es ist berechtigt. Unser aller Leben ist durch tausend Fäden an die auswärtige Politik des Reiches geknüpft. Nicht allein, daß ein Krieg die Hälfte der erwachsenen Männer ins Feld ruft; nicht nur, daß er über Gedeih und Verderb der Nation auf Jahre und Jahrzehnte hinaus entscheidet. Nein, von diesem Grenzfall ganz abgesehen, bestimmt die Führung unserer auswärtigen Politik in erheblichem Maße, ob wir 65 Millionen Menschen unser Brot und die Butter dazu finden oder nicht. Ein schlechter Handelsvertrag, wie der mit Portugal, der mit Schweden, kostet jedes Jahr Millionen, die nicht in die Taschen unserer Händler, Industriellen, Reeder, Arbeiter fließen, in deren Taschen sie ja nicht bleiben würden. Ob in Westmarokko 5 Millionen Deutsche siedeln oder nicht — vorausgesetzt, daß es möglich ist; ich teile die Ansicht, es wäre das —, bedeutet für unsere Volkswirtschaft einen jährlichen Mehrverdienst von, gering gerechnet, Dutzenden von Millionen oder ein lucrum cessans in dieser Höhe. Ist die auswärtige Politik des Deutschen Reiches stark und eindrucksvoll, so verdient der deutsche Kaufmann in Singapore und New York, in Kapstadt und Petersburg, in Stambul und Buenos Aires. Ist sie schwach, erleidet sie Schlappen, so verschiebt sich der Handelsanteil der Nationen auf der Welt zugunsten seiner Konkurrenten. All das sind selbstverständliche Zusammenhänge. Zusammenhänge, die immer tiefer ins Volksbewußtsein dringen; die sich selbst den seit Jahrzehnten im Lande der roten Theorie Hausenden, wie August Bebel, allmählich aufdrängen. Und: die wir, soviel Bevormundung wir sonst erleben und vielleicht auch brauchen, in die Frage unseres Verdienens niemanden hineinreden lassen — wir sollen die Vorfrage über die Möglichkeit unseres Verdienens allein und unkontrolliert Leute entscheiden lassen, die nicht unser Vertrauen, sondern eine Aus-

lese bestimmte, die das survival of the fittest höchstens einmal als Zufallsergebnis hat?

Das kann niemand verlangen. Es fragt sich nur, auf welchem Wege wir zu einer Kontrolle und Einwirkung auf unsere auswärtige Politik gelangen können. Gegenwärtig haben wir sie nicht. Die kleinen Mittelchen, die einst die Twesten und Genossen und jetzt die Hertling und Genossen vorgeschlagen haben, tuns nicht. Vorlegung diplomatischer Aktenstücke? Ach, du lieber Himmel! wie Bülow sagen würde. Doch hören wir lieber Bismarck (Rede im Norddeutschen Reichstage vom 22. April 1869):

„Ich würde genötigt sein, über denselben Gegenstand zweierlei Depeschen zu schreiben, einmal solche, die wirklich in der Diplomatie ihre praktische Geltung haben sollen, und dann solche, die ich beabsichtige zu veröffentlichen; und es wäre das nicht bloß eine ausnahmsweise Vorliebe für Heimlichkeiten von meiner Seite, sondern es geschieht dies ohne Zweifel überall. Ich würde sogar noch weiter gehen müssen; ich würde manche Depeschen für die Öffentlichkeit zu schreiben haben, die ich sonst gar nicht geschrieben haben würde, weil ich sie für das eigentliche Geschäft für überflüssig hielte .... Sollten die Herren darauf bestehen, so will ich versuchen, für das nächste Jahr etwas Unschädliches zusammenzustellen .... Ich bin, wie sie aus dem Gesagten ersehen werden, kein Anhänger der Blaubücher, obwohl sie bei anderen größeren Staaten angenommen sind. Ich wiederhole meine Überzeugung, daß sie angenommen sind hauptsächlich aus Bedürfnissen der inneren Politik und der Publizistik. Aus letzterem ihr zu folgen, lehne ich ab; ich halte das nicht für politisch zweckmäßig. Es nutzt die Stellung und die Kraft der Überzeugung einer Regierung ab. Ob es dagegen nötig ist, uns dieses additionelle Geschäft, diese Schwierigkeit aufzulegen aus Gründen unserer inneren Politik, aus parlamentarischen — ja, meine Herren, das hängt davon ab, ob die Diskretion, welche der Herr Vorredner (Twesten) mit Recht an unseren deutschen Parlamenten rühmt, noch weiter geübt wird in bezug auf zu schonende Fragen, oder ob Sie auf Veröffentlichungen bestehen. Es wäre mir lieber, Sie beständen nicht darauf; ist aber der Wunsch ein allgemeiner, so werden wir geben, was wir geben können; teils eine etwas frühere Publikation einer Zeitgeschichte von Daten, welche auf die augenblickliche Situation keinen verwirrenden Einfluß mehr üben können, teils solche Depeschen, welche geschrieben zu haben wir für die Männer angesehen zu werden wünschen."

Ehrlicher kann der Standpunkt des Diplomaten zur Sache nicht dargelegt werden. Ich bezweifle, ob man ihn gegenwärtig ebenso ehrlich darlegen würde. Das Weißbuch schlimmen Gedenkens gegen die Mannesmanns spricht dagegen. Und Fürst Bülow hat jedenfalls seinerzeit weniger Offenheit bekundet. Sein Standpunkt, der der jetzigen, der jedes Leiters der auswärtigen Politik einer Großmacht war, ist, wird sein der Bismarcksche. Denn der ist sachlich allein haltbar. Hören wir noch Lothar Bucher, den klugen, leidenschaftlichen Mann, den Klugerkanntes aus einem roten Demokraten in das entgegengesetzte Extrem hineinwarf, die praktische Bekanntschaft mit dem parlamentarischen System in England zu einem entschiedenen Gegner dieses Systems machte: „Eine Versammlung von 500 bis 600 Mitgliedern kann die aus-

wärtige Politik nicht kontrollieren, wie sie heute[1]) ist. Eine Versammlung wie das Unterhaus kann die auswärtige Politik in großen Zügen vorzeichnen, kann aber die Befolgung ihres Willens nicht kontrollieren. . . Ein Kabinett, das eine Politik treibt wie das englische und jeder europäische Großstaat, kann nicht von allen Zielen und Mitteln Rechenschaft geben, noch weniger vorher Beschlüsse darüber einholen."

Mit diesen Tatsachen haben wir uns abzufinden. Die Volksvertretung als solche kann weder einen maßgebenden noch einen kontrollierenden Einfluß auf die Gestaltung der auswärtigen Politik gewinnen. Versucht sie es doch, so wird ihr entweder „etwas Unschädliches zusammengestellt", oder ihr wird, wozu sich besonders vertrauliche Kommissionssitzungen eignen, direkt Wahrheitswidriges mitgeteilt. Gleichgültig, was geschieht, es hilft nicht weiter. Anderseits: fände sich ein Leiter der auswärtigen Politik, der schwach genug wäre, seiner Pflicht zu vergessen und der Volksvertretung wirklich Wichtiges anzuvertrauen, so würde damit der Gang der auswärtigen Politik nicht kontrolliert, sondern geschädigt werden. Die Tatsache der Mitteilung eigner Absichten und Ziele oder der vertraulichen Zusicherung anderer Mächte schüfe eben eine neue Situation, und zwar eine Situation, die für die betroffene Macht schlechter wäre, als die vor der Mitteilung.

Direkte Anteilnahme des Volkes durch seine Vertretung an der Festsetzung und Kontrolle der auswärtigen Politik ist also unmöglich. Nur indirekte Wege zum Ziele sind gangbar. Die Volksvertretung kann eine Vertretung der Volksvertretung subdelegieren. Eine solche Subdelegation besteht in der Budgetkommission des Deutschen Reichstages. Daß diese gegenwärtig keinen Einfluß nach der erstrebten Richtung hat, ist Tatsache. Sie würde ihn aber, wenn sie auch mit ganz anderen Kautelen und Befugnißen ausgestattet würde, nie gewinnen können. Damit sie ihn hätte, wäre nötig, daß alle Akten ihr unmittelbar zugehen würden; wäre nötig, daß sie vor jeder Entscheidung gehört würde. Das wäre ein Hofkriegsrat von 28 oder meinetwegen auch nur 10 oder 5 Mitgliedern für die auswärtige Politik; ein Hofkriegsrat, der auf diesem Gebiete, wo von Blick, Intuition und schnellem Entschluß nicht weniger abhängt als im Kriege, genau ebenso segensreich wirken würde wie der einstige wirkliche in Wien. Verfolgen wir diesen Weg weiter, so kämen wir dazu, daß die Subdelegation einen Mann ihres Vertrauens aus ihrer Mitte wiederum subdelegierte. Statt eines Leiter der auswärtigen Politik besäßen wir dann deren zwei mit verschiedenen Befugnissen.

Auf diesem Wege geht es also nicht. Holen wir uns Rat aus den Organisationen, in denen Private einen nicht entfernt so wichtigen Geschäftskreis durch einzelne in ihrem allgemeinen Interesse versehen lassen. Wie stet's bei der Aktiengesellschaft? Sie hat — in der Theorie; praktisch liegt's ja meist anders; eher decken sich wohl Theorie und Praxis bei den Genossenschaften — die Männer ihres Vertrauens nicht zur Kontrollinstanz für irgend welche Fremden in der Exekutive gemacht, sondern sie legt die

[1]) Der Parlamentarismus, wie er ist. 2. Aufl. 1881.

# Detlev von Liliencron
# Gesammelte Werke

Neue,
vermehrte, endgültige
Ausgabe in acht Bänden

Herausgegeben von Richard Dehmel

Band 1 bis 3 erscheinen im Herbst 1911
Band 4 bis 6 um Pfingsten 1912
Band 7 und 8 vor Weihnachten 1912

zum Preise von 4 Mark für den gehefteten,
6 Mark für den in Halbfranz gebundenen Band

im Verlag Schuster & Loeffler, Berlin W 57.

Diese neue Ausgabe ist folgendermaßen geordnet:

## Band I. Poggfred

1. Einkehr in Poggfred . . . . . 15. Auflage
2. Streifzüge um Poggfred . . . . . 15. Auflage

## Band II. Gedichte

1. Der Haidegänger . . . . . 13. Auflage
2. Kampf und Spiele . . . . . 13. Auflage

## Band III. Gedichte

1. Nebel und Sonne . . . . . 11. Auflage
2. Bunte Beute . . . . . 13. Auflage
3. Gute Nacht . . . . . 13. Auflage

## Band IV. Dramen

1. Knut der Herr . . . . . 7. Auflage
2. Die Nantzow und die Pogwisch . . . 7. Auflage
3. Der Trifels und Palermo . . . . . 7. Auflage
4. Die Merowinger . . . . . 7. Auflage
5. Pokahontas . . . . . 7. Auflage

## Band V. Romane

1. Breide Hummelsbüttel . . . . . 11. Auflage
2. Die Mergelgrube . . . . . 10. Auflage
3. Der Mäcen . . . . . 12. Auflage

## Band VI. Romane

1. Mit dem linken Ellbogen . . . . . 10. Auflage
2. Leben und Lüge . . . . . 13. Auflage

## Band VII. Novellen

1. Kriegsnovellen . . . . . 36. Auflage
2. Könige und Bauern . . . . . 10. Auflage
3. Aus Marsch und Geest . . . . . 12. Auflage
4. Späte Ernte . . . . . 13. Auflage

## Band VIII. Miscellen

1. Roggen und Weizen . . . . . 9. Auflage
2. Übungsblätter . . . . . 9. Auflage
3. Gelegenheitsschriften . . . . . Neu . . .

Dieser Neuausgabe ward das Glück zuteil, daß sie den sorgenden Händen eines Dichters anvertraut werden konnte, der zugleich als engster Freund und als Nachlaßverwalter Liliencrons wie kein anderer in seine Gedankenwelt und seine Pläne eingeweiht war. Richard Dehmel hatte nicht nur die poetische Hinterlassenschaft Liliencrons zur Verfügung, ihm war auch das Bestimmungsrecht eingeräumt, welche Anordnungen und Änderungen zu treffen wären, um Liliencrons Gesamtwerk so zu gestalten, daß es der Bedeutung seines Schöpfers würdig sei.

In seinem Vorwort gibt Dehmel die Gründe an, die ihn bestimmten, diese Neuausgabe schon jetzt vorzunehmen. Wir erfahren an der Gegenüberstellung verschiedener Fassungen von Gedichten, wie es in dieser Dichterwerkstatt aussah; wir lernen die Gesichtspunkte kennen, von denen aus Dehmel die Neuordnung aufgefaßt wissen will, und die ästhetisch-psychologischen Erwägungen schätzen, die er anstellen mußte, um mit dieser Ausgabe nicht gegen den Geist des Verstorbenen zu verstoßen.

Das wundervolle Gesamtwerk Liliencrons erlangt durch diese vervollkommnete Gestalt den Wert einer Neuschöpfung; mit ihr hat Dehmel nicht nur seiner Freundschaft ein bleibendes Denkmal gesetzt, sondern auch das Kunstwerk des Dichters in der Fassung gezeigt, die den Genuß erst jetzt ganz eindringlich machen wird.

Die Vorzüge der Neuausgabe sind in jeder Beziehung so bemerkenswert, daß wir sie einzeln aufzuzählen für nötig halten:

## Die Anlage

zeigt einschneidende Änderungen gegen die Anordnung der vorigen Ausgabe, die meist von temporären Ursachen abhängig war, sodaß sie einen einheitlichen Plan nicht erkennen ließ. In wohldurchdachter Zusammenstellung hat der Herausgeber das dichterische Schaffen Liliencrons jetzt so gegliedert: aus den früheren 17 Bänden sind 8 geworden, von denen die erste Hälfte die Werke in Versen (das Epos Poggfred, die Gedichte und die Dramen), die zweite Hälfte die Schriften in Prosa (Romane, Novellen und Miscellen) umfaßt.

## Die Vermehrung

besteht nicht nur in der Einfügung mannigfacher bisher noch nicht veröffentlichter Gedichte, sondern vornehmlich in der erstmaligen Zusammenfassung einer beträchtlichen Zahl von autobiographischen, essayistischen, feuilletonistischen und kritischen Arbeiten Liliencrons, die neben seiner dichterischen Produktion einherliefen und — wie Dehmel sagt — in den sogenannten jüngstdeutschen Entwicklungsjahren gute Fürsprecherdienste geleistet haben. Sie stehen im Schlußband und bieten manch verschollenes Kleinod temperamentvoller Augenblickslaune.

## Die Textrevision

ist nach den unzähligen Korrekturen in Liliencrons Handexemplaren auf das sorgsamste vorgenommen worden. Im Nachlaß des Dichters fanden sich vielfältige Lesarten und Verbesserungen vor, die in vergleichender Sichtung zusammengetragen werden mußten, sodaß die Neuausgabe auch in dieser Hinsicht beträchtliche Abweichungen von der vorigen aufweist; hauptsächlich aber ist nunmehr der endgültige Wortlaut gesichert.

## Die Ausstattung

beseitigt die Mängel der früheren Drucke; sie wird keinen Wunsch mehr unbefriedigt lassen. Obwohl jeder Band rund 400 Seiten umfaßt, ist er handlich geblieben. Besonders sind es die gebundenen Bände, die, nach dem Muster der mit allseitiger Anerkennung aufgenommenen Ausgewählten Briefe gefertigt, durch ihre würdige Solidität ansprechen: Rehbraunes Kalbleder für den Rücken und die Ecken, efeugrüner Bezug mit Liliencrons Wappen in Goldprägung, der Druck in altdeutscher Type auf einem Papier von reiner und starker Beschaffenheit. Die Bände tragen oben Goldschnitt, und dem letzten ist eine Porträt-Heliogravüre beigegeben.

## Die Preisermäßigung

wird eine freudige Überraschung bereiten. Trotz der Vermehrung und der vielen Vorzüge dieser Neuausgabe haben wir uns zu einer beträchtlichen Herabsetzung des Preises entschlossen. Kosteten die 17 Bände der früheren Ausgabe geheftet 36 Mk., in Leinen gebunden 53 Mk., so wird jetzt das Gesamtwerk, bei 4 Mk. für den einzelnen Band, geheftet für nur 32 Mk. geliefert; der Preis des in Halbfranz gebundenen Bandes ist auf 6 Mk. festgesetzt, sodaß eine Verbilligung von 5 Mk. zu verzeichnen ist. Die Ermäßigung beträgt sogar 22 Mk., da die frühere Halbfranzausgabe 70 Mk. kostete, während die neue für nur 48 Mk. erhältlich ist.

Jeder Band ist einzeln käuflich!

# Den Gesammelten Werken

in Ausstattung und Preislage sich anschließend, erschienen 1910

die

# Ausgewählten Briefe

von

# Detlev von Liliencron

Zwei Bände mit 6 Porträt-Heliogravüren und 4 Faksimile-Schriftstücken

## Herausgegeben von Richard Dehmel

Dritte Auflage.

Aus den Besprechungen:

Es gibt kein zweites Brief- und Memoirenwerk, das, trotz mancher äußeren Lücken, ein Lebensbild mit solcher psychologischen Restlosigkeit und Plastik herausstellt; Liliencrons Briefe gehören, nicht nur als Dokumente einer Kulturschmach, in jede deutsche Bücherei. Die Rheinlande.

Richard Dehmel hat ein tapferes Werk getan. Es handelt sich um einen Dichter, an dessen gewichtigem Vollwert keiner mehr zweifelt, um einen Sänger der Daseinsfreude und Kampflust, dessen hinreißend frischer Ton nichts davon ahnen ließ, was er täglich und stündlich gelitten. Diese zwei Bände seiner Briefe sind ein Dokument von erschütternder Wucht. Das Interesse für Dichterbriefe ist in stetem Wachsen; eine der kostbarsten Gaben ist die vorliegende Sammlung. Deutsche Arbeit.

Liliencrons Briefe sind eine der inhaltlich wertvollsten Veröffentlichungen der letzten Zeit. In ihnen lebt Liliencron, wie er war. Als Dokument solchen Menschentums und so hohen Künstlersinns dauern sie über die Laune und die Stimmung des Tages als eins der edelsten und stolzesten Bücher der deutschen Literatur. Badische Neueste Nachrichten.

Für die wichtigste literarische Veröffentlichung dieses Jahres halte ich Detlev von Liliencrons Ausgewählte Briefe. Diese Briefsammlung ist ein monumentum aere perennius. Der ganze Liliencron ist in diesen beiden Büchern! Das Auf und Ab seines romanhaft bunten und wechselvollen Lebens.

Der Wanderer.

Da ist etwas, das ich nicht um hundert andere Genüsse der Erde missen möchte: Liliencrons Briefe! Herrgott, was ist das für ein Buch! Ach, es ist gar kein Buch, es ist ein Mensch, und einer, wie sie nicht alle Tage

erschaffen werden! Weshalb ist dieses Paar Bände mit seinen etlichen hundert Briefen so viel wert? Weil es Kulturdokumente des 19. Jahrhunderts sind, die uns da anschauen mit ehernen Augen, unvergeßlichen. Niemand, der Liliencron liebt und — versteht, darf es ungelesen lassen. Der Sammler.

Liliencron, der nordische Troubadour, hat uns einen Roman hinterlassen, den besten, den er schrieb. Diese Briefe sind das interessanteste Briefwerk, das uns in langen Jahren gereicht wurde. Das ganze Leben liegt mit seinen Pulsen aufgezeichnet; man lernt verzeihen, begreifen und tiefer in den Zusammenhang der Dinge sehen. Was könnte man uns Höheres bieten? Königsberger Allgemeine Zeitung.

Liliencrons Briefe sind in ihrer ungeschmälerten Ausdruckswucht, in ihrem unbekümmerten Namennennen in nächster Vergangenheit wurzelnd, in die Gegenwart reichend, zum Dokument unserer Zeit geworden, weit über des Schreibenden Einzelschicksal hinauswachsend. Wenn der Reklamestempel eben dabei ist, wieder einige Dutzend Neuerscheinungen zum „Buche der Saison" zu prägen, so sei es mir gestattet, dies Briefwerk als „Buch der Jahrzehnte" zu bezeichnen — man wird danach greifen müssen, will man unser zerklüftetes, trauriges, herrliches Anspringen zum Lichte verstehen.
Münchener Neueste Nachrichten.

Wir lieben seinen „Poggfred", zu dem die beiden Briefbände den besten Kommentar bilden. In diesem Werk und in diesen Briefen wird Liliencron sein eigener, sein bester Biograph. Leipziger Tageblatt.

Gerade bei der Lektüre der Briefe Liliencrons kann man sich des schmerzlichen Gefühls nicht erwehren: warum hat die Welt diese stolze, vornehme und feinfühlige Künstlerseele nicht wirklich gekannt, warum hat sie von diesem Leben voll harter Kämpfe und Entbehrungen nichts gewußt?
Hannoverscher Courier.

Jetzt gilt es, sich mit dem Phänomen Liliencron unmittelbar auseinanderzusetzen, der ein herrlicher Held, Kämpfer und Vollender war, ein absoluter Künstler, eine reiche, groß angelegte, freigebige und begeisterte Natur. Daß dieser Briefwechsel auch ein Dokument ersten Ranges für eine wichtige Epoche des Geisteslebens in Deutschland werden mußte, ist erklärlich.
Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Jedenfalls aber sind die Briefe eine unschätzbare Ergänzung der Werke Liliencrons, und es wird Tausenden im deutschen Vaterlande eine Freude sein, sie zu besitzen. Leipziger Neueste Nachrichten.

So eng beieinander wie bei Liliencron haben seltenwo feinfühligste Zartheit des Empfindens und forsch zupackende Mannhaftigkeit gewohnt; seltenwo ist Leben und Dichten so in Einklang gewesen wie bei ihm. Der Reichtum, die Lebensfülle, die in diesen zwei Briefbänden steckt, ist damit nur gerade angedeutet. Sie zu erschöpfen, erforderte ein Buch. Aber diese Briefe haben gerade bei solchem Erkenntnisdichter in höherem Maße noch als bei anderen Anwartschaft darauf, neben seine Gedicht- und Romanbände gestellt zu werden! Westermann's Monatshefte.

# Außerhalb der vollständigen Werke von Detlev von Liliencron

erschienen im gleichen Verlag noch

# folgende Sonderbände:

## Ausgewählte Gedichte

Volksausgabe. 42. Auflage . . . . . 2 M.
Geschenkausgabe. 43. Auflage. In Leinenband 5 M., in Ganzleder 8 M.

## Kriegsnovellen

Schulausgabe. 60. Auflage . . . . . Gebunden 1 M.
Taschenausgabe. 20. Auflage . . . . . Kartoniert 1.80 M.

## Balladenchronik

(Rest der 3. Auflage, wird nicht weiter aufgelegt)
Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

## Gute Nacht

Erster Band des Nachlasses (Gedichte) . . . . . 8. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
(Erscheint nur noch bis zur 10. Auflage als Sonderband)
Geheftet 3 M., gebunden 4 M., in Halbfranz 5 M.

## Letzte Ernte

Zweiter Band des Nachlasses (Novellen) . . . . . 9. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
(Gleichfalls nur noch bis zur 10. Auflage)
Geheftet 3 M., gebunden 4 M., in Halbfranz 5 M.

## Ausgewählte Briefe

Zwei Bände . . . . . 3. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
Geheftet 8 M., in Halbfranz gebunden 12 M.

---

Sämtliche in diesem Prospekt aufgeführten Bücher sind durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen; im Notfall vom

**Verlag Schuster & Loeffler, Berlin W 57.**

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

Exekutive in die Hände der Männer ihres Vertrauens selbst. Dies ist in der Tat der einzig mögliche Weg. Kein tüchtiger Direktor würde neben sich eine Kontrollinstanz dulden, die ihn auf Schritt und Tritt beengte. Die Befugnisse des Aufsichtsrats sind nicht entfernt so einschneidend wie die Befugnisse sein würden, die einer Kontrollinstanz für die auswärtige Politik zustehen müßten. Ein tüchtiger Direktor würde, wenn ihm das zugemutet würde, was dem Leiter der auswärtigen Politik zugemutet werden müßte, den Kram hinschmeißen; eine Aktiengesellschaft, die ihrem Direktor Derartiges zumutete, nicht florieren.

Wie im kleinen, so im großen. Gesteht man dem Einzelnen des Recht zu, an den wichtigsten Vorbedingungen seiner wirtschaftlichen Existenz mitzutun, so muß man eine Organisation schaffen, die das erlaubt. Die gegenwärtige politische Organisationsform des Deutschen Reiches erlaubt das nicht, macht es vielmehr unmöglich. Sie ist darum zu ändern. Das konstitutionelle System, wie wir es nennen, ist durch das parlamentarische System zu ersetzen.

Ich weiß, daß gegen eine solche Lösung gerade von Kreisen und Männern, die für eine starke Auslandspolitik des Deutschen Reiches eintreten, Einwände erhoben werden; Einwände von vielfach gewiß großem Gewicht, die aber, wie am Schluß eines Aufsatzes nicht mehr gezeigt werden kann, nicht durchschlagen. Nur zu dem vielleicht gewichtigsten noch eine Bemerkung: Das parlamentarische System im Reiche sei wegen der Personalunion von Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten nicht möglich. Gewiß, hier liegen Schwierigkeiten. Aber man tue doch nicht, als ob, glaube doch nicht, daß sie unlösbar seien. Birgt das heutige System keine Schwierigkeiten? Bringt es keine Friktionen mit sich, daß der Reichskanzler, der im Reiche der allein maßgebende ist, in Preußen nur primus inter pares ist und Kollegen gegenübersteht, die zum Teil im Reiche seine Untergebenen sind, zum Teil viel mehr faktische Macht in den Händen haben als der Ministerpräsident? Von diesen Schwierigkeiten, diesen Friktionen wird freilich heute kaum mehr gesprochen, sie werden abgeleugnet, wie alles abgeleugnet wird, das sich nicht ins glänzendste Licht rücken läßt. Aber man lese einmal die Reden Bismarcks aus den achtziger Jahren nach, soweit sie sich mit diesem Thema beschäftigen; und lege sich die Frage vor, was denn etwa das Maß an Friktionen, unter dem Bismarck fast erlag, für einen Hohenlohe oder Bethmann so gemindert haben könnte? Schwierigkeiten dieser Art wird es in einem so komplizierten Staatswesen wie dem Bundesstaate Deutsches Reich mit seiner sprudelnde Fehlerquellen bergenden Verfassung immer geben. Sie sind bisher lösbar gewesen; und sollten es nun auf einmal für die fähigsten Köpfe der Nation nicht mehr sein, die sich unter dem parlamentarischen Regime ebenso in die Parlamente drängen würden, wie sie ihnen heute fern bleiben?

# DER STEIN DES JAKOB UND DES MOSES! VON L. RHEIN (LONDON)

Seit der Zeit, wo Mr. Pickwick, der berühmte Held Dickenscher Erzählungen, in einem gewöhnlichen Markstein an der Straße einen Stein von höchster Bedeutung entdeckte, ist England in bezug auf Steine nicht mehr in eine so hochgradige Aufregung versetzt worden, als heute, im Jahre des Heils 1911. Das hohe Verdienst, die englischen Gemüter ungefähr zur Zeit der sauren Gurken aus den beängstigenden Gedanken der modernen Marokkogeschichte in das beruhigende aschgraue Altertum abgelenkt zu haben, gebührt aber diesmal nicht Mr. Pickwick, sondern einem diesem großen Manne wissenschaftlich unendlich überlegenen Manne, dem Erzdeakon von Westminster, Mr. Wilberforce, und es wäre eine Sünde und Schande, wenn ich als getreuer Chronist der augenblicklichen schauderhaften Zeitläufte diesem hochgelehrten Manne nicht auch im Auslande zur Anerkennung verhelfen wollte. — Ich muß nur etwas weit ausholen. — Nachdem König Eduard I. im Jahre 1296 dem von ihm ursprünglich selbst zum Könige von Schottland eingesetzten Baliol ein Ende gemacht hatte, unternahm er nach alter Sitte einen Raubzug durch das Land der Schotten und kam dabei auch zu der Abtei Scone. Abteien hatten für englische Könige stets eine große Anziehungskraft, nicht etwa, weil sie Gebeine der Heiligen, sondern weil sie in der Regel in reichlicher Menge das Geld der, sagen wir Minderbegabten, dort finden konnten. Eduard fand aber noch mehr. Er fand den Stein des Geschickes oder, wie er heute schlechtweg genannt wird, den „Stein von Scone", d. h. eine Steinplatte, auf der bei Krönungen schottischer Könige der Krönungsstuhl zu stehen pflegte. Zum Zeichen der vollständigen Unterwerfung der schottischen halsstarrigen Nation unter das englische Szepter ließ er diesen Stein nach der Westminsterabtei in London bringen, wo er seitdem dieselben Dienste für englische Könige tut, die er früher schottischen Königen leistete. — Soviel wußte man bisher über diesen Stein, aber die Wissenschaft schläft Gott sei Dank auch in dem handelseifrigen England nicht, und der erwähnte Archdeacon oder Erzdeakon von Westminsterabbey konnte deshalb die Mitteilung von einer höchst interessanten geschichtlichen Entdeckung machen, die dazu angetan ist, den schlagenden Nachweis zu führen, daß das englische Volk tatsächlich das Erbe des jüdischen Volkes, als Volk Gottes, angetreten hat. Englische Schriftsteller haben bereits früher den Nachweis zu führen versucht, daß das englische Volk von den verlorenen Stämmen Israels abstamme, die auf irgendeine Weise ihren Weg nach England fanden, und ich muß gestehen, daß ich mich nach näherer Betrachtung der englischen Hochfinanz diesem Eindrucke ebenfalls nicht ganz zu entziehen vermochte. Hören wir aber nun die Botschaft des Erzdeakons Wilberforce, und ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung weniger gelehrter Schriftsteller wird sofort schwinden. Vor der letzten Krönung besuchte Wilberforce, wie er seiner Gemeinde von der Kanzel erzählte, mit einem „Antiquary", d. h. nicht etwa Altertumshändler, sondern Altertumsforscher in dem

Bei dieser Gelegenheit setzte ihm der Altertumsforscher glaubwürdig auseinander, daß dieser Stein von Scone derselbe sei, auf den der Erzvater Jakob sein Haupt gelegt habe, als er Engel vom Himmel auf und niedersteigen sah. Seit dieser Zeit sei der Stein als heilig betrachtet und von den Kindern Israels stets auf ihren Wanderungen mitgeführt worden, so auf den etwas langwierigen Zügen durch die Wüste, bei denen Moses ihn dazu benutzt habe, um mit seinem Stabe Wasser aus ihm zu schlagen. Wenn nun auch der Gelehrte über die Benutzung des Steines als Kopfkissen nur seinen Glauben als Beleg angeben konnte, so vermochte er anderseits die Wassergeschichte genau zu beweisen. Er wies nämlich darauf hin, daß der Stein in seiner Rückwand einen Spalt zeige, der nur von dem Stabe des Moses herrühren könne, und daß aus diesem das erquickende Wasser rauschte, war nicht nur ihm, sondern auch dem gelehrten Erzdeakon von Westminster durchaus klar. Der Altertumsforscher machte auch an den Seitenwänden der Steinplatte auf zwei stark rostig erscheinende Stellen aufmerksam, an denen offenbar metallene Griffe zum Transport des heiligen Steines gesessen hatten. Damit war die Beweisführung beendet und Wilberforce machte die beglückende Entdeckung von der Kanzel bekannt. Wie kam aber der Stein nach Schottland? Nun eben durch die verlorenen Stämme. Die dies nicht glauben wollen, haben eine andere Erklärung dafür. Sie behaupten, daß der Stein, nachdem Jakob länger keine Verwendung für ihn als Kopfkissen gehabt habe, zunächst seinen Weg nach Ägypten fand. Dort muß Moses sich schon viel mit ihm beschäftigt haben, denn es heißt, ein Schwiegersohn des Pharao, Cecrops, König von Athen, habe sich vor der Macht des Moses gefürchtet und sei, um diese zu brechen, mit dem Stein nach Spanien geflüchtet. Simon Brech habe ihn von dort nach Irland gebracht. Dort habe man ihn während eines Sturmes zur Verankerung benutzt, ihn nachher aber auf den Hügel Tara gebracht, wo er zuerst bei Königskrönungen verwendet worden sei. Wie er von dort nach Schottland kam, weiß man freilich nicht, aber darauf kommt es auch nicht an. Ein Stein, der seinen Weg von Ägypten nach Irland fand, wird ihn von dort mit Leichtigkeit auch nach Schottland gefunden haben.

Böswillige Leugner wollen jetzt aber, daß die Geologen den Stein einmal genauer untersuchen sollten, und sie behaupten dreist und frech, daß dieselben imstande sein würden, unbestreitbar festzustellen, daß der Wunderstein aus schottischem Berglande stamme. Sie berufen sich bei diesem frechen Zurschautragen ihrer Ungläubigkeit darauf, daß der offizielle Führer durch die Abtei, den jeder Besucher dort kaufen kann, sage, der Stein sei „schottischer Sandstein". Dieser Führer wurde aber von der Tochter des letzten Deakons der Westminsterabtei verfaßt, und warum sollte dieser Deakon nicht in geistiger Finsternis herumgetappt haben, die nicht in Betracht kommen kann gegenüber der plötzlichen geistigen Erleuchtung des Erzdeakons Wilberforce?

Dieser sollte nach seiner wichtigen Entdeckung übrigens nicht eher ruhen, als bis er auch andere Reliquitäten alttestamentarischer Zeit der Westminsterabtei zugeführt hat. Ich mache ihn

zu diesem Zweck auf ein Stück der Arche Noah aufmerksam, welches in der Stadt München-Gladbach am Rhein von Zeit zu Zeit in Prozession durch die Straßen getragen wird. Ich glaube, daß die München-Gladbacher gegen gute Bezahlung diese Reliquie mit Vergnügen abgeben würden, denn gelegentliche Bemerkungen, die ich bei einer Prozession hörte, haben mich zu der traurigen Erkenntnis gebracht, daß diese Reliquie dort keineswegs mit der Andacht betrachtet wird, deren der Londoner Gottesgelahrte Wilberforce fähig ist.

# EINE HOCHZEIT IM GHETTO VON DR. JAKOB FROMER

## I.

Er bot ein mitleiderregendes Bild, dieser winzige, hagere, vierzehn Jahre alte Knirps, der an der Spitze der Tafel saß und fortwährend hinter dem Schnupftuche, mit dem er die Augen verdeckt hielt, hilflos umherblickte. Mächtige Schweißtropfen rieselten von seinem bleichen, blutleeren Gesichtchen, das aus dem langen, schwarz-atlasnen Kaftan und dem hohen, blauseidenen, mit feinem Pelze umrahmten „Streimhute“ hervorblickte.

Er war zu Tode erschöpft.

Dieser lange, gar nicht endenwollende Fasttag, den er sich am Tage, wo er in den heiligen Stand der Ehe treten sollte, zur Reinigung von den in seinem vierzehnjährigen Junggesellenleben begangenen Sünden leisten mußte; die weite, beschwerliche Reise, die er heute an diesem glühend heißen Julitage von seinem Heimatsorte hierher zu machen hatte; endlich die entsetzliche Hitze, die in dem von einer dichten Menschenmenge zum Ersticken gefüllten Zimmer herrschte: das war wirklich mehr, als man seinen schwachen Kräften zumuten durfte.

Der Abend war angebrochen, und noch immer wollten die Vorbereitungen zur Trauung kein Ende nehmen. Er hätte laut aufschluchzen mögen, so elend war ihm zumute, so verlassen fühlte er sich inmitten dieser fröhlichen, laut schwatzenden und rauchenden Menge, die ihn, den Urheber des Festes, ganz und gar vergessen zu haben schien.

Das Zimmer war von einer großen Zahl von Lampen und Kerzen hell erleuchtet. Rings um die Tafel, die die ganze Länge des Zimmers einnahm, standen dicht gedrängt die festlich geputzten männlichen Hochzeitsgäste, während eine große Anzahl von Bachurim (unverheiratete Talmudjünger) herumsaß und sich bei Meth und Nüssen gütlich tat.

Moscheles matter, schwacher Blick blieb auf dem gefüllten Glase seines Tischnachbars haften, der mit einem Gefühle von Neid und Ehrfurcht fortwährend den König des Tages, dem alle diese Pracht und Herrlichkeit galt, angaffte.

O wie gerne hätte jetzt dieser arme König sein ganzes König-

---

Aus einem Briefe des Autors: Die Personen und Verhältnisse sind typisch für die chassidischen Kreise Russisch-Polens, wie ich sie in meinen Kindheitserinnerungen aus den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorfinde.

reich mitsamt der Krone, diesem verdammten „Streimhute", der seinen ohnehin erhitzten Kopf in rasende Wärme versetzte, für solch ein Glas labenden Trankes hingegeben! Wenn es darauf ankäme, würde er auch noch seine Braut daraufgeben, dieses unbekannte Wesen, das kennenzulernen er nicht die geringste Lust verspürte, Gewiß, was war ihm Hekuba? Nichts war sie ihm! Nichts? — —

Ein fremdartiges, ihm bis jetzt ganz unbekanntes Gefühl überkam ihn bei dem Gedanken an seine Braut.

Heute früh wars, als sein Melammed (Lehrer) vor der Reise hierher sich mit ihm in ein Zimmer einschloß und nach einer langen, etwas dunklen Ansprache die Bibel aufschlug und mit feierlicher Miene auf jene Stelle deutete, die lautete: „Seid fruchtbar und mehret euch!"

Das war ein Gebot Gottes, wie jedes andere Gebot, dem sich natürlich kein Jude entziehen durfte, und dem selbstverständlich auch er, Moschele, nachkommen wollte. Gewiß, wenn es einmal so befohlen war, so wollte er auch fruchtbar sein.

Was in aller Welt mochte aber seine bevorstehende Hochzeit mit diesem Gebote zu tun haben? Und was hatte es denn mit seiner Braut für eine Bewandtnis?

Er wurde durch einen plötzlichen Lärm in seinen Gedanken unterbrochen. In wilder Aufregung kam sein Vater hereingestürzt, von einer Gruppe Männer gefolgt.

Rebb Jossel, Moscheles Vater, war klein und korpulent und machte den Eindruck eines wohlhabenden Mannes. Er ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder und erklärte laut schreiend, daß er mit diesen Banditen — dabei wies er auf den ganzen Kultusstab hin, der ihm in corpore vom Rabbiner bis zum Tempeldiener auf dem Fuße gefolgt war — nichts mehr zu tun haben wolle. Nichts, und wenn auch die Hochzeit dadurch aufgehoben werden sollte! Er war kein Knicker, o nein, bei ihm spielte Geld überhaupt keine Rolle! Aber solche unverschämte Forderungen, wie dieses Raubgesindel an ihn stellte, waren unerhört! Nein, er wollte sich nicht ausplündern lassen!

Der Vater der Braut, der ihn besänftigen wollte, kam schön an. Dieser war ja schuld an allem. Er hätte schon früher dieser Bande den Mund stopfen sollen. Jawohl, ein anständiger Brautvater ließ nicht alles bis auf die letzte Minute stehen, er hätte schon früher alles aus eigner Tasche zahlen sollen, so ziemt es sich unter besseren Leuten! Aber was konnte man freilich von einem solchen Schmutzian erwarten?

Die Sache hätte ein böses Ende nehmen können, wenn sich nicht Rebb Itsche ins Mittel gelegt hätte. Dieser war ein sogenannter „schöner Jüd". Eine Bezeichnung, die keineswegs seinem durchaus nicht einwandfreien Äußeren galt, sondern der gewaltigen Autorität, über die er verfügte. Auf diese, seine Antorität gestützt, trat er nun vor die Streitenden hin und donnerte einen jeden mit seiner souveränen Stimme an: „Du kriegst Pätsch, Scheigez (Nichtswürdiger)!"

Es lag so etwas Überzeugendes und Gewaltiges in dem Tone, in dem er so freimütig seine „Pätsch" anbot. Man hatte dabei das Gefühl, als hörte man schon die wuchtigen, massigen Hände Rebb Itsches auf irgendeiner Backe klatschen.

Indessen wurde hier sein Anerbieten von niemandem ernst genommen. Diese Redensart war bei ihm eine stehende Einleitungsformel für Streitschlichtungen. Wie immer, gelang es ihm auch jetzt, die Sache zu einem gütlichen Abschluß zu bringen. Rebb Jossel ließ endlich mit sich reden. Und da stellte sich wieder die alte Geschichte heraus: ein jeder mußte eben leben. Der Rabbiner mußte leben, der Kantor mußte leben, der Schächter mußte leben, und der Tempeldiener mußte erst recht leben. Dieser glaubte sogar eine größere Lebensberechtigung als der Rabbiner zu haben, denn er hatte viel Kinder, acht, zehn, zwölf — der arme Vater en gros schien sich über die genaue Anzahl seiner Sprößlinge nicht ganz klar zu sein.

## II.

Während die Männer wegen des schnöden Geldes herumzankten, verbrachten die in dem anstoßenden Zimmer weilenden Frauen ihre Zeit in schönster Harmonie.

Auf einem dicht an die Wand geschobenen Sessel saß die Braut, eine üppige, stattliche, für ihre sechzehn Jahre etwas zu stark entwickelte Figur. Sie hatte ein weißseidenes Kleid mit langer Schleppe an. Über ihrem Busen schimmerte eine lange, massive goldene Kette. Der dichte, fast undurchdringliche Schleier, mit dem ihr Gesicht mitsamt dem kahlgeschorenen Kopfe, (vor der Trauung wird der Braut das Haar kahlgeschoren oder rasiert) verhüllt war, schien sie ungemein zu belästigen, denn sie zupfte immerwährend mit nervöser Handbewegung daran herum. Zuweilen hob sie mit einer verzweifelten Gebärde einen Zipfel in die Höhe, da kam ein in Schweiß gebadetes, volles Gesicht von gesunder Farbe zum Vorschein.

Sie saß stumm und in sich gekehrt da und kümmerte sich ebensowenig um das laute und eifrige Geschwätz der links und rechts um sie hersitzenden Weiber, wie um die nach den Klängen der Musik im Kreise herumschwebende weibliche Jugend.

Wie da die Zöpfe in die Höhe flogen und die ungelenken, des Tanzens ungewohnten Füßchen in wilder Regellosigkeit die Erde stampften!

Eine kräftige Männerstimme ertönte plötzlich im Zimmer: „Scha!“

Die Musik brach in einer schrillen Dissonanz ab, alles blieb bewegungslos stehen. Aller Blicke richteten sich auf ein kleines Männlein mit einem possenhaften Gesichte, das sich soeben auf eine in der Nähe der Braut befindliche Bank geschwungen hatte und nun zu reden begann.

Es war Schmelkele, der weltberühmte „Marschelik,“ der bei keiner reichen Hochzeit fehlen durfte. Ihm ward die Aufgabe zuteil, die Hochzeitsgäste durch allerlei Possen und Schnurren zu belustigen. Doch dieser humoristische Teil begann erst später, während des Essens. Jetzt hatte er tragisch aufzutreten. Er mußte die Braut und alle anwesenden Weiber zum Weinen bringen.

In Fällen, wo die Braut eine Waise war, hatte er leichtes Spiel. Er brauchte nur in bewegten Worten zu schildern, wie der Geist des verstorbenen Vaters oder der verstorbenen Mutter sich hergeschlichen habe, wie er in einem Winkel des Zimmers, etwa in unmittelbarer Nähe der Braut, stehe und jämmerlich weine, daß

es ihm nicht vergönnt sei, an der Hochzeit seines Kindes teilzunehmen — und alles zerfloß in Tränen.

So günstig waren im gegenwärtigen Falle die Verhältnisse für Schmelkele nicht. Sowohl der Vater als die Mutter der Braut waren lebendig zugegen. Er mußte also zu einem anderen Mittel greifen: Zur Schilderung der jämmerlichen Zukunft, die der Menschheit im allgemeinen und der Braut im speziellen bevorstand.

Schmelkele war mehr Schauspieler als Genie. Was er da vorbrachte, hatten schon unzählige andere Marscheliks vor ihm gesagt. Die Art und Weise aber, wie er es vortrug, das überzeugende, erschütternde, alles unterjochende Pathos stand unübertroffen da.

Wenn man ihn sprechen hörte, glaubte man die jugendliche Braut bereits als liebliche Mutter und Gattin, umgeben von ihren zarten, blühenden Kindern, die spielend im Zimmer umhertummelten, sitzen zu sehen. Da verwandelte sich plötzlich das Haus des Glücks in ein Haus des Jammers und Elends. Der Würgeengel war eingezogen und hatte ihr ihre Liebsten weggerafft. Tot waren ihre Kinder, tot ihr Mann, sie selbst schleppte sich fortan einsam und verlassen, von Elend und Not geknickt, gebrochen durch das Leben, bis sie endlich der Tod erlöste.

Jetzt aber begannen erst die eigentlichen Qualen. Kaum ins Grab gesenkt, wurde sie von dem Todesengel mit der Frage angedonnert, wie sie denn heiße? Natürlich hatte sie ihren Namen vergessen (wer nicht ganz von Sünden rein ist, vergißt nach dem Tode seinen Namen). Da versetzte ihr der Engel mit seinem Stabe einen Hieb, daß ihr der Körper in Fetzen zerflog; und sie erhob einen gellenden Schrei, der von einem Ende der Welt bis zum andern gehört wurde.

Schaudern und Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der Zuhörerinnen, deren starre Blicke wie gebannt auf dem Sprecher hafteten. Wie groß und gewaltig dieser kleine Mann in diesem Augenblick aussah! Seine sonst schlaffen und fahlen Gesichtszüge waren jetzt von unheimlichem Feuer belebt, in seinen hell aufblitzenden Augen spiegelten sich all die furchtbaren Schrecken der Hölle und die entsetzlichen Qualen und Martern, die er mit seiner überzeugenden Bruststimme schilderte.

Eine Pause trat ein, und lautlose Stille herrschte im Zimmer. Es war die bange, schwüle, atembeengende Stille vor einem furchtbaren Gewitter. Schwer hingen die dicht zusammengeballten, finsteren Wolkenmassen über dem Horizonte; es bedurfte jetzt nur der leisesten Erschütterung, um diese grauen Massen zu einem gewaltigen Krachen und Niederprasseln zu bringen.

Diese Erschütterung erfolgte, als Schmelkele plötzlich seine drohende Stimme änderte und in besänftigendem und tröstendem Tone erklärte, daß der liebe Gott wohl all diese Strafen an den Menschen vollziehen könnte, wenn er ihnen die Niederträchtigkeiten heimzahlen wollte, durch die sie ihn Tag für Tag kränkten. Aber der Allbarmherzige wollte ja nicht den Menschen Böses tun. Sie sollten ihn nur reumütig um Verzeihung bitten, und er war gern bereit, ihnen alles zu vergeben.

„Darum", wandte er sich mit innigster Rührung an die Braut, „weine und schreie und bete zu Gott, daß er dir verzeihen möge, alle Sünden und Frevel, die du begangen hast bis zum heutigen Tage!"

Er konnte den Satz nicht zu Ende führen, denn jetzt waren die starren Mienen erweicht, und ein lufterschütterndes Heulen und Schluchzen, Weinen und Jammern brach los.

„Jetzt reibt mit den Fiedeln!“ rief Schmelkele, mit einem triumphierenden Auflachen von der Bank herunterspringend, den Musikanten zu, die nur auf dieses Zeichen warteten, um mit einem Tusch einzufallen.

Wie von einem bösen Zauber befreit, sahen die Weiber, die sich gar nicht schnell genug die Tränen aus den Augen wischen konnten, beschämt einander an. Wie hatte man sich nur von diesem abgefeimten Schelm, der in seiner schalkhaften Bosheit über die weichherzigen Weiber sich lustig machte, zum Weinen hinreißen lassen können?

Indessen hatte sich der Brautzug in Bewegung gesetzt. Voran die Musikanten, auf ihren Fiedeln erbarmungslos kratzend; ihnen folgte die Braut, geführt von ihrer und des Bräutigams Mutter, denen sämtliche weiblichen Gäste sich anschlossen.

Vor dem Tempel, wo der Zug anlangte, hatte bereits früher das männliche Element rings um einen unter freiem Himmel aufgepflanzten Baldachin Aufstellung genommen.

Eine kleine, runde, unbewegliche weiße Masse, die aus der Ferne für ein Säckchen Mehl gehalten werden konnte, hob sich unter dem Baldachin von der Erde empor. Es war Moschele. Mit Rücksicht auf den hochfeierlichen Akt, der jetzt vollzogen werden sollte, war Moschele in einen schneeweißen Kittel gesteckt worden. Er drückte das Schnupftuch noch fester an seine Augen, um seine Blicke vor der heranflutenden Menge der Weiber, die, entgegen aller sonst beobachteten Anstandsgesetze, sich immer näher an sein keusches Persönchen herandrängte, zu schützen.

Da — es wurde ihm heiß ums Herz — dicht vor ihm hatte sich jemand hingestellt. Seine Hand streifte einen sich zart anfühlenden, knisternden Körper, sein Atem sog den Hauch eines anderen Atems ein. Sie wars! Dieses unbekannte, geheimnisvolle, rätselhafte Wesen, an dessen Seite er fortan durch das Leben gehen sollte.

Vorschriftsmäßig hätte er seiner Braut den Schleier in die Höhe heben und ihr Gesicht zum erstenmal einer Prüfung unterziehen sollen. Gewiß, man kaufte ja nicht die Katze im Sack. Wie leicht konnte sich das heimzuführende Weibchen als eine Mißgestalt, ein Scheusal entpuppen, und der arme Mann war um sein Lebensglück betrogen.

Das war eben wieder eine von jenen Vorschriften, die nur für ganz gewöhnliche Menschen geschrieben waren. Für ein chasidisches Kind vom Schlage Moscheles aber waren sie nur dazu da, um sich einen Pfifferling um sie zu kümmern. Was ging Moschele das Gesicht seiner zukünftigen Frau an? Moschele hätte übrigens, wenn er den Wortlaut des vorgelesenen Ehekontraktes, aufmerksam verfolgen wollte, so manches hören können, das wiederum nur für den ordinären Menschen geschrieben war. So hieß es hier zum Beispiel, daß er, der vierzehnjährige Ehemann, sich verpflichtete, seine Frau standesgemäß zu ernähren und zu kleiden. Warum denn nicht gar! Wozu war denn der Schwiegervater da, der übrigens versprochen hatte, das junge Ehepaar lebenslänglich an seinem Tische zu speisen?

Aber Moschele sah und hörte in seiner jetzigen Verwirrung nichts. Mechanisch steckte er der Braut den Ring auf den Finger und mechanisch murmelte er sein: „Hierdurch wirst du mir angelobt nach dem Ritus Mosis und Israels“ herunter. Erst als das Glas unter seinen Füßen klirrte (nach Beendigung der Trauungszeremonie zerbricht der Bräutigam ein Glas, indem er mit dem Fuße darauf tritt) und die Musikanten unter jubelnden Glückwünschen den Hochzeitsmarsch anstimmten, erwachte er aus seinem träumerischen Zustande.

Jetzt hätte er eigentlich Arm in Arm mit seiner angetrauten Gattin den Heimweg antreten sollen, so war es wenigstens Brauch und Sitte — natürlich wieder bei den ordinären Menschen. Für Moschele aber — nun, es hätte doch jemand den Versuch machen sollen, Moscheles Arm in den seiner jungen Frau zu legen, er würde sich dabei überzeugen können, was für flinke Beinchen dieser kleine Knirps hatte.

Ob wohl die Gassenjungen, die natürlich bei keiner Trauung fehlen durften, dem Brauche des gemeinen Mannes zu seinem Rechte verhelfen wollten und daher der Eventualität eines Ausreißens vorzubeugen suchten? Oder war es nur bloßer Mutwille? Während der Rabbiner damit beschäftigt war, das Paar fürs Leben zu verbinden, hatten es diese Schelme unternommen, mit Nadel und Zwirn diesem Bündnis einen festeren und unzertrennlicheren Charakter zu verleihen. Sie hatten das Brautpaar zusammengenäht.

Eine furchtbare Verwirrung entstand. Moschele, bei der Aussicht auf die endliche Befreiung von seiner lästigen Nachbarschaft erleichtert aufatmend, war eben im Begriffe, seine Frau seitwärts bei den Weibern stehen zu lassen, um sich in die männliche Sphäre hineinzuschieben, als er sich am Kittel festgehalten fühlte. Er erschrak an allen Gliedern. Sollte etwa seine Frau es versucht haben, ihn gewaltsam an sich zu ziehen? Er strengte den Rest seiner Kräfte an, um sich loszureißen. Da geschah das Entsetzliche. Die Braut hatte durch diesen heftigen Ruck das Gleichgewicht verloren und fiel über Moschele, aus dessen Mund sich der Not- und Hilfeschrei entrang: „Mamme!“

Indessen war dieser Ruf ganz überflüssig. Seine Mutter, die die Situation rasch erfaßt hatte, war bereits ihrem arg bedrängten Söhnchen zur Hilfe herbeigeeilt. Es dauerte nicht lange, und Moschele war mit Hilfe eines Messers von seiner schweren Not befreit.

Nun setzte sich der Zug wieder in Ordnung. Die Musik nahm den unterbrochenen Marsch wieder auf, und Rahel, die „Vortänzerin“, trat an die Ausübung ihres freiwilligen Amtes. Sie hatte das Gesicht gegen das langsam vorwärtsschreitende Brautpaar gewandt und schleuderte hüpfend ihre vom Alter schon etwas steifen Beine nach rückwärts, dabei klatschte sie mit den Händen und zwitscherte: „Tschipp! tschipp! tschipp!“

Zu Hause angelangt, wurde das Paar in das sogenannte „Jichudzimmer“ geführt. Bedeutung und Zweck dieses Zimmers war das Alleinsein. Hier sollte das Paar bei dem servierten Frühstück in stiller Zurückgezogenheit ein Weilchen von den Strapazen des Tages ausruhen und, wenn sich die beiden Menschenkinder auf ihren Vorteil verständen, die ersten Freuden eines tête à tête genießen.

Als die Mütter des Brautpaares nach einer Weile das Zimmer betraten, fanden sie die beiden Gläschen Likör, die verlockende Torte und den Kaffee noch ganz unberührt. Die jungen Eheleute saßen unbeweglich an derselben Stelle, wohin sie gesetzt worden waren: er, das Schnupftuch noch immer an die Augen gedrückt und zum Überfluß den Kopf gesenkt, sie mit dem dicken Schleier über dem schweißtriefenden Gesicht und ebenfalls den Kopf gesenkt.

Nun machten sich die beiden Mütter an ihre Kinder heran; die eine lüftete den Schleier, die andere entfernte das Schnupftuch. Dann langten sie ihnen, als gälte es unbeholfene Wiegenkinder zu füttern, die Bissen in den Mund.

Es wurden weder Küsse noch irgendwelche Worte zwischen Mutter und Kind gewechselt. Aber der strahlende, herzinnige Blick, mit dem jede ihr Kind ansah, drückte mehr aus, als Worte und Küsse auszudrücken vermöchten.

Inzwischen hatte bereits die Mahlzeit der Gäste begonnen, und so mußte das Ehepaar wieder auseinander gebracht werden: er ins Männerzimmer, sie ins Weiberzimmer.

Da die unverheiratete Jugend sich bereits entfernt hatte, konnte sich nunmehr der Verkehr zwischen beiden Zimmern etwas ungezwungener gestalten. Mit dem Fortschreiten der Mahlzeit schwanden die Schranken zwischen den beiden Geschlechtern immer mehr. Diese Schranken wurden vollständig aufgehoben, als nach dem Essen die Weiber mit der Braut in der Mitte sich ins Männerzimmer zum „Mizwe-Tänzel" begaben.

Dieser vorgeschriebene Brauttanz hatte das Merkwürdige an sich, daß er, im Gegensatz zu andern Vorschriften dieser Art, wirklich ausgeführt wurde. Eine aus Männlein und Weiblein bunt zusammengewürfelte Menge umringte kreisförmig die in der Mitte stehende Braut, die, noch immer verschleiert, ein weißes Schnupftuch bei einem Zipfel um die Hand gewickelt hatte. In einiger Entfernung vor derselben, ebenfalls in der Mitte des Kreises, stand der Marschelik und rief einen jeden der Tänzer auf.

„Rebb Pintsche zum Mizwe-Tänzel!"

Eine korpulente Gestalt mit einem von einem dichten Bart umrahmten phlegmatischen Gesichte löste sich aus der Menge. Es war Moscheles Lehrer. Mit langsamen und unsicheren Schritten kam er an die Braut heran und ergriff, ihr den Rücken zuwendend, den herabhängenden Zipfel des Tuches. Nun begann der Tanz, indem er um die Braut soweit herumging, als es die Länge des Schnupftuches zuließ und die Lenkungsfähigkeit des Armes der gleich einer festen Achse bewegungslos stehenden Braut.

Nach und nach hatten sich sämtliche Gäste auf diese Weise ihrer Tanzpflicht entledigt. Als endlich der Bräutigam an die Reihe gekommen war, wurde die Braut von einigen weiblichen Familienmitgliedern weggeführt. Etwas später verschwand auch der Bräutigam mit einigen männlichen Familienmitgliedern, denen sich der Lehrer, der mit dem Ehrenamt eines „Legenführers" betraut war, anschloß. An der Tür eines im oberen Stockwerk gelegenen Zimmers angelangt, stieß die Gesellschaft des Bräutigams auf die Gesellschaft der Braut, die soeben ohne die Braut das Zimmer verlassen hatte und nun, ohne von den Männern Notiz zu nehmen, sich eilig entfernte.

Nur die Mutter des Bräutigams blieb zurück. Sie trat zu ihrem

Sohne hin, blickte ihn eine Weile stumm und bewegt an, endlich brach sie in Tränen aus und rief: „Moschele"! Hierauf entfernte sie sich rasch, gefolgt von sämtlichen Männern. Nur der Lehrer blieb mit Moschele im Hausflur zurück.

Durch das schmale, im Hausflur befindliche Fensterchen fluteten die silberhellen Strahlen des Vollmondes herein und beleuchteten die beiden Gestalten, die sich stumm gegenüberstanden.

Moschele hatte endlich das Schnupftuch von den Augen entfernt. Der arme Junge konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Seine schlaftrunkenen Augen hingen ausdruckslos an dem Lehrer, dessen feiste Wangen hochrot erglüht waren. Dieser hielt in der einen Hand eine lange Pfeife und in der andern eine Tabaksdose. Lange kämpfte er mit sich, ehe er sich zum Sprechen entschließen konnte. Endlich nahm er hastig drei Priesen hintereinander, und seine Zunge löste sich.

Ein Jude zu sein, meinte er in geheimnisvollem Flüstertone, sei äußerst schwierig. Man habe Pflichten zu erfüllen und Satan sei ein böser, heimtückischer Feind, der einem auf dem Wege zur Pflicht allerlei Fallstricke stelle. Man müsse sich daher äußerst in acht nehmen, denn ein Fehltritt bedeute den Ruin der Seele.

„Du verstehst?"

Moschele, der sich inzwischen an die Tür zurückgelehnt hatte und eingenickt war, öffnete bei dieser Frage die Augen und nickte verständnisvoll mit dem Kopfe.

Jetzt öffnete der Lehrer die Tür und schob Moschele ins Zimmer hinein. Er selbst aber lief, ohne sich weiter umzusehen, die Treppe hinunter. Unten begegnete er der kleinen Gruppe, die ihn eben verlassen hatte und ihn nun neugierig erwartete.

„Er versteht!" rief er ihr triumphierend zu.

## III.

Aber der gute Lehrer hatte sich arg getäuscht. Moschele hatte nichts verstanden, rein nichts. Es vergingen mehrere Tage, ja, die ganze Hochzeitswoche war bereits verstrichen, und Moschele hatte noch immer nichts verstanden. Das war ein harter Schlag für die Eltern Moschel's, die daheim ihr Geschäft ohne Vertretung zurückgelassen hatten und sich doch von ihrem Sohne nicht eher zu scheiden vermochten, bis sie sich von dem glücklichen Resultat seines Verständnisses überzeugt hatten.

In dieser Not wandten sie sich abermals an den Lehrer. Ihm war ja überhaupt alle Schuld beizumessen. Was war denn das für ein Lehrer, der seinem Schüler eine so einfache Sache nicht beizubringen vermochte? Er war ein Taugenichts, ein Mann, der keinen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken vermochte. Vergebens entschuldigte sich der unglückliche Lehrer, daß er sein ganzes Pulver auf den begriffsstutzigen Schüler verschossen hätte. Ihm wurde das Ultimatum gestellt: entweder mit Moschele endlich ein vernünftiges Wort zu sprechen, oder einem andern Lehrer für den jungen Ehemann Platz zu machen.

Moschele hat sich in sein Gemach zurückgezogen. Seine neue Umgebung war ihm langweilig geworden. Er versuchte nun in stiller Zurückgezogenheit bei dem Brüten über einen großen Talmudfolianten seine Langeweile zu vertreiben.

Da ging die Tür auf, und herein trat der Lehrer. Er sah sehr

verstört und aufgeregt aus. Mit hastigen Schritten ging er auf den Bücherschrank zu und nahm ein Buch heraus. Dann trat er zu Moschele hin und blieb unentschlossen stehen. Er schien über den kühnen Schritt, den er zu machen im Begriffe war, zu erschrecken. Aber es gab keinen andern Ausweg für ihn. Das Wohl und Wehe eines gutgehenden Geschäfts stand auf dem Spiel, nebenbei auch noch seine eigne Existenz. Er mußte jetzt zum Äußersten schreiten.

Er legte das Buch vor Moschele hin und wies, tief errötend, mit dem Finger auf eine aufgeschlagene Stelle. Das Buch war eine Bibel und die gezeigte Stelle die Geschichte von Joseph und der Frau Potiphar.

Dieser Fall, meinte er, gebe so manches zu denken. Joseph war ja Joseph, ein Zaddik (Frommer), Sohn eines Zaddiks. Dennoch behaupteten die Weisen von ihm, daß er tüchtig hereingefallen wäre, wenn ihm nicht rechtzeitig das Bild seines Vaters erschienen wäre. Es zeigte sich hier eben die alte Geschichte. Der Mensch war ein schwaches Stück Fleisch und Satan ein niederträchtiger Kerl, der dem Menschen auf Schritt und Tritt ein Bein stellte. Welche welterschütternden Folgen wohl eingetreten wären, wenn Joseph gefallen wäre, ließ sich jetzt nicht genau feststellen. Jedenfalls wäre es ein gewaltiges Fressen für die Satansbrut gewesen. Sie wäre davon dick und breit geworden und hätte in ihrem Übermute die heiligen Engel totgeschlagen. Ganz anders aber verhielt es sich, wenn ein Jude dasselbe, was Joseph nicht hätte tun sollen, in „Heiligkeit und Reinheit“ täte. Das war wiederum für die heiligen Engel ein fetter Bissen, an dem sie sich erquickten und von dem sie diejenige Kraft schöpften, deren sie in ihrem steten Kampfe gegen Satan benötigten.

„Du verstehst?“

Moschele verstand vollkommen. Wenn Joseph es getan hätte, wäre es ein gewaltiges Fressen für die Satansbrut, wenn es aber ein Jude in „Heiligkeit und Reinheit“ täte, so wäre es wiederum ein Leckerbissen für die heiligen Engel. Das war ja so einfach und klar, was war denn da nicht zu verstehen?

„Nun, Moschele, sei kein Narr!“ schloß der Lehrer seine tiefsinnige Rede, indem er seinem Schüler, dessen verständnisvolles Augenzwinkern eine gründliche Auffassung der Sache verriet, mit einem schelmischen Lächeln auf die Backe klopfte.

Am nächsten Morgen traten endlich die Eltern Moschel's die Heimreise an. Betrübt stiegen sie in den Wagen, der vor dem Hause von Moschel's Schwiegereltern harrte. Ihnen auf dem Fuße folgte gesenkten Hauptes der Lehrer, der ebenfalls auf dem Wagen Platz nahm.

## SANIERUNGEN VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Konkurs! — ein häßliches Wort, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt ein verpöntes Wort — der Begriff für einen Vorgang, der in seinen heutigen Rechtsfolgen der Nationalwirtschaft Nachteile schafft, irreparable Nachteile, die in der Zertrümmerung einer wirtschaftlichen Schöpfung, eines auf der

breiten Basis der Gesamtwirtschaft miterrichteten Unternehmens mit all seinem drum und dran, seinen Werten und Kapitalien im weitesten Sinne beruhen. Die Praxis hat lange für diese Anschauungen Verständnis geschaffen und Remedur gesucht. Die stets anwachsende Zahl der Konkurse scheint dem freilich zu widersprechen, doch bleibt zu bedenken, daß jene Zahl meist ihre Vermehrung findet durch die Bankerotte kleiner und kleinster Unternehmungen, durch die Fallissemente von Einzelunternehmungen oder offenen Handelsgesellschaften. Hier ein Heilmittel nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu schaffen, verbietet ja heute noch das geltende Recht, das die vielfach empfohlene Institution des Präventivakkordes nicht kennt. Sind aber dennoch Akkordverhandlungen vor Eröffnung des Konkursverfahrens angestellt, so vermag sie bei jetziger Rechtslage, der kleinste Gläubiger zum scheitern zu bringen. Je geringer seine Forderung ist, desto nachdrücklicher wird er auf Vollbefriedigung bestehen und dadurch, selbst wenn die Mehrheit der Gläubiger akkord geneigt ist, sich aber auf den Standpunkt paritätischer Befriedigung stellt, den Akkord hintertreiben. Aus eigenen Kräften jedoch eine dem Geschäftsvermögen längst anhaftende Illiquidität zu überwinden, wird weder dessen Besitzer, noch bei der offenen Handelsgesellschaft, den schon lange voll engagierten Gesellschaftern möglich sein.

Weit anders liegen dagegen die Verhältnisse bei der Aktiengesellschaft. Der Einzelkaufmann wie der Teilhaber der Sozietät haben bei eintretender Illiquidität schon längst ihre verfügbaren Geldkapitalien in das Unternehmen hineingewendet, während in der Regel ein großer Teil der Aktionäre außer ihrem im Aktienbesitz festgelegten Geldkapital, noch über erhebliche flüssige Mittel verfügt. Nun ist ja freilich im Gegensatz zum Einzelkaufmann und Sozietär der offenen Handelsgesellschaft, die Haftpflicht gegenüber den Verbindlichkeiten des Unternehmens bei den Aktionären in hohem Grade beschränkt, insofern diese nach § 178 HGB. nur mit ihren Einlagen, aber nicht persönlich haften — und es könnte daher fast den Anschein erwecken, als wenn sie den Konkurs ihres Unternehmens aufzuhalten weniger geneigt sein müßten als beispielsweise jeder persönlich haftende Einzelkaufmann. Ein glatter Trugschluß. Im Gegenteil, wir finden, daß der Aktionär sich viel schwerer zur Preisgabe vielleicht nur eines unbedeutenden Teils seines Vermögens entschließt, als der sein ganzes Vermögen verlierende Einzelunternehmer. Vielleicht beruht dies, ein interessantes psychologisches Moment, auf dem spekulativen Charakter der Aktien selbst — leicht erworbener Geldgewinne, die man aber doppelt schwer missen möchte. Während den Einzelunternehmer häufig die Kraft der Energie und persönliche Initiative, die ihm bei Zerstörung des alten, bereits das Projekt eines neuen Unternehmens erstehen lassen, über die schwierigste Situation hinweghelfen — sieht sich der Aktionär dem va banque Spiel gegenüber. Er ist nur eine Zahl in dem großen Betriebe der Gesellschaft, nur ein Individuum ohne Initiative, ohne maßgebende Entscheidung für die Führung und den Gang des Unternehmens — er sieht keine andere Möglichkeit, sein Geld zu retten als dadurch, daß er immer wieder neue Werte hineingibt, um die alten, in ihren Rechten verkümmerten, zu

retten. In dieser Hinsicht ein Spiel — in anderer die höchste Forderung der Volkswirtschaft. Nicht zerstören, sondern weiterbauen, weiterbauen auf dem selbst nur in Ruinen erhaltenen. Deshalb finden wir denn auch bei illiquiden d. h. zahlungsunfähigen Aktiengesellschaften zum erstenmal vom geltenden Rechte geschützte Sanierungsformen zur Vermeidung des Konkurses. Diese Formen der Sanierung können nun so mannigfacher Art sein, häufig auch illegal, daß es sich wohl verlohnt auf sie näher einzugehen, um so mehr, als eine große Anzahl von Aktionären, die eine Sanierung mitmachen müssen, aus Mangel an Rechts- oder anderen Kenntnissen, nicht zu überblicken vermögen, welche Vor- resp. Nachteile ihnen der in der Generalversammlung gemachte Sanierungsvorschlag bringt. Bei der aktiengesellschaftlichen Sanierung handelt es sich zunächst um das Heranbringen flüssiger Mittel und zwar vornehmlich von seiten jener, die an dem Fortbestande des Unternehmens interessiert sind, also in erster Linie der Aktionäre, in zweiter der Gläubiger, denn auch die Gläubiger werden der Sanierung sympathisch gegenüberstehen, da die erfolgreiche Erhaltung des Geschäftsvermögens ihnen ja die Befriedigung ihrer ganzen Forderungen, weit anders als bei den in einen Akkord einwilligenden Kreditoren, in Aussicht stellt. Allerdings bezeigen die Gläubiger auch bei der Sanierung von A.-G. den Aktionären insofern Entgegenkommen, als sie eine Herabminderung ihrer Forderungsbeträge vornehmen, jedoch immer nur in der Weise, daß sie für einen Teil ihrer Forderungen Vorzugsaktionäre werden, den Verzicht auf einzelne Forderungen, wie beim Akkord, aber keinesfalls aussprechen. Beiden Gruppen, sowohl denen, die ihre Forderungsbeträge herabsetzen lassen, als auch denen, die neue Geldkapitalien zuführen, werden neue, mit Vorzugsstellung ausgestattete Mitgliedschaftsrechte eingeräumt. Dies erscheint aber nur dann möglich, wenn die alten, die Stammaktien, in gewissem Umfange ihrer Rechte entkleidet werden, die dann auf die neuen Aktien übertragen werden. Daher muß sich zunächst bei den Inhabern der Stammaktien das Verlangen regen, die ihren Aktien gewissermaßen entzogenen Rechte, durch Erwerb der neuen mit diesen und meist noch weiteren Rechten ausgestatteten Vorzugsaktien wieder zu gewinnen. Dies Verlangen führt sie naturgemäß in eine Zwangslage. Um die neuen Aktien zu erwerben, haben sie über den Betrag ihrer alten hinaus zuzuzahlen, also durchaus eine Handlung auszuführen, die der § 211 HGB. (die Verpflichtung des Aktionärs zur Leistung von Kapitaleinlagen wird durch den Nennbetrag der Aktie und, falls der Ausgabepreis höher ist, durch diesen begrenzt) ausschließt. Eine Rechtsentziehung liegt aber dennoch insofern nicht vor, als der betreffende Stammaktionär nicht zum Erwerb der Vorzugsaktien gezwungen werden kann, wenn ihm auch, gemäß § 175 HGB. (im Gesellschaftsvertrage können für einzelne Gattungen von Aktien verschiedene Rechte, insbesondere inbetreff der Verteilung des Gewinns oder des Gesellschaftsvermögens, festgesetzt werden) die einstmals seinen Aktien innewohnenden Rechte durch Bevorzugung und bevorrechtliche Ausstattung neuer Aktien geschmälert werden können. Insofern wird also doch wieder ein gewisser Druck, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt, auf ihn ausgeübt werden, ein Druck, dessen

sich jeder Aktionär bewußt sein sollte, der in der Generalversammlung mit, oder über den hinweg das Gros der Aktionäre für die Sanierung der Gesellschaft gestimmt hat.

Die Ausgabe von Vorzugsaktien ist jedoch keineswegs der einzige Weg, dessen sich die Sanierung bedient. Meist nur geht sie im Gefolge der heute so sehr beliebten Herabsetzung des Grundkapitals durch erfolgte Zusammenlegung der Aktien. Es handelt sich z. E. um die Sanierung einer A.-G. mit 1 000 000 Mark Grundkapital, eingeteilt in 1000 Aktien zu je 1000 Mark. Die Generalversammlung beschließt (gemäß § 288 HGB.) das Grundkapital von 1 000 000 Mark auf 800 000 Mark herabzusetzen, d. h. die bisherigen Aktien im Verhältnis 5 : 4 zusammenzulegen und dann durch Ausgabe von 200 Stück Vorzugsaktien das Grundkapital wieder auf 1 000 000 Mark zu erhöhen. Wenn hiernach auf die neuen Aktien je 1000 Mark eingezahlt werden, so treten dann die 1000 Mark Einlagen der neuen den 800 Mark Einlagen der alten Aktien gegenüber. Infolgedessen erscheint das Grundkapital als aus 800 000 Mark alten und 200 000 Mark neuen Einlagen bestehend, während tatsächlich 1 000 000 Mark alte und 200 000 Mark neue Aktien vorhanden sind. Es ist somit das Beteiligungsverhältnis zwischen alten und neuen Aktien, das sich in Wirklichkeit wie 5 : 1 verhält, zu ungunsten der alten Aktien in ein solches von 4:1 verwandelt und wird durch die Ausgabe von Vorzugsaktien noch erheblich verschlechtert. Die Entrechtung, welche in der Verminderung des Grundkapitals für den einzelnen Aktionär liegt, ist m. E. eine vollständige. Er kann sich dem Zwange, welcher durch das in der Generalversammlung beschlossene Zusammenlegen der Aktien auf ihn ausgeübt wird, nicht einmal entziehen, da im Weigerungsfalle, d. h. im Falle er seine Aktien zwecks Umvalutierung der Gesellschaft nicht einreicht, dieser gemäß § 290 HGB. das Recht zusteht, die Aktien für kraftlos zu erklären und ihn mit einer billigen Entschädigung abzufinden. Wir sehen also, wie auf durchaus legalem Wege die Sanierung der A.-G. auf Kosten der einzelnen Aktionäre vor sich geht. Der Kleinaktionär, dessen Stimme oder geringe Stimmenzahl in den Generalversammlungen, bei der heutigen Entwicklung unsrer A.-G., deren Aktien sich häufig zum größten Teil in der Hand einiger weniger Großaktionäre befinden, ohne Einfluß auf das Abstimmungsresultat bleibt, sieht sich also gezwungen, neue Mittel zur Aufrechterhaltung seines Aktienbestandes einzuschießen, Mittel, die er vielleicht kaum besitzt oder für andere Zwecke bestimmt hatte, auf jeden Fall Mittel, mit denen er in der Regel bei Ankauf der alten Aktien nicht gerechnet hatte. Dies wird namentlich auch dann der Fall sein, wenn es sich um die Institution der Vorzugsaktien handelt. Denn bei schwierigen Sanierungen kann der Vorrang der neuen vor den alten Aktien eine solche Höhe erreichen, daß die Stammaktien so gut wie bestimmt den Vorsprung der neuen Aktien nicht wieder einholen können. Dies ist z. E. der Fall, wenn den Vorzugsaktien ein Dividendenpräzipuum von 6—8% mit unbeschränktem Nachzahlungsrecht eingeräumt wird, oder wenn an dem Restbetrage, nach Vorwegnahme des Präzipuums Vorzugs- und Stammaktien gleichberechtigt teilnehmen, also nicht wie gewöhnlich, den Stammaktien hier ein niedriges Präzipuum von 3—4% zugestanden ist.

64 Zwar verbietet § 215 HGB. die Festsetzung bestimmter Zinsen, aber, daß im Hinblick auf den Stammaktionär das Dividendenpräzipuum des Vorzugsaktionärs ähnlich wie eine bevorrechtete feste Verzinsung der Vorzugsaktien wirkt, wird niemand bestreiten können. Soweit die gesetzmäßige Reglung der Sanierung. Die Mehrheit kann wohl im Sinne des § 175 HGB. die Enteignung aller Aktionäre vornehmen, aber sie muß die Enteignung gleichmäßig durchführen. Eine Rechtsverschiebung ist nur statthaft zwischen alten und neuen, aber nicht zwischen alten und andern alten Aktien. Infolgedessen müssen alle Sanierungsbeschlüsse ungültig sein, die einen Teil der alten Aktien, nämlich den, der die Bedingungen der Generalversammlung erfüllt, in Vorzug zu den andern alten Aktien setzt. Der Leipziger Rechtsanwalt Dr. R. Fischer (Sanierungsprobleme) führt dafür ein Paar lehrreiche Beispiele an.

Z. E. I. a) Es wird im Verhältnis 5 : 4 zusammengelegt; wer nicht auf fünf alte eine neue bezieht, dessen Aktien werden wie 5 : 1 zusammengelegt.

b) Es wird im Verhältnis 5 : 4 zusammengelegt. Wer nicht auf eine alte Aktie 200 M einzahlt, dessen Aktien werden wie 5 : 1 zusammengelegt.

Oder aber II. Es wird im Verhältnis 5 : 4 zusammengelegt. Wer auf fünf alte Aktien eine Vorzugsaktie bezieht, erhält seine bisherigen Aktien sämtlich in Vorzugsaktien umgewandelt.

III. Es wird im Verhältnis 5 : 4 zusammengelegt. Wer der Gesellschaft eine alte Aktie zur Verfügung stellt und 200 M zahlt, erhält die alte Aktie mit 700 M auf eine Vorzugsaktie angerechnet.

Die angeführten Beispiele mögen genügen. Die in ihnen festgelegten Sanierungsprogramme sind aus dem oben angeführten Grunde sämtlich unzulässig.

Wir haben gesehen, welche Schwierigkeiten die Sanierung illiquider A.-G. bietet — Schwierigkeiten, die namentlich für den interessierten Aktionär in Betracht kommen. Von einem Aktionärschutz, den unsere Zeit ja so gerne hervorhebt, hier besonders zu sprechen, schiene mir töricht. Mitgefangen bedeutet hier, glaube ich, mitgehangen. Die Sanierung ist eins der wichtigsten Probleme, über deren eventuelles Notwendigwerden sich der Kleinkapitalist stets im Klaren sein sollte. Deshalb nicht jeder Kleinkapitalist ist, wie das ja heute so Mode, auch zum Kleinaktionär befähigt. Auch das Aktienwesen hat seine Hindernisse und Tücken, die dem Unbefangenen, nur nach Kurs und Bilanzen Kaufenden, leider meist unbekannt sind.

Deshalb bleibt Kenntnis des Aktienrechts das vornehmste Erfordernis für den Aktionär.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 3 4. NOVEMBER 1911

# DIE ENTWICKLUNG UNSERER BEZIEHUNGEN ZU RUSSLAND VON RICHARD GRAF VON PFEIL

Die traditionelle Freundschaft, die verwandschaftlichen Bande", so hört man heute unser Verhältnis zu Rußland beurteilen, seitens des Auswärtigen Amtes oder einer kleinen, dem Hofe nahestehenden Partei, die noch in Überlieferungen aus der Väterzeit her lebt. Was ist eigentlich daran wahr? Wie stehen wir heute staatlich und verwandschaftlich zu Rußland?

Was die altüberlieferte Freundschaft anbetrifft, so beschränkt sich diese nur auf einige geschichtliche Vorgänge, die von uns, mit dem eindruckfähigen deutschen Herzen, sehr viel tiefer in der Erinnerung getragen werden, als in dem leicht begeisterten, schnell entnüchterten slawischen Volkscharakter. Wir können überhaupt bei Hervorhebung der guten Seiten unserer Beziehungen nur die einst preußisch-russischen nennen; denn seit der Einigung Deutschlands steht uns Rußland im allgemeinen unfreundlich gegenüber.

Wenn auch die Vergangenheit in der Staatskunst wenig Wert hat, so wollen wir ihrer doch kurz erwähnen, um darzulegen, daß auch in dieser die Beziehungen Rußlands zu uns oft unfreundliche, gleichgültige oder drückende waren. Die Peterstochter, Kaiserin Elisabeth, war im Siebenjährigen Kriege unsere erbitterte Feindin. Ein kurzer Lichtblick unter ihrem preußenfreundlichen Nachfolger, dem Monatskaiser Peter III., kam uns ja sehr zustatten, kostete letzterem aber, neben andern Umständen, Thron und Leben. An seine Stelle trat die Gattin, Katharina II., uns wenig freundlich gesinnt, trotz der polnischen Gemeinsamkeit; deren halb wahnsinniger Nachfolger Paul I., spielte

uns gegenüber keine wesentliche Rolle. Desto mehr dessen Sohn, Alexander I., mit dem „die traditionelle Freundschaft" beginnt. Wir wollen dessen Verdienste um Preußen nicht schmälern, wenn sie auch eine durchaus eigennützige Grundlage hatten; möchten aber nicht unserer Demütigung vergessen, durch seine Freundschaft mit Napoleon, deren Gipfelpunkt Erfurt war, wie auch den Umstand, daß Alexander I. schließlich einen großen Teil des uns gehörenden Polens mit der Hauptstadt Warschau aus den Trümmern der französischen Oberherrschaft in die russische Tasche steckte.

Mit seinem Bruder und Nachfolger Nikolaus I. beginnen auch die „verwandschaftlichen Bande", durch dessen Heirat mit der Luisentochter Charlotte. Die Tochter dieser herrlichen Frau, diesem preußischen Sinnbilde einer tief gedemütigten und doch so großen Königin, mußte, in preußischen Augen, auf dem Zarenthrone wie ein preußisches Panier wirken. Diese geistig-schöne Erinnerung, wie die geschichtliche an die gemeinsame Waffenbrüderschaft gegen Preußens schlimmsten Feind, grub sich tief in das preußische Herz; man kann in diesem Falle, ohne Übertreibung, sagen, vom Thron bis zur Hütte.

Aber in Rußland erstreckte sich solches Empfinden auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis, der durch die Kaiserfamilie, Hof und Garde, reichlich weit begrenzt sein dürfte. Das eigentliche Heer, wie das völlig ungebildete Volk waren weit von jedem tieferen Gefühl für Preußen entfernt. Aber auch Nikolaus I. selbst, der preußische Schwiegersohn, faßte seine Stellung durchaus nicht vom Gefühlsstandpunkt auf; in verletzender Weise behandelte er Preußen bis zu seinem Tode als eine russische Satrapie, der er bald seine Zufriedenheit, bald seine Mißbilligung ausdrückte. „Ich erröte vor Scham, wenn ich jener Zeit gedenke", äußerte der Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich, einst in einem kleinen Kreise von Offizieren des Ersten Garderegiments.

Anders war es mit Alexander II. Er hielt die Beziehungen zu Preußen hoch, namentlich zu dem von ihm so verehrten Oheim, König Wilhelm I., wie seine Staatskunst mehrfach bewies; doch war diese nicht ganz frei von persönlichen Gefühlen.

1866 beeinflußte ihn noch die Erinnerung an Preußens freundschaftliche Haltung in dem Rußland gefährlich werdenden polnischen Aufstande, sowie ein Österreich feindseliges Gedenken an dessen Haltung im Krimkriege.

1870 sprach jedoch neben seiner ausgesprochenen Preußenfreundlichkeit die Erinnerung mit an Rußlands Demütigung durch Napoleon III. im Krimkriege, wie auch die erfolgreiche Erwägung, durch eine Niederlage Frankreichs eine Rußland tief verletzende Bestimmung des Pariser Friedens, das Verbot einer Kriegsflotte auf dem Schwarzen Meer, ausmerzen zu können. Durch seine damalige deutschfreundliche Haltung stellte er sich jedoch in Gegensatz zu seinem Thronerben, dem größten Teil seiner Umgebung, dem Offizierkorps der Garde und Linie, dem ihm ohnehin, von der Aufhebung der Leibeigenschaft her, nicht wohlgesinnten gutsbesitzenden Adel, wie dem gebildeten Teil seines Volkes; der ungebildete sprach nicht mit. In jener Zeit bereitete sich langsam jene ihm feindliche Stimmung vor, die nach vielen Fehlschlägen zehn Jahre später am Katharinenkanal in Petersburg ihre blutige Betätigung fand, aus dem Zarbefreier einen Zarmärtyrer machend.

Ich möchte an dieser Stelle die Frage erörtern, worauf der nicht abzuleugnende Widerwille gegen „den Deutschen", der heute selbst in den ungebildeten russischen Kreisen bemerkbar, zurückzuführen ist. Er besteht seit Jahrhunderten, nahm aber an Heftigkeit zu, als zu der anfänglichen Abneigung der russischen Gesellschaft seit etwa vierzig Jahren auch der Rassenhaß trat. Mitwirkend hierbei ist auch der gänzlich verschiedene Charakter beider Völker; der russische gleicht weit mehr dem französischen, wie dem deutschen.

Unter Peter I., diesem großen Staatsumwälzer, wurden viele Ausländer in wichtige Stellungen berufen, in der Mehrzahl Deutsche. Erregten diese schon durch ihre Neuerungen Unwillen, so noch mehr der „Tschinownik", der Beamte, der ursprünglich wesentlich auf deutsche Einrichtung zurückzuführen ist. Das damals sich bildende Beamtentum mit seiner Pflichttreue, Pünktlichkeit, Peinlichkeit entsprach ganz und gar nicht dem russischen Charakter. Wurde es schon darum im Volke verhaßt, so noch mehr, als bald echt russische Eigenschaften dazukamen, wie Herrschsucht, Selbstsucht, Erniedrigung vor dem Höheren und Bedrückung des Niederen; endlich aber, als größter Haßschürer, die Bestechlichkeit. Alles das wurde dem „Parschiwy Njemez", dem räudigen Deutschen, in die Schuhe geschoben. Dann erfolgte unter den Nachfolgern Peters des Großen die Ansiedlung Deutscher in allen Gebieten des Reiches, die durch ihre Fortschritte den Neid des russischen Bauern mit dessen verwahrlostem Besitz er-

regten; endlich das allgemeine Aufblühen deutschen Handels und Industrie in Rußland. Noch ein Umstand für die Erklärung des Hasses muß hervorgehoben werden, das russische Judentum, dessen Druck so schwer auf dem Volke lastet. Die für russische Ohren deutsch klingenden jüdischen Namen, die mit verunstalteten deutschen Lauten vermischte Sprache der russischen Juden, ließen solche im ungebildeten Volke mit den Deutschen in einen Topf werfen; von gebildeter deutschfeindlicher Seite wird dies zur Förderung der Abneigung unterstützt.

Zu dieser Abneigung gegen die Deutschen trat unter Alexander II., bald nach dem polnischen Aufstande der sechziger Jahre, der Allslawismus. Katkow in Moskau predigte den Polen ihre Stammesgemeinschaft mit den Russen; er, die Akssakow, Tschernjajew, Ignatjew, waren die Gründer jener alle slawischen Völker umfassenden Bewegung, die im Deutschen des Slawen ärgsten Feind sieht, der einst langsam die Stammesbrüder nach Osten verdrängt habe. Der Allslawismus erstarkte so schnell, daß er 1877 Alexander II. zum Kriege gegen die Türkei drängte, der zwar siegreich endete, aber durch seine vielen Mißerfolge und die Nichterreichung des erstrebten Zieles — Konstantinopel — die allslawische Bewegung zunächst schwächte.

Da kam der Kongreß von Berlin, der in seinen Folgen den Haß gegen Deutschland derart schürte, daß zwei Jahre später der Krieg vor der Tür stand, den Allslawismus stärkend. Jenen für das Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland so wichtigen Ereignissen konnte ich von nächster Stelle aus folgen, 1878, in den Reihen des vornehmsten Garderegiments, den Preobrashenzen, vor Konstantinopel liegend, durch die Verbindungen des Regiments mit den einflußreichsten Persönlichkeiten unmittelbar an der Quelle der Ereignisse.

Die russischen Beziehungen zu Deutschland waren damals nach dem, wie man glaubte, endgültigen Friedensschluß von St. Stephano gut. Für Kaiser Wilhelm, der seine Freundschaft für den kaiserlichen Neffen und das russische Heer während des Feldzuges in jeder Weise bewiesen, herrschte geradezu Begeisterung. Nach dem verunglückten Mordanschlag von Hödel fand Dankgottesdienst und Truppenschau zu Ehren des greisen Kaisers statt. Da tauchten aber bereits die ersten Gerüchte auf, daß England und Österreich-Ungarn Schwierigkeiten wegen der Friedensbedingungen machten; endlich kam die

erschütternde Nachricht, daß der unter solchem Jubel abgeschlossene Friedensschluß von St. Stephano nur ein vorläufiger sei, den die Vertreter der Mächte in Berlin unter Bismarcks Vorsitz beraten würden.

Damals bereits kam mir, durch meine Kenntnis der Stimmung, der Gedanke, daß es ein großer Fehler war, die Zusammenkunft in Berlin stattfinden zu lassen, wo Deutschland den Wirt machte, der als solcher für russische staatsmännische Mißerfolge zunächst verantwortlich gemacht werden würde.

In Paris mußte der Kongreß stattfinden unter Leitung eines französischen Staatsmannes; dann hätten wir heute wahrscheinlich kein russisch-französisches Bündnis. Ein stimmungbezeichnender Vorgang ist mir in Erinnerung.

Wir saßen, einige ältere Offiziere des Regiments, in der Nähe von St. Stephano am Frühstückstisch im Marketenderzelt. Vor uns der herrliche Anblick des leider nicht eroberten Konstantinopels; ich spreche von meinem damals russischen Gesichtspunkt aus. Neben mir der damals schon berühmte jugendliche General Skobelew, den ich auf dem Schlachtfelde von Schipka kennen gelernt; er besuchte mich häufig in der Waffenstillstandszeit. Noch war er voller Begeisterung für das deutsche Heer, namentlich aber für Kaiser Wilhelm, der ihm eben den Pour le merite verliehen, dessen blaues Kreuz sich neben dem Georgenorden von dem weißen Rock abhob.

„Also in Berlin wird über uns entschieden, ob unsere Siege wirklich etwas gelten, ob unser in Strömen vergossenes Blut seinen Wert hat", äußerte er. „Gott sei Dank!" meinte ein Oberst, „dort stehen wir unter dem Schutze von Kaiser Wilhelm." „Auf den kommt es nicht an," meinte Skobelew, „der alte kranke Herr kann uns wenig helfen, so gern er es möchte; aber der preußische Kronprinz liebt uns nicht und vor allem nicht Bismarck, der die Sache leitet. Glauben Sie, meine Herren, der hintergeht uns."

So töricht sich diese Auffassung in der Folge erwies, so ist sie doch heute noch Gemeingut des gesamten russischen Volkes, und Kaiser Alexander III. glaubte ihr ebenso, wie jeder andere Russe. Eine bezügliche Äußerung dieses ausgezeichneten russischen Herrschers ist mir unvergeßlich. Als ich die Ehre hatte, mich im Herbste 1889 bei ihm in Fredensborg in Dänemark abzumelden, würdigte er mich einer längeren Unterhaltung, während der er in wehmütig-erbittertem Ton äußerte: „Mit Werder haben Sie in Berlin

unseren einzigen Freund aus seiner Stellung entfernt; nun spricht dort niemand mehr für uns.“ Ich erlaubte mir, dem zu widersprechen, auf den langjährigen Botschafter in Petersburg, von Schweinitz, einen erklärten Freund Rußlands, hinweisend. „Der darf doch nur tun, was Bismarck will“, erwiderte der Kaiser. Beiläufig bemerkt, hatte er, trotzdem er fälschlicherweise Bismarck für einen Feind Rußlands hielt, vor diesem die höchste Achtung, dessen Vaterlandsliebe und Herrschertreue wegen.

Jedenfalls kam, trotz überlieferter Freundschaft und Verwandschaft, unter Alexander III., diesem Vorbild eines Selbstherrschers, das Bündnis mit der französischen Republik zustande, an dem Nikolaus II. ebenso treu festhält wie sein Vater. Wir wollen uns nur nicht einbilden, daß im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und uns Kaiser Nikolaus nicht an dem Bündnis festhalten würde. Selbst wenn er unparteiisch bleiben wollte, so würde er von der Macht der öffentlichen Meinung, zum Teil auch der des Heeres, zum Kriege gedrängt werden. So und nicht anders ist unser jetziger staatlicher Standpunkt zu Rußland.

Was nun die „verwandschaftlichen Bande“ betrifft, so sind diese im Laufe der Geschlechter doch recht gelockert. Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, von denen die Verwandschaft ausgeht, waren die Urgroßeltern unseres Kaisers und die Ururgroßeltern des russischen. Das ist doch wirklich schon etwas weit. Da liegt immerhin näher, daß Kaiser Nikolaus und König Georg richtige Vettern sind, mit gemeinsamen dänischen Großeltern. Diese verwandschaftlichen Bande dürften auch in den Folgen für die gemeinsame Staatskunst bedeutend fester sein, als die preußischen.

Solange es Frieden bleibt, solange wird die Abneigung der russischen maßgebenden Volks- und Heereskreise gegen uns wachsen. Der nächste Zollvertrag wird lehren, welche Handelsschwierigkeiten Rußland uns machen wird. In staatlicher Hinsicht werden wir bei allgemeinen Fragen, wie beispielsweise der marokkanischen, Rußland stets auf seiten unserer Gegner sehen. Ich kenne nur eine durchaus nicht wünschenswerte Möglichkeit eines guten Einvernehmens mit Rußland, diese ist, so sonderbar es klingt, ein Krieg für den Fall, daß er glücklich für uns verläuft. Dann würde auch das allslawische Schüren aufhören. Rußland hat gezeigt, daß es Niederlagen nicht nur verzeiht, sondern daß sie sogar zur Freundschaft beitragen. Frankreichs Zug nach Moskau wird bald in hundertjähriger Er-

innerung gefeiert werden; jetzt bereits ersieht man aus der russischen Presse, daß eine Verbrüderung beider Völker damit verbunden sein soll. Die Presse spricht auch nur selten von dem französischen Einfall bis ins Herz Rußlands, sondern meist von dem „der zwanzig Stämme und Sprachen", unter denen die Franzosen nur einen Teil gebildet hätten. Die französischen und englischen Siege auf der Krimhalbinsel sind vergessen, ebenso alles Leid, das England bis zum japanischen Kriege in allen staatlichen Beziehungen Rußland zugefügt hat. Die Schläge Japans in der Mandschurei sind politisch vergessen. Gerade mit diesen drei Mächten hat Rußland ein Bündnis und bündnisähnliche Verträge geschlossen.

Vielleicht kommen auch wir einmal zu solchen! —

## GEGEN DIE IBERISCH-AFRO-AMERIKANISCHE BAHN! VON DR. PETER STUBMANN

Wasser in den Wein — das bezwecken diese Zeilen. In den Wein der Begeisterung, die ein am Kartentisch entstandenes Projekt in den Köpfen hervorragender Leute, sehr hervorragender Leute hat entstehen lassen, derart, daß sogar das politische Stimulans dieses Sommers, das Marokkoproblem, eine abermalige Verstärkung erfuhr. Die umstrittenen marokkanischen Küstenstriche werden dereinst — so verkünden jene Propheten — eine Eisenbahn entstehen sehen, die sich zu einer Hochstraße des Weltverkehrs entwickeln wird, in ihrer Bedeutung dem Suezkanal vergleichbar. So verkündet auch Marquis de Camarasa („Zeitschrift" Heft 24, S. 737 ff.), und ihm wird das Bahnprojekt schier zum Mittelpunkt des ganzen Marokkoproblems. Es möge erlaubt sein, an die Idee des Herrn Marquis einen Maßstab anzulegen, ohne den solche Projekte doch nicht praktisch werden können: den Maßstab der Rentabilität. Und zwar nicht im engherzigen Sinne eines Börsenprospektes. Wohl aber von dem Standpunkt aus, daß auch diese Bahn nicht als Wohltätigkeitsinstitut gebaut werden wird, und daß sie nicht gebaut werden kann, wenn man nicht einigermaßen weiß, wen und was man mit ihr transportieren wird. Man komme mir nicht mit dem — manchmal gewiß richtigen — Schlagwort, daß die Bahn erst den Verkehr hervorrufen werde. Handelt es sich doch hier um eine interkontinentale Verbindung, noch schärfer gesagt: den Ersatz des „Nur-Seeweges" durch eine vornehmlich über Land gehende Route nach Argentinien.

Man argumentiert so: Von Europa nach Südamerika braucht man jetzt 25 Tage; wenn jene Bahn gebaut ist, dann dauert es nur 5 Tage, wobei man auf die Seefahrt von Bathurst (Westafrika) nach Pernambuko (1700 Seemeilen) 3 Tage rechnet. Schon diese Zeitrechnung stimmt nicht, wenn man der Sache auf den Grund geht. Die schnellsten Dampfer von Hamburg nach Buenos Aires brauchen heute 20 Tage. Eine Reise von Berlin nach Madrid wird selbst bei hundert Kilometer Geschwindigkeit — für die heute teilweise noch die Voraussetzungen fehlen — eine Zeit von mehr als zwei Tagen, die Reise bis Gibraltar also rund drei Tage

beanspruchen; gibt man zu, daß vielleicht die Überfahrt von Gibraltar nach Tanger (15 Kilometer) in kurzer Zeit zu bewerkstelligen wäre, so wird man doch annehmen müssen, daß man von Gibraltar bis Bathurst (rund 3000 Kilometer) anderthalben Tag braucht. Man ist also nach einer Reise von rund 8 Tagen von Berlin in Pernambuko. Der eilige Reisende müßte nun hier wieder eine Hundertkilometerbahn vorfinden, die ihn eilig, wie er ist, an die Gestade des Laplata bringt, wo, noch einmal zu Schiff, von Montevideo nach Buenos Aires die Reise beendet wird. Diese Bahn fehlt nun gerade! Die Entfernung von Montevideo bis Pernambuko beträgt in der Luftlinie schon rund 3700 Kilometer. Wer stampft diese Bahn aus dem Boden, ohne die die afrikanische Küstenbahn ihre Bedeutung als Weg nach Südamerika nicht erlangen kann. Es müßte denn sein, man wolle sich begnügen, nur Nordbrasilien enger an Europa zu ketten? Das aber lohnt nicht! Lohnt vor allem nicht, Schnelldampfer laufen zu lassen von Bathurst nach Pernambuko. Denn Marquis de Camarasa rechnet, daß die 1700 Seemeilen lange Strecke in drei Tagen zurückgelegt werden soll. Das bedeutet ein Etmal (Tagesleistung) von rund 570 Seemeilen oder eine Stundenleistung von fast 24 Knoten, was heute der schnellste Dampfer des Norddeutschen Lloyd zwischen Bremen und New York nicht aufbringt. Also: die von dem Komitee unter Leitung von Marquis de Camarasa, angenommene sehr hochwertige Dampferverbindung Bathurst—Pernambuko müßte wieder die Vollendung der Bahn Pernambuko—Rio de Janeiro—Montevideo zur Voraussetzung haben, ein Projekt, dessen Kosten angesichts der sehr großen Terrainschwierigkeiten in Brasilien gar nicht abzuschätzen sind, die aber sicher in die tausend Millionen gehen. Wer verzinst diese Summe?

Der heutige Dampferverkehr wird für Schwergut, argentinisches Getreide, brasilianischen Kaffee und Paragummi immer alleiniger Transporteur bleiben; denn solche Waren haben kein Interesse an einer Wegabkürzung von wenigen Tagen. Die Auswanderer haben an der billigen Dampferüberfahrt naturgemäß auch mehr Interesse als an einer zwar kurzen, aber kostspieligen und umständlichen Reise über See und Land. Es bleiben also die Kajütsreisenden und der Wertgutverkehr. Der letztere hat auch nicht immer große Eile, scheut aber häufig das mehrfache Umladen, weil die Gefahr des Abhandenkommens dabei größer ist. Die Hauptsache aber ist, daß davon jene kostspielige Verbindung nicht leben könnte. Denn, wenn die Passagepreise und die Frachten sehr viel teurer sind als die geraden Seefrachten, dann ist auf eine ausreichende Frequenz der neuen Verbindung nicht zu rechnen.

Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Die Seeschiffahrt steht nicht still. Sie befindet sich vielmehr dauernd in technischer Weiterentwicklung. Ich habe gerade in zwei früheren Heften der „Zeitschrift“ darauf hinweisen können, vor welchen Neuerungen dieser Art unsere Schiffahrt jetzt steht. Die Beschleunigung unseres Dampferverkehrs hat zwar bisher in der Hauptsache zwischen Europa und New York Triumphe gefeiert. Es ist aber bezeichnend, daß dasjenige Gebiet, auf das neuerdings die Bemühungen um Beschaffung schnellerer Dampfer am deutlichsten übergegriffen haben, gerade die Fahrt nach Südamerika ist. Es werden zweifellos nur noch wenige Jahre vergehen, bis wir auch auf diesem Verkehrsgebiet Dampfer haben, die ihre 20 Seemeilen stündlich zurücklegen. Dann dauert die Fahrt Hamburg—Buenos-Aires nur noch 16 Tage. Sollte sich nun ein Bedürfnis nach noch schnellerer Beförderung herausstellen, dann ist eines ganz sicher: die Schiffahrt würde in der Lage sein, diesem Bedürfnis mit weit ge-

ringeren Mitteln entgegenzukommen als jenes Camarasasche Projekt, sie würde vor allem aber die Seele jeder gesunden wirtschaftlichen Entwicklung nicht ganz außer Acht lassen brauchen: die Rentabilität. Die Freunde der Camarasabahn haben von vornherein eine Zinsgarantie der europäischen Staaten, d. h. eine Subvention der Bahn bis Bathurst ins Auge gefaßt. Sie beweisen damit nur die Richtigkeit meiner Auffassung: die iberisch-afrikanisch-amerikanische Eisenbahn ist ein unmögliches Projekt. Ihre Befürworter vernachlässigen völlig das Grundprinzip aller gesunden Unternehmungen: die Forderung der Wirtschaftlichkeit. Es ist ein Irrtum, Projekten nachzujagen, die Tausende von Millionen kosten würden, wenn dasselbe Ziel — in diesem Falle die Beschleunigung der Reise von Europa nach Südamerika — auf einem einfachen Wege mit weniger Mitteln erreichbar erscheint und schon in sichtbare Nähe gerückt ist.

# GESPRÄCH IN GROSSEN SPRÜNGEN VON MAX BROD (PRAG)

Der Eilzug Mailand—Paris hatte eben den schönen großen blauen See hinter sich gelassen und stieg verlangsamt, lärmend in Engpässen die Alpen hinan. Da traten von entgegengesetzten Seiten in den Speisewagen zwei Personen, die einander bis zu diesem Augenblicke nie erblickt hatten und einander doch sofort erkannten; woran überdies nicht viel Merkwürdiges war, denn die beiden hatten ausdrucksvolle Photographien voneinander schon häufig gesehen und waren auch von dem lebhaftesten gegenseitigen Interesse seit Jahren erfüllt.

„Herr Bernheim!“

„Herr Schadner!“

„Das ist aber ein großartiger Zufall . . .“

„Wundervoll.“

„Wir dinieren natürlich miteinander . . .“

„Ich bin noch ganz überrascht. — Aber selbstverständlich.“

Die etwa gleichaltrigen und auch in ihrem Äußern nicht unähnlichen jungen Herren waren beide Schriftsteller, Bernheim lebte in Berlin, Schadner in Wien. Zu ungefähr gleicher Zeit waren sie, einer von dem andern unabhängig, auf einen neuartigen Stil der Erzählung gekommen, der, aus der innersten Natur jedes von beiden emporgedrungen, eine nicht alltägliche Verwandtschaft beider offenbarte. Jeder hatte in dem Roman des andern einen freundlichen Spiegel und Bestätigung der eignen Kunst erblickt, so konnte sich in der natürlichsten Weise eine Korrespondenz zunächst mit beiderseitigen Applaudissements anknüpfen, allmählich zu schärferen Erkenntnissen, kleinen Kontrasten und förderlicher Belehrung gedeihen. Die gegenseitige Zuneigung ihrer Gedanken, namentlich aber auch der gemeinsame Abstand von den Meinungen der übrigen literarischen Welt und daher die gemeinsam getragene Verkennung seitens der offiziellen Kritik: all dies Bindende war so groß, daß ein Prioritätsstreit oder Neid oder Besserwollen zwischen den Freunden nicht aufkommen konnte. Die gelegentliche Einsicht, daß sie beide im Grunde doch ganz verschieden dachten, daß die Gemeinsamkeit nur angesichts der so grob entgegengesetzten Umgebung sich

ergab, war ein kleiner Stachel, aber auch eine kleine Annehmlichkeit, — keineswegs hinderlich ihrer vereinigten Arbeit, die aus dem Briefwechsel entstand, einer Theorie des Romans, in der sie über ihre dichterische Art klar zu werden suchten. In dieser Theorie legten sie das Hauptgewicht auf feine, gründliche, wenns sein muß, bis zur Langweile ausführliche Details, lobten beispielsweise die Kamasutra der Inder wegen ihrer vor keiner Kleinigkeit zurückschreckenden gewissenhaften Beschreibung der Liebe über alle Liebesgedichte aller Zeiten und verteidigten sich mit Energie gegen die Zumutung, daß ein Kunstwerk „Handlung" und „große Charaktere" aufweisen müsse. Im Großzügigen sahen sie nichts als Oberflächlichkeit. Das Genie arbeitet, wie das Leben selbst, mit mikroskopischen Mitteln. — Mit wie viel Feuer sie jedoch dieses gemeinsame Werk einander mitteilten; persönlich hatte es sie noch nie zusammengeführt, und das hing ebenso fest wie ihre Theorie mit ihren Charakteren zusammen. Beide liebten ihre Heimat und rührten sich nicht gern von dem Fleck, auf dem es mit ihren scharfen und dabei liebevollen Augen noch so unendlich viel zu sehen gab. Beiden schien das Reisen eine Zeitverschwendung, mehr noch: eine Verleitung zu tausend Flüchtigkeitsfehlern im Schauen und Urteilen. Und damit hatten sie vielleicht zum Teil recht . . . Beide waren also über die Art dieses ersten unverabredeten Zusammentreffens aus mehr als einem Grunde erstaunt.

„Woher kommen Sie? Wohin fahren Sie? Wie geht es? Was haben Sie gearbeitet?" Diese ersten Fragen wurden mit solcher Hast herausgestoßen und so schnell, so schreiend beantwortet, daß die beiden Mühe hatten, in einander die Absender so wohlüberlegter, zierlicher Briefe zu erkennen. Doch behielten sie diesen ersten Eindruck für sich und setzten sich möglichst unbefangen zu Tisch, indem sie innerlich diese für Detailkünstler so unpassende Sprechweise aus der seltsamen Situation zu erklären suchten.

Bernheim faßte sich zuerst und erzählte, daß er wochenlang nichts anderes getan habe, als im See gebadet, auch an nichts anderes gedacht habe. Damit war eine Atmosphäre von Gesundheit und Ungeistigkeit vor seine Brust gezogen, die nicht so leicht zu durchdringen war und jedenfalls einen ruhigeren Fortgang des Gesprächs verbürgte. Auch hatte er seinen besonderen Grund, zu verwischen, daß er sich nur die letzten drei Tage am See, die ganze Woche vorher dagegen in Mailand aufgehalten habe. Und daß er sich das blitzschnell überlegt hatte, machte ihn gleichsam vom Rücken her sicher . . . Er faltete die schöne Serviette auf seinen Knien aus, rückte die Eßbestecke zurecht, nachdenklich. Plötzlich riß er die Augen rund und groß auf, so daß die Stirn sich runzelte. Es sah aus, als habe er sich an etwas erinnert, in diesem Moment, das ihm seit langem entfallen war und über das er angestrengt nachgedacht hatte. Es war aber nichts. Er lächelte nur, machte die Augen wieder klein und sagte kein Wort . . . Dieses Augenaufreißen war nichts als eine Übung, die er zur Aufmunterung seiner ganzen Geisteskraft manchmal vornahm.

Schadner dagegen konnte nicht zur Ruhe kommen. Nervös erteilte er seinem Kinn kleine Schläge mit zwei Fingern der

linken Hand, dabei hörte er nicht auf zu reden, so daß die steten Bewegungen des Mundes einem herzlichen Lächeln das Aufsteigen in die Wangen zu verwehren, es gleichsam immer wieder herabzuzerren schienen. Sein zweifellos starkes Gefühl über diese Begegnung, das sah man, konnte sich nicht aus der Verlegenheit losringen. „Nun", schwatzte er und mißbilligte dieses Schwatzen innerlich, „nun, haben Sie sich mich . . . ja, es ist ja so richtig, so . . . Sie sich mich so vorgestellt? Oder sind Sie enttäuscht? Es kommt ja meist so, daß man von Leuten, mit denen man sich im Geiste viel beschäftigt hat, enttäuscht ist, wenn man sie sieht . . ." — Was rede ich da für Unsinn, dachte er zugleich. So einfach liegen doch diese Sachen nicht. Nie habe ich die Frechheit gehabt bis heute, in so banale Verallgemeinerungen auszuarten. — Gleich darauf jedoch wurde sein Erstaunen über sich selbst durch Erstaunen über Bernheim abgelöst. Schadner hatte nämlich eine, allerdings recht oberflächliche Anspielung auf ihr gemeinsames Buch gemacht und Bernheim lehnte das mit unheimlicher Geschwindigkeit, also ebenfalls oberflächlich, als „Fachsimpelei" ab.

Die Rede kam, immer in einem für beide höchst ungemütlichen raschen Tempo, auf die Kollegen. Bernheim erzählte von einem, den sie beide verehrten, einem tiefen, rührenden Dichter: daß dieser neulich eine Reise nach Mexiko unternommen habe und dabei eine große Bronzestatue der Venus in einem Koffer mitgeführt habe, um „die Mexikaner in den Kult der europäischen Schönheit einzuweihen". Beim Aussteigen sei die Venus von der Landungsbrücke ins Meer gestürzt und die Mexikaner seien auch nicht so gewesen, wie sich sie unser lieber Dichter vorgestellt habe. Da sei er also gleich umgedreht und wieder nach Hause gefahren. Ha ha ha . . .

Schadner revanchierte sich mit einer Anekdote über einen Wiener Maler. Der könne die Glieder genau so verrenken wie die Figuren auf seinen Bildern es tun. Und einmal, da habe er ihn Nachts mit einer Blendlaterne in sein Atelier geführt, vor einem großen Gobelin getanzt und geschrien: So muß man meine Sachen anschaun. Jetzt schaun's mal her . . . Sehr gut, fand Bernheim, und kennen Sie auch seinen Freund N.? — Schadner berichtete über den Freund. — Und A. soll sein Mäcen sein? — Und was halten Sie von R.? — Sie finden ihn schlecht? — Nein, aber zu rokokkohaft. — Pardon, aber doch originell. Die „Salome" zum Beispiel — Ja das hat schon was. Wissen Sie, was der alte M. darüber sagt . . . . . So ging es überstürzend weiter, sie überschrien einander, faßten sich gegenseitig bei Rockknöpfen und Fingerringen an. Dabei war es beiden grauenhaft unverständlich, wieso sie aus ihrer sonst mit so viel Geduld und Ruhe erlebten Umwelt nur alberne Kuriositäten und Klatschereien für einander mitteilenswert hielten, wieso die guten gefühlvollen Einzelheiten, die das Berichtete erst wahr gemacht hätten, ihnen im Kopf zerrannen. Und dennoch, mit diesem Grauen beladen, hasteten sie vorwärts. Und nur eine schwache Stimme rief noch in ihnen, ob es denn überhaupt einen Sinn habe, Worte wie „originell", „schlecht", „Rokokko" ohne nähere Ziselierung für so komplizierte Lebensdinge im Munde zu führen.



Eine Wendung brachte das Gespräch auf ihre eigne Lebens-

weise. Schadner nannte sich „einen Einsiedler". Bernheim verteidigte die Geselligkeit. Beide fochten mit schnell hergeholten, in diesem Augenblicke zum erstenmal überlegten Scheingründen und deshalb interessierte sie die Debatte auch gar nicht. Sie hielten nur an ihr fest, weil sie in einer Art von vorausblickender Scham fürchteten, bei einem Wechsel des Themas noch tiefer in leichtsinnige unscharfe Behauptungen zu geraten . . . Der eine erzählte, daß über ihn das Gerücht gehe, er stecke beim Arbeiten die Füße in heißes Wasser und lege zugleich essigsaure Tonerde um den Kopf. Der andere betonte, daß er aus einer Familie von Verbrechern stamme. Hierauf gaben sie einander zum besten, was für merkwürdige Gewohnheiten und Antipathien sie hätten. „Blauen Himmel kann ich nicht leiden." „Bei Tauwetter muß ich viel schlafen." Sie waren bestrebt, einander einen kurzgefaßten Auszug, einen Extrakt ihrer Existenzen zu liefern. In solch unruhigem Hin und Her konnten aber nur faustdicke Tatsachen Eindruck machen. So gerieten sie beide unwillkürlich ins Aufschneiden und Lügen. Während sie selbst über das, was etwa noch zu berichten wäre, über alle ihre Tage nachdachten, schrumpfte vor diesen aus dem Gespräch plötzlich in die Seele gedrehten Blicken ihr ganzes Leben in eine kleine dürftige Sammlung von Raritäten zusammen. Tausend Stunden mit ihren unaussprechbaren, unendlich nuancierten Abschattierungen waren verflogen und nur einige ganz krasse, dafür aber auch nur halbwahre Erlebnisse, auf die sie bis zu dieser Stunde gar keinen Wert gelegt hatten, waren als einziges zurückgeblieben, öde wie die großen Steine im vertrockneten Flußbett. Es konnte nicht anders kommen, als daß mit wachsender Lebhaftigkeit auch eine steigende Traurigkeit die beiden ergriff, bis Bernheim endlich, der immer noch der Besonnenere geblieben war, in die Worte ausbrach: „Halt, was für Theatereffekte machen wir einander vor! Das ist ja alles herausgeputzt und verdreht. Etwas stimmt da nicht . . . Vielleicht sollten wir beide ein Weilchen schweigen."

Sie fielen in ihre Sessel zurück, atmeten auf und, wenn einem etwas in den Kopf fuhr, so zuckten sie nur vor, lehnten sich gleich wieder zurück, wortlos. Dabei schien es, als verstünden sie einander besser und kämen einander näher als bisher . . . Der Kellner brachte die Omelette, teilte jedem sein Stück auf den Teller, wobei er die federnden Schwankungen des Wagens durch Rumpfdrehungen ausglich.

„Schön fährt sich's so", nahm Schadner wieder das Wort und wies auf das große dunkle Glasfenster ihnen zur Seite, an dem eine große Landschaft, kaum mehr sichtbar, vorbeiglitt. Zerstreut fuhr er nach einer Weile fort: „Wir sind beide etwas matt von der Reise, finden Sie nicht? Ich wenigstens fühle meinen Zustand durchaus als abnormal." Und da Bernheim immer noch nicht antwortete, nur mit einem dunklen Blick ihn ansah wie jemanden, den man in sein Verderben rennen sieht: „Vielleicht sind wir Österreicher alle so. Auch Grillparzer hat das Reisen so schlecht ertragen . . ." und mit diesem Satze hatte er sich auch schon wieder in den Wirbel schiefer Vergleiche und spielend-summarischer Übersichtsurteile gestürzt. Diese Pause vorhin hatte ihn nicht beruhigt, nur gereizt. Denn inzwischen war sein Blick unbewußt über das ganze weltmännische Arrangement dieses

Speisewagens hin- und hergewandert, hatte die rote Holzfarbe der Wände eingesogen, die fremdartigen Tischgenossen vorn und links, die Reklameplakate in der Auskehlung des Plafonds, über den Gepäcknetzen, die ähnlich wie in der heimischen Tramway angebracht, hier aber in alle Teile der Welt, auf Hotels in Nizza und Ägypten und auf holländische Schnäpse verwiesen. Eine Aufschrift meldete gar, daß Reklamationen betreffend die Bedienung in diesem Wagen bei der Zentrale in Brüssel einzubringen seien. Und diese exotischen Mineralwässer auf der Speisekarte, so entfernt vom Vaterland . . . Dies alles hatte in Schadner ein seltsames Gefühl der Größe, Internationalität, der Ungebundenheit und Freiheit geweckt, das ihn wie ein Rausch umdämmerte. Nun war er also mitten in seinem Urlaub drin, irgendwo zwischen Mailand und Paris auf der Landkarte verloren, rollte in einem eleganten, weltberühmten Expreß, keiner zu Hause wußte, wo, auf keinen brauchte er Rücksicht zu nehmen, machen durfte er, was er wollte, morgen in Paris bleiben oder nach England oder nach Amerika fahren, alles war offen . . . Und deshalb ließ er sich auch gehen, begann von seinen früheren Reisen zu erzählen und immer in dieser episodenhaften, springenden Art, die sich eben für Globetrotter schickt. Ganz große Städte waren ihm jetzt nicht mehr wert als eine winzige Bemerkung, wie „sterbend", „gepfeffert", „aufblühend". Er sprach schon wie ein Reisehandbuch, so apodiktisch. Die Einteilungen flogen nur so: Orient, Halborient, Überorient. Und der Autor, der sonst jeden Beistrich abwog, machte sich nichts daraus, Paris mit den Worten „alles sei dort altertümlich und aktuell zugleich", für erledigt zu erklären. Dann kam er auf Konstantinopel. Die tanzenden Derwische, natürlich, das mußte man gesehen haben. Ebenso in Kairo dieses gewisse Haus . . . Mit großen Schritten wanderte er auf der Allerweltstraße der Reisenden. Mitgerissen folgte Bernheim, erzählte, wie er in Neapel das Opfer einer Erpressung geworden war. Dann von der schönen Wirtin in Desenzano, von dem Zimmer mit tausend Heiligenbildern, hinter denen ungezählte Insekten auf die Nacht und den ahnungslosen Wanderer warten. Dann von einem merkwürdigen Klub in Bologna, wo er fechten gelernt habe, und zwar auf eine infernalische Art. O, fechten wollte Schadner in Paris gewiß noch gefährlicher gelernt haben . . . Wie zwei Rumpelkabinette waren die beiden Schriftsteller aufeinander geprallt und überschütteten einander mit ihren alten Attrappen. Der Quell der bescheidenen, unscheinbaren wahrhaftigen, Werte, die sie in ihre Schriften auszuströmen wußten, schien in unnatürlicher Weise verstopft. Sie benahmen sich wie dumme, übermütige Jungen, ja sie begannen mit ihren Auflagenziffern zu prahlen, immer unter dem Vorwand gegenseitiger Anteilnahme, sie übertrumpften einander mit ihren Reisen, Beziehungen, Bekanntschaften . . Eine Flasche Haut-Sauterne lockerte die Stimmung noch mehr. Sie sprachen nur noch in Schlagworten . . . Judenfrage . . . Rußland, ungelöst . . . Pessimismus . . . die Buddhisten . . . Dostojewski . . . Panta kala lian . . . Enorme Technik, raffiniert . . . Der Idiot . . . Und Goethe . . . Im Nu schien ihnen alles erklärt, alles mühelos und bis zur Lächerlichkeit durchsichtig.

Während ihr Gespräch so weiterraste, hielt der Zug. „Wo

sind wir?“ — „Domo d'Ossola.“ — „Aha, hier beginnt der Simplon, das weiß ich noch aus dem Gymnasium her.“ — Bei dem Gedanken an die Knabenzeit wurde Bernheim ganz weich. Er stammelte einige handgreifliche Ansichten über die Schönheit und Unschuld der Jugend (die ihm sonst, und wenn er sich noch so angestrengt hätte, unfaßbar infolge ihrer übereilten Stilisierung geklungen hätten). „Und nun bin ich da, in tiefer Nacht, in einem Ort, von dem ich sonst nur wußte, daß man ihn auswendig lernen muß, an dessen wirkliches Vorhandensein ich nie im Traume gedacht habe. Da bin ich. Ja, von Domo d'Ossola nach Brieg geht der Tunnel. Passen Sie nur auf, Schadner, die nächste Station muß Brieg sein. Ein Leben ist das. Nun sagen Sie selbst, ist es nicht rätselhaft, ist das Ganze nicht ein Rätsel . . .“ So tobte er flüsternd, und Schadner, von denselben Fluten trüber Allgemeingefühle durchzogen, verstand ihn. So wie sie nämlich beide immerfort etwas anderes sprachen als das, was sie eigentlich auf dem Herzen hatten und dachten, so verstanden sie auch immer etwas anderes als das, was der andere ausgesprochen hatte. Sie verstanden gleichsam die Luft umeinander, die Luft dieses polternden Waggons, die klirrenden Gläser und Teller und Fensterscheiben, diesen ganzen unbändigen Drang nach vorwärts des Eilzugs, in den sie eingekerkert saßen, diesen Wirrwarr, diese amerikanische Vereinfachung unserer Zeit. Zwei aus ihren Bahnen herausgeschleuderte Sterne waren sie, verirrte Sterne, aber noch in ihrer Tollheit hielten sie eine Art von Takt miteinander . . . Und nun gar, als es vor der Glasscheibe plötzlich wirkliche Nacht wurde, die vordem ausgebreitete Landschaft sich glatt an die Glätte des Fensters anschmiegte. Man war im Simplontunnel. Heftige Stöße schienen in jedem Augenblicke den Wagen zertrümmern zu wollen, der jedoch, wie durch sie ermuntert, nur immer geschwinder und gesammelter vorwärts eilte wie ein Wanderer, der, um zu laufen, seinen Mantel zusammennimmt. Dann wurde weißer und dunkler Rauch am Fenster vorbeigestoßen und, wenn er zerfloß, glänzten und rauschten schwarzfeuchte Wände herein, unterbrochen von kleinen Luken mit gelben Lämpchen, die wie trübe Monde einen Hof hatten. Ein Schaffner zeigte am Nebentisch der Reisegesellschaft, indem er das Fenster öffnete und die flache Hand herausstreckte, den schnellen kühlen Luftzug im Tunnel. „O, très agréable“, rief eine kleine Dame mit zusammengewachsenen schwarzen Augenbrauen und winkte lebhaft ihre Schwester ans Fenster, machte ihr zugleich ungestüm Platz und stieß sie so zurück. Erfreut und auch erstaunt über diesen Erfolg gab der Beamte kund, daß jetzt eine Stelle kommen werde, wo ein Zweigstollen sich öffne, bereitete darauf vor, jubelte förmlich, als dann für eine Sekunde die dunkle Höhle vorüberschoß und er also nicht gelogen hatte . . . All dies jedoch, woran die beiden Dichter in ruhiger Zeit ihre Freude gehabt hätten, interessierte sie nicht. Weit entfernt von aller Menschenkenntnis und Forschbegierde schwelgten sie in geläufigen Phrasen, in großatmigen Weltumarmungen und Ungenauigkeiten und von all den Eindrücken des seltsamen Erlebnisses einer so langen, nicht endenwollenden Tunnelfahrt schwirrte ihnen im Kopfe nur zweierlei: daß es hier unerträglich heiß war hinter den allmählich naßanlaufenden Glasscheiben und daß sie es in

diesem Tunnell irgendwie mit einem begeisternden Riesenmonument der Menschheit und der Moderne zu tun hätten. Ein unergründlicher Taumel von Macht und Zukunft überfiel sie mit diesen Gedanken, weitete ihre Brust. Was wird noch alles kommen, riefen sie einträchtig. Dann besprachen sie in aller Eile die neuen Luftschifferfolge, warfen einander Brocken über den Zukunftskrieg zu, gerieten mit einem Ruck in den Spiritismus, dessen Gebiet sie mit unkontrollierbaren Behauptungen und Leugnungen pfeilschnell durchmaßen. Sie warfen mit Namen um sich, zitierten, bezogen sich auf unbekannte Autoritäten, die sie irgendwo aus Trödlerläden hervorgezogen hatten. Das brachte ihr Gespräch auf Bibliophilie, — risch, rasch, auch hierüber ein paar Notizen, ein Händedruck, ein wahnsinniges Erzählen, das zwischen Naivität und Fieberhaftigkeit die Mitte hielt... Und immer noch diese schwarzen krachenden Tunnelwände, die gewiß hinter dem letzten Waggon zusammenstürzten . . . Bernheim hob noch einmal krampfhaft die Augenbrauen, um sich aus der Betäubung zu erwecken. Dann aber hypnotisierte ihn ein Blick auf Schadners hohe Stirn, die unter einem Seitenlämpchen lustig aufglänzte, endgültig. Was für Geschichten denn, sagte er sich, das alles geht so leicht, da strampelt man ohne Hindernis weiter . . . Schadner erzählte gerade von Bücher- und Autogrammfälschungen, in der übertriebenen effekthaschenden Weise, zu der er, er wußte selbst nicht wie, an diesem Abend gelangt war. Er machte gezierte, ganz winzige Pausen zwischen den Silben wichtiger Worte, die dann wie gesperrt gedruckt wirkten. „In Mailand war ich mit so einem Fälscher beisammen. Also er hat folgenden Trick —“ (das Wort „Trick“ war an diesem Abend mindestens hundertmal hinüber- und herübergeflogen, wie überhaupt das Gespräch immer wortärmer wurde, immer mehr dieselben Wendungen wiederholte). Bernheim fiel ihm ins Wort: Den kenne ich auch, den Sie meinen. Er nennt sich d'Avrai.“ „Woher kennen Sie ihn?“ „Nun ich war ja auch in Mailand. In demselben Hotel hab ich gewohnt, Sole d' oro.“ „In Mailand? —“ In diesem Augenblicke bemerkte Bernheim, daß er sich verraten hatte. Den ganzen Abend hatte er es ängstlich vermieden, über Mailand zu reden, wo er in der vorigen Woche eben aus den Schlingen dieses Fälschers eine sehr kunstliebende Dame gerettet hatte, die ihm dann zum Danke die letzte Gunst erweisen zu müssen glaubte, eben in dem jetzt ausgeplauschten Hotel, und die sich, leider zu spät, als Gemahlin seines ihm damals noch unbekannten Freundes Schadner entpuppt hatte. „Aber da müssen Sie ja meiner Frau begegnet sein!“ rief nun auch schon Schadner. „Wann waren Sie dort? In welchem Zimmer?“ — Die Sache ist nicht mehr aufzuhalten, verstand Bernheim. Gott weiß, was die Frau selbst ihm gestanden hat, nachdem ich weggefahren und er angekommen war . . . Seltsamerweise aber hatte diese Verwicklung in Bernheims Augen diesmal nichts Delikates und daher auch nichts Tragisches. Er hatte in diesem Gespräch so vieles Zarte in großen Zügen heruntergemacht, die ganze Welt gleichsam kursorisch durchgenommen, daß es ihm nun auch gar nicht einfiel, mit diesem Stil von Gemeinplätzen und riesigen Umrissen vor seinen ganz privaten Dingen Halt zu machen. Sei es, daß die alle Vorausberechnung hinter sich lassende Länge des Tunnels, das ewige Stampfen und

scheinbar Immer-Finsterer-Werden draußen, das Flackern und fast Auslöschen der Lichter im Wagen ihm den Verstand verwirrt hatte, sei es, daß der Anblick des heiteren Freundesgesichts ihm gegenüber, noch aufgelöster als er, alle Leichtigkeit der Welt umspannend, jetzt den entscheidenden Anstoß gab. Er nahm Schadner ziemlich derb bei der Schulter und plauderte unbefangen: „Also, lieber Kollege, nicht gleich bös sein. Spaßige G'schichte. Wird wohl schon manchmal einem passiert sein. Wer wird sich denn aus so was etwas machen. No ja, das ist nun einmal das Los der Ehemänner. Es kam ja so einfach, so von selbst . . .“ Und nun erzählte er sein Alkovenabenteuer ganz harmlos, ohne jedes Gefühl für die Besonderheit der Frau und des Falles, indem er alles gleichsam durch eine Schablone der Millionen schon verübter Ehebrüche ansah und so in wirkunglose Linien zu verwandeln glaubte. Keine Spur der wechselnden hauchartigen einmaligen Aufregungen, die er beim Erleben durchgemacht hatte, die das Erlebnis eben zur unersetzlichen Wirklichkeit stempeln. Nein, wie es die Stimmung dieses Schnellzugsgesprächs mit sich brachte, alles war nur mit weitausholenden Zirkelspitzen betupft, alles klang hölzern, drollig, mit beinahe phantastischer Unmöglichkeit und Beziehungslosigkeit ausgestattet, tanzte ihm spielend aus dem Munde, — bis ein rasender Pfiff der Lokomotive, plötzlich hereinbrechendes Mondlicht und der Halt des Zuges ihn mit unaussprechlichem Grausen erkennen ließ, wohin er sich verstiegen hatte und daß es kein Zurück mehr für ihn gab . . . . . .

Eine Scheidung und ein Duell waren die unmittelbare Folge dieser entgleisten Unterredung. Das Duell verlief blutig. Schadner wurde zum Krüppel, Bernheim starb an seinen Wunden. Die beiden Gegner verstanden nämlich nicht genug von der Fechtkunst, weder um sich ausreichend zu verteidigen, noch auch um ihre Hiebe lenkend zu mäßigen, auch hatten sie jeder von der Meisterschaft des andern eine so schreckliche Meinung, daß sie von allem Anfang an tollkühn wie Narren aufeinander losgegangen waren. Und so sollte auch diese kleine lügnerische Einzelheit ihres Gesprächs, von ihrem Schulfechten in Bologna und Paris, nicht straflos bleiben.

# KONSERVATISMUS UND JUDENFRAGE VON DR. ADOLF GRABOWSKY

Vielleicht das bezeichnendste Merkmal unserer Zeit ist die Tatsache, daß das Humanitätsideal unserer Klassiker im heutigen Deutschland nicht mehr besteht. Selbst die „unsterbliche Negerseele“ Erzbergers war kein Erzeugnis der Humanität, sondern ganz bewußter missionarischer Absichten. Humanität und Mission sind Gegensätze, denn das Wesen der Humanität ist Toleranz, das der Mission Intoleranz. Wir tolerieren heute nicht mehr unterschiedslos alles, weil wir Praktiker geworden sind. „Alles verstehen heißt alles verzeihen“ ist in der Theorie sehr schön, der handelnde Mensch kommt nur vorwärts, wenn er sich vor allgemeiner Duldung hütet. Das Humanitätsideal ist heute ein Museumsgegenstand, der im Glaskasten aufgebaut ist und nicht mehr gebraucht wird. Wir leben in

rauherer Luft, wo Gott sei Dank der Kampf wieder zur Geltung gelangt ist. Gerade der Sozialismus, der den Frieden bringen will, kämpft am meisten. Was wir heute verlangen, ist nicht Humanität, sondern Ritterlichkeit, Bekämpfung des Gegners, aber in anständiger Form, Insaugefassen des Gegners, aber Achtung vor ihm. Ritterlichkeit ist unsere Menschlichkeit, doch Ritterlichkeit setzt den Kampf voraus. Jedenfalls ist das Wort Nathans: „Es eifre jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach!" heute eine Mahnung von Vorvorgestern. Wer etwas wirken will, muß Vorurteile haben, mit andern Worten: Begrenzungen, die immerwährendes Abschweifen verhindern, Scheuklappen konzentrieren den Blick.

Aber — und das ist das Entscheidende: Hat der Gaul nicht zu laufen, so werden ihm die Scheuklappen abgenommen. Vorurteile sind notwendig, um ein Ziel geraden Weges zu erreichen, aber sie müssen immer auf ihre Nützlichkeit hin revidiert werden, sonst wird das Gegenteil von Nutzen erreicht.

Diese Einleitung war notwendig, um einmal die Stellung der Judenfrage in heutiger Zeit zu präzisieren. Die Frage ist heute nicht mehr eine Frage der Humanität, sondern eine solche der Berechnung. Die Juden selbst täuschen sich immer darüber, weil von ihnen nämlich das unterschiedlose Humanitätsideal fast allein noch verteidigt wird. Der Jude, der die Toleranz braucht, tut mit Vorliebe so, als ob noch wie zu Lessings Zeit die Toleranz oberste Richtschnur sei. Deshalb auch hat der landläufige Liberalismus, der so unsinnig ist, weil er stärkste Rücksicht auf das Individuum vereinigen will mit absoluter Friedensseligkeit, eigentlich nur noch in den Juden seine typischen Vertreter.

Bismarck machte sich schon bei der Arbeit an der Verfassung des Norddeutschen Bundes über die im Vormärz und 1848 so heilig gehaltenen „Grundrechte" lustig. In der deutschen Reichsverfassung finden sich die Grundrechte in der Tat nicht mehr. Auch die allgemeinen Menschenrechte, von denen früher so viel Wesens gemacht wurde, sind allmählich in der Versenkung verschwunden. Rechte können nie angeboren sein, sondern müssen erworben werden. Ein einzelner, oder eine Klasse, oder eine Gemeinschaft können ihrer Nützlichkeit für den Staat wegen für würdig befunden werden, gewisse Rechte zu haben, ein Naturgesetz aber, das ihnen auf Grund der bloßen Tatsache ihrer Geburt das allgemeine Wahlrecht etwa bescheinigt, kann unmöglich existieren. Man hat zwischen den Begriffen Recht und Berechtigung einen künstlichen Trennungsstrich gezogen, während Recht doch nichts anderes ist als Berechtigung.

Ziehen wir das Fazit für die Judenfrage! Wäre der Jude ein totes, oder schlimmer, ein schädliches Glied am Körper des Deutschen Reichs, so würden alle Erwägungen, daß er ja ein Mensch sei und damit die Emanzipation verdiene, nichts ausrichten. Zu helfen vermag ihm nur der Nachweis, daß er der Emanzipation würdig sei.

Diese Würdigkeit aber bestreiten die Antisemiten. Graf Ernst Reventlow hat in Heft 26 (1. Jahrgang) der „Zeitschrift" behauptet, daß jüdischer Geist und deutscher Geist einander in jedem Grunde entgegengesetzt seien, und daß deshalb das deutsche Leben den in Deutschland wohnenden Juden nicht die

geringste Bereicherung verdanke. Mein Leitsatz dagegen in Heft 24 der „Zeitschrift“ (1. Jahrgang) hatte gelautet, daß der deutsche Jude aus der deutschen Kultur gar nicht wegzudenken sei. Um diese Kernfrage dreht sich in der Tat der Streit. Ist es wahr, daß der deutsche Jude Positives für die deutsche Kultur schafft und daß er auf diese Art ein wertvolles Glied des Deutschtums ist, so ist seine Emanzipation einfach ein Gebot der — ich sage nicht Gerechtigkeit oder Humanität — sondern der Nützlichkeit. Und je mehr der Jude hierin schafft, desto mehr Rechte gebühren ihm.

Graf Reventlow wirft mir nun vor, daß ich überhaupt nicht angegeben hätte, was ich unter Kultur verstehe. Indem er aber behauptet, daß es eine internationale Kultur gar nicht geben könnte, vielmehr nur eine internationale Zivilisation, zeigt er deutlich, daß er selbst keine genaue Vorstellung von der Bedeutung des Kulturbegriffs hat. Schurtz meint in seiner „Vorgeschichte der Kultur“, daß Kultur die Erbschaft der Arbeit vorhergehender Generationen sei, soweit sie sich in den Anlagen, dem Bewußtsein, der Arbeit und den Arbeitsergebnissen der jedesmal Lebenden verkörpere. Ich akzeptiere diese Erklärung, drücke aber ihren Inhalt kürzer dahin aus, daß Kultur die Summe der geistigen und sittlichen Errungenschaften in einem bestimmten Zeitalter vorstellt. Da es doch wohl nicht zu leugnen ist, daß eine große Menge von Errungenschaften allen Hauptvölkern gemeinsam gehören — dies sagt ja auch schon der Begriff „Kulturvölker“ —, so gibt es natürlich eine internationale Kultur. Daneben bestehen aber selbstverständlich kleinere Kulturkreise: die Kultur eines Volkes, einer Provinz, einer Gegend, einer bestimmten Stadt, ja eines bestimmten Dorfes. Wenn ich also sage, daß die deutschen Juden Mitträger sind der Kultur des deutschen Volkes, so müssen sie Wesentliches dazu beigesteuert haben, dem Deutschtum seine jetzige Stellung unter den Völkern zu verschaffen. Schon ein Blick auf Handel, Industrie und Wissenschaft lehrt die unglaublich tätige Mitarbeit der deutschen Juden. Gewiß kann man vieles, was sie hier geleistet haben, ablehnen, und man kann insbesondere sagen, daß sie im Handel die reine Profitwirtschaft allzu stark zur Geltung gebracht haben. Dennoch hat Reventlow sowohl mit der Behauptung, daß die Juden der Welt den Kapitalismus geschenkt haben, wie mit der, daß sie die Bodenverschuldung verschuldet haben, Unrecht. Selbst Sombart erklärt, daß außer den Juden auch andere Faktoren den Kapitalimus herbeigeführt haben, und was die Bodenverschuldung betrifft, so ist sie aus dem römischen Rechte übernommen worden, das sie wieder dem griechischen entlehnt hat.

Gleichviel — man kann noch besonders dem Judentum vorwerfen: Seine oft feuilletonistisch schwätzerische Art in der Wissenschaft und seine mangelnde Tiefe in der Kunst. Und doch bleibt sehr viel übrig, was bleibende Bedeutung hat. Habe ich als maßgebend für die Kultur bestimmte Errungenschaften bezeichnet, so ist damit ja auch sofort gesagt, daß damit nicht Ergebnisse gemeint sind, die der Tag bringt und der Tag wieder fortschwemmt, sondern dauernde Bereicherungen, die also dem gesamten Leben des Volkes weiterführende Werte geben. Beschaut man nun nur ein Gebiet des Handels, den Exporthandel,

und erkennt man hier die große jüdische Pioniertätigkeit, die Kühnheit und Bereitschaft im Einschlagen neuer Wege, so sieht man sofort, wie viele Arbeit die deutschen Juden der deutschen Gesamtheit verschafft haben. Wer freilich auf dem Standpunkt steht, daß überhaupt jede Verbreiterung des Handels zu bedauern sei, weil damit die frühere stille Bodenständigkeit vernichtet werde, mit dem ist nicht zu diskutieren. Man muß den Tatsachen ins Gesicht sehen: da einmal die ganze Welt oder alle in Betracht kommenden Völker zur Expansion übergegangen sind, oder besser, da nur die Völker, die zur Expansion übergegangen sind, in Betracht kommen, so kommt der Stachel, den der Jude dem Deutschtum auf dem Gebiete des Handels gegeben hat, der ganzen Stellung des Reiches zugute.

Und was hat der Jude — um nur ein Gebiet der Wissenschaft herauszugreifen — in der Medizin geleistet! Der kleinste jüdische Arzt erfreut sich noch besonderer Schätzung, was so weit geht, daß bei ernsten Fällen gerade im Volke immer nach jüdischen Ärzten verlangt wird. Es wäre hier, wo allgemein gesprochen werden soll, nicht am Platze, Namen zu nennen und etwa noch die Reihe der übrigen Wissenschaften nach jüdischen Namen, die sich besonders ausgezeichnet haben, durchzugehen. Nur das eine sei nochmals betont: In Wissenschaft wie in Handel, wie in Industrie hat der Jude in das oft lasche, selbstgenügsame Germanentum ein Element der Initiative gebracht, eben das, was ich das Vorwärtsweisende genannt habe. Man denke sich das Judentum und auch das jüdische Blut, das im Deutschtum steckt, fort, und man hat nicht mehr und nicht weniger als eine Verarmung des Deutschtums. Daß die Juden zur Zivilisation, will heißen zur Bereicherung des äußeren Lebens, Erhöhung der Lebensbequemlichkeiten, Verfeinerung der Lebensformen, etwas beigetragen haben, ist daneben ganz unerheblich.

Diesen positiven Leistungen der Juden stehen nun die negativen gegenüber, die ich vorhin schon gekennzeichnet habe und die ich keineswegs irgendwie unterschätze. Das Judentum ist heute tief in Rationalismus versunken, und den meisten Juden ist jede — sagen wir — ins Ewige hinüberlangende Anschauung verdächtig. Aber ist dieser Rationalismus nicht sehr verständlich, wenn man die Geschichte des Volkes betrachtet? Nur im freien, sicheren Leben, im unbekümmerten Auskosten des Daseins jauchzt die Seelenfröhlichkeit, die unmittelbar an Gott anknüpft. Wer alle seine Kräfte aufwenden muß, um sich einer Welt, die ihn bedroht, gegenüber zu halten, dem wachsen keine Flügel. Wer sich durchsetzen muß mit aller Macht, der verliert die Feinheit. Und doch würde man sehr fehl gehen, wenn man glaubte, daß gerade das orthodoxe Judentum, das Ghettojudentum, nur praktische Werte züchte. Man denke an diejenigen, die Tag und Nacht über dem Talmud sitzen und die in der Gemeinde viel mehr geehrt sind, als selbst der reichste Kaufmann. Auch das Talmudjudentum ist rationalistisch, weil es sich nicht aufschwingt, vielmehr im Deuteln und Tüfteln stecken bleibt, aber es geht doch ganz und gar auf immaterielle Werte hinaus.

Eine wie starke innere Kultur aber im Judentum lebt, läßt sich daraus ermessen, daß auch in den schlimmsten Jahrhunderten immer aufs neue bedeutende Gelehrte und noch mehr große

Menschen aufgestanden sind, und namentlich daraus, daß nach der sogenannten Emanzipation, als sich die Ketten nur ein wenig lockerten, mit überraschender Schnelligkeit wirkliche Leistungen des verjüngten Judentums entstanden. War dies schon bei einer Emanzipation der Fall, die eigentlich nur auf dem Papier steht, wie muß wohl auf die Entwicklung des Judentums eine auch gesellschaftliche Emanzipation einwirken.

Eine kleine Beobachtung, die sich immer wieder aufdrängt, sei hier eingefügt. Jüdische Väter, die hart und schwer gearbeitet, die nur für das Geld gelebt haben und schließlich zu etwas gekommen sind, haben sehr oft Söhne, bei denen feinste Geistigkeit hervorbricht. Nicht etwa nur Verstand und Talente — das wäre so erstaunlich nicht —, sondern wirkliche Lebenskultur, die, wie man meist sagt, nur in ganz alten Familien zu finden ist. Wo ist der arische Schlächtermeister mit Millionen, der einen Sohn hat, dessen Verlangen nach gothischen Skulpturen und chinesischen Malereien geht? Das ist nicht der Nachahmungstrieb der Juden, der hier tätig wird, denn in diesen jungen Juden liegt von früh an der sehnsüchtige Zug, sondern das ist das Wiederlebendigwerden der alten Kultur, die lange geschlafen hatte. Es ist, als ob Jahrhunderte hindurch in diesen Familien alles Feinere zurückgedrängt war vor harten Lebensnotwendigkeiten, und dann, wenn diese Bedrängnisse nicht mehr wirken können, wird das Schlafende wieder wach. Im Judentum gibt es eben überhaupt nur alte Familien.

Zu allem aber kommt noch ein weiteres, das in neuester Zeit überraschende Bedeutung erlangt hat. Gerade aus der Scham über den Materialismus in seinen eigenen Reihen hat sich im Judentum die große, in der arischen Umwelt noch längst nicht genug gewürdigte Bewegung des Zionismus erhoben. Neues Sehnen in Juda — das bedeutet der Zionismus; seine praktische Tendenz, die utopisch ist, sich aber durchaus erklärt aus der antisemitischen Hetze, wird vergehen, bleiben aber wird das, was er für die innere Reorganisation des Judentums getan hat. Ist eine Rasse hoffnungslos, in der so viel Sehnsucht aufkeimt?

So sind also in Wirklichkeit die destruktiven Tendenzen nicht unlösliche Bestandteile des Judentums, sondern diese — allerdings heute nicht ableugbaren — Tendenzen sind zeitlich bedingt. Und mehr als alles andere hat zu diesen Tendenzen beigetragen — gerade das wollte mein Artikel, gegen den sich Reventlow wendet, dartun – daß die Juden ins Destruktive, ins Zynische, ins Skeptische, ins Radikale mit Gewalt hineingetrieben worden sind. „Wären die Agrarier nicht, so wären wir alle konservativ", sagte mir neulich ein sehr bekannter — arischer — Industrieller. Wäre der Antisemitismus unter den Konservativen nicht, so wären die Juden zum größten Teil konservativ, kann man als Gegenstück dazu sagen. Der Konservatismus eifert gegen den Radikalismus des Judentums und hat selbst diesen Radikalismus verschuldet. Es ist einer der Hauptprogrammpunkte des Kulturkonservatismus, diesen unglaublichen Zuständen abzuhelfen.

Meint man vielleicht, ich irrte mich über den Konservatismus der Juden? Ich zitiere unter vielen mir zugegangenen jüdischen Stimmen nur die Worte eines angesehenen jüdischen Organs,

das in Breslau erscheint. Es heißt darin: „Es sind durchaus keine Illusionen, denen sich Dr. Grabowsky hinsichtlich der Folgen seines Vorschlags, wenn er angenommen wird, hingibt. Aus der Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, die wir zu besitzen wähnen dürfen, darf wohl zugegeben werden, daß das Verhältnis von Ursache und Wirkung in dem Aufsatze von Grabowsky im allgemeinen richtig angegeben ist. Einem Konservatismus, der den Antisemitismus strikte aus seinem Programm und seiner Wirksamkeit ausschaltet, würden in der Tat recht viele unserer Glaubensgenossen zuströmen und für seine sonstigen politischen Ziele dann leichter zu haben sein." „Allein, es erscheint überflüssig," so sagt das Organ weiter, „hier auf diese Eventualitäten näher einzugehen. Es genügt, die interessante Tatsache zu konstatieren, daß hier ein Konservativer Worte und Gedanken ausgesprochen hat, denen wir im großen und ganzen beistimmen können, denen das Plazet seiner eigenen Parteigenossen eben deshalb aber versagt bleiben wird."

Ja — das Plazet des offiziellen Konservatismus ist mir versagt geblieben; dies zeigt deutlicher als alles andere, daß sich ein neuer, verjüngter Konservatismus dem petrefakten deutschen Konservatismus entgegenstellen muß. Nicht nur die Juden treibt dieser Konservatismus ins radikale Lager, sondern auch Millionen anderer Deutscher, die innerlich gar nichts mit der demokratischen Gleichmacherei zu tun haben, die aber in Kulturdingen nicht mit sich spaßen lassen. Unser Konservatismus hat jeden Zusammenhang mit dem geistigen Leben unserer führenden Schichten verloren, obwohl doch diese Schichten nichts dringender wünschten, als gegen die anstürmenden Massen, die alles zu gewinnen, aber nichts zu verlieren haben, Anschluß nach rechts zu finden. Kalt lächelnd jedoch verzichtet man rechts auf die Gebildeten und verschreibt sich dem Bunde der Landwirte mit Haut und Haaren. Bei den nächsten Wahlen wird sich das rächen, und es ist gut so. Erst wird wohl unser Konservatismus einmal durch ein Blutbad hindurch müssen, damit er endlich der Forderung des Tages genüge.

# BEITRAG ZUR PSYCHOLOGIE

Vor Jahren in einem Gespräch mit Baron Berger, der damals Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg war, ergab sich bei der Erörterung schauspielerischer Probleme eine recht amüsante Beobachtung über die Art und Weise, andere Menschen zu ergründen. Wir hatten uns bei irgendwelchen Seitensprüngen des Gespräches darüber geeinigt, daß, da der Ausdruck des Gesichts gewöhnlich die Folge und genaue Dokumentierung eines Gefühls sei, es umgekehrt auch möglich sein müsse, durch späteres Wiederhervorrufen eines bestimmten Gesichtsausdrucks (der sich ehedem als Folge z. B. einer zornigen Erregung einstellte) genau dieselbe zornige Erregung wieder zu empfinden. Ebenso wie jedes Gefühl eine Miene ausprägte, müsse umgekehrt auch jede Miene ein Gefühl erzeugen. Wir waren uns klar darüber, daß das Gefühlsvermögen des Menschen so eng mit dem, was wir „Maske" nennen, verbunden sei, daß rückwirkend ein freundlicher oder ernster Gesichts-

ausdruck das Gefühl sozusagen in seine starre oder weniger starre Form zwängen müsse und also auch ein dem Ausdruck adäquates Gefühl entstehen ließe. Es ging daraus hervor, daß die Heuchelei eines Staatsmanns, der für einen Besucher eine freundliche Miene zieht, schon in gewissem Grade eingeschränkt wird in dem Moment, in dem es ihm gelingt, die von ihm für wünschenswert gehaltene freundliche Miene herzustellen. Denn diese wird seine Gefühle aus der ursprünglichen Gleichgültigkeit oder Aversion in eine freundliche Bahn lenken und wird ihn seine Gleichgültigkeit zum mindesten nicht mehr ganz ungeteilt und rein empfinden lassen, weil es ihm ja nicht möglich ist, die Nervenstränge, die Hirn und Maske miteinander verbinden und von der Maske auf das Hirn zurückwirken, zu isolieren. — Der Ausgangspunkt dieses Gesprächs war ein Erlebnis gewesen, das ich in einem Kaffeehause gehabt hatte, während ich einen mir gegenübersitzenden Herrn beobachtete. Er las einen Artikel, den ich bereits kannte, und es interessierte mich, zu erfahren, welche Empfindungen ihn dabei bewegten. Durch scharfes Beobachten seiner Züge gewann ich wohl ein ungefähres Bild darüber, daß ihn die Lektüre interessierte, aber das Hin und Her seiner Gefühle und seine ganze Persönlichkeit, die auf diesen oder jenen Satz gerade so und nicht anders reagieren durfte, blieb mir verschwommen und auch ganz unverständlich. Ich konnte mich eben nicht, wie man so sagt, in seine Welt hineinversetzen. Fast unwillkürlich verlegte ich mich darauf in einer Position, die mich den anderen Gästen verbarg, die Züge des Herrn nachzuahmen. Zuerst setzte ich mich durch Nachahmung seiner Durchschnittsmiene, die aus vorgeschobenen Augenbrauen, scharfer Nase, zusammengekniffenen Lippen und scharfen Falten von der Nase bis zum Munde bestand, ungefähr in die durchschnittliche Gefühlswelt dieses Mannes und folgte dann seinen einzelnen Erregungen und Äußerungen des Beifalls oder Mißfallens. Bald war es mir aber gleichgültig geworden, seinen momentanen Seelenregungen zu folgen, weil ich fühlte, daß ich auf diese Weise fast bis auf den Grund der Seele dieses Menschen vordringen könnte. Ich fühlte, wie sich mein geistiger Horizont bei der Ausführung des Experiments völlig verschob und andere, fremde Formen annahm. Ich gewann die innere Gewißheit, das geistige Niveau des Objekts erreicht zu haben, sozusagen die Fähigkeiten gewonnen zu haben, über alle Dinge völlig in seinem Geiste zu urteilen. Es war mir möglich geworden, den Menschen nicht nur verstandesgemäß, sondern auch gefühlsgemäß zu verstehen. Ich hatte mich für den Moment zu einer fremden Natur entwickelt. — Ich war zum Doppelgänger jenes andern geworden und hätte mir von ihm kein X für ein U vormachen lassen. — Baron Berger stellte das Paradoxon auf, es müsse für einen guten Mimiker möglich sein, durch genaues Studium eines guten Napoleonbildes und durch genaue Nachahmung der Gesichtszüge, ein „geistiges Niveau“ bei sich herzustellen, das dem geistigen Niveau Napoleons gerade in seinen Besonderheiten ähnlich sei. Unwillkürlich und ohne sich über die Dinge im Grunde klar zu sein, verfolgen ja gerade mittelmäßige Schauspieler dieses Verfahren, indem sie übertriebene Masken machen, d. h. also ihr Gesicht in allzuscharfe Falten legen oder einen „durchdringenden“ Blick all-

zusehr forcieren. Sie wissen sehr oft, daß sie auf diese Weise äußerlich zwar über das Ziel hinausschießen, innerlich aber, wo sie von Natur aus dem Wesen der darzustellenden Person fast gar nichts Verwandtes entgegenbringen, durch die (in diesem Falle notwendigerweise übertriebene) Miene wenigstens ein Etwas der rechten Gefühlswelt erschaffen. Rückwirkend gibt ihnen die erhabene Miene die Größe der Empfindung, der strenge Blick die Schärfe und Selbstsicherheit. Oder in andern Fällen erlangen sie durch ein clownartig verzerrtes Gesicht einen gewissen inneren Humor und Witz in der Auffassung ihrer Rolle, dessen sie bedürfen. — Ganz leicht ist es nicht und erfordert wohl einige Übung, auf diese Weise etwas zu erreichen. Aber Menschen mit mimischen Fähigkeiten erlangen so ein wertvolles Mittel, Menschen zu beobachten, an denen sie künstlerisch oder geschäftlich interessiert sind. Sie erfassen leicht die Grenzen der geistigen Fähigkeiten eines Menschen, den sie beobachten und haben im Verkehr mit ihm ein Mittel, über sein Innerstes Aufschluß zu erlangen. Selbst die eiserne Maske, hinter der sich die Gedanken verbergen, wird zum Verräter, weil sie in gewissen Eigenheiten und momentanen Verschiebungen ein Ausdruck des dahinterliegenden Gefühlslebens wird. Erst mag es mir unverständlich sein, was dieser Ausdruck zu bedeuten hat, sobald ich aber die beobachtete Mienenverschiebung in meinem Gesicht nachahme, wird mich auch jenes Gefühl durchströmen, das bei meinem Gegenüber die Veranlassung der veränderten Miene war.

## WAS WIRD AUS KRETA? VON DR. E. E. LEHMANN

Während meines letzten mehrmonatlichen Aufenthalts in Athen lernte ich neben anderen hervorragenden politischen Persönlichkeiten auch die Führer der kretensischen Bewegung kennen; unter ihnen einen schon älteren Mann, der verschiedentlich hohe Stellungen auf Kreta bekleidet hatte, alle erklärten mir, die Zustände auf Kreta seien unhaltbar; der von mir soeben erwähnte hohe Beamte jedoch sprach einen Gedanken aus, der auf jeden mit den Verhältnissen in Griechenland nicht Vertrauten geradezu verblüffend wirken mußte. Er verlangte ein griechisch-türkisches Bündnis! „Ich bin geradezu verzweifelt“ — so erklärte er mir — „daß ich meinen Landsleuten die Bedeutung und Notwendigkeit eines griechisch-türkischen Bündnisses nicht beizubringen vermag; es ist geradezu eine Lebensfrage für Kreta! Ich höre, Sie nehmen an Kreta ein besonderes Interesse und verkehren hier mit Venizelos und einer Reihe ausländischer Diplomaten; wollen, können Sie mir helfen?“ Ich antwortete: „Ja, vielleicht, wenn Sie für einen Augenblick die Kretafrage auf sich beruhen lassen wollen.“ „Ach so! Aber Sie sind gerade wie alle andern! Kreta aus dem Spiele lassen! Ganz dasselbe wollen die Mächte, und gerade das ist unmöglich! Ich wollte eben, Sie sollten den fremden Gesandten in Athen erklären, daß das vollkommen unmöglich ist!“

„Kreta“, so fuhr der Alte nach Überwindung seiner nervösen Aufregung fort, „kann nicht aus dem Spiele gelassen werden;

und weshalb? weil Kreta verarmt, zugrunde gerichtet und zerstört ist! Wir sind zur Auswanderung gezwungen, weil wir auf unserer Insel nicht länger zu existieren vermögen. Es gibt dort keinerlei Arbeit. Wir darben und sind nahe daran, Hungers zu sterben. Etwas muß für oder von uns getan werden. Noch verhalten wir uns ruhig; aber sobald der letzte Hoffnungsschimmer verschwunden, wird die Revolution auf Kreta ausbrechen. Lassen Sie mich Ihnen einige Tatsachen ins Gedächtnis zurückrufen, eine Skizze unserer historischen Vergangenheit geben. Kreta zählt ungefähr 330000 Einwohner; darunter 25000 Türken. Unser Jahresbudget beläuft sich alles in allem auf etwa sechs Millionen Francs. Diese ganze Summe wird bis auf ganz Weniges für die Verwaltung verwendet. Wir haben kein Geld, weder für Straßenanlagen, noch für Häfen, noch für Erziehungszwecke, noch für die allernotwendigsten Bedürfnisse des Heeres und der Flotte. Die Landwirtschaft auf Kreta befindet sich in einem geradezu traurigen Zustande, weil es zu Lande wie zu Wasser an jederlei Verkehrsmitteln fehlt; die wenigen vorhandenen Kommunikationen sind schwer erreichbar und kostspielig. Da wir keine feste und stabile Regierung haben, fehlt es uns im Auslande auch an jedem Kredit. Die ausländischen Kapitalisten wollen ihr Geld für Anlagen auf unserer Insel nicht riskieren. Wir können auch kein selbständiges Fürstentum werden, erstens, weil das Geld kostet, und zweitens, weil das Land zu klein und zu arm ist, um die Unkosten dafür tragen zu können. Deshalb haben wir auch solche Selbständigkeit abgelehnt und werden sie stets ablehnen. Wir wollen keinerlei Autonomie; ebensowenig würden wir das Protektorat oder die Oberherrschaft irgendeiner fremden Macht vertragen. Ehe wir uns einer fremden Macht unterwerfen, würden wir lieber sterben. Aus diesen Gründen gibt es nur eins für uns: Annexion an Griechenland. Die Lage, wie sie jetzt besteht, kann nicht weiter fortdauern. Wir sind nur deshalb still und halten uns nur deshalb noch ruhig, weil wir noch immer hoffen, daß für uns etwas geschehen wird. Es heißt: die Türkei verlange von den Mächten, die griechischen Führer aus Kreta zu verbannen; doch gerade das werden wir unter keinen Umständen dulden. Die Gerichtshöfe sprechen Recht im Namen des Königs Georgs, und wir benutzen griechische Briefmarken. Wir werden niemals aufhören, das weiter zu tun.

Kreta kann 40—50 000 erstklassige Soldaten stellen. Sie sind alle bereit, für ihr Land und ihre Insel zu sterben. Schon dadurch unterscheidet Kreta sich von den meisten andern Ländern, daß es dort mehr Männer als Frauen gibt. Das Klima ist sehr gesund, und die Männer üben sich schon sehr früh in dem Gebrauch der Waffen. Man darf ruhig sagen, daß alle Kretenser vom fünfzehnten bis zum siebzigsten Jahre imstande sind, die Waffen zu führen. Alle diese Männer werden für die Annexion bis zum letzten Blutstropfen kämpfen.

Wir wissen ja wohl, daß das Königreich Griechenland gegenwärtig alle Not hat, seine eignen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Trotzdem wollen wir unser Schicksal mit dem Schicksal der andern Griechen zusammenwerfen. Wir wollen unsern Anteil haben an den Lasten unseres Volkes. Wir wollen und werden alles und jedes opfern, um die Annexion durchzusetzen.

Die Türkei wird niemals imstande sein, uns zu regieren und noch weniger wird sie uns unterjochen können. Das zeigt die Geschichte: Im Jahre 1866 rebellierten wir gegen die Türken. Sie sandten drei Expeditionen gegen uns ab; doch keine dieser drei Expeditionen hatten irgendwelchen Erfolg, trotzdem es zu jener Zeit 100 000, und nicht wie heute nur 25 000 Türken auf Kreta gab. Damals hatten wir weder Festungen, noch eine Regierung, noch Geld. — Jetzt hat Kreta immerhin Festungen und ein Budget. — Deshalb sind wir jetzt relativ stärker, als wir 1866 waren; die Türkei dagegen ist heute relativ schwächer; 1890 hatten wir eine andere Revolution. Die Türkei sandte ein Expeditionskorps von 20 000 Mann nach Kreta; ohne jeden Erfolg. Die Mächte nahmen dann Kreta unter ihren Schutz. Wenn wir der Türkei heute Kreta zubrächten mit einer Jahreseinnahme von 20 Millionen Francs, so würde sie das Geschenk nicht annehmen. Warum das? Weil die Türkei ganz genau weiß, daß sie uns niemals wird regieren können. Im Jahre 1867 berief der Sultan nach dem Scheitern von drei Expeditionen eine Art Staatsrat in Konstantinopel, um darüber zu beraten, ob noch eine vierte Expedition gegen uns ausgesandt werden sollte. Alle Teilnehmer an diesem Staatsrat erklärten, daß eine gewaltsame Unterjochung Kretas unmöglich sei. Bis jetzt hat die Türkei 35 000 Mann und 450 Millionen Francs geopfert, um uns unterzukriegen. Alles umsonst. Dann wurde der Großvezier Ali Pascha nach Kreta hinübergesandt, um Kreta zu beruhigen; gleichfalls vergeblich. Als der Sultan sich über die Erfolglosigkeit all dieser Bemühungen klar wurde, entschied er sich für Abtretung Kretas an Griechenland. Da erhob England Einspruch."

Ich unterbrach hier den Alten: „Wissen Sie weshalb? Ich glaube, es Ihnen sagen zu können; doch bitte, enden Sie erst Ihre wertvollen Mitteilungen."

„Im Jahre 1897" — so fuhr der alte Kretenser mit Eifer fort — „verweigerten die Mächte die Erlaubnis für eine Gouverneurschaft des Prinzen Georg von Griechenland. Sie wollten uns durchaus einen Fremden aufdrängen, wenn nötig mit Gewalt. Wir Kretenser aber waren entschlossen, niemand anders zu unserm Gouverneur zu haben, als eben den Prinzen Georg. Darauf gaben die Mächte einem österreichischen General Auftrag, ausfindig zu machen, auf welchem Wege man die Kretenser unterjochen könnte. Er berichtete: Dazu sind 80000 gute Soldaten notwendig; außerdem ein Aufwand von etwa 450 Millionen Francs und ein Kriegszug, der etwa drei volle Jahre dauern würde. Die Folge dieser Auskunft war, daß man uns den Prinzen Georg als Gouverneur ließ. Aus all dem sehen Sie, daß weder die Türkei, noch irgendeine andere Macht uns zu regieren vermag, und daß nichts übrig bleibt, als die Einverleibung Kretas in Griechenland. Ich persönlich bin kein Freund von Venizelos; wir Kretenser denken, daß er zurzeit die Partei des Prinzen Georg hätte nehmen sollen. Ich weiß, Sie denken anders darüber. Sie werden fragen: was wollt Ihr nun eigentlich? Wir wollen vor allem, daß die Mächte sich so wenig wie möglich um uns kümmern und uns allein für uns sorgen lassen. Des ferneren wollen wir König Georgos; wenn wir ihn aber durchaus nicht haben dürfen, dann mag der Sultan uns haben, vorausgesetzt,

daß er uns zu regieren versteht; etwas, was mir nach allen bisherigen Erfahrungen vollkommen undenkbar erscheint."

So weit mein Gewährsmann aus Kreta.

Ich will nun hier kurz zusammenfassen, was ich ihm auf Grund von Unterhaltungen mit verschiedenen Staatsmännern anderer Nationen auf seine Ausführungen erwiderte. Ein Bündnis Griechenlands mit der Türkei, so kühn und staatsmännisch ein solches Bündnis wäre, bleibt auf absehbare Zeit gänzlich ausgeschlossen. Die Türkei traut Griechenland nicht und kann ihm nicht trauen, solange sie Provinzen mit überwiegend griechischer Bevölkerung besitzt. Ob sie freiwillig jemals Kreta abtreten wird, ist mehr als zweifelhaft. Ein türkischer Staatsmann, früher Minister Abdul Hamids, erklärte mir: Eine Abtretung Kretas würde nur der Beginn eines Sturmes auf den Länderbesitz des türkischen Reiches sein. (Daß er darin recht hatte, beweist das jüngste Vorgehen Italiens gegen Tripolis.) Außerdem weiß die Türkei sehr wohl den militärischen Wert der Bevölkerung Kretas zu schätzen. Eine Abtretung Kretas an das hellenische Königreich würde einen Zuwachs des griechischen Heeres um etwa 40000 Mann Kerntruppen bedeuten; das heißt, das Osmanentum würde seinem immerhin mächtigsten Gegner auf dem Balkan neue, sehr wertvolle Streitkräfte zuführen. Aber selbst, wenn die Hohe Pforte einer solchen Abtretung Kretas an Griechenland nach Zahlung einer Idemnität, sagen wir, von 200—300 Millionen Francs zustimmen wollte — eine Summe, die man auch unter gewissen nicht schwer zu erfüllenden Bedingungen vielleicht verschaffen könnte — würden die Mächte, und besonders England und Rußland, sich dagegen aufbäumen. Ich gebe zu, daß die gegenwärtige Situation Kretas unter den Gesichtspunkten des Staatsrechts und des internationalen Rechts etwas Ungeheuerliches darstellt; denn was besagt sie? Nichts anderes, als, daß Kreta de facto bereits ein Teil der Königlichen Griechischen Verwaltung, de jure aber noch ein Teil des türkischen Reiches ist, den die Schutzmächte sozusagen in Verwahrung genommen, nicht um ihn für den türkischen Besitzstand zu erhalten und auch nicht, um Kreta staatsrechtlich dem Königreiche Griechenland einzuverleiben, sondern um durch diese für Kreta und die Kretenser zweifellos auf die Länge unleidliche Maßregel den Ausbruch einer gefährlichen orientalischen Krisis, deren Folgen kaum abzusehen sind, zu vermeiden! An der Insel Kreta selbst liegt weder England, noch Rußland, noch Italien viel; wohl aber am Besitze der Sudabai, denn wer die Sudabai beherrscht, beherrscht den ganzen Seeverkehr zwischen dem atlantischen Ozean und dem mittelländischen Meere; ja, zum Teil der Verkehr nach der nordafrikanischen Küste. Ein Blick auf die Landkarte zeigt dies klar und deutlich. Die Macht, welche ihre Kriegsschiffe in der Sudabai ankern lassen kann, vermag dem gesamten Seeverkehr, der durch die Straße von Gibraltar nach dem mittelländischen Meer und Kleinasien zustrebt, die größten Hindernisse in den Weg zu legen; ja selbst der Verkehr durch den Suezkanal könnte unter Umständen, mittelbar wenigstens, von dem Verhalten der Seemacht abhängig werden, welche in der Sudabai herrscht. Das ist auch der eigentliche Grund, der Großbritannien veranlaßte, gegen die Abtretung Kretas an König

Georgos bei der Hohen Pforte zur Zeit nachdrücklichsten Einspruch zu erheben. Heute steht England allerdings, wie ich aus Unterhaltungen mit kompetenten englischen Staatsmännern weiß, auf einem etwas von dem früheren verschiedenen Standpunkt: es würde nichts gegen eine Annexion Kretas durch Griechenland einzuwenden haben; ja es hat sogar eine solche Einverleibung in sein politisches Kalkül gezogen, vorausgesetzt, daß die Sudabai nicht ausschließlich in die Hände einer andern Großmacht fällt. Ich habe daher an maßgebenden Stellen vorgeschlagen, die Sudabai auf 25 Jahre zu neutralisieren; d. h. ein internationales Abkommen, durch welches dieser in seinem strategischen und maritimen Wert kaum zu überschätzende Hafen für die Kriegsschiffe aller Nationen und ganz besonders für die Kriegsschiffe Großbritanniens, Italiens und Rußlands verschlossen bleiben soll. Ich glaube behaupten zu dürfen nach verschiedenen Besprechungen, die ich über diese Frage an entscheidender deutscher Stelle gehabt: die deutsche Regierung würde einem solchen Arrangement keineswegs abgeneigt sein; weiß man doch in Berlin nur allzugut, daß die Kretafrage eine dauernde Gefahr für den europäischen Frieden im nahen Osten bedeutet. Auch in London dürfte man, soweit ich aus den Unterhaltungen mit dem englischen Gesandten in Athen ersehen konnte, wenig oder nichts gegen solches internationales Abkommen haben; dagegen dürfte Rußland kaum dafür zu gewinnen sein und vielleicht noch weniger Italien. Kreta ist also, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur der politische Vorhang, hinter welchem der ernste Interessengegensatz dreier Großmächte — Englands, Italiens und Rußlands — sich verbirgt. Ein Aufrollen dieses Inselvorhangs „Kreta“ würde die Welt in ein wahres Wirrwarr politischer Interessen und diplomatischer Intriguen blicken lassen. So lange das neuhellenische Königreich zur See nicht stark genug ist, die Sudabai gegen jede andere nach ihr verlangende Großmacht zu schützen und zu behaupten, darf man ihren Besitz den Griechen nicht anvertrauen, denn er würde eine noch viel größere Gefahr für den Weltfrieden in sich schließen, als beispielsweise der Besitz der Dardanellen in den ausschließlichen Händen Rußlands. Vielleicht ist der Augenblick nahe, daß auch Italien und Rußland dem von mir an entscheidenden Stellen gemachten Vorschlage geneigter werden. Läßt es sich doch nicht verkennen, daß die Ereignisse der letzten Wochen die Aufregung in Kreta ungeheuerlich gesteigert. Eine öffentliche Versammlung von 3000 Kretensern hat sich auf das energischste für sofortige Schritte behufs Einverleibung Kretas in Griechenland erklärt. Man glaube nicht etwa, daß diese Agitation von Athen aus genährt wird; ganz sicher nicht von der griechischen Regierung. Ich kenne den gegenwärtigen griechischen Ministerpräsidenten ziemlich genau aus mehrfachen politischen Unterhaltungen; er ist viel zu viel Staatsmann und ein viel zu bedeutender Kopf, als daß er zu irgendwelchen unbedachten Schritten sich fortreißen lassen würde. Venizelos hat bis auf weiteres nur ein Ziel im Auge: die innere Wiedergeburt seines Vaterlandes. Und damit hat er wahrlich alle Hände voll genug. Er würde den Eintritt Kretas in den neugriechischen Staatsorganismus mehr als schwere politische Last, denn als politischen Gewinn für die nächsten Jahre bei seiner großen politischen Reformarbeit empfinden. Trotzdem: die

öffentliche Meinung, aufgeregt durch die politischen Ereignisse, mag seine Regierung gleichsam mit Sturmesgewalt zum Heraustreten aus seiner friedlichen Reserve zwingen. Damit aber wäre der Deckel von dem Gefäß der Pandora gehoben und höchstwahrscheinlich ein erneuertes Aufrollen der ganzen orientalischen Frage unabwendbar. Zweifellos würde die Türkei jedes ernste Vorgehen Griechenlands zugunsten Kretas mit dem Einrücken osmanischer Truppen in Griechenland beantworten. Dann aber wäre ein Eingreifen Rußlands so gut wie gewiß. Nach der Meinung unterrichteter diplomatischer Kreise hat Italien vor seinem Bruch mit der Türkei und vor seinem gegenwärtigen Zug nach Tripolis sich mit dem Zarenreiche besonders verständigt. Der vor einigen Wochen bewirkte Durchgang russischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen bildete nur den strategisch-politischen Auftakt zu dem kriegerischen Drama, das soeben begonnen hat. In Athen war die Gefahr eines drohenden italienisch-türkischen Krieges schon vor länger als fünf Monaten bekannt, und die Regierung König Georgos ist keineswegs davon überrascht worden. Ebenso weiß man in allen diplomatischen Kanzleien Europas und auch in Konstantinopel, daß ein russisches Heer von etwa 500000 Mann marschbereit im Kaukasus steht und nur auf die Order wartet, loszugehen. Die Gefahr für eine große internationale, in ihren Folgen fast unabsehbare Verwicklung ist groß; man täusche sich darüber nicht. Nur eine schleunige Beendigung des eben begonnenen Kampfes vermag sie abzuwenden; ein solcher schneller Abschluß des Krieges aber liegt viel mehr im Interesse Italiens, als in dem der Türkei. Je verwickelter die Dinge werden und je mehr Mächte sich in den Kampf hineinmischen, desto mehr verbessern sich die Chancen der Türkei. Kennt man doch in Konstantinopel den Widerstreit der Interessen der verschiedenen Großmächte, und vor allem Rußlands, Österreichs und Englands, zu gut, als daß man auf der Hohen Pforte nicht verstehen sollte, seinen Nutzen daraus zu ziehen: Abdul Hamid hat trotz aller ihm anhaftenden Fehler bei den Diplomaten und Staatsmännern seines Volkes Schule gemacht. Wenn aber alle Stricke reißen, bleibt dem Sultan immer noch eins: die Proklamierung des heiligen Krieges durch die ganze mohamedanische Welt gegen die Ungläubigen; und das ist, wie jeder Kenner des Orients weiß, eine viel größere Gefahr, als man sich in dem nüchternen Europa träumen läßt, zumal solchem mohamedanischen Fanatismus ein Heer von fast zwei Millionen Streiter zu Gebote stehen würde. Aus all diesen Gründen müssen die Kretenser ihre Wünsche vertagen; sie gegenwärtig erfüllen, hieße vielleicht einen Weltbrand entzünden.

## PROVINZBANKEN — ZWEITE HYPOTHEKEN — DIE DEUTSCH-ASIATISCHE BANK VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Die Vorgänge am Göttinger Platz, der Bankrott zweier Provinzinstitute — der Göttinger Bank und der Firma Seckel & Hirsch — haben wieder das Augenmerk auf das Depositenwesen oder vielmehr -unwesen der Kleinbanken gerichtet. Dieses, bereits auf der Bankenquete der Gegenstand weitgehender Erörterungen und sanierender Vorschläge, schlummert noch heute in alter Lotterwirtschaft einer besseren Auferstehung entgegen. Natürlich, sie waren alle gut — jene Vorschläge

— die sich damit befaßten, die Banken und namentlich die kleineren Institute durch Erziehung zu häufigerer Bilanzveröffentlichung, zu fakultativer Anfertigung der sogenannten Zweimonatsbilanzen, einer besseren Kontrolle zu unterziehen — sie wurden vorzüglich, wenn auch noch das Bilanzschema, in dem detaillierte Aufführungen für einzelne Posten, z.E. Wechsel und Effekten, vorgesehen waren, in der Praxis Verwendung fand — man hätte mehr denn sonst in offene Karten gesehen. Aber vielleicht war es gerade dieser Punkt, der jenen Vorschlägen die praktische Exekutive nahm. Was nützte es, wenn eine Anzahl von Großbanken jenen Anregungen Folge leistete und die große Anzahl der Kleinbanken sie einfach ignorierte. Der Überwachung der kleineren Institute durch die Großbanken war schon dadurch ein gewaltiger Riegel vorgeschoben. Kein Wunder — niemand läßt sich gern in seine Geschäfte gucken — namentlich, wenn sie nicht ganz sauber sind, was beim Bankgeschäft meist mit spekulativ gleichbedeutend ist. So war es auch bei der Göttinger Bank, deren Zahlstelle sogar, was ihr gewiß ein nicht zu unterschätzendes Vertrauen erwarb, die Deutsche Bank war, aus der ihr recht bedeutende Kredite — man spricht von $^3/_4$ Millionen gegenüber nur $1^3/_4$ Millionen eigenen Aktienkapitals, zur Verfügung gestellt wurden. Natürlich war bei dem Zusammenbruch die Deutsche Bank, wie auch alsbald veröffentlicht wurde, voll gedeckt. Das pflegt ja meistens so zu sein.

Die Banken sind gedeckt und die Hauptleidtragenden sind die Depositengläubiger. Soweit diese als Besitzer von Kontokorrentguthaben und sogenannten schwebenden Guthaben auftreten, mögen sie ihren Verlust ja verhältnismäßig leicht zu tragen haben — weit anders dagegen jene Kleinkapitalisten, die der Bank ihre Spargelder als Depositen anvertraut haben oder jene kleinen und mittleren Geschäftsleute, die sich zu „vorteilhafter" Verzinsung Scheck- und Zahlungsausgleichkonten geschaffen haben. Sie muß die ganze Schwere des Verlustes treffen. Naturgemäß, oder sagen wir lieber „leider" sind sie meist nicht in der Lage, sich über die gewählte Bank objektiv zu informieren — und wenn ihnen auch schon eine nicht wunschgemäße Auskunft werden sollte, oder der Rat erteilt wird, eine Großbank, oder im Falle der reinen Spardepositen, die Sparkasse vorzuziehen, so wird doch in der Regel der lockende hohe Zinsfuß der Kleinbanken sie zu diesen hinüberziehen. Gibt die großstädtische Sparkasse $3^1/_2$—$3^3/_4$ %, die Sparkasse ländlicher Gemeinden sogar 4 %, so gibt die Kleinbank sicher $4^1/_2$ %. Die längere Kündigungsfrist ist für den kleinkapitalistischen Sparer ja in der Regel kein Hinderungsgrund, sein Geld dem hochverzinsenden Institut anzuvertrauen. Zu welcher Art von Gegengeschäften aber jene Bank gezwungen ist, die schon ihre Depositen mit $4^1/_2$ % verzinst — Gegengeschäfte, die sicher in der großen Mehrzahl aus dem Rahmen des regulären Bankgeschäfts herausfallen — darüber macht sich der blindvertrauende Sparer keine Gedanken. „Über 4 Prozent" ist allein für ihn die Losung, und da seine Geldmittel nicht groß genug sind, um in Aktien Anlage zu finden, da er selbst auch nicht hinreichend Routine, Barmittel und Kredit besitzt, um an der Börse spielen zu können, so gibt er sein Geld auf hochverzinsliche Depositen und läßt mit seinen Ersparnissen andere, nämlich die Banken — oder wenn es schöner klingt, deren Klientel spielen. Das ist das Lied vom kleinen Sparer. Ob hier in naher Zeit Wandel geschaffen werden kann? Ich wage es zu bestreiten. Für reine Depositenbanken, die nur das reguläre Bankgeschäft zu pflegen hätten, ist noch wenig Gegenliebe vorhanden — auch würde ihr Zinsfuß ein niedrigerer sein — die Dezentrali-

sation der Sparkassen durch Einführung der Postsparkassen würde zwar diesen Instituten eine erhebliche Zunahme der Einlagegelder bringen, doch würden auch dadurch die Kleinbanken mit ihren anlockenden hochverzinslichen Depositen nicht verschwinden. Bleibt nur noch die Überwachung der Klein- und Provinzbanken durch die Großbanken auf dem Wege gesetzmäßiger Regelung, unter ähnlichen Gesichtspunkten, wie es in der Bankenquete vorgeschlagen wurde. Im übrigen wären beim Fallieren einer Provinzbank die überwachenden Großbanken schon in moralischer Hinsicht zur Hilfeleistung und Sicherstellung der kleinen Depositengläubiger zu verpflichten. Ich meine die Hilfsaktion, wie wir sie seitens der Berliner Bankwelt zugunsten der kleinen Gläubiger bei der in Konkurs geratenen Niederdeutschen Bank gesehen haben, sollte als Beispiel gelten. So wäre einmal eine bessere Kontrolle der Kleinbanken durch die dann selbst interessierten Großinstitute gesichert und zum andern den Depositengläubigern, beim wirklichen Fallieren einer Kleinbank, kein irreparabeler Verlust zugefügt. Endlich auch würde den Banken — und zwar mit Recht — größeres Vertrauen entgegengebracht, das ihnen bei ihrer immer mehr hervortretenden Dezentralisation so notwendig ist. Bis dahin aber wird man jedem Kleinkapitalisten und Sparer zurufen müssen: „Hütet euch vor den Kleinbanken".

---

Zweite Hypotheken. — Ein Nonsens, sie über einen Kamm zu scheren, das leuchtet ein. Wie bei ersten Hypotheken, so gibt es auch bei ihnen eine weitlaufende Skala ihrer Bonitäten. Und doch ist es für den Grundstückseigner heute so schwer, Geld auf zweite Hypotheken zu bekommen. Nomen est omen! Der Grund liegt nicht allzu fern. Bei weitem die größte Anzahl der Hausbesitzer unserer Großstädte sind Spekulanten, Spekulanten ohne oder mit sehr geringen Barmitteln, jedenfalls mit Mitteln, die in keinem Verhältnis zu den pekuniären Erfordernissen der von ihnen gehaltenen Grundstücke passen. Mit 30000 Mark (häufig sind es auch nur 25000 Mark) Anzahlung ein Haus im Preise von 300000 Mark zu kaufen, ist gang und gäbe. 30000 Mark Anzahlung, 250000 Mark Hypotheken und 20000 Mark auf 5 oder 10 Jahre festgeschriebenes Restkaufgeld. Hätte der Käufer außer seiner Anzahlung noch ein größeres Vermögen, um ev. im Laufe der nächsten Zeit gekündigte Hypotheken zu decken, so wäre an dem Geschäft wohl nichts Spekulatives zu finden, meist aber steht er nach geleisteter Anzahlung vis à vis de rien. Der Wert des Grundstücks (d. h. der objektive Wert) und die Mieteeinnahmen bieten also den Hypothekengläubigern die einzige Sicherheit für Kapital und Zinsen. Liefe die erste Hypothek etwa mit 150000 Mark aus und die zweite (25000 Mark) mit 175000 Mark, so wird wohl niemand Anstand nehmen, diese auch noch als „gut" anzusprechen. Weit anders dagegen, wenn die erste vielleicht mit 210000 Mark ausläuft und die zweite (40000 Mark) mit 250000 Mark. Beides sind zweite Hypotheken und doch hinsichtlich ihrer Bonität grundverschieden. Bei einer Anzahlung von 10 %, wie wir sie als Beispiel gewählt haben, hat der Käufer in der Regel zu hoch gekauft und je nach Höhe des Restkaufgeldes einen mehr oder weniger großen Phantasiepreis bezahlt. Er will mit dem Objekte spekulieren, und der Besitzer der zweiten Hypothek ist der Stillhalter. Gelingt die Spekulation, so bezieht er höhere Zinsen, mißlingt sie, so ist er in der Regel (beim Besitz einer zweiten Hypothek, wie in unserm zweiten Beispiel) gezwungen, das Grundstück zu erwerben oder das ganze resp. einen Teil seines Geldes verloren zu geben. Aber gerade der Erwerb eines Grundstücks im Zwangsverkauf ist

durchaus nicht so einfach, wie sich noch heute wohl der oder jener Besitzer einer zweiten Hypothek vorstellt. Er ist häufig mit sehr großen pekuniären Opfern verknüpft. Dafür gibt der Direktor der Deutschen Grundkreditbank Berlin, Dr. W. Immerwahr, im Grundstückarchiv ein epochales Beispiel. Er nimmt an, daß ein Subhastationsgrundstück mit einer zweiten Hypothek von 45000 Mark und einer ersten von 180000 Mark belastet ist. Da die Durchführung des Zwangsversteigerungsverfahrens in der Regel $2^1/_2$ Vierteljahre erfordert und die Mieten in solchen Fällen fast stets gepfändet oder abgetreten sind, so würden zunächst zu decken sein:

| | |
|---|---|
| An Zinsrückständen . . . . . | Mark 9500 |
| An rückständigen Steuern und Kosten des gerichtlichen Verfahrens . . . . . | Mark 4500 |
| An Stempel, Umsatzsteuer, Reichsstempelabgabe und Kosten der Grundbuchregulierung zirka 3 % . . . . . | Mark 9000 |
| zusammen | Mark 23000 |
| Hierzu treten an Kosten der fast immer notwendigen Instandsetzung des Hauses . . . . . | Mark 10000 |
| An Spesen für Wiederbeschaffung der gekündigten ersten Hypothek . . . . . | Mark 1500 |
| An Mietsausfällen infolge rechtskräftiger Pfändungen Dritter oder von Zessionen . . . . . | Mark 7500 |
| in Summa | Mark 42000 |

Um also seine Hypothek zu retten, müßte hier der Gläubiger noch fast den gleichen Betrag seiner Hypothek hinterherwerfen. Man wird zugeben, das Beispiel ist etwas kraß gewählt — doch es mag ähnliche Fälle zur Genüge geben.

Wir sehen also, bei den heutigen spekulativen Grundstückskäufen schließt der Besitz der zweiten Hypothek, insofern sie nicht „goldsicher" ist, ein bedeutendes Risiko in sich. Deshalb macht sich auch eine allgemeine Scheu in Kapitalistenkreisen vor der Begebung solcher Posten immer mehr geltend. Wie dem entgegenarbeiten? In Königsberg, Frankfurt a. M., München, Berlin schlug man die Gründung besonderer Banken für zweite Hypotheken vor. Aber wie diese ausgestalten? — wie das Risiko vermeiden, vor dem selbst der Privatgeldgeber zurückschreckt? Das sind noch ungelöste Fragen. Die Errichtung nach Art der bestehenden Hypothekenbanken unter Staatsaufsicht erscheint mir unmöglich. Die auszugebenden Pfandbriefe würden eher Spekulationspapieren, denn sicheren Anlagewerten gleichen. Meiner Ansicht nach wird für zweite Hypotheken stets der Privatkapitalist in erster Linie in Frage kommen, an dem es dann eben ist, die Bonität der Hypotheken gewissenhaft und sachkundig zu prüfen und sich nicht, wie es leider noch so häufig geschieht, auf die Empfehlung courtagegieriger Makler zu verlassen. Oder aber es bilden sich Privatgesellschaften, vielleicht Grundeigentümervereine, wie etwa in Belgien, die unter Übernahme des Gesamtrisikos die Beleihung der Objekte in Höhe von 60—80 % des Wertes vornehmen. Dies wäre m. E. die einzig mögliche Form einer „Bank" für zweite Hypotheken.

---

Die Deutsch-Asiatische steht heute im Mittelpunkt des Interesses. Als Vertreter der deutschen Banken im fernen Orient, eng verknüpft mit deutschem Handel und deutscher Industrie, liegt es ihr ob, einen nicht geringen Teil des Prestiges aufrechtzuerhalten, den das Deutschtum in jahrelanger Arbeit sich in China zu verschaffen gewußt hat. Beträchtliche Werte gilt es zu schüt-

zen. Über 40 Millionen deutschen Geldes arbeiten in den Industriebezirken Schanghais, Hongkongs und anderer Städte, über 72 Millionen in Eisenbahnen und Minen und über 30 Millionen sind in Ländereien investiert. Aber damit nicht genug — als echter Repräsentant der Banken hat es die Deutsch-Asiatische verstanden, die Kapitalien des Heimatlandes für die Anleihen Chinas flüssig zu machen. In Höhe von je 8 Millionen £ brachte sie die ersten beiden, von ihr gemeinschaftlich mit der Hongkong and Shanghai Banking Corporation abgeschlossenen chinesischen Anleihen 1896 und 1898 an die deutschen Märkte, damit dem deutschen Kapital einen viel umstrittenen Platz im Reiche der Mitte sichernd. 1899 entstanden unter ihrer Ägide die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft und die Schantung-Bergbau-Gesellschaft, erstere mit einem Grundkapital von nominell 55 Millionen Mark, letztere mit 12 Millionen Mark. Die Finanzierung zweier deutscher Niederlassungsgesellschaften in Tientsin und Hankow (1897) mit je 1 Millionen Mark zeigte die Bank als Vorkämpferin des Deutschtums auch über die Grenzen des regulären Bankgeschäfts hinaus. Ihre hervorragendste Aufgabe wurde der Deutsch-Asiatischen aber zuteil, als ihr am 6. Juni 1906 von der deutschen Regierung die Konzession zur Ausgabe von Banknoten in Kiautschou und China erteilt wurde. Dadurch hat sie es in die Hand bekommen, gleich einer im Ausland wirkenden Zettelbank des Reiches, als deutsches Kreditinstitut katexochen aufzutreten. Auch bei den gegenwärtigen Umwälzungen wird sie dieser Aufgabe gerecht zu werden, und das von Währungs- und Geldwirren bedrängte Deutschtum zu schützen haben. Einen wirksamen Rückhalt wird sie dabei an ihren Garantbanken, der Deutschen Bank, der Berliner Handelsgesellschaft, der Bank für Handel und Industrie, S. Bleichröder und Mendelssohn & Co. finden dürfen. In der Voraussetzung, daß keine unvorhergesehenen Komplikationen auftreten, wird die Deutsch-Asiatische auch diese Krise ohne Schwierigkeit überstehen. Der einzige wunde Punkt bleibt vielleicht ihr Effektenkonto, das seit 1909 wieder eine Erhöhung zeigte und sich Mai 1911 in der Hauptsache aus den folgenden Posten zusammensetzte:

Anteile der Deutsch-Chinesischen Eisenbahn-Gesellschaft m. b. H.
Anteile der Deutschen Niederlassungs-Gesellschaft in Tientsin,
Kriegsentschädigungsobligationen der Chinesischen Regierung,
Obligationen der Deutschen Gemeinde in Hankow,
Genußscheine der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft,
Konsortialbeteiligung bei der Schantung-Bergbau-Gesellschaft.

Hierin liegt m. E. bei den jetzigen unsicheren Zuständen eine gewisse Gefahr, die allerdings bei dem sonstigen Status der Bank nicht allzu schwer ins Gewicht fallen dürfte.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 4 18. NOVEMBER 1911

# DIE SÜDWESTAFRIKANISCHEN KONZESSIONSGESELLSCHAFTEN UND DER FISKUS VON GOUVERNEUR a. D. TH. LEUTWEIN

Nachdem das Reich mit einem Aufwande von nahezu einer halben Milliarde Mark den großen südwestafrikanischen Aufstand niedergeschlagen hatte, war es nur naturgemäß, wenn derjenige gesetzgebende Faktor, dem das deutsche Volk den Schlüssel zu seinem Geldschrank anvertraut hat, der Reichstag, das mit dieser Niederschlagung gemachte Geschäft sich etwas näher ansah. Hierbei mußte er zu seinem Staunen entdecken, daß von den in der Kolonie vorhandenen Werten ein namhafter Teil dem Fiskus gar nicht mehr gehörte. Etwa ein Drittel der Landrechte und fast die ganzen Minenrechte befanden sich in den Händen von Privatgesellschaften und zwar auf Grund von Verträgen, welche in einer Zeit, in der man diese Rechte nur gering bewertete, seitens der zuständigen Reichsbehörden leichten Herzens bestätigt, beziehungsweise bewilligt worden waren. Nur die Opfer für die Niederwerfung des Aufstandes waren mithin dem Fiskus zugefallen, die aus dieser Niederwerfung entspringenden Vorteile dagegen zum überwiegenden Teil den Privatgesellschaften.

Als dann — allen Landeskennern unerwartet — im Sande von Lüderitzbucht ein reicher Diamantensegen gefunden wurde, drohte der hieraus zu erhoffende Gewinn gleichfalls wieder einer Privatgesellschaft zuzufallen. Es war dies die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welche kein anderes Verdienst für sich hatte, als daß sie auf Grund alter, nicht ganz zweifelloser Verträge mit Eingeborenen sich als Eigentümerin des Fundgebietes betrachten durfte. Das Verdienst aber für die in Frage stehende Entdeckung fiel wiederum ausschließlich dem Fiskus zu. Jahrhundertelang hatte der Mensch schon zu Pferde oder zu Wagen, seltener zu Fuß, die Sandwüste

Vergl. auch den Artikel „Der Kampf um die Konzessionsgesellschaften in Südwestafrika“ in Heft 15 vom 22. April 1911 der „Zeitschrift“.

bei Lüderitzbucht durchquert, aber nur bei Nacht und Nebel und in größter Eile! Mancher, der bei dieser Durchquerung nicht genug Vorsicht hatte walten lassen, hatte dies in den wasser- und weidelosen Dünen mit dem Leben bezahlen müssen. Nur so ist es zu erklären, daß die Diamanten jahrhundertelang unbeachtet im Sande hatten liegen können und noch viel länger liegen geblieben sein würden, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, welches zu ihrer Entdeckung führen mußte. Und dieses Ereignis war der Bahnbau, zu welchem der Fiskus durch den Zwang, infolge des Aufstandes eine starke Truppenmacht im Namalande unterhalten zu müssen, veranlaßt worden war. Und aus diesem Bahnbau ergab sich der weitere Zwang zu längerem Verweilen des Menschen in der sonst gemiedenen, unwirtlichen Gegend, sowie zum Aufwühlen des Sandes. Der in dem letzteren verborgene Reichtum konnte daher dem Schicksale des Entdecktwerdens nicht mehr länger entgehen.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß eine im Süden der Kolonie konzessionierte Privatgesellschaft die „South-Westafrica Territories", die Finderin des Diamantenreichtums hätte werden können, hätte sie ihre Konzessionspflichten erfüllt. Denn ihr war durch die letzteren der Bahnbau ursprünglich übertragen gewesen. Infolge von Kapitalsarmut zeigte sie sich jedoch dieser Aufgabe nicht gewachsen und verlor einen Teil ihrer Konzessionen, darunter auch das Recht zum Bahnbau. Andernfalls würde zu den Konkurrenten um den Gewinn aus dem Diamantensegen auch sie hinzugekommen sein. Ohne sie bleiben es aber immer noch zwei, mit denen der Fiskus sich abzufinden hatte, nämlich die Kolonialgesellschaft als der Besitzerin des Bodens und die auf die Rechte des Finders sich stützenden Privatinteressenten. Aus dem hieraus sich ergebenden Widerstreit der Interessen entspann sich in der Folge ein gewaltiger Konkurrenzkampf, auf den ich noch zurückkommen werde.

Der Zwiespalt zwischen Gesellschaftsfreunden und -feinden hatte dagegen schon lange vorher bestanden, ein Zwiespalt, dem die Kolonialverwaltung indessen früher ziemlich passiv gegenübergestanden hatte. Denn sie lähmte das Bewußtsein, die ganze Konzessionspolitik eingeleitet zu haben, so daß sie — sicher mehr der Not gehorchend, als dem eignen Triebe — sich eher mit den Gesellschaften solidarisch fühlte, als mit deren Gegnern. Und wenn auch einmal später eine der leitenden Personen sich zu den letzteren zählte, stets hielt auch diese es für ihre ritterliche Pflicht, für die Taten der Vorgänger mit einzustehen. War doch früher die Konzessionslust in der Kolonialverwaltung so tief eingewurzelt, daß noch 1899 ein Kolonialdirektor anläßlich der Konzessionierung der Nord- und der Süd-Kamerun-Gesellschaft den Opponenten glaubte entgegenhalten zu müssen, „wie sollen denn die Kolonien anders erschlossen werden?" Das heißt, anders, als durch Konzessionsgesellschaften! Nutzlos mußten daher in jenen Zeiten die Proteste, auch der Gouverneure aus den Kolonien selbst, verhallen.

Inzwischen aber war, wie bereits gesagt, auch der Reichstag, veranlaßt durch die gewaltigen Opfer des großen südwestafrikanischen Aufstandes, aus seiner früheren Gleichgültigkeit in dieser Frage herausgetreten. Es gelang daher jetzt den Vorkämpfern

gegen die Konzessionsgesellschaften auch ihn für die Sache zu interessieren und eine Untersuchung der Frage durchzusetzen.

Wenn auch die hierauf folgenden Kommissionsberatungen im Reichstage ein direktes Ergebnis nicht hatten, so waren sie doch auch nicht ohne Wirkung geblieben. Denn angesichts der ihnen so drohend vor Augen geführten Gefahr zeigten sich nunmehr die Gesellschaften zu direkten Verhandlungen mit der Kolonialverwaltung geneigt. Und diesen Weg beschritt jetzt der Staatssekretär Dernburg, und zwar nicht ohne Erfolg. Zwei Gesellschaften, die Siedlungsgesellschaft und die Hanseatische Land- und Minengesellschaft, gaben ihren Landbesitz ganz in die Hände der Regierung zurück, die erstere gegen gewisse Zugeständnisse [1]), die letztere, die schon früher hierwegen mit der Regierung Verhandlungen angeknüpft hatte, bedingungslos. Die übrigen Gesellschaften, immer wieder mit Ausnahme der South-Afrika-Territories, überließen der Regierung zwei Fünftel ihres Landbesitzes (etwa 7,7 Millionen Hektar) auf zehn Jahre behufs Besiedlung und Verkauf, letzteres für Rechnung der Gesellschaften.

Auf diese Weise ist wenigstens ein Teil des Landbesitzes der Konzessionsgesellschaften der wirtschaftlichen Entwicklung unter Kontrolle der Regierung erschlossen. Bedauerlich ist nur die Beschränkung auf den kurzen Zeitraum von zehn Jahren, nach welcher Zeit das nichtverkaufte Land an die Gesellschaften zuzückzufallen hat. Dafür aber wurde der Landbesitz der letzteren, soweit dies nach dem Wortlaute der Konzessionsurkunden zulässig war, der Besteuerung unterworfen.

Auf dem Gebiete der Bergwerkkonzessionen gelang es dagegen, wenigstens allgemeine Schürffreiheit einzuführen und die Gesellschaften zur Annahme der Kaiserlichen Bergverordnung zu bewegen, auch hier die South-Africa-Territories ausgenommen. Doch hat die letztere, einem sanften Drucke seitens der Regierung nachgebend, in ihrem Konzessionsgebiete bereits 1901 die Schürffreiheit eingeführt. Der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gegenüber, welcher auf dem Gebiete des Bergbaues von Anfang an eine Sonderstellung mit besonderen Rechten eingeräumt gewesen war, erfolgte diese Regelung mittels des sogenannten Bergrezesses vom 17. Februar 1905, der am 1. Oktober 1903 in Kraft treten sollte. Ehe jedoch letzteres geschah, entstanden zwischen den beiden Kontrahenten allerlei Meinungsverschiedenheiten, die Gesellschaft machte Winkelzüge, und schließlich wurde der ganze Bergrezeß wieder suspendiert. Denn mittlerweile war die Nachricht von den Diamantenfunden bei Lüderitzbucht in Deutschland eingetroffen, und diese Tatsache hatte das ganze Bild verändert. Was der Kolonialgesellschaft vorher als leichtes Opfer erschienen war, nämlich die Aufgabe eines Teiles ihrer Sonderrechte, erhielt jetzt eine ganz andere Bedeutung. Ich werde hierauf noch zurückkommen.

Im übrigen aber war die für das ganze Schutzgebiet endlich erzielte allgemeine Schürffreiheit ein recht erfreulicher Fortschritt.

---

[1]) Sie behielt zwei von ihr bis jetzt bewirtschaftete Farmen, außerdem 100000 Hektar Landbesitz nebst der Anwartschaft auf 200000 Mark aus dem Erlös ihres bisherigen Konzessionsgebiets, sicher eine ganz hübsche Entschädigung bei 165000 Mark Kapital.

Wer als Gouverneur hat erleben müssen, wie die Konzessionsgesellschaften in den ihnen überlassenen Bergbaugebieten selbst so gut wie nichts taten, andere aber auch nichts tun ließen, der weiß die nunmehr für jedermann gesicherte Schürffreiheit wohl zu würdigen.

Damit erschien der Kampf um die Konzessionsgesellschaften in Südwestafrika vorläufig beendet. Vorläufig aber hatte derselbe noch ein Nachspiel und zwar veranlaßt durch den Abgeordneten Erzberger. Diesem schienen die Gesellschaften doch zu gut weggekommen zu sein. Er versuchte daher, ihnen nunmehr mit der Steuergesetzgebung beizukommen. Einen willkommenen Anlaß hierzu bot der Umstand, daß die Regierung einen Nachtragsetat von 23 Millionen Mark für Mehrausgaben während des südwestafrikanischen Aufstandes einbrachte. Zur Deckung dieser Summe beantragte Abgeordneter Erzberger diejenigen heranzuziehen, welche aus der Niederschlagung des Aufstandes den größten Vorteil gezogen hätten, und das seien die Gesellschaften. Um jedoch den Schein eines Ausnahmegesetzes zu vermeiden, sollten auch Einzelpersonen mit über 300000 Mark Vermögen zur Steuer mitherangezogen werden. Fraglos liegt ein ganz gesunder Gedanke in diesem Antrage, zumal die Grenze für diese Besteuerung ziemlich weit gesteckt war. Privatpersonen mit über 300 000 Mark Vermögen dürften im Schutzgebiete nicht viele zu finden sein. Gesund ist der Gedanke, weil eine drohende Kriegssteuer am besten geeignet ist, etwaige kriegslustige Stimmungen in unsern Kolonien niederzuhalten. So lange bei kolonialen Aufständen das alte Vaterland sämtliche Lasten zu tragen hat, sehen diesen diejenigen Weißen, welche sich selbst in verhältnismäßiger Sicherheit fühlen dürfen, naturgemäß mit Gleichmut entgegen. Und zu letzteren gehören die Bewohner der größeren Plätze, die in der Regel auch die einflußreichsten sind. Die von dem alten Vaterlande gesandten Mittel beleben dagegen Handel und Wandel und für etwaige Verluste gibt es Schadenersatz. Anläßlich der bekannten — später als unrichtig erwiesenen — Nachricht über die Niedermetzlung einer deutschen Patrouille im sogenannten Caprivizipfel schreibt z. B. die in Swakopmund erscheinende Deutschsüdwestafrikanische Zeitung vom 8. August 1911:

„Und darum sollten wir uns einmal klar vor Augen halten, wodurch die sonst unbegreifliche Aufbauschung beunruhigender Gerüchte und phantastische Vergrößerung einiger noch nicht einmal bestätigter Flintenschüsse im Caprivizipfel zu einem „Orlog“ eigentlich hervorgerufen ist. Es ist das noch frische Andenken an die ergiebige Geldquelle, die der letzte Krieg vielen Leuten im Lande gewesen ist, und es ist der sehnliche Wunsch vieler schwer ringender Existenzen im Lande, daß ein neuer Orlog ihnen Rettung bringen solle aus einer schweren wirtschaftlichen Notlage.“

Derartigen kriegslustigen Stimmungen gegenüber würde eine drohende Mitheranziehung zu den Kriegslasten sicher beruhigend wirkend.

Eine andere Frage ist, ob man gegebenenfalls von dem Rechte zur Heranziehung von Kriegssteuern auch immer Gebrauch machen würde. Gewiß steht das Reichskolonialamt auf einem ganz

richtigen Standpunkte, wenn es in seiner auf Anregung des Reichstages, anläßlich des Antrages Erzberger, verfaßten Denkschrift vom März d. J. ausführt:

„Es ergibt sich für unsern eignen Kolonialbesitz, daß dieser zur Deckung von Kriegskosten jedenfalls nur dann herangezogen werden kann, wenn hierdurch die finanzielle Bilanz nicht beeinträchtigt und ihre wirtschaftliche Entwicklung nicht gehemmt wird. Zurzeit sind aber in keinem deutschen Schutzgebiete die Verhältnisse derartig, daß ihnen eine Kriegskostenanleihe oder gar Kriegssteuern zugemutet werden könnten. Dies gilt besonders auch für Südwestafrika, das jetzt, ebenso wie Transvaal im Jahre 1906, am Anfang einer ganz neuen wirtschaftlichen Entwicklung steht."

Auch will ich mich nicht mit den Einzelheiten des Antrages Erzberger identifizieren. Er ist abänderungs- und verbesserungsfähig, ebenso könnten etwa sich ergebende Härten bei der Durchberatung im Reichstage beseitigt werden. Den Ausführungen des Reichskolonialamts könnte man indessen für den vorliegenden Fall wohl entgegenhalten, daß der Antrag Erzberger nicht das Schutzgebiet als solches treffen wollte, sondern nur die Konzessionsgesellschaften, damit diese endlich dem Reiche geben, was des Reiches ist. Und darum sei die Hoffnung gestattet, daß der Antrag Erzberger nicht für alle Zeiten der Vergessenheit anheim fallen möge.

Aber immer noch sollte der Kampf, den ich hier zu schildern mir vorgenommen habe, nicht zur Ruhe kommen. Die Diamantenfunde ließen ihn erneut aufflammen. Und selten sind in unserer an Interessengegensätzen gewiß nicht armen Kolonialgeschichte die Meinungen so heftig aufeinander geplatzt, wie in dem Kampf um die Diamanten. Namentlich der Staatssekretär hatte in demselben einen besonders schweren Stand. Sogar seine eignen Untergebenen im Schutzgebiete schienen versagen zu wollen, nicht zu reden von den Angriffen aus den Ansiedlerkreisen selbst, die zuweilen hart an die Grenze des Zulässigen streiften. [1])

Der Kernpunkt der Frage war auch in diesem Falle wieder die alte Meinungsverschiedenheit über die Rechtsgültigkeit der Land- und Minengerechtsame der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, in deren Gebiet die Diamanten gefunden worden waren. Das Reichskolonialamt hat, in Übereinstimmung mit dem Reichsjustizamt diese Frage stets bejaht. Folgerichtig glaubte es daher bei Verteilung des Diamantenreichtums die Gesellschaft als Eigentümerin des Grund und Bodens besonders berücksichtigen zu müssen. Daneben sah es mit Recht auch als seine Aufgabe an, einerseits einen etwaigen Übergang des Diamantensegens in außerdeutsche Hände sowie einen Preissturz auf dem Weltmarkte zu verhindern, anderseits aber auch dem Fiskus seinen Anteil an dem neugewonnenen Reichtum zu sichern. Ersteres wurde durch die Sperrverfügung sowie durch Monopolisierung des Diamantenverkaufs in den Händen der Diamantenregie erzielt, letzteres mittels der Zoll- und Steuergesetzgebung.

[1]) Ruhig und sachlich wurde dagegen diese Frage im südwestafrikanischen Landesrat behandelt, namentlich seitens des Hauptredners, des Kaufmanns und Farmbesitzers Gustav Voigts.

Sogar der Abgeordnete Erzberger zollt den bezüglichen Maßnahmen des Staatssekretärs, „um die Aufsuchung und Verwertung der Diamanten zweckentsprechend zu gestalten", Anerkennung. Um so schärfer aber ist der darauffolgende Tadel[1]), und zwar richtet sich dieser gegen die Art der durch den Staatssekretär verfügten Sperre. Daß die letztere an sich notwendig war, wurde weniger bestritten. Denn die für das ganze Schutzgebiet nunmehr gewonnene allgemeine Schürffreiheit, welche durch den Bergrezeß auch für das Gebiet der Diamantenfunde vom 1. Oktober 1910 ab verewigt werden sollte, barg für das letztere sicher ihre Gefahren in sich. Sie machte die Diamantenfunde jedermann zugänglich, der seine Gebühren bezahlte. Wer daher zuerst zugriff, hatte die Diamanten. Und daß tüchtig zugegriffen wurde, ist selbstverständlich. Die Kolonialgesellschaft hatte z. B. bis zum Inkrafttreten des Bergrezesses noch drei Monate lang in ihrem Konzessionsgebiete völlig freie Hand. Sie benutzte diese Frist zur reichlichen Ausgabe von Schürfscheinen und strich die hieraus sich ergebenden Einnahmen befriedigt ein. Wie die Pilze schossen nunmehr die Gründungen auf Diamanten aus dem Sande bei Lüderitzbucht empor. Schon vermochte daher auch die am meisten an der Sache interessierte ausländische Gesellschaft, die De Beers Company in Kimberley, ihre Fühlhörner nach den deutschen Diamanten auszustrecken. Da griff der eben erst aus Afrika zurückgekehrte Staatssekretär, dem nicht viel Zeit zur Überlegung gegeben war, rasch zu. Er entzog kurz vor dem Inkrafttreten des Bergrezesses mittels einer Sperrverfügung das ganze Diamantenfundgebiet wieder der freien Schürftätigkeit zunächst bis auf weiteres, dann bis zum 1. April 1911.

Die bisherigen Maßnahmen trugen jedoch nur den Stempel eines Provisoriums, das mit Ablauf der Sperre, mithin am 1. April 1911, endigen müßte. Mittels eines besonderen Vertrages vom 7. Mai 1910 zwischen Kolonialverwaltung und Kolonialgesellschaft wurde daher das Provisorium in eine endgültige Form gebracht. Ihm schloß sich unter dem gleichen Datum ein Abkommen mit der Tochter der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Deutschen Diamantengesellschaft, an. Aber auch diese Verträge fanden in der Öffentlichkeit zum Teil heftigen Widerspruch. Dem Abkommen mit der Diamantengesellschaft suchten sogar die Interessenten aus Lüderitzbucht zuvorzukommen, indem sie die in diesem für den Fiskus vorgesehene Gewinnbeteiligung um mehr als das Doppelte überboten, jedoch ohne Erfolg. Man warf den Verträgen vor, sie gäben dem Fiskus zu wenig und ließen der Gesellschaft zu viel. Wie mans eben nimmt. Wer die Konzessionen der Kolonialgesellschaft für zweifelhaft oder gar für ganz ungültig erklärt, der muß natürlich jedes der Gesellschaft belassene Recht als Raub am Fiskus empfinden, wer sie aber für gültig hält, dem erscheint auch das geringste seitens der Gesellschaft aufgegebene Recht als unverhoffter Gewinn für die Staatskasse[2]).

---

[1]) In der Broschüre „Millionengeschenke in Südwestafrika" von M. Erzberger, Berlin 1910.

[2]) Ausführlicheres über diese Frage findet sich in dem Artikel „Der Kampf um die Konzessionsgesellschaften in Südwestafrika", Heft 15 der „Zeitschrift". Es wird dort geschildert, wie ganze Kö-

Allerdings gab es einen Zeitpunkt, in dem man der Gesellschaft ihre Rechte hätte beschneiden oder ganz entziehen können. Dieser Zeitpunkt war gegeben, als der Gesellschaft die ihr übertragen gewesenen Hoheitsrechte und Pflichten wieder abgenommen wurden, weil sie sich deren Ausübung nicht gewachsen gezeigt hatte. Es geschah dies im Jahre 1892. Aber diese günstige Gelegenheit wurde versäumt, und jetzt ist sie unwiederbringlich dahin. Der Gedanke, daß die Rechtsgültigkeit der früheren Lüderitzschen Verträge überhaupt nochmals einer Nachprüfung unterzogen werden könnten, ist daher auch mir während meiner Amtszeit garnicht gekommen. Die Gesellschaft dagegen verteidigte bei etwaigen Beanstandungen jeden Fußbreit ihres Landes mit wahrem Fanatismus, und der Reichstag verharrte dieser Sache gegenüber damals in fortgesetzter Passivität,

Etwas anderes ist es in bezug auf das Gebiet von Hoachanas, auf das die Kolonialgesellschaft plötzlich gleichfalls bergrechtliche Ansprüche erhoben hat. Jahrelang hat sie in diesem Gebiete keinerlei Rechte ausgeübt, noch weniger Erschließungsarbeiten vorgenommen. Dazu kommt, daß der vertragschließende Hottentottenstamm[1]) später im Kriege mit Witboi sein ganzes Gebiet an diesen verloren und nach dessen Niederwerfung durch die Schutztruppe seitens der Regierung nur einen kleinen Teil als Reservat zurückerhalten hat. Um so mehr hat die Regierung in dieser Sache der Gesellschaft gegenüber wieder freie Hand, auch wenn die südwestafrikanische Bergbehörde den von letzterer erhobenen Anspruch auffallenderweise anerkannt hat. Der in dem Maivertrag für diesen Fall vorgesehene Schiedsspruch kann daher nach meiner Ansicht nur gegen die Gesellschaft ausfallen.

Eine wesentliche Änderung hat der Maivertrag im übrigen auch sonst noch gebracht, indem die Kolonialgesellschaft mittels desselben ihren ganzen Landbesitz an die Regierung abgetreten hat. Angesichts der drohenden Bodenbesteuerung für sie vielleicht kein allzu großes Opfer, der Fiskus aber kann sich auf alle Fälle mit dem Sprichwort trösten: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul." Die Kolonialgesellschaft besitzt mithin nunmehr nur noch Minenrechte. Aber auch an diesen hat sie in ihrem Diamantengebiete dem Staate einen namhaften Anteil einräumen müssen und zwar im Sperrgebiete (zwischen Orange und dem 26. Breitengrad) nach eigner Angabe des Staatssekre-

---

nigreiche für einige hundert Mark, Schnaps und ein paar alte Gewehre von den schwarzen Häuptlingen verkauft wurden. Es entstanden dann einerseits Konflikte dadurch, daß den Schwarzen beim Vertragsabschluß der Begriff „geographische Meile" (7 km) nicht bekannt gewesen war. Sie behaupteten, nur nach englischen Meilen (2 km) verkauft zu haben, wogegen die Käufer nachträglich wieder protestierten. Anderseits ergaben sich Schwierigkeiten dadurch, daß die Schwarzen Landstrecken als ihr Eigentum bezeichneten und als solches verkauften, das ihnen in Wirklichkeit gar nicht gehörte. Schließlich aber zeigten sich die kaufenden Gesellschaften ihren kommunalen und kolonisatorischen Aufgaben, für deren Erfüllung ihnen das Reich seine schützende Oberherrschaft gewährt hatte, nicht gewachsen und zogen das Reich zu kriegerischen, kommunalen und richterlichen Arbeiten heran, für die es dann schließlich durch Ansprüche, die sich zum Kampf gegen die Gesellschaften zuspitzten, auf den Mitbesitz des Landes sich entschädigt sehen wollte.

[1]) Die sogenannte „Rote Station".

tärs sogar bis zu 73 %. Ist der letztere daher in der Tat der Gesellschaft sonst weiter entgegengekommen, als gerade notwendig gewesen wäre, so muß man ihm doch zubilligen, daß er dies zum mindesten auf dem Gebiete der Nutzbarmachung der Diamanten auch für den Fiskus nicht getan hat. Vielmehr hat er sämtlichen Diamantengesellschaften gegenüber die Steuerschraube sogar recht tüchtig angezogen, so daß aus den Diamanten allein dem südwestafrikanischen Fiskus schon bis zu zehn Millionen jährlicher Einnahmen zugewachsen sind. Schwächere Gesellschaften erklären auch bereits, den Zoll in seiner jetzigen Form nicht mehr ertragen zu können und drohen mit Betriebseinstellung, zum Teil haben sie dies schon getan. Das Reichskolonialamt hat auch eine Änderung der Besteuerungsart zugesagt, das heißt an Stelle des Zolles auf den Bruttogewinn denjenigen auf den Nettogewinn zu setzen.

Wenn man schließlich dem Staatssekretär Dernburg überhaupt ein zu großes Entgegenkommen gegen das Großkapital vorwirft, so scheint dieser Vorwurf, wenn es einer sein soll, keineswegs unberechtigt zu sein. Bei der ganzen Organisierung der Diamantenausbeutung und -verwertung sehen wir als Hauptbeteiligte nicht nur die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, sondern auch verschiedene deutsche Großbanken, so bei der Monopolisierung des Diamantenhandels, bei der Erschließung der dem Fiskus gehörenden Felder, wie auch bei der Deutschen Diamantengesellschaft. Niemand kann eben aus seiner Haut. Die ganze Vergangenheit des Staatssekretärs wurzelt im Großkapital. Daß derselbe aber nicht nach ehrlichster Überzeugung das Beste für das Schutzgebiet erstrebt hat, werden wohl auch seine bittersten Feinde nicht behaupten wollen. Die letzteren befinden sich namentlich bei den Privatinteressenten im Schutzgebiete, welche sich in ihren Erwartungen getäuscht gesehen haben. Deren Unzufriedenheit ist auch wohl zu verstehen. Ob aber dem Staatssekretär bei seinen Maßnahmen eine größere Berücksichtigung des kleinen Kapitals überhaupt möglich gewesen wäre, das zu entscheiden bin ich selbst nicht Fachmann genug. Es gibt auch Stimmen, welche behaupten, daß gerade zum sachgemäßen Diamantenabbau namhafte Kapitalien erforderlich seien.

Aus dem Wirrwarr der Meinungen über die durch die Maiverträge zwischen Kolonialverwaltung und Kolonialgesellschaft geschaffene Lage heben sich klar und deutlich die vier Fragen hervor, die der Abgeordnete Erzberger im April vorigen Jahres in der Budgetkommission des Reichstags an den Staatssekretär Dernburg gerichtet, und die dann dessen Nachfolger, Staatssekretär von Lindequist, im Mai dieses Jahres ebenso klar und deutlich beantwortet hat. Die Fragen lauteten:

1. Hat die Kolonialgesellschaft auf alle Berghoheit verzichtet? Insbesondere dadurch, daß sie die Bergverordnungen angenommen habe?

2. Kann der Fiskus in dem Gebiete der Kolonialgesellschaft Bergbau auf eigne Rechnung treiben?

3. Kann der Fiskus für sich sperren und ein dauerndes Abbaurecht erhalten?

4. Kann der Fiskus im Gebiete der Kolonialgesellschaft Gebühren für sich erheben?

Aus der Antwort des Staatssekretärs geht dann hervor, daß die Errungenschaften für den Fiskus gar nicht so gering sind, immer unter der Voraussetzung, daß die Konzessionsrechte der Kolonialgesellschaft als gültig anzusehen seien.

Doch verlassen wir jetzt das Gebiet der Diamanten, welches erschöpfend zu bearbeiten im Rahmen dieses Aufsatzes doch nicht möglich sein würde[1]), um noch einen kurzen Blick auf die finanzielle Lage unserer Konzessionsgesellschaften zu werfen.

Von unsern noch vorhandenen sieben Konzessionsgesellschaften sind solide fundiert und in den letzten Jahren regelmäßig Dividende gebend folgende drei Gesellschaften:

1. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika,
2. Die South-West-Afrika-Company,
3. Die Otavi-Gesellschaft.

Die Einnahmen aller drei Gesellschaften gründen sich im wesentlichen auf den Bergbau und sind daher großen Schwankungen unterworfen. Ihre Anteile werden an der Börse gehandelt und dienen dort auch mehr oder weniger spekulativen Zwecken. Die Höhe ihrer Kurse gründet sich infolgedessen schon reichlich auf Zukunftshoffnungen[2]). Bei Nr. 1 ist immer mit der Möglichkeit des Versiegens ihrer Haupteinnahmequelle, der Diamantenfunde, zu rechnen[3]), bei Nr. 2 von 1912 ab mit der Besteuerung ihres Landbesitzes, bei Nr. 3 mit den Schwankungen des Kupferpreises auf dem Weltmarkte. Das Schicksal der South-West-Afrika-Company (Nr. 2) ist außerdem mit demjenigen anderer Gesellschaften, zum Teil nicht der solidesten Art, verknüpft, an denen sie mit Kapital beteiligt ist. Es sind dies die Otavi-Minengesellschaft (Nr. 3), die Hanseatische Minengesellschaft (Nr. 7) und die Kaoko-Land- und Minengesellschaft (Nr. 5)[4]), alle drei gleichfalls in Deutsch-Südwestafrika konzessioniert, die beiden letzteren bis jetzt ertraglos. Ferner ist sie an zwei ausländischen Kolonialgesellschaften beteiligt, beide bis jetzt gleichfalls ohne Erträgnisse.

Ebenfalls gut fundiert, aber vorläufig lediglich von Zukunftshoffnungen lebend, ist

4. die Gibeoner Handels- und Minengesellschaft.

Diese Gesellschaft ist seinerzeit unter großen Hoffnungen behufs Untersuchung der im Gibeoner Bezirk vorhandenen Blaugrundstellen, welche sonst diamantenhaltig zu sein pflegen, ins Leben gerufen worden. Aber während sie da vergeblich nach Diamanten suchte, wo sie jeder Landeskenner erwartete, fand man solche im Sande von Lüderitzbucht, wo sie kein Landeskenner erwartet hatte. Eine eigentümliche Fügung des Schick-

---

[1]) Wer sich dafür interessiert, findet eine ausführliche Schilderung der etwas verwickelten Verhältnisse in unserm Diamantengebiet in Dr. Paul Leutwein „Die Leistungen der Regierung in der südwestafrikanischen Land- und Minenfrage". Wilhelm Süsserott, Berlin W 30.

[2]) Bei der Otavi-Gesellschaft ist gerade in jüngster Zeit ein wesentlicher Kursrückgang eingetreten, dann wieder eine Steigerung, je nach den Nachrichten über die Reichhaltigkeit ihrer Kupfererzlager.

[3]) Der Zeitpunkt für diese Möglichkeit wird verschieden eingesetzt, im allgemeinen zwischen 10 und 15 Jahren.

[4]) Von ihren Otavi- und Kaoko-Anteilen hat die Gesellschaft in den letzten Jahren eine namhafte Anzahl bei günstigen Kursen abgestoßen.

sals. Jetzt fristet die Gesellschaft in bescheidener Verborgenheit ihr Dasein, anscheinend vom Handelsgeschäft. Über ihre Schürftätigkeit verlautet dagegen nichts mehr. Irgendeinen Gewinn hat sie noch nicht verteilen können.

Schwach fundiert und nur auf Zukunftshoffnungen aufgebaut, sind schließlich unsere drei letzten Gesellschaften, und zwar:

5. die Kaoko-Land- und Minengesellschaft,
6. die South-Afrikan-Territories,
7. die Hanseatische Mienengesellschaft.

Nr. 6 leidet an Kapitalsarmut, Nr. 5 und 7 sind vorläufig mit jährlichen Defizits belastet, welche bei deren Fortdauer ihr auch nicht reichliches Kapital allmählich aufzehren werden. Nur Mineralfunde würden alle drei retten können. Solche sind auch schon, namentlich bei Nr. 5 und 6, häufig angekündigt worden. Aber entweder waren die betreffenden Nachrichten ganz aus der Luft gegriffen oder die Funde nicht als abbauwürdig erkannt worden. Die Anteile dieser beiden Gesellschaften haben infolgedessen an der Börse schon tüchtig Spekulationszwecken gedient, mit Kursschwankungen bis zu 150 %. Die Anteile der Hanseatischen Minengesellschaft (Nr. 7) sind dagegen noch gar nicht an den Markt gebracht worden. Die Aussichten der letztgenannten Geschaft beruhen ausschließlich auf dem Bergbau, während den beiden andern in ihrem Landbesitz ein gewisser Rückhalt soliderer Art zur Seite steht. Die Kaoko-Gesellschaft besitzt etwa 100 000, die South-Afrikan-Territories etwa 10—11 000 Quadratkilometer Bodenfläche. Der bedeutende Größenunterschied wird durch die bessere Qualität des Landbesitzes der South-Afrikan-Territories in etwas ausgeglichen. Die 100000 Quadratkilometer der Kaoko-Gesellschaft bestehen zu einem großen Teil aus Wüste und Gebirgsgelände, liegen außerdem von allen Verbindungen weit ab. Für die Besiedlung werden sie daher noch lange nicht in Frage kommen, während die South-Afrikan-Territories nach ihrem letzten Jahresbericht bereits Kaufangebote für ihren ganzen Landbesitz erhalten haben will. Eine Beteiligung an einer dieser drei Gesellschaften ist auf alle Fälle nur dem zu raten, der über viel Geld und wenig Pessimismus verfügt.

Ob der Kampf um die südwestafrikanischen Konzessionsgesellschaften nunmehr endgültig ausgefochten sein wird? Es scheint nicht, wenigstens kündigt Abgeordneter Erzberger dessen Fortsetzung an[1]). Hierbei leitet denselben der Gedanke, die Verwaltungsbehörden seien weder früher noch jetzt zum Abschluß der betreffenden Verträge berechtigt gewesen. Denn es habe sich bei letzteren um Veräußerung von Staatsvermögen gehandelt, und hierzu seien auf Grund des Schutzgebietetatsgesetzes von 1892 nur die gesetzgebenden Faktoren des Reiches zuständig gewesen. Die Kolonialverwaltung dagegen stützt sich demgegenüber bei ihrer abweichenden Ansicht auf die nach dem Schutzgebietsgesetz von 1886 in den Kolonien dem Kaiser zustehenden Regierungsgewalt. Wie dem auch sein mag, wer die Konzessionspolitik in unsern Kolonien für ein Übel hält, und zu diesen zähle auch ich mich, der muß bedauern, daß der Abgeordnete Erzberger dem Reichstage nicht schon vor 25 Jahren angehört hat. Damals

[1]) In seiner Broschüre „Millionengeschenke".

hätte er noch das Übel verhindern können und dies ist leichter, als ein einmal eingerissenes Übel wieder zu beseitigen. Aber hierzu ist der Abgeordnete leider zu spät auf die Welt gekommen.

Aber auch wenn dieser Streit endgültig begraben werden sollte, so scheint er uns doch auf einem andern Gebiet erneut bevorzustehen. Der im letzten Frühjahr in der Budgetkommission der französischen Kammer erstattete offizielle Bericht sagt über die Ergebnisse der Kolonialwirtschaft u. a. folgendes:

„Man wird nie genug wiederholen, daß die traurige Lage unserer Kolonie die Frucht der Politik der großen Konzessionen ist. Man hat die Schwäche gehabt, die öffentliche Gewalt in den Dienst der Kapitalisten zu stellen, die keine Skrupel behelligen, und wir halten uns länger als zehn Jahre an eine Politik, die durch die schlimmsten Mißbräuche (pires abus) bezeichnet ist. Und daraus erklärt sich die absolute Vernachlässigung dieser Kolonie. Die Minister haben in Wahrheit die Kolonie vollständig (complètement) den Händen der Händler überlassen. Sie ermuntern sich nur, wenn ein großer Skandal losgeht, und dann nur für einige Augenblicke. Die Kolonie geht aus dieser Verwaltung vollständig erschöpft hervor (absolument epuisée)."

Diese Worte stammen aus dem Bericht über diejenige französische Kolonie[1]), von welcher seitens der französischen Regierung ein Teil als Kompensationsobjekt für unsere in Marokko aufgegebenen Ansprüche ausersehen ist. Die Konzessionswirtschaft zeitigt eben überall die gleichen Ergebnisse. Und aus dem, was bis jetzt in der Öffentlichkeit verlautet, scheint hervorzugehen, daß Frankreich seine Konzessionsgesellschaften, so wie sie sind, in Bausch und Bogen mit an uns abtreten will. Einem Wiederaufflammen dieses Streites würde sich dann der Fiskus vielleicht nicht entziehen können[2]).

## UNSERE DIPLOMATIE VON DR. ALBRECHT WIRTH

Man zerbricht sich jetzt stark den Kopf über die Rolle, die das deutsche Volk in der auswärtigen Politik spielen könnte. Mit dem bisherigen System einer engen Oligarchie geht es eben nicht mehr, also muß man es einmal anders versuchen. Wenn ein Bismarck Schach spielte, so durfte man niemandem raten, zu wanzen oder zu kibizzen. Wenn aber unfähige Kutscher den Reichswagen in den Sumpf oder in den Abgrund führen, so haben wir, die wir doch auch in dem Wagen drin sitzen, wohl ein Recht, eine Meinung zu äußern. Ob da mit einer Reform der Diplomatie etwas getan ist? Ich möchte es sehr bezweifeln. Es handelt sich gar nicht so sehr um das System, ich meine die technische Einrichtung des auswärtigen Dienstes, sondern vielmehr um die Persönlichkeiten. Da hilft es aber gar nichts, der Wilhelmstraße hübsch zuzureden, sich gefälligst zu bessern; denn niemand schneidet sich gern den Ast ab, auf dem er sitzt. Ich glaube auch nicht, daß es wesentlich anders wird, bevor eine bittere Not uns rüttelt, bevor ein Anstoß von außen das alte System umwirft.

[1]) Kongokolonie.

[2]) Geschrieben Ende Oktober 1911.

Auch das hilft nichts, was in letzter Zeit namentlich von nationalliberaler Seite getan wurde, daß man gegen den Adel in der Diplomatie besonders scharf vorgeht. Erstens stimmt ja die Sache gar nicht. Wer waren oder wer sind denn die Leute, die bei uns den Ausschlag geben? Einst war die rechte Hand Bülows ein Bürgerlicher, Herr Hammann, der ja noch in der Wilhelmstraße wirkt. Ich erinnere ferner an den soeben verstorbenen Unterstaatssekretär Stemmrich, seinen Nachfolger Zimmermann, an die Gesandten Rosen und Schaller-Steinmetz. Ein Direktor im Auswärtigen Amt ist Herr Kraus. Wir haben ferner als zwar nicht ausschlaggebende aber doch immerhin maßgebende Persönlichkeiten Lehmann, Wirklichen Geheimen Legationsrat, und Jacobi und hatten Klehmet, den Wirklichen Geheimen Legationsrat Irmer, dann Stübel und den trefflichen Mann des Furor consularis, Knappe, um von länger verschollenen, dem Geheimrat Aichberger gar nicht zu reden. Allein noch mehr! Auch Leute, die jetzt ein hübsches Von vor ihrem Namen tragen und glänzende Stellungen einnehmen, sind keineswegs de vieille roche, gehen nicht bis zu den Kreuzfahrern oder wenigstens den Gegnern der ersten Kurfürsten Brandenburgs zurück, sondern sind Grünadel von gestern. Solcher Art sind die Herren von Kiderlen und von Schön. Namentlich als Attachés spielen die Söhne von frischgeadelten Großindustriellen eine erhebliche Rolle; ich nenne die Herren von Stumm, von Haniel und den jüngst ausgeschiedenen von Brüning, dessen Vater (der Gründer der Höchster Anilinfabrik) 1884 geadelt wurde. Nein! Es handelt sich hier überhaupt nicht um Adel oder Nichtadel, es handelt sich einfach darum, ob die richtigen Männer mit dem betreffenden Vertrauensposten bedacht werden, Männer die ihrer schwierigen Aufgabe gewachsen sind. Mir persönlich wäre da manchmal ein Mann von echtem Schrot und Korn, einer aus altangesessener Familie, meinetwegen ein Grandseigneur, aber besser ein schneidiger, schnoddriger Junker, der vor nichts Respekt hat und der sich von niemandem und von keiner Meinung so leicht umwerfen läßt, bedeutend lieber, als ein nouveau riche, der mit einer gewissen Beflissenheit sich fremden Anschauungen anzupassen, der Vornehmheit zu erheucheln sucht und nur zu oft, Karriere lustig, das Mäntelchen nach dem Winde trägt. Es wäre indes lächerlich, hier allgemeine Urteile zu fällen. Ich wiederhole, es kommt hier nicht auf die einzelne Persönlichkeit an. Auf der einen Seite haben Lord Palmerston und Lord Salisbury, Leute sehr alten Adels, das höchste für das britische Reich getan, auf der andern Seite können jedoch Israeli und vielleicht Gladston ebenfalls mit großen Taten aufwarten.

Jüngst hat Herr von Flöcker die Forderung erhoben, mehr Geld für das Auswärtige Amt, namentlich für die Besoldungen einzustellen. Das ist durchaus wünschenswert und gerechtfertigt. Auch ich habe des öftern darauf hingewiesen, daß hier zu viel gespart wird. Noch vor kurzem hatte Herr Zimmermann das Dezernat für ganz Asien und Herr von Erckert verband zeitweilig das Dezernat über Japan mit dem über Marokko. Das sind Zustände, die nicht richtig sind. Wie kann man es einem einzelnen Manne zumuten, alle Länder des weiten Asiens zu umfassen? Ich glaube zwar, daß jetzt Wandel geschaffen worden ist, immerhin war der Fall typisch. Auch zeigte er beiläufig, daß in dem

Amte recht viel gearbeitet wird. Man hat bei uns häufig die volkstümliche Vorstellung, als ob unsere Diplomaten sich einem grenzenlosen Nichtstun ergeben. Das mag bei manchen Attachés, deren Haupttätigkeit im Flirten und Reiten besteht und auch bei einzelnen Missionschefs zutreffen; aber ganz gewiß trifft es nicht zu bei der Wilhelmstraße. Auch bei allen andern Posten wurde und wird noch knauserisch vorgegangen, nämlich bei dem Geheimfond. Ich habe ebenfalls mehr wie einmal betont, daß im Vergleich zu den Mitteln anderer Länder unser Geheimfonds lächerlich gering ausgestattet ist, woraus denn zum Teil zu erklären, weshalb auch die Kenntnis unserer Berufenen über viele entlegene Vorgänge so gering ist. Es kommt wohl einmal vor, daß ein früherer Botschafter oder ein besonders begünstigter Journalist eine hübsche und bequeme Ferienreise nach China oder Brasilien mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes macht. Aber daß man das Treiben der Senussi und anderer Panislamiten in Nordafrika oder daß man die chinesischen Verschwörergesellschaften durch Sendlinge der Wilhelmstraße erforschte, dieser Gedanke liegt den Führenden meilenfern. Kein Wunder, daß dann jedes große Ereignis, vom Ausbruch des Japanisch-Russischen Krieges, über Bosnien und Tripolis bis zu den Unruhen von Hangkau, uns vollkommen überrascht.

Der größte Mangel der deutschen Diplomatie besteht aber in etwas ganz anderem, nämlich in zwei negativen Eigenschaften. Es sind keine schöpferischen Gedanken vorhanden und es fehlt der Wille zur Tat. Die Wilhelmstraße wird etwas wie ein Postamt, sie tut nichts weiter, als Eingänge zu erledigen, häufig ist sie nicht mehr als ein Automat. Man wirft Beschwerden hinein und ablehnende Antworten kommen heraus.

Eine wirkliche Staatskunst muß nicht das abwarten, was die andern tun, sondern muß selbst etwas planen. Die Franzosen haben dergestalt ein Hochbild ersonnen, die Gründung eines gewaltigen Reiches, das von dem Busen von Guinea bis nach Tunis hin sich erstreckte. Die Amerikaner trachten nach der Herrschaft über den Stillen Ozean, die Japaner nach der Führung auf dem ostasiatischen Festlande. Die Engländer wollen ihre weit zerstreuten Kolonien zu einem einheitlichen Emire zusammenschließen. Die Österreicher träumen von der Eroberung des Westbalkans, die Italiener von einer teilweisen Erneuerung des Imperium romanum im Mittelmeer. Und wir?

## AUF ERDEN VON HENRIK PONTOPPIDAN (KOPENHAGEN)

Eines wolkenklaren Sommermorgens setzten zwei Männer über einen breiten, spiegelklaren Fjord. Der eine war eine ehrwürdige, hohe, gebeugte Greisengestalt mit einem langen, gelblich-weißen, an den Enden vom Alter fast grünlichen Bart. Er hielt die knochigen Hände auf den Handgriff eines Stabes gestützt und starrte unter den buschigen Brauen mit einem tiefen, unergründlichen Blick vor sich hin. Der andere war sowohl jünger wie kleiner, hatte ein dickes, rotfleckiges Gesicht mit Hängebacken und zwei Büschel schwarzen Backenbarts unter den Ohren. Vor den Augen trug er eine große, dunkelblaue, ge-

wölbte Brille. Beide waren armselig gekleidet, steckten in alten, schwarzen Gewändern, hatten breitrandige Hüte auf den Köpfen und ein Wachstuchränzel auf dem Rücken.

Es war der Herr und St. Petrus.

Der Fährmann, ein bärenstarker, rotbärtiger Fjordfischer, stand hochaufgerichtet am Hinterdeck des Bootes, das er mit einer langen Ruderstange durch das blanke Wasser steuerte, während er mit einem seltsamen Lächeln die beiden Fremden betrachtete.

„In des Teufels Namen — ich begreife nicht, was ihr da drüben wollt, liebe Leute", nahm er ein kürzlich abgebrochenes Gespräch wieder auf. „Wie ich euch schon vorhin sagte — drüben ist alles dem Tode geweiht und der Hölle verfallen. Fünf Monate lang ist kein Tropfen Regen gefallen. — Ihr müßt also doch einsehen, in welches Elend ihr da hineingeratet. Wenn ich euch daher einen guten Rat geben darf — lenkt eure Schritte anderswohin, sonst könnte es wohl geschehen, daß ihr den Hungertod sterbt, ehe ihr noch das Vaterunser über die Lippen gebracht habt. Drüben krepieren sie wie Fliegen im Frost, und man kann in der ganzen Gemeinde keine Semmel auftreiben."

„Dann kommen wir just zur rechten Zeit" antwortete St. Petrus. Er hatte die Hände aufs Knie gelegt und wiegte sich hin und her, während er die Billigung zu seinen Worten in einem über die Brille gerichteten Blick aussprach. „Dann bedürfen ja die Unglücklichen drüben mehr denn je des Trostes durch das Gotteswort."

„Hole der Teufel euer Gotteswort, liebe Leute! Das kann die Menschen ja doch nicht sättigen — nein, wollte der Herrgott nur einmal ordentlich die Himmelsschleusen öffnen, könnte er sich seinen Trost meinethalben gern schenken." „Nun sprichst du ja im Spott" — sagte St. Petrus streng — er hatte den Herrn bei des Fischers Worten tief aufseufzen hören. „Denk an deine ewige Seligkeit, Mensch!"

„Meine Seligkeit? Ach, darum ist mir nicht bange, Väterchen! Wenn Gott die Menschen schlimmer leiden läßt und plagt wie elendes Gewürm, so daß sie vor Todeshunger Ratten und Dreck fressen — dann taugt er nicht für uns Menschen. Und man weiß ja nicht, wie er uns oben in der Ewigkeit peinigen mag, wenn er uns jetzt bereits während der kurzen Spanne Zeit, die wir hier unten leben, seinen Zorn so spüren läßt."

St. Petrus zitterte vor heiligem Zorn — sein Gesicht war blutrot geworden. Noch beherrschte er sich und sagte mild ermahnend:

„Achte, daß deine Zunge dich nicht verführe, mein Freund! Vergiß nicht, daß der himmlische Vater jedes deiner Worte hören kann."

„So? Meinst du? Das glaube ich nicht. Mir wills eher vorkommen, als wäre der Herrgott tauber wie mein Urahn, sonst würde er doch alle die Jammerrufe und Gebete erhört haben, die in diesen Tagen zu ihm emporgesandt werden. Und hätte er nur ein wenig Herz im Leibe, müßte er sich des Elends erbarmen, das er hier hat anwachsen lassen."

„Vermessener!" rief nun St. Petrus und wollte aufspringen, aber der Herr legte die Hand auf seinen Arm und murmelte sanft:

„Still, Petrus."

Da sank er wieder auf die Ruderbank zurück und begann leise zu beten.

Ein wenig später legte das Boot am Fjordufer an und die zwei Wanderer stiegen an Land.

* * *

Der Herr und St. Petrus schlugen einen sich quer durchs Land ziehenden Weg ein und waren gar nicht weit gekommen, als sie ringsum den unheimlichen Spuren der Dürre und dem Verwüstungswerk des Hungertodes begegneten. Auf den weit sich dehnenden Feldern stand kein Halm. Es war, als seien Feuerbrände über sie hinweggegangen. Die lehmfette Erde war von einer trockenen, rotbraunen Staubschicht überzogen, die bei dem leisesten Windhauch in wirbelnde Bewegung gesetzt wurde und die Luft mit aschenartigem Staub füllte. Das ganze Land verschwamm in einem brandroten Nebel, durch den die Sonne einer blutroten Mondscheibe gleich schimmerte. Über die Felder verstreut lagen stinkende Kadaver gestürzten Viehs. Einige waren bereits halbzerfallene Skelette, die die Sonne gebleicht hatte, andere lagen, nur alle Viere von sich streckend, mit gedunsenem Magen und zum Todesgrinsen verzogenem Maul am Boden. Über sie flatterten Scharen großer, schweigsamer Vögel mit zerzausten Federn und mattem Flügelschlag hin.

Kein Laut rührte sich. — Es war, als strecke sich die Erde im letzten Todeskrampf. Ein Fuchs schleppte sich mit aus dem Mundwinkel hängender, darmbleicher Zunge fast kriechend aus dem entblätterten Wald, kroch drei Schritte, wackelte und fiel; kroch wiederum drei Schritte, strauchelte und fiel.

Nach Verlauf einiger Zeit erreichten die beiden Wanderer ein Dorf, dessen Strohdächer die Sonne völlig versengt hatte. Der Dorfteich war ausgetrocknet, sein harter Lehmboden zeigte tiefe, klaffende Spalten. Hier bot sich ihnen ein noch grauenvollerer Anblick. Viele Hütten standen leer, und durch Türen und Fenster drang der Geruch unbeerdigter, in Fäulnis übergegangener Leichen. Aus andern Häusern kam herzzerreißendes Jammern, Stöhnen und Schluchzen. Inmitten einer Straße kauerte eine Reihe halbnackter, dunkelbrauner, von Wunden und Schmutz starrender Menschenskelette. Alle hatten die matten Hände zum Himmel erhoben und flehten um Barmherzigkeit. Eine Mutter hielt ihr sterbendes Kind an der welken Brust, ein paar Greise und ein junges Mädchen, dessen Kopfhaar die Trockenheit fast versengt hatte, umgaben sie.

Als St. Petrus dieses Elend gewahrte und die bettelnden Fürbitten vernahm, schmolz sein Herz, und er wandte sich dem Herrn zu und sagte:

„Lieber Meister, wende deinen Zorn von diesen Unglücklichen ab! Höre, wie sie bereuen und flehen."

Aber der Herr starrte nur mit einem tiefen, unergründlichen Blick vor sich hin. Es war, als höre er St. Petrus Worte nicht. Und beide schritten zwischen ausgestorbenen Häusern und halbverzehrten Menschenleichnamen weiter.

Weiter wandernd gelangten sie zur Kirche, die ein wenig außerhalb der Stadt lag und deren Erzglocken in den letzten Monaten Tag und Nacht geläutet hatten, um die Gnade des Herrn anzurufen,

Bereits vor ihrer Eingangstür stand dicht zusammengedrängt eine Schar vom Hunger gekennzeichneter Gestalten, die sich auf Händen und Knien hierhergeschleppt hatten, um ins Heiligtum zu dringen. Innerhalb der Mauern war sie bis zum Altar hinan gefüllt. Es sah aus, als seien alle fahlen Toten des Kirchhofs ihren zerbröckelten Särgen entstiegen, um sich hier wieder zusammenzufinden. Aus allen Gebetstühlen wurden welke Arme emporgestreckt. Die Luft unter den Wölbungen hallte von den Rufen der Unglücklichen wieder und war vom Geruch ihres Schmutzes und ihrer Wunden gesättigt. Nur der auf der Kanzel stehende Priester und der in seinem geschlossenen Stuhl schlafende Sakristan hatten ein wohlgenährt Bäuchlein.

Denn um Gott zu versöhnen und um seinen Zorn zu mildern, hatten alle ihre letzte Kanne Most zur Kirche gebracht und die letzte Semmel geopfert.

Der Pfarrer nahm eine neue Prise, schlug mit der Faust aufs Kanzelpult und rief:

„Denn ich sage euch, ihr Gottlosen, ihr Frechen, wenn ihr dem Herrn nicht alles gebt bis auf euer sündiges Fleisch, wird des Ewigen Fluch über euch ruhen — —."

Und St. Petrus rührte diese Not, er wandte sich wieder an den Meister und sagte:

„Herr! Herr! Erbarme dich doch ihrer! Erhöre ihre Gebete und Reue!"

Aber der Herr schien seine Worte nicht zu hören und während der Lärm der Gebete dieser Unglücklichen unter den Kirchenbögen immer stärker anschwoll, sah St. Petrus über das Antlitz des Meisters ein Lächeln gleiten. Da erschrak St. Petrus tief und er rief:

„Herr! Herr! Bist du der Gott des Erbarmens, wie du sagst, so erweise Barmherzigkeit. Denn sonst glaube ich dir nicht länger und will dir nicht dienen. Hörst du denn ihre Rufe nicht? Siehst du nicht ihre blutende Reue?"

Da sah der Herr St. Petrus betrübt an und sagte: „Petrus, Petrus, nun redest du ja im Spott wie vorhin der Fährmann. Aber dieses Mal soll dein Wille geschehen, denn ich will deine Zweifel zerstreuen und du sollst sehend werden!" Mit diesen Worten verließ er die Kirche, und als sie den Gipfel eines Hügels außerhalb der Stadt erreicht hatten, hob der Herr die Hände — und siehe — vom Horizont stiegen große schwarze Wolken auf, und die Sonnenscheibe verdunkelte sich, und Regen stürzte herab.

Unaufhaltsam stürzte Regen herab. — —

Vier Wochen ergossen sich seine Fluten über das ausgetrocknete Land.

Da begann es an den Moorrändern zu grünen. Bäche und Flüsse begannen zu schwellen und der Wald trieb neue Knospen. Bald lugte frisches Grün überall wieder aus der fetten Hügelerde, die von den Leichen des Hungertodes gedüngt war; die Lerchen kehrten wieder, Star und Hänfling begannen zu pfeifen. . . . Als der Herbst kam, bog sich das ganze Land unter einer ungeahnten Reichtumsfülle.

Just um diese Zeit besuchten der Herr und St. Petrus wieder dieselbe Gegend.

Überall war man am Einernten der reichen Himmelsgaben,

und auf allen Wegen trafen die zwei Wanderer hochbeladene Erntewagen, starkbusige Mäherinnen und dickköpfige in den Halmen scherzende, schäkernde Knechte.

Die Männer schwangen die Branntweinflaschen als sie vorüberfuhren und schrien: „Euer Wohl, ihr Alten! . . . Ein Schluck auf eure Gesundheit!“ Während ihnen die Mägde zärtlich die Arme entgegenstreckten und sangen:

„Komm, du Liebster, küß' mich warm,
Gerne lieg ich in deinem Arm!“

Doch niemand gedachte des Herrn und pries seine Taten.

„Verstehst du jetzt, Petrus?“ fragte der Herr. Petrus antwortete nicht und sie setzten ihren Weg ins Dorf fort. Hier saßen vor den hübschen neuerbauten Häuschen auf den Steinfliesen Frauen mit drallen Säuglingen an den milchstrotzenden Brüsten, tranken Kaffee, scherzten, schwätzten und lachten. Mitten in der Stadt war ein neues Gasthaus mit Kegelbahn, Schaukel und einem großen Tanzsaal erstellt worden, der Wirt und seine Leute waren von den Vorbereitungen zum großen Erntefest völlig in Anspruch genommen, das hier an einem der nächsten Tage gefeiert werden sollte. Eine Schar Betrunkener saß fluchend im Gezänk in der Schankstube.

Aber über keine Lippe kam der Name des Herrn oder ein Lob seiner Taten.

„Verstehst du jetzt, Petrus?“ fragte der Herr.

„Herr“ flüsterte Petrus und sah zu Boden.

Schließlich kamen sie zur Kirche, deren Erzglocken die Gemeinde gerade zur Andacht und zum Preise Gottes zusammenriefen. Doch nur ein paar schwangere Frauen und ein Krüppel hatten sich eingefunden, die halb schlafend in den Stühlen saßen; der auf der Kanzel stehende Pfarrer und der in seinem geschlossenen Stuhl traurig vor sich nickende Küster sahen in ihrer fahlen Magerkeit ganz gespenstisch aus.

Und der Pfarrer faltete die Hände und seufzte in die leere Kirche hinaus:

„Denn ich sage euch, liebe Freunde — o, meine lieben Freunde — der Herr verlangt nichts, gar nichts von euch. Vergeßt ihn nur nicht — — und denkt daran, daß er euer guter, lieber himmlischer Vater ist. — —“

Als die beiden Wanderer die Kirche ein Stück hinter sich gelassen hatten, fragte der Herr:

„Nun, Petrus?“

Da sank St. Petrus schluchzend zu des Meisters Füßen:

„Herr, Herr; vergib mir!“

Für „Die Zeitschrift“ übertragen von Richard Guttmann.

# KEIN ELEKTROTRUST VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Die moderne Entwicklung der Industrie drängt zum Trust, zu trustartigen Gebilden — ein Schlagwort, an das viele glauben, das weit mehr noch falsch auffassen und anwenden. Unsere der Ausbreitung des Individualismus sonst so günstige Zeit hat eine Bewegung hervorgebracht, die die

Gewerbefreiheit dadurch zu beschränken sucht, daß sie den einzelnen zur Unterordnung unter die Gesamtheit der Gleichinteressenten bringt, ihn einen Teil oder seine ganze Selbständigkeit opfern läßt, um ihm materielle Vorteile zu schaffen, so sagt die theoretische Wirtschaftslehre. Man muß gestehen, das Dogma ist einleuchtend. In ihm scheint die Quintessenz aller jener Vorgänge enthalten, wie wir sie in der heutigen Volkswirtschaft ausgeprägt finden. Und doch ein „aber" — was in der Theorie mühelos einleuchtend erscheint, findet in der Praxis nicht selten unüberwindliche Schwierigkeiten. Eine Stafflung in bezug auf die Hinneigung der einzelnen Industrien zu trustartigen Gebilden ist mindestens zu berücksichtigen. Eine Industrie, die nur gleiche oder ähnliche, nicht durch die verschiedensten Patente selbständig geschützte Produkte herstellt, wird in der Regel eher zum Zusammenschluß der Einzelwerke tendieren können, als eine durch die Unterschiedlichkeit der Fertigwaren sich auszeichnende Großindustrie. Je mehr nun diese Unterschiedlichkeit, die durch Einzelerfindungen und Patentierungen gesteigert sein kann, hervortritt, um so geringer muß die Hinneigung zum Trust werden, bis sie schließlich ihre praktische Unmöglichkeit erreicht. Man hat wohl von Vertrustungserscheinungen in der Elektroindustrie gesprochen, und schließlich gerade vielleicht in unsern Tagen das Gespenst eines großen Elektrizitätstrusts lebhafter denn je zu sehen gewähnt — hat die vollständige Unterdrückung der kleinen und mittleren Firmen durch zwei oder drei Großunternehmungen auf diesem Gebiete prophezeit — so daß mancher Aktionär einer heute noch gut florierenden Mittelfirma mit bangen Zweifeln an die Zukunft gedacht haben mag. Sehr mit Unrecht. Ein allgemeiner Elektrizitätstrust, den manche unter der Leitung einiger Großwerke, wie A. E. G., Siemens-Schuckert, Felten & Guilleaume, schon heraufdämmern sehen, ist ein Unding, für den Praktiker selbst ein Nonsens. Ein so umfangreiches Industriegebiet wie das auf der Elektrizität basierende, dessen Großunternehmungen Kataloge mit hunderttausenden von Positionen ihrer Erzeugnisse aufweisen, läßt sich nicht vertrusten. Hier wird es immer wieder Spezialgebiete und Herstellungsmethoden in so übergroßer Anzahl geben, die schon den Zusammenschluß der in der Hauptsache nur Großfabrikate herstellenden Unternehmungen schwierig machen, da auch sie auf das rentabelere Geschäft der Fabrikation von Kleinprodukten angewiesen sind, wie viel mehr also noch den Zusammenschluß der Klein- und Mittelindustrie mit ihren abertausend verschiedenen Erzeugnissen.

Sprecht von einem Zuckertrust, von einem Petroleumtrust, meinetwegen — aber nicht von einem Elektrizitätstrust. Ihn gibt es nicht und wird es nie geben.

Anders liegen die Dinge, wenn es sich um einzelne genügende Rentabilität versprechende Produktionszweige handelt, deren es allerdings in der Elektroindustrie nur sehr wenige gibt. Hier ist die Ausübung des gesamten Geschäfts durch eine einzelne Firma oder durch eine beschränkte Anzahl in Interessengemeinschaft verbundener Unternehmungen möglich. Die Herausbildung einer rentablen Spezialität vermag hier allerdings ein dem Trust, wenn wir diese Bezeichnung beibehalten wollen, ähnliches Institut zu schaffen. Man wolle aber wohl bedenken, daß dies nur für ein-

zelne in Beziehung zur Gesamtheit sehr kleine Zweige der Elektroindustrie möglich ist. So kann man heute vielleicht von einem Akkumulatorentrust sprechen. Die Fabrikation dieser Sekundärelemente hat sich nach und nach in einem Betriebe der Akkumulatorenfabrik A.-G. konzentriert, deren Grundstein dadurch gelegt wurde, daß 1890 die A. E. G. und Siemens & Halske die Akkumulatorenfabrik von Müller & Einbeck in Hagen in eine Aktiengesellschaft umwandelten und an sie die eigne Produktion abgaben. Ein Preiskartell, das die neue Gesellschaft mit den andern Akkumulatorenfabriken abschloß, ging 1902 in die Brüche, und so trat Berlin-Hagen denn mit den größten Elektrizitätsfirmen, wie der A. E. G., Siemens & Halske, dem Sachsenwerk, Schuckert usw., in Verbindung, die ihm die Priorität bei Vergebung von Akkumulatorenbestellungen zusicherten und ihm dadurch in Anbetracht ihres Großverbrauchs eine dominierende Stellung einräumten. Mit solcher Rückendeckung konnte die Akkumulatorenfabrik A.-G. es wagen, ihr Spezialgebiet immer mehr auszubauen und auch, pekuniär gestützt, zu den billigsten (häufig Unterbietungspreisen) zu arbeiten. Einem derartigen Konkurrenten gegenüber mußten die andern Werke kapitulieren. Einige verschwanden, andere wurden von der Akkumulatorenfabrik A.-G. aufgenommen (es sollen insgesamt zirka 27 gewesen sein). Hagen hatte damit weitaus gesiegt. Seine Konkurrenten, von denen der wichtigste vielleicht die Akkumulatoren und Elektrizitätswerke A.-G. vormals W. A. Boese & Co. ist, vermögen auch heute keine Dividende auszuschütten, während die Akkumulatorenfabrik A.-G. 15% verteilt. Der Akkumulatorentrust wird aber auch wohl für lange Zeit der einzige Trust bleiben, den wir auf dem großen Gebiete der Elektroindustrie vorfinden. Eine ähnliche Vertrustung wäre möglich und denkbar auf dem Gebiete des Bahnbaues für elektrische Schnell-, Güter- und Personenbahnen, ist aber in der Praxis wegen der freilich oft geleugneten, in der Tat aber existierenden Konkurrenz der allergrößten Unternehmungen, die hierfür allein in Betracht kommen und fast alle gleiche Leistungsfähigkeit zeigen, vorderhand in dieser Form nicht zu erwarten. Auch hier wird jede Firma zunächst nach dem Leitsatze handeln: Der Starke ist am mächtigsten allein. Sonst wird es sich immer nur um Preisvereinbarungen und Preiskartelle zur Aufrechterhaltung der zeitweise stark sinkenden Preise für einzelne Produkte handeln können. Ein solches Kartell ist z. E. das bekannte Glühlampensyndikat oder auch die heute fast gegenstandslos gewordene, einst aber angesehene Vereinigung deutscher Elektrizitätsfirmen, deren kartellartige Bestrebungen sich gleichfalls in Teuerungszuschlägen und Preiserhöhungen offenbarten. Submissionskartelle, Preisverabredungen und dergleichen Vereinbarungen und Vereinigungen, die mit einem Trust auch durchaus keine Ähnlichkeit haben, kommen natürlich in der Elektroindustrie ebensogut wie in jeder andern Industrie vor. Auch die mannigfachen Konzentrationsbestrebungen der Großfirmen, wie A. E. G., Siemens & Halske, Felten & Guilleaume, die durch Interessengemeinschaft mit meist nachfolgender Fusion, wirtschaftlich schwächer fundierte, aber wertvolle Werke, seien sie es nun infolge ihrer überseeischen Absatzgebiete (Union) oder ihrer Patente, sich angliederten, laufen durchaus nicht auf das End-

ziel einer Trustbildung hinaus. Um einen solchen wirklich auf dem Gesamtgebiete der Elektroindustrie effektvollen Trust zu schaffen, wäre eine solche Anzahl von Fusionen durch Aufsaugung mittlerer und kleiner Firmen von seiten der wenigen Großfirmen nötig, die zwar in der Theorie denkbar, in der Praxis aber unausführbar ist.

So ergibt sich denn auch bereits mit Naturnotwendigkeit die Antwort auf eine der für den Aktionär bedeutungsvollsten Fragen: Haben die Mittel- und Kleinbetriebe in der Elektroindustrie noch heute Existenzberechtigung und Existenzmöglichkeit? Ich antworte mit einem vollen „ja". Die Herstellung von Isoliermaterialen, vornehmlich ein Bearbeitungsgebiet mittlerer Betriebe, ist heute noch gerade so ausgedehnt und verzweigt wie von jeher. Fabriken von Porzellan, Gummi- und Glimmerwaren, von Papier, Abroin, Gallalit, Tenazit, Vulkanasbest usw. gehören zu ihnen. Meß-, Zähl- und Registriervorrichtungen können nicht die Domäne einiger Großfirmen werden. Für viele Zwecke ist der Konsument auf die Apparate ganz bestimmter Firmen angewiesen, die Patente und Konstruktionsmethoden besitzen, welche ihnen, infolge des Zwanges, den sie auf den Stromabnehmer auszuüben vermögen, ein gewisses wirtschaftliches Auskommen sichern. Für die Herstellung von Heiz- und Kochapparaten, von elektro-medizinischen Instrumenten, von Bogenlampen und von unzähligen Kleinapparaten sehen wir viele voneinander unabhängige Firmen nebeneinander bestehen. Dagegen dürfte die Anlage und Herstellung von Zentralen, Kraftübertragungen und Bahnen mehr und mehr als das alleinige Gebiet der drei Großfirmen A. E.-G., Siemens-Schuckert, Felten-Guilleaume-Lahmeyerwerke angesprochen werden. Vereinbarungen liegen daher, solange sie sich in gewissen Grenzen bewegen, nahe und sind für kostspielige Studienzwecke, wie die Schnellbahnen sie erfordern, auch bereits getroffen worden. Im Bau von Großmaschinen, wie auch in der rentablen Konstruktion von Kleinapparaten stehen sich die Großunternehmungen dagegen nach wie vor in scharfer Konkurrenz gegenüber.

In diese Sachlage bemüht sich nun neuerdings eine Broschüre des Ingenieurs E. H. Geist, vormals Direktor der eingegangenen E. H. Geist A.-G. neues Licht zu bringen. Die Broschüre: „Der Konkurrenzkampf in der Elektrotechnik und das Geheimkartell" sollte eher heißen E. H. Geist kontra A. E. G., denn etwas weiteres, namentlich ein tieferes Eindringen in die gegebenen Verhältnisse, vermag sie nicht zu bieten. Die Ansichten, die der Verfasser hier über das sogenannte Geheimkartell A. E. G., Siemens-Schuckert, Felten-Guilleaume-Lahmeyer entwickelt, und die auch leider in der Presse kritiklose Nachbeter gefunden haben, sind durchaus als verfehlt zu bezeichnen. Nach ihnen müßte es scheinen, als ob die Großfirmen alle und jede Konkurrenz auf dem weiten Gebiete der Elektroindustrie zu unterbieten entschlossen wären und bereits an die Ausführung gingen, so daß der Ruin aller noch heute florierenden Mittelunternehmungen über kurz oder lang bevorstehe. Das ist entschieden ein Trugschluß, nur dazu angetan, die kleineren Betriebe finanziell zu schädigen, da er die Geldgeber stutzig machen muß. Wir haben gesehen, auf welchen Gebieten des Großbaues ein Kartell, meinetwegen mag man es „Geheimkartell" nennen, zwischen den führenden Firmen be-

steht. Es ist aber gerade hier, ohne Schaden anzurichten, am richtigen Platze, da eine wirklich kraftvolle Konkurrenz auf diesem mit den größten Mitteln arbeitenden Gebiete so gut wie ausgeschlossen ist. Drängt sich dennoch eine kapitalschwache Mittelfirma, wie die E. H. Geist, der vor allem die nötigen Reserven fehlen, um den Unterbietungskampf bei Submissionen aufnehmen zu können, in diese Domäne, so ist es kaum verwunderlich, wenn sie zugrunde geht. Von einem „Nobile officium" der Großfirmen, auch die „Kleinen" leben zu lassen, wie Ingenieur Geist es fordert, kann man m. E. nach im Konkurrenzkampf nicht sprechen. Daß die ungeheuren Reserven, die sie zum größten Teil aus dem Gewinn ihrer Effektenbestände zieht, der A. E. G. den Kampf wesentlich erleichtern, ist wahr und unbestritten: daß die angesammelten Reserven aber ein Zeichen vernünftiger Finanzpolitik sind, und daß an der Spitze der A. E. G. ganze Männer stehen, ist nicht weniger wahr. Der Konkurrenzkampf auf dem Gebiete der Elektroindustrie ist scharf und gewaltsam — leicht dazu angetan, Schwächlinge hinwegzufegen. Deshalb gilt hier, wie vielleicht nirgends das Wort: „Sammelt Reserven!" Die Ausschüttung hoher Dividenden ohne genügende Reservenzurückstellung bedeutet bei der heutigen Lage der Elektroindustrie den sicheren Untergang — den Untergang, den zwar die Großunternehmungen nicht wollen, denn jede Kleinkonkurrenz schafft auch ihnen Vorteile, erhöht mit der Verbreitung neuer Ideen und deren Einführung auch ihr Absatzgebiet — den Untergang, den der Kapitalismus dem Kapitalschwachen bereitet.

Die Lage in der Elektroindustrie hat sich um nichts geändert — sie ist auch heute für Mittel- und Kleinbetriebe nicht ungünstiger als sie war. Preiskartelle und Vereinbarungen haben immer bestanden und werden auch weiter bestehen, bei Großunternehmungen wie bei Kleingeschäften. Von einem Geheimkartell, das sich zum Trust auswachsen könnte und die ganze Elektroindustrie beherrschen, alle mittleren und Kleinbetriebe vernichten oder aufsaugen könnte — davon kann heute ebensowenig die Rede sein wie in den Jahren, als Siemens noch allein den Markt beherrschte.

# DER SCHÖPFER DER APHORISMEN VON PROF. DR. EDUARD ENGEL

Worin besteht jenes geheimnisvolle Erkennungszeichen des literarischen Frankreichs, das nunmehr seit zweieinhalb Jahrhunderten in der ganzen gebildeten Welt als „französischer Esprit" bezeichnet wird? Unserm „Geist" entspricht es nicht genau, wie denn überhaupt zwei Wörter zweier Sprachen für ähnliche Begriffe einander nie völlig decken. Es läßt sich besser fühlen als erklären, oder erklären doch nur durch Beispiele. Ein Schriftsteller, der Sätze niedergeschrieben hat, wie: „Die Heuchelei ist eine Huldigung des Lasters an die Tugend", — „Wir haben alle Kraft genug, die Leiden der andern zu ertragen", — „Es gibt gute Ehen, aber keine entzückenden", der hat Esprit. Soll zu den vielen Erklärungen eine neue gefügt werden, so sei Esprit erklärt als die

Gabe, das Geheimnis aller Welt in einer durch schlagkräftige Kürze und scharfe Gegensätzlichkeit bestechenden Form so auszusprechen, daß alle Welt den Ausspruch um der neuen Form willen auch für inhaltlich neu hinnimmt und in dem Präger des Ausdrucks den Schöpfer des Gedankens sieht.

Auf den Herzog von Rochefoucault wenigstens und sein Werk „Maximes et Réflexions morales" (1665) trifft diese Erklärung zu. Er hat seine schriftstellerische Gattung für Frankreich erfunden und ist bis heute ihr berühmtester Vertreter in der Weltliteratur geblieben: der Meister der Aphorismen. Der Reiz seiner 528 Aussprüche beruht nicht in der Neuheit ihres sittlichen Gehalts, sondern in dem funkelnden Esprit der sprachlichen und gedanklichen Form. Die treffende Kürze des pfeilspitzen Wortes — sie ist es, die uns blendet, entwaffnet, hinreißt. Vor Rochefoucault war das Französische eine weitschweifige, behäbige, beinahe geschwätzige Sprache gewesen. Man lese nur eine Seite Montaignes, um den Fortschritt zu spüren, der durch Rochefoucault mit seinen Maximen erreicht wurde. Erst dieser lehrte die französischen Schriftsteller, nicht alle Übergänge des Denkens sprachlich auszudrücken, sondern nur die letzten Ergebnisse des Denkens, diese aber so wuchtig wie möglich auszusprechen.

Die nichtfranzösischen Beurteiler sind nur zu leicht geneigt, diese den Franzosen ganz eigentümliche Art der Schriftstellerei für gleichbedeutend mit Oberflächlichkeit zu halten. Aber auch diese Art ist nur eine Folge des wesentlich geselligen Charakters der französischen Literatur. Der deutsche Schriftsteller läßt den Leser gemütlich und vertraulich in seine Gedankenwerkstätte ein; er zeigt ihm alle Späne und Splitter, die bei der Arbeit daneben geflogen sind; erklärt ihm alles so eindringlich, daß der Leser nun überhaupt nichts mehr selbst zu denken findet. Ganz anders der Franzose, besonders dieser hierin französischste aller Franzosen: der Herzog von Rochefoucault. Sein Herzogtum spiegelt sich sogar in seinem Stil wieder. Da ist nirgends eine spießbürgerliche Wichtigtuerei; keine aufdringliche Eitelkeit, die dem Leser zuruft: Nicht wahr, dies ist sehr geistreich? Dieser wahrhaft vornehme Mann läßt niemand zu sich ein bei der Arbeit, er verrät keines seiner Werkstattgeheimnisse, belegt keinen seiner überraschenden Aussprüche durch den Hinweis auf seine Lebenserfahrungen. Er bemüht sich nur, jedem seiner Sätze die unumstößliche Form der Überlegenheit zu geben, die einen Widerspruch gar nicht an sich herankommen läßt. Man hört immer einen Ton durch, wie: Ich, der Herzog von Rochefoucault, habe meine langen Lebenserfahrungen in diesen Satz gepreßt, — wer wagt, mir zu widersprechen?

Der Herzog von Rochefoucault gehört der Zeit und dem Wesen nach mehr zur Schule des 16. Jahrhunderts, als zu der des 17. Montaignes Essays waren sein Lieblingsbuch und ihm ähnelt er am meisten in der mitleidslosen Lebensauffassung, der Zweifelsucht, der Erklärung der Menschennatur aus dem allgegenwärtigen Ichtriebe. Die französische Literatur des Mittelalters und der Renaissance ist überwiegend lebensfroh gefärbt; darum erdrückt man förmlich, wenn man bei einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts plötzlich auf solche Sätze stößt, wie diese von Rochefoucault: „Es gibt gewisse Tränen, die oft uns selbst täuschen,

nachdem sie die andern getäuscht haben. — Wenige ehrbare Frauen, die dieses Berufs nicht müde werden. — Oft würden wir unserer schönsten Handlungen uns schämen, sähe die Welt alle ihre Beweggründe. — Unsere Reue ist weniger ein Bedauern der Sünde, die wir begangen haben, als eine Furcht vor dem Übel, das für uns daraus folgen kann."

Rochefoucault hat in die französische Literatur die finstere Auffassung von der Menschennatur eingeführt; die Blindheit gegen die unleugbar edlen Regungen des Menschenherzens, das geflissentliche Aufstöbern der Nachtseiten im Gefühlsleben. Bei Rochefoucault persönlich war diese Ansicht vom Menschen die Folge bitterer Enttäuschungen. Der Herzog war von der französischen Königin (Anna von Österreich), deren treuester Anhänger er zur Zeit der Fronde gewesen, nach dem Tode Richelieus mit schnödem Undank belohnt worden und lebte auch unter Ludwig XIV. in halber Ungnade. So ist über sein Buch mehr Galle ausgegossen, als dem Verfasser sonst eigen war.

Rochefoucault ist der hervorragendste Vertreter des „Paradoxon", des verblüffenden Sinnspruchs. Untrennbar von dessen Wesen ist die Einseitigkeit. Der Paradoxe sieht vielleicht auch die andern Seiten einer Sache, achtet sie aber gering gegenüber der Hauptsache, und nur auf diese kommt es ihm an. Wer alle Ausnahmen beachten wollte, die sich im sittlichen Leben ereignen, der käme nie zur Aufstellung einer durchgreifenden Regel. Der Esprit neigt zum Paradoxon, weil auch er sich nicht mit den Nebenrücksichten aufhält; er überläßt es den Leuten ohne Esprit, sich die scharfe Speise eines paradoxen Ausspruchs zu verdünnen durch allerlei abschwächende Zusätzchen. Des Herzogs Maxime sind in den Empfangszimmern der von ihm leidenschaftlich verehrten Frau von Sablé entstanden und verraten durch die Form ihren Ursprung; sie haben nachmals durch des Herzogs innigen Umgang mit der reizenden, feinsinnigen Frau von Lafayette kleine Umformungen erlitten. In der ersten Ausgabe macht der Verfasser kaum irgendwelche Zugeständnisse an Ausnahmen; in den späteren Bearbeitungen schleicht sich hier ein abschwächendes „oft", dort ein milderndes „wenig" oder „beinahe" ein. Es ist lehrreich, im einzelnen zu beobachten, wie der Herzog von Ausgabe zu Ausgabe den Ausdruck kürzer, schlagender gestaltet. Fünfundzwanzig Jahre hindurch hat er mit Vaterliebe an diesem einzigen Kinde seines Geistes Erziehung geübt. Welch ein winziges Büchlein mit nur 528 Sätzen, — aber welche stilistische Feinarbeit! Wenn je ein Schriftsteller durch sein Beispiel bewiesen hat, daß die Prosa eine der schwersten Künste ist, dann Rochefoucault. Wie ungezwungen sich das Ergebnis dieser unaufhörlichen Arbeit eines halben Menschenlebens liest, und wie doch jeder Satz jene beste Eigenschaft des guten Prosastils aufweist: so und nicht anders konnte dieser Gedanke am treffendsten und kürzesten ausgedrückt werden.

Des Herzogs leitender Stilgrundsatz war: nicht zwei Worte anzuwenden, wo eins genügt. Hatte er in der ersten Ausgabe noch geschrieben: „Die Jugend ist eine fortgesetzte Trunkenheit, sie ist das Fieber der Gesundheit, sie ist die Torheit der Vernunft", so wird daraus in der Ausgabe letzter Hand: „Die Jugend ist eine fortgesetzte Trunkenheit, sie ist das Fieber der Vernunft." —

Um auch ein Beispiel für die Milderung des Inhalts in der letzten Ausgabe zu bieten, führe ich den Satz an: „Im Unglück unserer besten Freunde finden wir oft etwas, das uns nicht mißfällt.“ In der ersten Ausgabe hatte statt „oft“ gestanden „immer“.

Den Grundgedanken seines Buchs hat Rochefoucault gleich in der ersten Maxime ausgesprochen: „Was wir für Tugenden ansehen, ist oft nur eine Vereinigung verschiedener Handlungen und Bestrebungen, wie sie der Zufall ohne unsere Absicht zu veranstalten weiß. Nicht immer ist es die Ehre und die Keuschheit, um derentwillen die Männer ehrenhaft und die Frauen keusch sind.“ Also alle Handlungen und Beweggründe der Menschen, auch die guten, auch die scheinbar edelsten, gehen aus der Selbstsucht hervor. Eigenliebe heißt der Hebel der menschlichen Gesellschaft und der innerste Kern des einzelnen. Das ganze Buch ist nur eine Abwandlung dieses einfachen Urgedankens. Der Satz selbst war nicht neu: der englische Moralphilosoph Hobbes hatte 25 Jahre früher ganz dieselbe Lehre aufgestellt und in dickleibigen lateinischen Büchern entwickelt. Nietzsche hat Rochefoucaults Maximen genau gekannt, und in seinem Buche „Menschliches, Allzumenschliches“ verfolgt er denselben Gedankengang wie in den Maximen.

Rochefoucault sagt, wie zur Entschuldigung seiner Verallgemeinerungssucht: „Es ist leichter, den Menschen im allgemeinen, als einen Menschen im besondern zu kennen.“ Seine Maximen sind Gesellschaftsliteratur, und in der guten Gesellschaft gilt ja überall der höfliche Grundsatz: „Alle Anwesenden bilden eine Ausnahme.“ Mit dieser Einschränkung kann jeder Rochefoucaults Maximen unterschreiben.

Ich lasse zunächst eine Auswahl seiner berühtmestén, berüchtigsten und tiefsten Aussprüche über die Eigenliebe selbst folgen: „Welche Entdeckungen man auch schon im Reiche der Eigenliebe gemacht hat, es bleiben noch sehr viele unbekannte Landstriche. — Die uneigennützigste Freundschaft ist nur ein Handel, bei dem unsere Eigenliebe sich vornimmt, immer noch etwas zu gewinnen. — Die Greise geben gern gute Lehren, um sich darüber zu trösten, daß sie nicht mehr schlechte Beispiele zu geben vermögen. — Man lobt gewöhnlich nur, um gelobt zu werden. — Man mag uns noch so viel Gutes von uns sagen, etwas Neues sagt man uns damit nicht. — Wir gestehen kleine Fehler nur ein, um glauben zu machen, daß wir keine großen haben. — Wir halten nur die Leute für einsichtsvoll, die unserer Meinung sind. — Der Eigennutz spielt alle Rollen und spricht alle Sprachen, selbst die der Uneigennützigkeit.“

Manche dieser Aussprüche erschrecken förmlich durch ihre Wahrhaftigkeit; sie zwingen uns, Dinge einzugestehen, die wir bis dahin kaum uns selber eingestanden haben. Und wenn uns einige der Maximen heute als längst bekannte Erfahrungssätze erscheinen, so bedenke man, daß hinter uns zweieinhalb Jahrhunderte liegen, in denen Rochefoucault gelesen und angeführt wurde. Viele Wendungen unseres täglichen Gesellschaftslebens sind auf jenen Großmeister des Esprits zurückzuführen, der leider heute sehr wenig gelesen wird. Und doch könnten uns seine Maximen noch mehr als Lebensweisheit lehren. Ich kenne keine bessere Übung im tadellos knappen Ausdruck, als Rochefoucaults Maximen in möglichst der Urschrift gleichkommender Kürze zu übersetzen. Von deutschen großen Schriftstellern kommt ihm in der Verdichtung des Ausdrucks nur einer gleich: Moltke, auch eines der noch immer zu wenig gekannten Muster deutscher Prosa. Noch gibt es keine Musterverdeutschung von Rochefoucaults Maximen: ich fühle weder den Beruf noch den Mut, sie zu ver-

suchen. Die nachstehenden wie die früheren Proben sind in dem Gefühl verdeutscht worden, nur den Sinn, nicht die Form wiedergeben zu können.

„Man ist nie so glücklich noch so unglücklich, wie man sichs einbildet. — Nach den meisten Wirkungen der Liebe zu urteilen, sieht sie dem Haß ähnlicher als der Freundschaft. — Keine Verstellung kann die Liebe lange verbergen, wo sie besteht, noch sie erheucheln, wo sie nicht mehr besteht. — Der Geist ist stets der Gimpel, der auf den Leim des Herzens geht. — Jeder klagt über sein mangelhaftes Gedächtnis, keiner über seinen mangelhaften Verstand. — Zwei Menschen, die sich nicht mehr lieben, schämen sich immer, sich einst geliebt zu haben. — Wenn uns die Laster verlassen, so schmeicheln wir uns des Glaubens, wir verlassen sie. — Die echte Beredsamkeit besteht darin, alles Nötige zu sagen und nur das Nötige. — Man langweilt sich fast immer mit den Personen, mit denen man sich nicht langweilen darf. — Von allen heftigen Leidenschaften kleidet die Liebe die Frauen am wenigsten schlecht."

# DAS GEHEIMNIS DES BUCHERFOLGS

Henrik Pontoppidan, dessen Skizze „Auf Erden" in diesem Heft der „Zeitschrift" veröffentlicht wird, ist jedem belesenen Deutschen ein bekannter Name. Man weiß, daß er neben Strindberg und Heidenstam und Heidenstam und Strindberg (man muß bei der Zitierung dieser Namen formell sein wie die Tischreden der Staatsoberhäupter bei Fürstenbesuchen und kann schon nicht mehr anders, als den Namen abwechselnd den Vorrang zu geben; die Fanatiker unter ihren Anhängern achten darauf) — man weiß also, daß Pontoppidan neben diesen beiden zu den Berühmtheiten und Kapazitäten des Nordens gehört. Aber man liest seine Bücher nicht. „Hans im Glück" und „Das gelobte Land" haben es trotz guter Übersetzung wohl noch nicht über das 3. und 4. Tausend hinausgebracht. Warum? Das ist eine eigene und bedenkliche Sache. — Man hat endlich das Rezept gefunden, nach dem man Büchern von vornherein ansehen kann, ob sie Erfolg haben können und werden oder nicht. Es haben nämlich alle Bücher, die Gedanken vorbringen, ganz bestimmt auf den Büchermarkt nichts zu erwarten. Ein Roman, der nicht allein auf die sinnliche Wirkung reiner Schilderungen ausgeht, sondern auch Reflexionen bringt oder zum Beispiel in seinem Verlauf irgend einen Gedanken zur Lösung bringt, ist übel dran. Die Scheu des Lesepublikums vor „Gedanken" ist ganz auffällig, und der Autor müßte blind sein, der sich das nicht zur Warnung dienen läßt. Es gibt viele Romane, die sich in einem Gedankenrausch ergehen und berühmt sind. Aber es gibt kein derartiges Werk, das einen Massenerfolg gehabt hätte. Steht es nicht so mit Goethes Romanen? Die Welt will sich durch Gedanken nicht beglücken lassen, sondern eher durch Taten oder Worte. Wissenschaftliche Werke verzeichnen, weil in ihnen ernstlich gedacht wird, von allen Erscheinungen des Büchermarktes die winzigsten Auflageziffern. Dann kommt die Belletristik von Autoren, die das Denken und Grübeln nicht lassen können und von Zeit zu Zeit einen Gedanken, eine Reflexion unversehens fallen lassen. Und ganz oben thronen dann die Romane, die von solchen Dingen frei sind. Mir sagte ein Bekannter, der es wissen muß, Dichter schätze er als Geschäftsmann immer danach ein, ob sie dumm seien wie Tenöre oder nicht. Diese Dummheit müßten sie, wenn ihre geschäftliche Zukunft vertrauenswürdig sein solle,

unbedingt besitzen, denn wenn sie etwa ein Gran Verstand besäßen und doch nicht, wie es gewöhnlich sei, Verstand genug, davon nichts merken zu lassen, dann sei der Erfolg gefährdet. Die Lesewelt bestehe — und damit müsse man sich abfinden — zum großen Teil aus Frauen und aus nicht sehr männlichen Männern (denn der richtige Mann habe zu tun und nicht zu lesen). Gedanken seien Steine des Anstoßes oder in Romanen unbeliebte Schlangen, die sich hinter Blumen verstecken und den Ahnungslosen plötzlich in die Flucht jagen. Auf jeden Fall seien sie etwas, das Anstrengung verursache, weil jeder Gedanke — Nachdenken verlange. Das klingt scherzhaft und ist eigentlich bedauerlich. Jedenfalls hat Pontoppidan unter dem Faktum leiden müssen. Er ist zu stark, um wie Hamsum den Kompromiß zu versuchen, ob es nicht möglich sei, den für viele andere zum Erfolg führenden Weg zu beschreiten.

Hamsum hat dabei nur das eine erreicht, daß seine Bücher nach „Hunger" und „Mysterien" und „Pan" zwar gedankenarm, aber auch fürchterlich langweilig sind, weil die Sache eben nicht so einfach liegt, daß die Gedankenarmut an sich schon zum Erfolge führt. — Sie muß angeboren sein (und im Ernst gesprochen), muß mühelos wirken und liebenswürdig. Es wirkt peinlich, wenn man merkt, daß der Autor früher mal was bessres war und nun bloß verludert ist. — Pontoppidan grübelte sich tiefer in seine Welt hinein und wurde nur noch herber. Immer wieder versuchte er es, und immer wieder gelingt es ihm, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen."

# DIE KANZLERSTÜRZER

Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg in der Sitzung des Reichstags am 10. November 1911: „ . . . Ich habe die englische Regierung auf die berechtigte Aufregung aufmerksam gemacht, welche durch den Artikel in Deutschland hervorgerufen worden ist. Ich gab der englischen Regierung den Wunsch zu erkennen, Aufklärung herbeizuführen. Daraufhin hat mir die englische Regierung geantwortet, daß der englische Botschafter in Wien weder den Artikel der „Neuen Freien Presse" inspiriert habe, noch die ihm von dem Verfasser des Artikels zugeschriebenen Äußerungen getan hat. Damit ist für mich die Sache erledigt. (Zurufe: Aber nicht für uns!) Nein! Auch für den Reichstag! (Widerspruch.) Auch für Sie! (Unruhe.) Ich bitte Sie, mich aussprechen zu lassen . . ." (Nach dieser kategorischen Willensäußerung tritt Ruhe ein und der Kanzler fährt in seiner Rede fort.)

In der Diskussion wird das Ereignis von niemandem aufgegriffen. Und doch liegt darin der Höhepunkt des ganzen Tages. Keiner wagt es, den Kanzler wegen seiner diktatorischen Worte als „Diktator" zu bezeichnen. Der Reichstag läßt es sich gefallen, daß ihm in seinem eignen Hause, in seinen eignen vier Wänden von einem Regierungsvertreter vorgeschrieben wird, was er zu tun und zu lassen hat. Der Reichstag fügt sich darein, daß ein Nichtkompetenter sich die Machtbefugnisse des Präsidenten

aneignet und schweigt dazu. Der Kanzler bezeugt ihm offenherzig seine Verachtung und die Opposition denkt nicht ans Opponieren und folgt seinen weiteren Worten mit atemloser Spannung. Alle die Hunderte, die da sitzen mit dem Vorsatz, das Marokkoabkommen zu zerpflücken und der Regierung gegenüberzutreten, verpassen den Moment. War es etwa ein Gefühl der Unzulänglichkeit oder etwa das Gefühl der Überraschung, einem Manne gegenüberzustehen, der als schulmeisterlicher Ohrenzupfer und Pedant geschildert wurde und plötzlich an Schlagfertigkeit allen über war und die gröbsten Grobheiten mit der ruhigen Sicherheit eines Mannes aussprach, der vollkommen weiß, wen er vor sich hat und wie hoch er ihn einschätzen muß? (Eine andere Stelle aus der Rede des Kanzlers): „ . . . Meine Herren! Auf die Kritik, auf die unsere Arbeit bei Ihnen stoßen würde, habe ich von vornherein gerechnet. Ich habe schon ausgesprochen, daß ich den Tadel nicht fürchte. Ich habe nicht behauptet, daß unser Werk ein ideales wäre, an dem nicht kritisiert werden könne . . . Meine Besorgnis besteht darin, es würde nun aus Ihrer Mitte endlich ein Mann aufstehen, der mir mit klaren und guten Gründen einen andern Weg, als den wir gegangen sind, bezeichnet (Lachen links), einen Weg, auf dem wir mit besserem Erfolg aus den marokkanischen Schwierigkeiten herausgekommen wären, als es tatsächlich der Fall ist. Ja, meine Herren, auf diesen Mann warte ich noch. (Lachen links.) Ich werde dem Manne sagen: Du hast recht; ganz ehrlich würde ich das sagen . . .“ (Wieder darf er unter völliger Ruhe der Abgeordneten fortfahren.)

Hat das deutsche Parlament niemanden mehr, der diese Mißachtung so zurückzuweisen versteht, daß die Regierung aus Achtung und Respekt künftig einen andern Ton anschlagen wird? Oder, was noch wichtiger ist, sitzen nicht im deutschen Reichstage Männer, die es durch ihre Leistungen und ihre Begabung verlangen könnten, von vornherein anders behandelt zu werden? Das ist das Wichtige. Wir leben in einem konstitutionellen Staate, achten die Form des Parlamentarismus, sind bereit, für unser Parlament und sein Bestehen einzusetzen gegen alle Angriffe, alles, was man fordert. Wir sehen, daß diese Institution von der Regierung respektlos angefaßt wird und wollen uns nun darüber klar werden, ob die Regierung blind ist und verdient, daß man sich irgendwie an ihr schadlos halte, oder ob sie recht hat und unser Parlament keinen Pfifferling wert ist. Wer im Reichstage sitzen darf, ist ein Auserwählter des Volkes, hat seinen Einfluß auf die Gestaltung der großen politischen Probleme und wird dieser Stellung gemäß in allen Schichten der Bevölkerung besonders geachtet und geschätzt. Wir haben parlamentarische Größen, die wir nach ihrem Ansehen und guten Namen neben die Balfour, Jaurès, Miljukow, Vandervelde, und alle die andern stellen, deren Namen täglich in den Zeitungen genannt werden. Wir haben unsere Matadore mit hochtrabenden Spitznamen behängt. Herr von Heydebrand ist der „ungekrönte König

von Preußen", Bebel der „Diktator der Massen", Hertling der „deutsche Macchiavell", Bassermann wird immerhin noch ehrenvoll und mit kokettem Seitenblick als „Cunctator" bezeichnet. Und das soll alles, sozusagen, reiner Unsinn sein? In den prunkvoll aufgetakelten Gewändern sollte nichts stecken als verhutzelte Skelette, denen man, wenn man Bescheid weiß, keine Reverenz mehr erweist? — Unmöglich. Wenn wir nur ein wenig in den Parlamentsberichten blättern und bedenken, auf was sich, nach der Rede des Reichskanzlers, die Reden der Abgeordneten bezogen, werden wir Worte finden, die das Niveau des Reichstags klar zum Ausdruck bringen und uns ein Recht geben, dem Kanzler die gebührende Antwort zu erteilen. Wir bleiben also zuversichtlich. Zuerst wollen wir sehen, um was es sich im Grunde handelt.

Nach langen Mühen ist zwischen Deutschland und Frankreich ein Abkommen geschlossen, das zur Folge hat: 1. Marokko stellt sich unter französisches Protektorat. Frankreich bürgt für die Ruhe und Sicherheit des Landes und sorgt für die zu diesem Zwecke nötige bewaffnete Macht. Es hat also die unmittelbare Arbeit, Sorge und Verantwortung einseitig übernommen. Dagegen soll — nach dem Buchstaben des Vertrags — alles was vor, während und nach und infolge dieser zivilisatorischen Bemühungen gewonnen werden kann (an Erzen, Bauten, Landbestellung usw.) Deutschland in freier und ungehemmter Konkurrenz gleichermaßen wie französischen Interessenten zugutekommen. Frankreich überläßt Deutschland einen Teil seines Kongobesitzes und erhält als Tauschobjekt den nach dem Flächenausmaß zwanzigmal so kleinen „Entenschnabel". Nehmen wir an, daß durch die verlorengegangene Qualität im Prinzip bei diesem Handel nichts Enormes gewonnen ist. Weiter: Das Problem, der Kernpunkt an der Sache ist die Frage, ob Frankreich nicht versuchen wird, die für beide Kontrahenten gleich günstigen wirtschaftlichen Erwerbsbedingungen in Marokko von Fall zu Fall unter Ausnutzung seiner Polizeigewalt zu umgehen. Wie können wir uns dagegen schützen, daß durch kleinliche Schikanen da unten im Sus einem deutschen Ansiedler Minenrechte zugunsten eines französischen Interessenten genommen oder beschnitten werden. Der Kanzler deutet selbst auf diese Frage und beantwortet sie, indem er durchblicken läßt, daß man in Frankreichs politischen Marokkounternehmungen eine Schwächung seiner europäischen Macht erblicken könne, mit Ausführungen, die man beinahe wörtlich schon vor fünf Monaten in der „Zeitschrift" lesen konnte.

Der Kanzler am 11. November 1911: „Eine starke Politik, gerade im Sinne der Weltpolitik, kann Deutschland nur führen, wenn es sich auf dem Kontinent stark erhält. Nur das Gewicht, das wir als Kontinentalmacht einsetzen, ermöglicht uns einen Welthandel und eine Kolonialpolitik. Beide fallen in sich zusammen, wenn wir zu Hause nicht stark sind. Erwerben wir Außenpositionen, deren Siche-

rung wir nur durch Verzettlung und Schwächung unserer kontinentalen Kräfte erreichen können, dann sägen wir an unsern Sitzen. Deshalb hat unsere Politik in den letzten Jahren recht gehandelt, wenn sie politische Rechte in Marokko nicht anstrebte."

Die Zeitschrift am 17. Juni 1911: „Je mehr alle Mächte sich dezentralisieren, desto höheres Interesse haben wir daran, uns zu konzentrieren, uns nicht zu zersplittern und nicht auf Abenteuer in der Ferne auszuziehen. Das, was wir brauchen, erreichen wir dadurch vielleicht am besten, daß wir in Europa unumschränkt die Vormacht haben und hier auf die Mächte, in deren Kolonien wir Handelsfreiheit und andere Vorrechte haben wollen, den jeweils nötigen Druck ausüben. Die vier Mächte, die mit uns auf dem Festlande konkurrieren, haben durch Bosnien, Mandschurei, Marokko, Tripolis ihre Macht zersplittert und vier Fronten, gegen die Deutschland früher im Felde stand, sind von selbst gebrochen."

Der Artikel in der Zeitschrift war überschrieben: „Deutschlands gefährlichstes Spiel in der Politik." Und wirklich, darum handelt es sich — ist diese Politik, die viele Gefahren in sich birgt und auf eine Überlistung ganz Europas ausgeht, die richtige? Oder hat das Ausland recht, wenn es die Methode ignoriert. (Übrigens kann das Ausland wenig oder gar nichts mehr daran ändern, weil es sich schon zu sehr festgelegt hat.) Aber wir könnten, wie jetzt z. B. in Marokko, nach einer andern Methode verfahren. Darüber Klarheit zu bekommen, darüber die Meinungen der Volksvertreter zu hören — das war es, was von den Verhandlungen im Reichstag erwartet werden durfte. Der Kanzler hatte den Punkt als erster Redner am ersten Verhandlungstage aufgerollt. Hier hatte die Kritik einzusetzen. Von hier aus traf sie den Kernpunkt des Ganzen und konnte, wenn sie hier eine Unrichtigkeit nachwies, die deutsche Politik für die Zukunft in andere Bahnen lenken. Zum erstenmal seit Jahren war das Parlament vor die Möglichkeit gestellt, an einem Beispiel aus der Praxis wirksame Kritik zu üben und den Lauf der Geschicke von Nationen zu beeinflussen. Es konnte einer sagen: „Diese Art der Politik wird vom Volke nicht gebilligt. Wir wollen künftig vorgehen wie alle andern Mächte auch. Euer Gerede von der dominierenden Stellung in Europa, die alles Heil bringen soll, ist unsinnig und macht uns in seinen Konsequenzen bange. Wir brauchen Land, Land und nochmals Land. Ihr hättet ein Stück Marokko beanspruchen sollen. Ferner wollen wir uns darüber klar werden, was eventuell im Orient, wo uns von den Indern Land geboten wird, zu holen ist, ferner was mit den portugiesischen Kolonien geschehen soll, den spanischen Kolonien und dann mit der Monroe-Doktrin. Vielleicht wäre bei all diesen Geschichten nicht viel herausgekommen. Es hätte aber klipp und klar gezeigt, ob das deutsche Volk geneigt ist, grundsätzlich den Weg weiter mitzugehen, den die auswärtige Politik des Landes jetzt nach der Verkündung des Kanzlers

konsequent einschlagen will. Statt dessen war die Rede davon, „daß wir in Marokko allerdings kein Land haben wollten". Ja, aber weiter, wollen wir anderswo auch kein Land haben? „Wir werfen dem Kanzler vor, daß er aus der Situation nicht genügend Kompensationen herausgeschunden hat." So ist es recht. Wenn man jemandem die Frage stellt, ob er auch glaube, daß der liebe Gott über jeden Floh und jede Wanze wacht und er antwortet dann nicht auf die Frage nach dem lieben Gott und seiner Macht, sondern klammert sich an die Worte „Floh und Wanze" und sagt z. B., daß ihm diese Tiere im allgemeinen recht peinlich seien, dann weiß man doch, was man für einen Geisteshelden vor sich hat. — Aber warten wir es ruhig ab und suchen in den Parlamentsberichten danach, was denn die Abgeordneten eigentlich taten, wenn sie es schon für gut hielten, die Kernfrage unserer auswärtigen Politik ungelöst zu lassen. Von was reden sie und wie drücken sie sich aus. Ja, wir müssen ihnen, wenn wir einmal mißtrauisch geworden sind, auf die Finger passen. Vielleicht sprechen sie ein miserables Deutsch und verraten schon dadurch allerlei vom Niveau der Verhandlung? Wir werden sie alle vornehmen. Von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten. Es kommt nicht auf die Parteirichtung an.

Wir wollen wissen, ob die Regierung eine Opposition hat, mit der sie sich messen kann. Und wenn keine Opposition von Wert und Verstand vorhanden ist, dann wollen wir weiter sehen. Die französische Regierung ist imstande, im Rededuell mit ihren parlamentarischen Gegnern ihre Ansichten zu läutern. Die englische liberale Regierung profitiert von den Ratschlägen konservativer Politiker. In Kanada ist der Posten des Führers der Opposition staatlich mit einem Ministergehalt dotiert. Ohne Opposition geht es eben nicht. Ohne Widerspruch keine Anregung. Aber es ist ein Unterschied zwischen Widerspruch und Widergeschwatze. Wenn in unserm Parlament etwa bei einer wichtigen Debatte nicht mehr getrieben wird, als geräuschvolle und im übrigen vielleicht ganz maulfertige Vokal- und Konsonantenpappelei ohne Witz und Erfassen der eigentlichen Probleme — dann, ja dann hat der Kanzler recht und wir können weiter nichts tun als zusehen, wie wir unser Parlament von den Zaungästen säubern.

Als erster nach dem Kanzler spricht der Führer des Zentrums, Freiherr von Hertling, ignoriert die Kernfrage, spricht von der englischen Herausforderung (die Rede, die Lloyd George gegen Deutschland hielt). Wie entgegnet er dem englischen Minister? „. . . ich frage, was ist geschehen, um jener englischen Provokation entgegenzutreten? (Lebhaftes Sehr gut! im Zentrum). Der Unmut und der flammende Zorn des Deutschen Reiches hat eine Befriedigung nicht erhalten. (Lebhaftes Sehr richtig)!" — Der Unmut und der flammende Zorn — ist das nicht der Stil der Birch-Pfeiffer? Ein Mann mit unbeweglichem Gesicht spricht mit Geheimratsmiene, während er seine

Ruhe bewahrt von „Unmut und flammendem Zorn des deutschen Volkes!“

Ist das die Redeweise, die in ihrer phrasenhaften Leere auf einen Engländer Eindruck machen soll? Sollte ein Mann, der von der äußersten Entrüstung seines Volkes sprechen will, sich nicht schämen, mit Bombast daherzukommen und einen Moment, der nur durch ein ehrliches einfaches deutsches Wort zur Wirkung gebracht werden konnte, dadurch zu verderben, daß er sich auf Stelzen begibt und sich von der Birch-Pfeiffer souffleuren läßt?

Herr von Heydebrand am Schluß seiner Rede: „. . . Namens meiner sämtlichen politischen Freunde erkläre ich, daß wir bereit sind, wenn die Stunde und die Ehre es fordert, nicht bloß an Blut, sondern auch an Gut Opfer zu bringen. Wir sind bereit, das Vermögen der Besitzenden zu besteuern, aber das Vermögen der Lebenden, nicht der Toten. (Große Unruhe.) Die Konsequenzen zu ziehen sind wir bereit, wir erwarten aber, daß auch die Reichsregierung sich von diesem Gefühl leiten läßt. Da gilt kein Reichstag, keine Regierung, kein Herr und kein Knecht. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!“ (Brausende Bravorufe rechts.) Was aber hat das mit Marokko zu tun. Ist es nicht gewissenlos, die Momente dieses Tages so zu vergeuden? — Aber weiter. — Es spricht Bebel. „. . . Der Kongovertrag ist nichts wert . . . Wenn aber jetzt weitergerüstet wird, dann kommt die Katastrophe. Auf den großen Generalmarsch aber folgt der große Kladderadatsch. (Gelächter rechts.) Er ist nur vertagt. (Heiterkeit.) Sie treiben es auf die Spitze, Sie selbst haben die Götterdämmerung der bürgerlichen Gesellschaft herbeigeführt. Das Totenglöckchen läutet!“ (Kassandra durch die Mitte ab.) Das Forum ist nicht zum Theater, sondern zur Schmiere herabgewürdigt. Und das ist eine Verhandlung, die sich „Interpellation über das Marokkoabkommen“ benennt. Um auch die Lustigkeit nicht zu vergessen.

Abgeordneter Bassermann: „. . . Wir sind mit stolzen Schiffen nach Agadir gefahren“ (Zuruf: Es war bloß eins). Mit solchen Witzchen darf man im Reichstag als Abgeordneter den Mund auftun und in die Verhandlung hineinreden.

Eine interessante Gegenüberstellung! Abgeordneter Bassermann in seiner Rede fortfahrend: „. . . Zu all dem Unerfreulichen, was die letzten Monate zutage gefördert haben, ist ein großes nationales Moment, die Tatsache, daß über ganz Deutschland ein starkes nationales Empfinden, eine Kriegsbereitschaft, wenn es sein mußte, gegangen ist, daß jeder bereit war, seine Ehre einzusetzen für die deutsche Nation, für das deutsche Vaterland“. — Wie passen zu diesem Aufsatzstil die Worte des Reichskanzlers, als er dasselbe Thema berührt: „Meine Herren! Wir haben Monate gehabt, wir stehen jetzt in Tagen, die von einer leidenschaftlichen Stimmung erfüllt sind, wie wir es wohl niemals in Deutschland erlebt haben.

Ein Grundton dieser Stimmung ist der Wille Deutschlands, kräftig alles was es vermag in der Welt durchzusetzen. Das war eine gute und erhebende Erscheinung, die wir erlebt haben, eine Erscheinung, die mich gestützt hat, auch wenn sie sich in Worten gegen mich wandte, und ich empfinde Dank für diese Gefühle, die im deutschen Volke geherrscht haben."

Mir deucht, das ist ein anderer Ton, der mehr zu Herzen geht und eine größere Person und größere Geschicklichkeit beweist. Herr von Bethmann geht mich nichts weiter an. Was mich hier bekümmert, ist die Gewißheit, die sich jetzt einstellt, daß der Deutsche Reichstag versagt hat und weiterhin versagen wird. Ihm fehlen Männer, die der Regierung entgegentreten können und als ebenbürtige Gegner mit ihr die Klinge kreuzen. Das ist bedauerlich. — Dr. Wirth fragt in einem Aufsatz, der in diesem Heft veröffentlicht wird, nach den Zielen unserer Diplomatie und weist die Ziele, die sie hat, von der Hand. Aber ist am Versagen der Regierung, wenn man es absolut so nennen will, nicht auch der Reichstag schuld? Der Reichstag, der ein Gegenspieler der Regierung sein sollte und vor lauter Theatralik, Zwischenrufen und Versteifen auf Nebensachen nicht zur Handlung kommt? Die Tagespresse berichtete beharrlich, der Reichskanzler habe am ersten Tage Fiasko gemacht und am zweiten Tag allerdings wohl ein paar fette Fische gefangen. Aber die Hosen wären ihm dabei verlorengegangen. „Pyrrhussieg." Und er werde schon sehen, daß er den größeren Schaden habe. — Das ist einfach nicht wahr. Der Kanzler hat sich allen überlegen gezeigt und hat sich als ein kluger Mann entpuppt, der weiß, was er will. Einzig seine Rede zeigte eine geistige Arbeit und brachte neben Feststellungen zur politischen Lage Worte, die im Gedächtnis sitzen bleiben. Es mag sein, daß er für seinen Posten der rechte Mann ist, es kann auch das Gegenteil der Fall sein. Das gehört nicht hierher. Es ist aber sicher, daß die Worthelden, die am ersten und zweiten Tage mit der Regierung disputieren wollten, alle nicht am rechten Platze sind. Das Fazit ist, daß wir eine überlegene Regierung haben und ein geistesschwaches Parlament. Das ist für alle, die sich vom System des Parlaments irgendeinen Nutzen versprechen, sehr lehrreich. Männer, wo sind Männer, die unserm Parlament auf die Beine helfen. Ob sie rot oder schwarz sind. Wenn sie wirkliche Männer sind, werden sie schon die richtigen Schattierungen finden. Aber Männer sind nötig, die eine Opposition durchführen, zum Nutzen des Volkes und zum Nutzen der Regierung und zur Klärung der Fragen, vor die sie gestellt ist. Männer, denen ernste Fragen vorzulegen sind, Männer, die nachholen, was jetzt versäumt worden ist und die noch Stellung nehmen zu den Fragen, die unbeantwortet blieben.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 5 2. DEZEMBER 1911

# MAROKKO UND DER REICHSTAG

## VON GOUVERNEUR a. D. TH. LEUTWEIN

Am 18. April 1910 war es, als der Abgeordnete Erzberger in der Budgetkommission des Reichstags seinen bekannten Antrag über Heranziehung der Kolonien zu etwaigen „Kriegskostenbeiträgen“ stellte. Ganz zum Schluß und durchaus nebensächlich enthielt der betreffende Gesetzentwurf einen Paragraphen mit folgendem Wortlaut:

§ 12

„Landkonzessionen und Bergwerkssonderberechtigungen aller Art dürfen nach Anhörung des südwestafrikanischen Landesrats nur mit Zustimmung des Bundesrats und Reichstags erteilt werden.“

Und doch war dieser äußerlich unscheinbare Paragraph von einer besonderen Tragweite. Zunächst hatte er den ganzen Gesetzentwurf mit zu Fall bringen helfen. Denn nach unserer Kolonialverfassung stand bisher das Recht zu Konzessionsverleihungen ausschließlich dem Kaiser und den von ihm hierzu Bevollmächtigten zu. Der Staatssekretär des Reichskolonialamts sah daher in dem Wortlaute des Paragraphen eine Einschränkung kaiserlicher Machtvollkommenheit, der er sich als Kaiserlicher Beamter glaubte unter allen Umständen widersetzen zu müssen. Ein guter Kern steckte in dem Antrag trotzdem. Denn der Kolonialverwaltung könnte es nur angenehm sein, wenn sie vor der Verleihung von Konzessionen mit der Öffentlichkeit Fühlung erhielte. Haben wir doch erlebt, wie 1899 der damalige Leiter der Kolonialverwaltung nach Konzessionierung der Nord- und der Südkamerungesellschaft dem Sturme der öffentlichen Entrüstung weichen mußte. Ähnliches geschah auch schon 1892 nach Abschluß der Konzession für die South-Westafrica-Company. Damals erfolgte angesichts der öffentlichen Unzufriedenheit zwar nicht der Rücktritt des Leiters der Kolonialverwaltung, aber doch mittels eines zweiten Vertrages eine gewisse Revision des ersten (Protokoll vom 14. November 1892). Auch Staatssekretär Dernburg selbst hat eine bezügliche Erfahrung machen müssen. Er fühlte sich einst veranlaßt, über einen im Januar 1910 mit der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika abgeschlossenen Vertrag

in der Budgetkommission vertrauliche Mitteilungen zu geben. Die Bedenken, auf die er hierbei über einzelne Vertragsbestimmungen stieß, konnte er sich dann zu Nutzen machen und im Mai 1910 mit der Gesellschaft einen andern für den Fiskus günstigeren Vertrag vereinbaren, bevor der erste in Kraft gesetzt war. Diese vorherige Mitteilung in der Budgetkommission, zu der er gar nicht verpflichtet gewesen wäre, hat mithin dem Staatssekretär manche späteren Unannehmlichkeiten, dem Reiche aber einen ungünstigen Vertrag erspart. Überhaupt würden wir in Südwestafrika von dem ganzen jetzigen Wirrwarr der Besitzverhältnisse verschont geblieben sein, wären die gesetzgebenden Faktoren des Reiches von Hause aus verpflichtet gewesen, zu den dortigen leider allzu zahlreichen Konzessionsverträgen Stellung zu nehmen. Vor allem würde der Reichstag aus seiner damaligen Passivität unserer Kolonialpolitik gegenüber herausgerissen und die Kolonialverwaltung infolgedessen nicht geradezu auf den Weg der Konzessionsverleihungen gedrängt worden sein.

Und nun ist in jüngster Zeit im Reichstage während der Marokkodebatten wieder eine ähnliche Frage aufgetaucht. Anläßlich der Verhandlungen mit Frankreich über das künftige Schicksal Marokkos hat die Regierung wieder auf Grund kaiserlicher Schutzgewalt einen unsere Kolonien betreffenden Vertrag abgeschlossen und diesen dem Reichstag lediglich zur Kenntnisnahme mitgeteilt. Indessen waren dieses Mal fast sämtliche Parteien sich darin einig, daß bei derartigen Verträgen mindestens künftig der Reichstag *vorher* gefragt werden müßte. Von den zu diesem Zweck gestellten Anträgen spricht wegen seiner Einfachheit derjenige des Zentrums am meisten an. „Die Grenzen eines Schutzgebiets können nur durch ein Gesetz geändert werden", dekrediert derselbe kurz und bündig. Zwar nicht dem vollen Wortlaute, wohl aber dem Sinne nach ist dieser Antrag schließlich auch allseitig angenommen worden und hat daher alle Aussicht, Gesetz zu werden. Denn auch die Regierung hat ihm zugestimmt, da sie wohl selbst die Annehmlichkeit der Rückendeckung fühlt, welche ein solches Gesetz ihr künftig geben wird. Der Reichstag aber wird es in Zukunft mit der Kritik weniger leicht haben, wenn er derartige Verträge nicht nur zur Kenntnisnahme erhält, sondern durch Zustimmung die Mitverantwortung für sie zu übernehmen haben wird.

Einen ähnlichen Fall, wie den vorliegenden, haben wir übrigens in unserer Kolonialgeschichte bereits vor 21 Jahren erlebt. Anläßlich des sogenannten Zanzibarvertrags konnte sich damals gleichfalls niemand in Entrüstung genug tun. Der damalige Reichskanzler Graf Caprivi stand bei der Verteidigung seines Vertrages genau so isoliert da, wie heute der Reichskanzler bei derjenigen seines Marokkovertrags, obwohl damals die Entrüstung weniger im Reichstage zutage getreten war, als in den kolonialen Kreisen überhaupt. Und jetzt? Kein Mensch würde mehr die Insel Helgoland, die wir damals erworben haben, gegen die Insel Zanzibar umtauschen, die wir damals aufgegeben haben, d. h. nur so aufgegeben, wie heute Marokko. Wir *besaßen* weder das eine noch das andere. Beide Male haben wir mithin nur die Taube auf dem Dache geopfert, um den Spatz in der Hand zu behalten.

Was wir jetzt als Kompensation errungen haben, erscheint ja äußerlich gewiß nicht berückend. Indessen der Kernpunkt der ganzen Frage ist doch, ob, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, ohne Krieg mehr zu erreichen gewesen sein würde. Diese Frage kann nur der beantworten, der in der Lage ist, hinter die Kulissen der Verhandlungen mit Frankreich zu sehen. Und daß wir um eines Stückes Afrika willen einen europäischen Krieg entfesseln sollten, dafür würde sicher auch der größte Säbelraßler nicht die Verantwortung vor Mit- und Nachwelt übernehmen wollen. Im übrigen sei in bezug auf den Wert der Kompensationen nun auch einmal einer andern Ansicht das Wort gestattet. Dieser Tage ist mir zufällig der Aufsatz eines alten Kameruners (Hauptmann Hutter) über „Kompensationen" zur Kenntnis gekommen, und zwar ist derselbe vor Abschluß des Marokkoabkommens erschienen. Merkwürdigerweise schlägt der Verfasser, ein Landeskenner, die Abrundung Kameruns auf Kosten Frankreichs annähernd in derselben Form vor, in der sie jetzt erfolgt ist. Zugleich warnt er dringend vor Mehrerwerbungen, letzteres vor allem wegen des drohenden religiösen Fanatismus bei allzu zahlreichen mohamedanischen Untertanen. Dieser Fanatismus könnte ja auch den Franzosen, die sich heute als Sieger dünken, in Marokko vielleicht noch allerlei unliebsame Überraschungen bereiten. Aber auch im Reichstage scheinen sich die Anschauungen allmählich gewandelt zu haben. Wer den betreffenden Verhandlungen gefolgt ist, hatte am dritten Verhandlungstage sicher das Gefühl, als ob von einer Ablehnung des Marokkoabkommens nicht die Rede sein würde, falls dasselbe dem Reichstage zur förmlichen Genehmigung vorgelegt worden wäre. Dafür hat ja auch die Reichsregierung das bereits oben erwähnte Entgegenkommen für die Zukunft gezeigt.

Somit hat sich diese ganze Angelegenheit in Wohlgefallen aufgelöst, leider aber nicht, ohne daß sie doch noch ein Opfer gefordert hat. Dieses Opfer ist der Staatssekretär des Reichskolonialamts v. Lindequist, welcher zurückgetreten ist, weil er die erreichten Kompensationen nicht glaubte vertreten zu können. Von meinem Standpunkte aus ein bedauerlicher Ausgang. Herr v. Lindequist hat seine koloniale Laufbahn in Südwestafrika 1894 als mein juristischer Berater und Vertreter im Falle der Behinderung begonnen. Und ich habe allen Anlaß, auf jene Zeit gemeinsamer Arbeit mit der größten Befriedigung zurückzusehen. Herr von Lindequist war einer der pflichtgetreuesten, tatkräftigsten und fähigsten Beamten, die ich je kennen gelernt habe. Manchesmal habe ich mir daher inbezug auf ihn den Scherz erlaubt, den man dem Feldmarschall Blücher nachsagt. Der letztere soll nämlich einst in fröhlicher Gesellschaft behauptet haben, „er könne seinen eignen Kopf küssen", und unter diesem Kopf meinte der Feldmarschall seinen Generalstabschef Gneisenau.

Damals galt es in Südwestafrika, eine junge, noch unfertige Kolonie in den Sattel zu setzen, und dazu waren Feder und Schwert gleich notwendig. Es ist nur naturgemäß, wenn nach der ganzen Vorbildung der Jurist mehr den Paragraphen zuneigt, als der Soldat, und ein staatliches Gemeinwesen kann nun einmal ohne Paragraphen nicht aufgebaut werden. Ausgezeichnet haben wir uns daher beide ergänzt. Herr v. Lindequist indessen, einst von

mir behufs diplomatischer Verhandlungen mit einem aufsässigen Häuptling einer Truppenabteilung beigegeben, vertauschte als er sah, daß mit Diplomatie nichts mehr zu machen sei, kurz entschlossen die Feder mit dem Schwert und lieferte den Beweis, daß er auch das letztere vortrefflich zu handhaben verstände. Es geschah dies im Feldzuge 1896 gegen die aufständischen Osthereros, den Herr v. Lindequist als Kompagnieführer bei der Schutztruppe mitgemacht hat.

Aber wo viel Licht, da kann auch der Schatten nicht ausbleiben. Um die Gründe, die Herrn v. Lindequist zu seinem Rücktritt veranlaßt haben, richtig würdigen zu können, müßte man gleichfalls hinter die Kulissen zu sehen vermögen. Aus eigner Erfahrung aber kann ich sagen, daß bei allem stets verbindlichen und liebenswürdigem Wesen Herr v. Lindequist auch schon während des Zusammenarbeitens mit mir mit einem Rücktrittsgesuch ziemlich rasch bei der Hand war, wenn er nicht durchsetzen konnte, was er für richtig erkannt hatte. Im Grunde aber kann man diese Neigung nicht einmal eine Schattenseite nennen, denn sie zeugt von Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen, für einen Mann in höherer Stellung unerläßliche Eigenschaften. Einmal habe ich daher Herrn v. Lindequist halb im Ernst, halb im Scherz gesagt: „Sie werden dereinst entweder Minister oder Führer der Opposition", mithin nie ein Durchschnittsmensch. Das erstere ist er als Staatssekretär gewesen. Wenn wir in Frankreich oder in England lebten, würde er vielleicht auch noch das letztere werden können.

## KRIEGSBETRACHTUNGEN VON STAATSMINISTER a. D. DR. SIGURD IBSEN (CHRISTIANIA)

Sein militärisches Mißgeschick ist dem neuen Italien stets ein Wermutstropfen im Becher der Nationalfreude gewesen. „Der haßerfüllte Erbe der römischen Größe", wie Taine so treffend sagt, hat das schmerzliche Bewußtsein nur schwer überwinden können, daß er sich die Reichseinheit nicht durch eigne Kraft erkämpft hat, sondern seine Zuflucht nehmen mußte zu Helfern, sowohl gallischen wie germanischen. „L'Italia farà da sè", Italien wird es selbst tun, hieß es in den Jahren 1848—49; doch Karl Alberts Versuch wurde von den Österreichern bei Navara niedergeschlagen. Im Jahre 1859 waren es die Franzosen, die die Schlacht bei Solferino gewannen, während der sardinische Flügel zurückgeschlagen wurde. Im Jahre 1866 wurden die Italiener bei Custozza und bei Lissa sowohl zu Lande wie zur See überwunden, und es war der preußische Sieg bei Königgrätz, der Viktor Emanuel Venetien einbrachte, wie Napoleon ihm die Lombardei geschenkt hatte.

Das Waffenglück war Italien nicht günstig, aber der schlimmste Abbruch wurde seinem Prestige im Jahre 1896 getan, als General Baratieri die vernichtende Niederlage bei Adua erlitt. Diese Züchtigung, von einem afrikanischen, kaum halbzivilisierten Potentaten beigebracht, hat schwer auf dem italienischen Selbstgefühl gelastet, um so mehr, als es untunlich war, Rache an Abessinien zu nehmen. Da tauchte die Tripolisfrage auf und nun schien sich

eine Gelegenheit zu bieten, sich auf dieser Seite Satisfaktion zu verschaffen: endlich konnte Italien sich rehabilitieren, durch eine glänzende militärische Tat seine eigentliche Großmachtstaufe erhalten. Daher die fast einstimmige, selbst von Sozialisten und theoretischen Friedensfreunden geteilte Begeisterung, die die Kriegserklärung gegen die Türkei begrüßte, daher der gar zu bereite Jubel über die zweifelhafte Heldentat des Herzogs der Abruzzen bei Prevesa und über die Beschießung der höchst ungefährlichen Forts von Tripolis. Hatten die Italiener etwas an dem Krieg auszusetzen, so war es höchstens das, daß er sich nicht schnell genug kriegerisch genug gestaltete und vorerst zum gefährlicheren und zugleich weniger offenen Ruhm eintragenden Kleinkrieg überging.

Wahrlich, der Krieg und was dazu gehört, wurzelt noch tief im menschlichen Gemüt. Es heißt ja, daß in dieser Beziehung eine Veränderung vorgeht und man weist auf das rasche Wachsen des Friedensgedankens hin. Und Friede ist jedenfalls ein Schlagwort geworden, über das und für das in allen Richtungen geschrieben und gesprochen wird. Aber wir leben im besten Falle in einer Übergangszeit und sollten uns nicht mit dem Glauben schmeicheln, daß die Umprägung der Werte bereits vollbracht sei. Hiergegen sprechen allzu viele Tatsachen. Das Interesse, mit dem die Allgemeinheit die Kämpfe in Südafrika und der Mandschurei verfolgte, bekundete sich weniger als Abscheu vor den blutigen Massenopferungen, denn als Nervenreiz bei einem unterhaltenden Sportkampf. Die Jugend spielt auch heutzutage Soldat, das erwachsene Publikum belustigt sich bei militärischen Schauspielen, Paraden und Manövern, und nicht nur in Deutschland verleiht die Uniform ihrem Träger ein besonderes Ansehen. Jetzt, wie einst, ist es für den Offizier leicht, der Held der Massen zu werden, dazu braucht er noch nicht einmal eine Heldentat vollbracht zu haben. Es ist ja noch nicht so gar lange her, daß Boulanger und sein schwarzes Zirkuspferd die Gemüter in Erregung und die Republik in Gefahr brachten. Und welche Woge der Begeisterung löste Marchand aus, als er aus Faschoda zurückkehrte, obwohl er sich auf keinen Sieg berufen konnte. Was hätten wir da also erst von einem glücklichen General zu erwarten? Man soll nichts verschwören, man kann es noch erleben, daß die Geschichte sich wiederholt. Bekäme Europa noch einmal einen Eroberer, einen Feldherrn im großen Stil zu sehen, dann würde es sich erweisen, daß er alle Koryphäen des Friedens überschattet, daß seine Taten in der Wagschale der Popularität schwerer wiegen, als all die Verdienste, für die die sämtlichen Empfänger des Nobelpreises sich eingesetzt haben.

Gambetta steht in der Vorstellung der Franzosen vor allen Dingen als Organisator des Heeres in der Stunde der Gefahr und als Retter der Kriegsehre des Landes da; diese Ehrentat ist es, die ihn zu einem Nationalheros gemacht hat, weit mehr als seine grundlegende Arbeit für die politische Freiheit. Gewiß, er war ein Wohltäter des Volkes, aber man glaube nicht, daß solche Dinge notwendig den Ausschlag geben. Trotz der vielen humanitären Worte, die man heutzutage macht, nehmen die Wohltäter durchaus nicht den ersten Platz in unserm Pantheon ein. Wie viele kennen wohl den Namen des Chemikers Charles Jackson aus Boston, der die betäubende Kraft des Schwefeläthers ent-

deckte und als erster die schmerzlose Operation ermöglichte. Ich schlage ein Konversationslexikon auf und suche vergeblich. Das Werk enthält wohl Artikel über zwei Generäle Jackson, aber den, von dem hier die Rede ist, hat es keiner besonderen Rubrik gewürdigt. Unzählig sind die Menschenleben, die seine Entdeckung gerettet hat, unberechenbar die Summen körperlicher Leiden und seelischer Qualen, die sie unserm Geschlecht erspart hat und dafür wird sie auch gepriesen, aber der Entdecker ist der Namenlosigkeit verfallen. Die höchste Gunst ist andern vorbehalten, als denen, die Siege über Krankheit und Tod errungen haben. „Ein Mann wie ich", sagte Napoleon zu Metternich, als dieser ihm die Opfer des Krieges vorstellte, „ein Mann wie ich kümmert sich den Teufel um eine Million Menschen." Und daß das sein Ernst war, bewies er gründlich. Aber das Andenken welches Wohltäters genießt eine so unbegrenzte Bewunderung wie das dieses rücksichtslosen Verbrauchers des Lebens und Glücks anderer Menschen? Henri Dunant erhielt eine Friedensprämie, und als er jüngst starb, einen schönen Nachruf; aber das Grab dieses Urhebers vom „Roten Kreuz" werden nicht die Tausende andächtig aufsuchen, ihn wird nicht ein zweiter Béranger, Victor Hugo oder Heine in unvergeßlichen Versen besingen.

Die großen Feldherren und die merkwürdigen Kriegsereignisse umgibt man noch heutigentags mit einem Strahlenglanz, den die Friedensbewegung nicht erblassen machte. Die hohe Achtung, die die wenigen gelben Menschen im äußersten Osten uns abnötigen, hätten sie sich nie erworben, wenn sie sich nur die Wissenschaft, die Technik und die politischen Institutionen des Westens angeeignet hätten: was Europa mehr imponiert hat, als dieser ganze kulturelle Erneuerungsprozeß, ist die Tatsache, daß Japan sich ein Heer und eine Flotte geschaffen hat, die diejenige Rußlands überwand. Am nächsten liegt es ja, diese, wie es scheint, unverhältnismäßige Schätzung des militärischen Elements als einen überlebenden Rest aus den Zeiten zu deuten, da der bewaffnete Kampf ums Dasein der normale Zustand war und infolgedessen der Krieg der vornehmste Prüfstein wurde für die Tüchtigkeit der Gesellschaften und der Individuen. Aber haben wir es hier nur mit einer Tradition zu tun? Sind nicht die Verhältnisse noch immer so beschaffen, daß die Kriegstüchtigkeit ein Wertmesser für Staaten und Völker ist? Wenigstens haben die Nationen selbst das instinktive Gefühl, daß es so ist, und diejenigen, die das Bewußtsein ihrer militärischen Unterlegenheit bedrückt, suchen sich gern an den Taten ihrer Vorväter schadlos zu halten.

Nein, die Menschheit hat sich nicht so gründlich verändert, ihr Gemeingefühl ist noch nicht so stark, daß der ethische Widerwillen, gegen den gegenseitigen Massenmord ausreichend wäre, um die ererbte Vorstellung von der Berechtigung des Krieges, von seinem Glanz und seinem Pathos zu überwiegen. Materielle Rücksichten müssen sich mit den ideellen Forderungen vereinen, damit das sentimentale Raubtier, das der wohlausgestattete Mensch der weißen Rasse ist, beginne, das Friedensevangelium zu predigen. Geraten wir nicht in Rührung über die moderne Friedensliebe, denn sie beruht zum größten Teil auf Momenten von wesentlich praktischem Charakter.

Das wichtigste Moment ist der lebhaftere Verkehr und die zunehmenden und mannigfacheren Bedürfnisse. Diese haben eine ökonomische Solidarität erzeugt, die die zivilisierten Staaten der Gegenwart für Erschütterungen viel empfindlicher macht, als frühere Zeiten: ein Krieg zwischen Großmächten berührt heutzutage nicht nur die Kriegführenden, sondern kann auch für die Neutralen unglückliche Konsequenzen haben. Allein die Aussicht auf Verwicklungen schon übt einen schädlichen Einfluß. Was unter anderm die Agadir-Episode an finanziellem Unheil angerichtet hat, davon können die deutschen Banken erzählen. Wahrscheinlich werden alle Staaten schließlich so feinfühlige Organisationen werden, daß Störungen um jeden Preis vermieden werden müssen, und dieser Umstand wird wohl vor allen andern einst den Krieg zu einer Unmöglichkeit machen.

Ein anderer Umstand, der dem Kriegsausbruch entgegenwirkt, ist das Risiko, den gewaltigen Apparat in Gang zu setzen, den die allgemeine Wehrpflicht im Verein mit technischen Erfindungen geschaffen hat: Heere, so ungeheuer, daß deren Leitung, Transport und Versorgung als ein Rätsel erscheint; Riesenmarinen, von denen man mit Gewißheit nur weiß, daß sie entsetzlich teuer sind, deren Material aber so beständigen Änderungen unterworfen ist, daß es schwer vorherzusagen ist, wie sie funktionieren werden. Der Kriegsmechanismus ist auf dem besten Wege, seinen Schöpfern über den Kopf zu wachsen.

In diesem Zusammenhange müssen auch die hochpolitischen Verhältnisse in Betracht gezogen werden. Sie haben sich allmählich dahin entwickelt, daß in den ernstesten Konfliktsfällen nicht mehr Staat gegen Staat steht, sondern Koalition gegen Koalition. Die verschiedenen Allianzen und Ententen der Großmächte haben sicherlich zur Erhaltung des Friedens beigetragen, wenn auch allerdings des bewaffneten Friedens. Es ist ja solch eine Sache, den Krieg aller gegen alle losbrechen zu lassen, und zudem werden die Bundesgenossen wenig geneigt sein, Blut oder Geld für eine Frage zu opfern, die nicht unmittelbar sie selbst berührt. Zu Anfang des Jahres 1909 wäre Rußlands Kriegserklärung an Österreich fast unumgänglich gewesen, wenn Deutschland nicht so energisch dazwischengetreten wäre und Frankreich nicht vermittelnd und beruhigend eingegriffen hätte.

Aber die weitverzweigten Bündnisse und Einvernehmen können auch von einer andern Seite betrachtet werden; sie sind wie das Janushaupt mit den zwei Gesichtern. Beugen sie meist dem Ausbruch von Feindseligkeiten vor, so erschweren sie es anderseits, einen Krieg zu lokalisieren, wenn er einmal da ist. Man stelle sich vor, daß die Balkanfrage vor zwei Jahren oder die Marokkoangelegenheit im Sommer zu dem gefürchteten Zusammenstoß geführt hätte: dieser hätte dann kaum auf die zunächst interessierten Mächte beschränkt werden können, sondern er hätte aller Wahrscheinlichkeit nach ganz Europa in einen kriegerischen Wirbelwind hineingerissen.

Auch ist, wenn die Kampflust gegen früher selbst abgenommen hat, nicht zu übersehen, daß der Konfliktsstoff in reichlicheren Mengen vorhanden ist. Noch in den Tagen des Berliner Kongresses drehten sich die Haupt- und Staatsaktionen wesentlich um nur europäische Fragen. So ist es nicht mehr, seitdem

 zwei neue Großmächte, eine amerikanische und eine ostasiatische, auf dem Welttheater mitagieren, und seitdem die europäischen Mächte eine Eroberungspolitik eingeschlagen haben, die ihr Kolonialgebiet in den Jahren von 1875—1900 von 45 auf 71 Quadratkilometer erhöht hat. Infolge dieses Ausdehnungsdranges ist eine Rivalität entstanden, die Verwicklungen in sich trägt. Die drei letzten Kriege, der spanisch-amerikanische, der britisch-südafrikanische und der russisch-japanische, wurden alle im Zeichen des neuen Imperialismus ausgefochten. Die Unwetterwolke, die sich in einem europäischen Krieg zu entladen drohte, kam im Jahre 1898 aus dem Sudan, im Jahre 1885 aus Afghanistan, in den Jahren 1905 und 1911 aus Marokko.

Alles in allem hat man nicht den Eindruck, daß die Kriegsgefahr nun, im Beginn unseres zwanzigsten Jahrhunderts, geringer ist, als sie in irgendeiner vorhergehenden Periode war. Die Friedensbewegung geht ihren Gang, aber nicht so rasch, wie man es wünschen könnte. Man hatte in diesem Jahre große Hoffnungen an das angekündigte Taft-Greysche Schiedsgerichtstraktat geknüpft, doch nach dem, was später von den Einzelheiten des Entwurfs bekannt geworden ist, wird das Übereinkommen nicht als bahnbrechend bezeichnet werden können. Einstmals wird vielleicht der Weltfriede kommen, doch das ist eine Perspektive, die sich noch in blauen Fernen zeigt und vorläufig liegt eine kritische Zwischenzeit vor uns, an der unbeschadet vorüberzukommen es namentlich für die schwächeren Nationen gilt, wenn sie ihre berechtigte Selbständigkeit behaupten wollen.

Denn das läßt sich nicht leugnen: die kleineren Mächte nehmen heutzutage eine mißlichere Stellung ein als je. Man sieht ja, wie Persien in Interessensphären geteilt, wie Korea verschlungen worden ist und Marokko im Begriff steht, es zu werden, trotz der Traktate, die seine Integrität sichern sollten. Wie geringen Wert ein Kleinstaat auf traktatmäßige Garantien legen darf, das konnte man im Januar dieses Jahres aus den Betrachtungen der europäischen Presse erfahren über die geplante Befestigung Vlissingens und deren Bedeutung im Falle eines Krieges zwischen Deutschland einerseits und Frankreich und England anderseits. Bezeichnend wurde es allgemein als eine ganz natürliche Sache dargestellt, daß in diesem Falle keiner der Kriegführenden auf die Voraussetzung bauen könnte, daß die andere Partei Belgiens neutrales Gebiet respektieren würde. Belgien selbst ist sich ja auch so vollständig klar über diesen Umstand, daß es im Sommer, da es aussah, als wolle die deutsch-französische Angelegenheit eine bedenkliche Wendung nehmen, eine Mobilisierung vorzog und seine Grenzwehr in Kriegsbereitschaft setzte. Nicht davon zu sprechen, daß die ebenfalls neutrale Schweiz es für ihre Sicherheit als notwendig erachtet, mit einem Heer von 275 000 Mann und 712 Kanonen ins Feld rücken zu können.

Die gründlichsten Erfahrungen bezüglich des Wertes der Traktatsicherheit hat die Türkei gemacht. Ohne Ausnahme haben nämlich all die Mächte, die zurzeit deren Unverletzlichkeit garantierten, sich später mit ottomanischen Provinzen und Nebenländern versorgt: Rußland mit kleinasiatischen Gebieten, Österreich mit Bosnien und der Herzegowina, England mit Cypern und Ägypten, Frankreich mit Tunis, und nun bemächtigt sich schließ-

lich Italien Tripolis'. Das tut es ohne einen andern Anspruch als den des Rechts des Stärkeren. Und dabei ist wohl zu merken, daß im Haag gerade Italien mit am eifrigsten für die Förderung des Friedenswerks der Konferenz eingetreten ist. Dessenungeachtet hat es ohne weiteres das internationale Übereinkommen gebrochen, durch das es sich verpflichtet hatte, ohne voraufgehende Vermittlung keinen Krieg zu erklären. Und nicht nur das: der Angriff auf die türkischen Torpedoboote bei Prevesa fand statt, ehe die Kriegserklärung erlassen war.

Alle Welt mißbilligt Italiens Übergriff; aber alle Großmächte haben ähnliche Sünden auf dem Gewissen, und wenn die kleinen Mächte schuldfrei sind, so ist es ihnen nicht als Verdienst anzurechnen. Wären sie stärker als sie es sind, so würden sie gern in derselben Weise handeln wie die großen. Der Unterdrückte von gestern wird der Unterdrücker von heute, wenn er nur etwas erwischen kann; sowohl die Italiener wie die Magyaren haben es durch die Tat bewiesen. Es ist mit den Nationen wie es mit den Individuen ist: der geistige Habitus verändert sich mit den äußeren Lebensbedingungen. Ich erinnere mich des Zeitungsberichts über einen belgischen Sozialisten, der unerwartet in den Besitz einer Million gekommen war; er trat aus seiner Partei aus mit der Begründung, daß er nun die Verhältnisse der Gesellschaft in einem ganz andern Licht sähe, als früher.

Aber es ist zwecklos, sich in Betrachtungen über die Schwächen der Politik zu verlieren. Ersprießlicher, als über die Tripolisaffäre unwillig zu sein, wäre es, die Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, die man sich zunutze machen kann.

Für „Die Zeitschrift" übertragen von Rhea Sternberg.

# DIE SEELE DES FERNEN OSTENS

## VON DR. MAX SOKAL (WIEN)

Dieses Buch (Percival Lowell: Die Seele des fernen Ostens, verlegt bei Diederichs in Jena) klärt in ruhiger, sicherer Form unsere Vorstellungen von den Völkern der gelben Rasse. Wer nicht so glücklich ist, sich jene Welt mit eignen Blicken erobern zu dürfen, muß sich mit Büchern und Bildern begnügen, die einen Eindruck vermitteln wollen. Man liest und sieht für gewöhnlich die Dinge auf dem Papier, aber die Wirklichkeitsvorstellung dünkt einem wie ein Traum, in dem alles Tatsächliche in wunderlichem Nebel zerrinnt. Und zudem ist solch eine Wiedergabe ferneren Lebens meist rätselhaft umwoben. Die Vorstellung von Chinas Volk und Wesen ruft ein sonderbar beklemmendes Gefühl hervor. Ungeheure Menschenmassen in einem Lande scheinbar ungeheuer kalten Gleichmuts. Japan kam Europa um vieles näher; und trotzdem — eine unerklärliche Entfernung weitet sich zwischen dem Westen und jenen Menschen.

Seit einiger Zeit hört und liest man das Schlagwort „Die gelbe Gefahr", die von diesen noch naturkräftigen und unverbrauchten Japanern der westlichen verüppigten Zivilisation geschriebenerweise droht.

Die Suggestion dieser Vorstellung bedrückt den Westen so, als wachse im fernen Osten ein einstmals allesvernichtender, starker, jugendlicher Gegner herauf, hinter dessen scheinbarer Gelassenheit sich klug verhüllte Weltmachtziele verbergen. Die jüngste Geschichte beschwert mit der Wucht großer Geschehnisse diesen Eindruck. In den Zeitungen schwält es hier und da auf wie ein verborgen sich verbreitender Brand: Der Gegensatz Japans und Amerika. Zähigkeit, rücksichtslos-naive Kraft, grenzenlos erwachende Expansionslust werden Japan zugedeutet.

Wen die tägliche Beschäftigung von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften fernhält, wer nicht weiß, mit wieviel Aufwand von Worten und Stimmungen heute über die menschlichen Dinge geschrieben wird, der wird sich nicht leicht in die Atmosphäre finden, die durch das viele Schreiben in dieser Welt erzeugt wird. Ehe sich die Menschheit all der heutigen Kultur erfreute und ehe die Völker voneinander wußten, umschloß der Horizont des einzelnen einen beschränkten Kreis, über den hinaus er die Welt unbekannt und feindlich sah. Heute werden die Grenzen der Kulturgemeinschaft außerhalb einzelner Länder gezogen. Die gegenseitigen Beziehungen der Völker mehren sich stetig und mit ihnen das Streben nach tieferer gegenseitiger Erkenntnis.

Aber gerade jetzt, in dieser Zeit der geistigen Expansion, betrachten die geistigen Führer der Menschheit die allgemeine Weltlage mit Stirnrunzeln. Keine politische Wetterprognose ist zu schlecht, als daß sie nicht beleitartikelt würde und ihre Gewitterwolken über die Zeitschriften senkte. Die Zukunft läßt an Schwärze nichts zu wünschen übrig. Überall Donnergrollen. Weltkrieg, Rassengefahren und unlösbare Krisen sind die Produkte des verstärkten Verkehrs der Menschen untereinander. Die Ausführung dieses neuzeitlichen Charakterzuges gehört nicht an diese Stelle. Genug — er ist Wirklichkeit und so äußert er sich auch darin, daß man von einer gelben Gefahr spricht ohne recht zu wissen, was mit dem gewollt dämonischen Sinn dieses Wortes beginnen. So haben sich Mittelalter und Neuzeit gefunden. Das Mittelalter sah wenig über seine Beschränkung hinaus, aber in der vielkundigen Neuzeit ist das Weltbild relativ kein tröstlicheres geworden. Und wie anders? Die zur Vermittlung zwischen den Völkern Berufenen können zumeist ihren Sinn nicht über die gewöhnlichsten Reibungen des täglichen Lebens erheben. Für sie bleiben bestimmend und wesentlich die Unstimmigkeiten des Tages und die Unverträglichkeiten des unelastischen Durchschnittsmenschen, der eine Verschiebung seiner gewohnten Bedürfnisse als ein ihm ans Leben gehendes Unrecht empfindet. Alltäglichkeiten in diesem Sinne sind aber alle jene kleinen und großen Dinge, an die jeder nach seinem Berufe den größeren Teil seines Lebens gefesselt ist. Die fortgesetzte Verkettung hemmt seinen Blick und raubt ihm die Fähigkeit, andere Zusammenhänge und Möglichkeiten zu erkennen. Der tiefe Gegensatz zwischen der westlichen lärmenden Zivilisation und der großen Ruhe des fernen Ostens mag viel dazu beitragen, das uns Unverständliche jener Rassen zum verborgen Feindlichen zu steigern. Aber an diesen Völkern betrachtet, kommt der Gegensatz westlicher Kultur zu der tiefen Ruhe der Natur, an der sich alle Zivilisationsstürme brechen, so recht zur Geltung. Die Rätsel

der Landschaft, des Himmels und aller Erscheinungen der Natur personifizieren sich in diesen seltsam ruhigen Menschen des fernen Ostens.

Der Gegensatz zwischen dem Westen und dem geruhigeren Teile der Menschheit steht im scheinbaren Widerspruch zu den Gefahren, die wir aus dem Osten uns zu wittern bemühen.

Zu voller Klarheit ersteht die ganze künstliche Konstruktion einer solchen Gefahr nach den Darlegungen des Buches, dem diese Zeilen gewidmet sind. Die rätselhaften Dinge erscheinen ganz verändert im natürlichen, wohlverteilten Lichte dieser ruhigen kritischen Betrachtung.

Lowell schildert die Seele des fernen Ostens, aber hauptsächlich ist es die von China und Japan, deren geistiges Antlitz er sich zu enthüllen bemüht. Was er sagt ist so überzeugend, daß das Unerklärliche scharf und verständlich hervortritt. Denn unerklärlich — im Sinne für unsere Sinne unfaßbar — ist und bleibt uns das Wesen jener Rasse.

Man muß sich damit begnügen, daß an einer Stelle all das Unerklärliche klar und deutlich festgestellt ist. Lowell drückt das eingangs seines Buches drastisch so aus, daß er an die Vorstellung der Antipoden anknüpfend, die Menschheit auf der „andern" Seite des Erdballs als das Spiegelbild der „einen" Seite bezeichnet, bei dem man sich nicht gleich dessen bewußt wird, daß die linke und rechte Seite vertauscht sind.

Diesen sonderbaren Eindruck ruft schon der Entwicklungsgang der östlichen Kultur hervor, die sich als eine Halbzivilisation darstellt, deren weitere Entwicklung nicht durch innere Unfähigkeit aufgehalten ist, sondern einfach mittenwegs zu Ende ist.

Der Geist der Kindheit erfüllt die inzwischen herangewachsene Rasse. Ihre Kultur ist ein bloß mechanisches und nicht verarbeitetes Produkt fortgesetzter Entlehnung. Ihre Völker gehören mit zu denen, die ihrem ganzen Wesen nach eine Personifikation der gleichgültigen und unpersönlichen Natur sind. Darin liegt der Schwerpunkt zur Erklärung der Unerklärlichkeiten aller fernöstlichen Völker, in der Unpersönlichkeit.

Wie diese in allen Lebensgebieten und in allen menschlichen Äußerungen der „gelben" Rasse zum Ausdrucke kommt, zeigt Lowell in unermüdlich gründlicher Weise.

Unpersönlich, das ist etwas uns ganz Unfaßliches. Unser ganzes Dasein ist an die Bedingung der Persönlichkeit geknüpft, und unsere Forderungen an das Leben werden von unserm unersetzbaren Eigenbewußtsein diktiert. Alles Erstrebbare dient in seiner Erkämpfung und Erfüllung einem Ego und jedes Ich schafft sich seine Welt neu und von neuem. Diese Auffassung betrachtet die Welt und ihre Geschehnisse, das Leben und seine Wechselfälle unter dem kritischen Gesichtspunkte, was all dies für uns selbst an Gutem oder Üblem bedeutet. Das eigne Empfinden ist Maß für die Dinge. Die Auffassung einer vegetativen Vergessenheit und bewußten Unterordnung unter die den einzelnen wohl enthaltende, aber nicht erhaltende Allgemeinheit erscheint undenkbar. Der Niedrigste und Ärmste stattet sein Dasein wenn auch nur mit den Resten einer Ichherrlichkeit aus, die ihm irgendein noch so winziges, besonderes Merkmal gibt.



Jene fernen Menschen aber sind nur ein Teil der Natur. Sie

verändern — an westlicher Sentimentalität gemessen — ihre Mienen gegenüber keiner Äußerung des Lebens und des Todes, oder wenn sie es tun, so ist doch ihr ganzes Leben nicht so durchtränkt von der Betrachtung über menschliche Daseinslust und Vergänglichkeit.

In ihrer geringen Kultur stehen sie der Natur nahe und ihr Erscheinen, ihr Dasein und ihr Verschwinden vollzieht sich ruhiger, geräuschloser und ohne die vielen nutzlosen Worte.

Die Nichtachtung des einzelnen erweist sich deutlich schon im Leben der Familie. Der einzelne lebt in und für die Familie, deren patriarchalische Gesetze alle seine Daseinsäußerungen umklammern. Das Familienoberhaupt ist der Herr über alles Leben seiner Angehörigen und die Pflicht der kindlichen Gehorsamkeit und zu allen Opfern bereiten Elternliebe wird mehr als alles andere zum Gegenstande des Unterrichts und zum Inhalte der Lebenshandlungen. Die Unterordnung unter den gebietenden Vater kennt keine Grenzen; bei Berufswahl und Eheschließung hat das Kind nichts als den väterlichen Willen zu vollziehen.

Liebe kennt der Fernorientale nicht, und ihren Erscheinungen legt er weniger Wert bei, als den Äußerungen und Darbietungen der dinglichen Natur. Die prinzipale und lebensbestimmende Rolle der Liebe kennt er nicht und die Ehe ist ihm ein gleichgültiges Geschäft.

Eine Handlung, die ihn weiter nicht berührt und nicht wandelt. Psychische Beziehungen bestehen nicht zwischen den Eheleuten. Diese Art von Ehe schafft eine gleichgeartete, wunschlose Generation, die den Weg ihrer Väter nicht verläßt. Das Endziel alles menschlichen Sichzusammenfindens ist ihnen die Familie und mangelt es ihnen an natürlicher Nachkommenschaft, so hilft man sich mit der für jene Völker bedeutungsvollen Adoption.

Das untrüglichste Bild des fernen Ostens aber ist seine Sprache. Sie zeigt alles Wesensverschiedene mit der ihr eigentümlichen Treue. Ihre uns ganz fremd anmutenden Besonderheiten sind von dem geringen Wert der Einzelperson bestimmt. — In Japan gibt es kein „Ich", kein „Du", kein „Er". Die Stellung des Japaners zu seinen Nebenmenschen und die Wertung seines Ich prägt sich in den Umschreibungen dieser Fürworte aus: „Die Erhabenheit" = du, „die ehrenwerte Seite" = er, „Selbstsucht" oder „eine gewisse Person" = ich. Kann die persönliche Anrede nicht vermieden werden, so geschieht sie unter Gebrauch von Etiketteworten. Jeder Ausdruck wird mit Höflichkeit förmlich umhüllt. Lowell gibt folgendes Beispiel: „Es verhält sich ergebenst, daß der erhabene Sessel existiert." Das heißt: der Sessel ist da. Und diese ganze Umschreibung nur deshalb, weil der Sessel zu der angesprochenen Person in Beziehung gebracht wird, also „erhaben" sein muß.

Die oben schon angedeutete geringe Wertung des Geschlechts drückt sich in der Sprache an dem Mangel der Geschlechtsbezeichnung aus; nur da, wo sich das Geschlecht unabweisbar aufdrängt, gibt es verschiedene Ausdrücke. Trotz der Mißachtung des Geschlechtsbegriffs beruht die chinesische Auffassung von dem Ursprunge der Welt auf geschlechtlichen Vorstellungen, die mit dem Gesagten nicht unvereinbar sind. Denn es ist etwas anderes, diese Tatsache als allgemeines Weltprinzip an-

zusehen und etwas anderes, einen wichtigen Faktor im Alltag darin zu erblicken. Unsere Worte sind — wenn uns auch meist gar nicht bewußt — Symbole. Die japanischen Worte sind ganz primitive Bildungen, sind die ersten Verallgemeinerungsversuche. Die Sprache ist von der einfachsten Begriffsbildung beherrscht. Sie findet nur Worte für Tatsachen, aber nicht für metaphysische Abstraktionen. Daß etwas nicht ist, liegt nach ihrer Auffassung nicht am Dinge, nicht an der Natur, deren Teil die Sache ist, sondern am Menschen. Der Japaner sagt daher: „Ich bin über alles unwissend", statt: ich weiß nichts.

In einem ganz andern, viel natürlicherem und allgemeinerem Sinn als die westliche Kultur ist der Fernorientale von der Kunst beherrscht. In Japan gibt es keine Kunstübung auf mechanischem Wege. Der kleinste Handwerker ist eine Art Künstler. Künstlerische Vollkommenheit ist für Angehörige weiter Volksschichten empfindungsmäßige Notwendigkeit.

Die Inspiration des Fernorientalen sucht aber kein menschliches Symbol wie die westliche Kunst. Die Muse des Fernorientalen ist nicht menschheitsverwandt. Sie ist für eine Personifikation zu unpersönlich. Sie ist die Natur. Die Menschheit gilt ja nur als ein Teil und nicht als der Höhepunkt der Lebenserscheinungen. Lowell gebraucht hier ein feines Wort: „Der Mensch ist ein gemeiner Bruch des Universums."

Über alle westliche Naturschwärmerei hinaus geht die absolute und tiefe, alles umfassende Liebe des Fernorientalen zu der Natur, der er in stiller, schwärmerischer Hingegebenheit huldigt, und deren im Osten verschwenderisch gestreutem Blütenreichtum er mit Entzücken folgt.

Sie verherrlicht er auch in seiner Kunst, freilich in einer uns nicht genug warm anmutenden Weise. Er gibt eben bloß die durch eine Naturszene hervorgerufene Empfindung wieder und nicht die Szene selbst in all ihrer Kompliziertheit. Die Einzelheiten bleiben weg. Ein japanisches Bild ist mehr ein Gedicht, als ein Bild. Da die Einfachheit auch für die Kunst bestimmendes Prinzip ist, wäre dem Japaner ein wohlausgeführtes Bild ebenso unerträglich wie uns ein überlanges Stimmungsgedicht.

Die große Ruhe des Lebens zeigt sich auch in der fernöstlichen Religion.

Die Beschaulichkeit, die im langsamen Schwinden des Bewußtseins in den Nebel des Nirvana übergeht, ist das fernöstliche Lebensideal. Die Seele des Fernorientalen aber zeichnet Lowell so: In japanischen Tempelhöfen befindet sich oft von Föhren umschattet in steinernen Becken ein kleiner Weiher, in dessen klarem Wasserspiegel sich Himmel und Bäume begrüßen. Solch ein ruhiger Weiher ist dem Fernorientalen ein Sinnbild des menschlichen Geistes. Das Wasser unfaßbar wie die Seele, so lichtempfänglich, daß es selbst unsichtbar bleibt. So klar, daß es eine Illusion scheint. Obwohl es die Formen ringsum vollkommen widergibt, wissen wir doch über das Ding an sich nichts, als daß es da ist. Die Seele selbst ist ein in der Reflexion verlorenes, selbst erloschenes Etwas, nur das alter ego der Außenwelt. Die Vision der kommenden Läuterung seiner eignen Seele.

Und die brahmanische Vorstellung von dem Wesen der Seele gibt Lowell so wieder: Die Seele besteht nach Art der Zwiebel

aus vielen konzentrierten Hüllen. Der Mensch besteht nicht aus einem einzigen Körper, sondern aus mehreren Körperschichten. Jede Schale schließt wieder eine andere ein. Nur der äußersten, der materiellen Hülle werden wir uns bewußt. In Abstufungen bis zum innersten Teile befreit sich die Seele von allen irdischen Affinitäten, und der innerste Teil ist nach brahmanischer Vorstellung ein Etwas, das jeden Attributes bar ist.

(Diese Anschauung wird äußerlich an Kulturstätten durch die ineinandergeschobenen Tempelhöfe symbolisiert.)

Die Naturnähe und Einfachheit dieser Völker ist durch ihre Empfänglichkeit für alles Geschehen und Werden in der Natur bedingt. Ihre feine Sensibilität, ihr natürlicher, nicht auf die Entwicklung intellektuellen Kunstsinns beschränkter Geschmack zeigen ein seltenes Auf-die-Welt-Gestimmtsein.

Und doch, alle diese Empfänglichkeit vermag ein Etwas nicht zu ersetzen, das diesem Volksgeiste fehlt. Und dieser Mangel ist in den gleichsam erstarrten rätselhaften Gesichtern zu lesen. Denn diese ganze, primitive Kultur wird bedingt durch den Mangel an Einbildungskraft, der in allen Lebensgebieten dieser Völker zutage tritt.

Diese zwei Faktoren: Die Unpersönlichkeit und der Mangel an Einbildungskraft eröffnen uns den Weg zur Erkenntnis des Wesensgegensatzes zwischen westlicher und fernöstlicher Kultur. Diese Kultur ist nicht roh, nur weniger entwickelt. Die Oberfläche ist glatt, aber die Substanz ist eine mindere. Mit diesem knappen Umrisse fernöstlichen Geistes stimmen alle seine Äußerungsformen überein, die den Westen so befremden. Der starre Konservatismus, die prinzipielle Passivität, die nur in der Nachahmung zur Lebhaftigkeit wird, die sich aber nie zu einer Originalität zu wandeln vermag. Die Originalität fehlt diesem Volke. In seiner Kultur fehlt die Schar der Auserwählten, deren Geistesgut sie ist, aber auch die Masse der Unintellektuellen, die in geistiger Abhängigkeit leben. In China und Japan ist der Volksgeist verteilt. Der Geist des Individuums ist gewissermaßen ein Teilchen des Rassengeistes. Es fehlen die Gipfel, es fehlen die Tiefen.

All das bisher Gesagte, das sich großenteils an Wort und Sinn des Buches hält, möchte einen Begriff geben von der großen Bedeutung des Buches für die Erkenntnis der fernöstlichen Zivilisation. Der Mangel unmittelbarer Anschauung zwingt uns, unsere Erkenntnis in Darstellungen zu suchen, aber die hier vorliegende ist von zwingender Wirklichkeitstreue. Über alle erkünstelten Stimmungsbilder hinweg wird hier ein Stück wahres Leben gezeichnet. Dieses Buch verdient nicht bloß das Aufsehen, das es erregte, sondern daß es auch mit offenen Augen und gründlich gelesen werde.

## SCHNURREN VON DR. JOACHIM VON BÜLOW

Jeder Maure, der etwas auf sich hält, besitzt ein Reformbett aus Eisen mit Messingknöpfen. Es steht in jeder guten Stube und wenn er einen Palast besitzt, in sämtlichen solchen Stuben. Aber nicht etwa zur Benutzung. Der Herr des Hauses schläft nach wie vor auf dem Polster zu ebener Erde. Dort sitzt er mit

untergeschlagenen Beinen und empfängt so den geehrten Gast. Kommt er in einen europäischen Haushalt und bietet man ihm einen Stuhl an, so klebt er zunächst wie ein Schwälbchen an der Mauer auf einer Ecke, bis er schließlich Herr der Situation wird und sich langsam in die Höhe schiebt.

Sachte und verlegen zieht er ein Bein nach dem andern hinauf und sitzt nun erhaben tronend im Türkensitz auf dem Rohrsessel.

Vor wie nach dem Essen wäscht man sich die Hände, nachher spült man sich auch den Mund, und zwar ist, um der Vorschrift des Korans zu genügen, nur fließendes Wasser zu benutzen, über einem Becken. Das ist sehr appetitlich und geschmackvoll, aber daß dann regelmäßig ein furchtbar schmutziges Handtuch zum Gebrauch sämtlicher Gäste herumgeht, zeigt, wie sehr solche sanitären Vorschriften Formelkram geworden sind. Sie führen übrigens zu den komischsten Situationen: So sah ich oft einen würdevollen alten Herrn in schneeweißem Talar, aussehend wie ein biblischer Patriarch, zu einem verschwiegenen Örtchen wallen, in der Rechten einen ganz gemeinen emaillierten blauen Teekessel, um daraus nachher seine Hände zu übergießen. Auch die sehr verständige Vorschrift des Korans, beim Waschen des Körpers mit den Füßen zu beginnen und die rechte Hand für das Gesicht allein aufzusparen, führt dazu, daß, wenn der Maure fließendes Wasser nicht hat, er stehendes nimmt und sich schließlich mit dem Fußbad den Mund spült.

Auch andere Vorschriften des Korans werden in gleich formelhafter erheiternder Weise ausgeführt. So die, daß die Frauen ihr Gesicht nicht zeigen dürfen. Das tun sie nie, genieren sich aber nicht, andere Körperteile zu entblößen, wodurch sie besonders Spanierinnen in moralische Empörung versetzen. Die Bestimmung des Korans, daß man von lebenden Wesen kein Bild mit Schatten herstellen darf, also keine Skulptur, wird fälschlich auf alle Bilder ausgedehnt, und man kann einen Mauren mit einer Kamera schneller in die Flucht jagen, wie mit einem Gewehr, von dem er aus eigner Erfahrung weiß, daß es nicht immer trifft.

* * *

Aber auch unter den eingesessenen Europäern findet man erheiternde Typen. Jeder fühlt sich von epochaler Bedeutung als Vertreter seiner Nation und besonders die Franzosen leisten hierin Großes. Sie wissen immer das Allerneuste und wenn sie es nicht wissen, erfinden sie es. Der kleine Socco in Tanger, der innere Markt, an dem die deutsche Post liegt, ist die Nachrichtenbörse, hier werden alle Meldungen ausgeheckt, die dann Europa in Furcht und Staunen versetzen. Ein besonderer Typ ist der Waffenschmuggler. Er treibt dies lukrative Geschäft mit allem erdenkbaren Raffinement und läßt sich die Gewehre in Schmalzfässern eingegossen schicken, die Revolver zerlegt als Muster ohne Wert, die der Zollaufsicht nicht unterstehen. Eine große Kiste Gewehre beschlagnahmte man einmal, nachdem sie bereits den Zoll passiert hatte: als Instrumente für das französische Krankenhaus. Einer dieser gewerbsmäßigen Schmuggler soll sein Haus so zugebaut haben, daß er nur durch den Schornstein ein- und ausfahren kann. Wenn es nicht wahr ist, so dient es doch als Beispiel für die Erfindungsgabe am kleinen Socco.

Dann gibt es da den deutschen Farmer aus dem Süden, etwas verwildert und mit Jägerlatein schlimmer wie ein alter Forstmann behaftet. Seine Hauptbeschäftigung besteht nach seinen Triumphgesängen darin, ganze Karawanen aufzubringen und nurgegen hohes Lösegeld wieder freizugeben. Seine Ernte verbirgt er in unterirdischen Höhlen und in Tanger, wo er zu Großstadtbesuch ist, schwimmt er in Alkohol. Daß er nicht einen, sondern zwei Harems hat, ist selbstverständlich, obwohl jeder weiß, daß der Europäer, der eine Maurin anrührt, sein Leben verwirkt hat.

Der Sinn des Mauren für Humor kommt vor allem zum Ausdruck in der Zeit, die etwa mit unserm Fasching korrespondiert. Dann ziehen sie maskiert durch die Straßen und treiben Scherze, wie sie ein rheinischer Jong nicht besser ausdenken kann.

Auch zum Schabernack sind sie stark geneigt. So erzählte mir einst strahlend ein Bengel, daß er von einem französischen Bootsmanne, der ihn vorher etwas geknufft, mit der Besorgung von Schnaps beauftragt worden sei. Er ließ die Flasche nur halb füllen und tat dann den Rest dazu von seiner ureigensten Flüssigkeit, was jener nichtsahnend schlürfte.

In der Sprache selbst liegt oft ein stark drastischer Zug. Die Flüche beweisen dies, nur leider sind sie nicht wiederzugeben. Auch die Aufforderung an einen Überlästigen, sich zu verziehen: „Sirf halik!“ „Begieb dich in deinen eignen Luftkreis!“ ist malerisch genug. Ebenso wirkte es grotesk, wenn der ehemalige Kriegsminister Mennebi in seinen langen fliegenden Gewändern Tennis spielte und bei einem vergebenen Ball mit einem ernsthaften „Jellatif“ Allahs Hilfe herbeiflehte.

Gegenstände unterscheidet man nicht so sehr nach ihrem Herkunftslande wie nach dem Bekenntnis der Verfertiger. So gibt es eine einheimische „muslemische“ Seife zum Unterschiede von der „nazarenischen“ fremden.

Das Geschichtenerzählen gehört ja bekanntlich zu den Hauptfreuden des Arabers. Hier geben sie oft und gern Anekdoten zum besten, die nur nicht immer wiederzuerzählen sind. Vor allem ist da ein arabischer Till Eulenspiegel, dem die meisten Streiche zugeschrieben werden. Ich will einige dieser Anekdoten berichten. In der einen oder andern wird man die parallele Entwicklung oder Übernahme aus fremdem Bereich finden, ich verdanke sie aber mündlicher Überlieferung aus arabischem Munde.

Sidi Hammed (der Till Eulenspiegel) wurde auf einer Reise von einem Räuber gefangen. Dieser setzte ihm ein Huhn vor und sprach: „Was du diesem Huhne tust, tue ich dir. Schneidest du ihm einen Flügel ab, so schneide ich dir den Arm ab. Zerbrichst du ihm ein Bein, so geschieht dir ein gleiches.“

Sidi Hammed setzte sich traurig vor das Huhn, denn er hatte Hunger, dann nahm er kurz entschlossen den Finger, steckte ihn dem Huhn in den Bürzel und aß von dem Fett. Dann wendete er sich mit entsprechender Gebärde zu dem Räuber, der ihn, seine Klugheit bewundernd, freigab.

Sidi Hammed war des Königs Koch. Einst brachte er Enten gebraten auf den Tisch, die alle nur ein Bein hatten, das andere hatte er gegessen. Der König ließ ihn rufen und stellte ihn zur Rede. „Enten haben nur ein Bein“, erklärte Sidi Hammed. „Sieh“, und zeigte dem Könige, wie die Enten am Wasser alle auf

einem Bein standen. Da ertönte draußen Trommelwirbel und die Enten stellten das andere Bein zur Erde und liefen davon. „Siehst du", sagte der König. Worauf Sidi Hammed: „Warum hast du nicht deinen Enten auch trommeln lassen?"

Einst ging Sidi Hammed spazieren und sah in der Ferne den König kommen mit einem Mädchen. Um ihn nicht bei seinem Liebeshandel zu stören, stieg er auf einen Baum. Der König legte sich mit der Maid gerade unter diesen Baum. Er hatte ihr ein Paar neue Pantoffel geschenkt und sie hob den Fuß in die Höhe, um sie zu betrachten, denn sie war sehr stolz darauf und sagte: „Ach, wenn doch deine Liebe so lange halten würde wie diese Pantoffel". Da konnte Sidi Hammed sein loses Maul nicht halten und rief: „Wenn ihr immer so liegen bleibt, werden sie schon beide halten!"

Der König war über diese Frechheit so empört, daß er Sidi Hammed fortjagte und ihm erklärte, er wolle sein Gesicht nicht wieder sehen. Da nahm Sidi Hammed einen jener großen Steinkrüge, die zum Wasseraufbewahren dienen, trug ihn vor des Königs Schlafkammertür, kroch köpflings hinein und klopfte mit den Füßen an die Tür. Als der König öffnete, sah er allerdings nicht Sidi Hammeds Gesicht, mußte lachen und verzieh ihm.

Ein andermal wollte dieser König das Gut eines sehr reichen und als weise berühmten Juden an sich reißen, ließ ihn fangen, vor sich bringen und sprach: „Du bist ja bekannt als der Weiseste unter deinen Leuten. So du mir aber nicht drei Fragen beantworten kannst, mußt du sterben. Erstlich: „Welches ist die Mitte der Erde?" Da stieß der Weise seinen Stab in die Erde und sagte: „Hier!" Der König verlangte Beweise, da sprach der Jude: „Gehe hin und miß nach!"

Beschämt gab ihm der König recht und stellte seine zweite Frage: „Wieviel Sterne stehen am Himmel?" Der Jude wies auf einen Esel und sprach: „Zähle die Haare dieses Esels und du wirst es wissen!"

Die dritte Frage lautete: Wieviel Wasser fließt den Tag über in diesem Flusse? Da sagte der Weise: „Miß nach, wieviel Wasser der Esel im Jahre läßt, und du wirst es wissen!"

Der König erklärte sich für besiegt und gab den Juden frei.

# DIE BELASTUNG DER AKTIENGESELLSCHAFTEN DURCH DEN FISKUS

VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Nationalökonomen, Sozialpolitiker, Rechtsgelehrte und hinter ihnen der ganze Apparat unseres öffentlichen und privaten Rechts, Reichs- und Staatsfiski stehen in der Begutachtung und Betrachtung unseres gegenwärtigen Aktien- und Aktiengesellschaftswesens auf einem ganz besonderen Standpunkt. Zwar sage ich nicht, daß dieser Standpunkt bei allen der gleiche ist, bewahre — verschiedene Interessen, wie sie jenen physischen und nichtphysischen Personen zukommen, wie sie den Sozialpolitiker häufig in Gegensatz zum Fiskus setzen, bedingen abweichende Anschauungen. Aber ein Standpunkt —

eine besondere Art der Auffassung eignet ihnen allen gleich — die Aktiengesellschaften sind an und für sich besondere Institutionen — sie fallen bei spezieller Betrachtung aus dem Rahmen unseres sozialen und ökonomischen Lebens heraus und vereinigen sich nur bei Allgemeinbetrachtung wieder mit diesem. Ich bin sicher — man wird meine Thesen bestreiten —, aber man lese selbst nur einen Teil aller jener Schriften, die über die Aktiengesellschaften erschienen sind, ob umfangreich oder kurz ob Professorenarbeit oder Praktikerwerk — ich weiß, man wird für meine Ansicht überall neue Gründe, überall neues Material finden. Das schnelle Aufkommen der Aktiengesellschaften in Deutschland, die Macht, welche ihnen heute zueignet, mögen vieles begründen. Noch ist die Frage der „Kleinaktien" akut, noch wird von ernsten Gelehrten darüber diskutiert, ob man auch in Deutschland durch Einführung von Aktien mit geringerem Kurswert die Kapitalbeschaffung der Aktiengesellschaften erleichtern solle — und schon ertönt aus den Kreisen der A.-G. wieder der Notschrei. Ihr unterdrückt uns! — statt unsere Kraft zu mehren, untergrabt ihr sie. Diesmal richtet er sich gegen den Fiskus — Ist er berechtigt? Wir werden es prüfen. Physische und juristische Personen unterliegen der steuerlichen Belastung. Die Aktiengesellschaft hat Rechtspersönlichkeit, ist folglich auch Steuerobjekt. Sie unterliegt der Besteuerung durch das Reich und an ihrem Sitze durch den Bundesstaat und die Kommune. Die leidige Finanznot hat das Reich veranlaßt, die Einnahmequellen, welche die A.-G. bieten, besonders reichlich auszuschöpfen. Heute erhebt das Reich von den A.-G. einen bunten Strauß von Steuern und Abgaben, die der Gesetzgeber vorsichtigerweise „Stempelsteuern" getauft hat. Jeder Vorgang im Leben einer Aktiengesellschaft, mit Ausnahme des Bankerotts, wird besteuert. Bei Gründung der A.-G. innerhalb der deutschen Grenzen erhebt das Reich eine einmalige Stempelabgabe in Höhe von 3% vom Nennwert der ausgegebenen Aktien zuzüglich des ev. Agios. Werden indes die Aktien nicht ausgegeben, sondern, wie nicht selten bei Familiengründungen in ein Aktienbuch eingetragen, so unterliegt doch das eingezahlte Grundkapital der 3% Steuer. Jede spätere Erhöhung des Aktienkapitals unterliegt gleichem Steuersatze. Durch Interessengemeinschaften bewirkte Fusionen und trustartige Bildungen spielen dabei dieselbe Rolle und rangieren für den Fiskus mit der Neubildung einer A.-G. gleich. Daß es sich bei Finanztransaktionen letzterer Art für den Reichsfiskus meist um ganz beträchtliche Einnahmen handelt, zeigt Blum[1]) in einem Beispiele. Die im Jahre 1906 vollzogene Fusion der „Phönix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb" mit dem „Hörder Bergwerkverein" wobei Phönix das ganze Vermögen von Hörde übernahm und zu diesem Zwecke sein Aktienkapital um 26,94 Millionen Mark erhöhte, brachte dem Reich an Stempelabgaben die Summe von 1 094 721 Mark ein. Die Aufnahme einer Anleihe zwecks Kapitalerhöhung erfordert eine einmalige Stempelabgabe von 2% vom Nennwert der ausgegebenen Schuldverschreibungen, während die Ausgabe von Pfandbriefen nur 5‰ Stempelabgabe bedingt. Dem sogen. Schlußnoten-

[1]) L. Blum: Die steuerliche Ausnutzung der A.-G. in Deutschland.

stempel in Höhe von $^3/_{10}$ pro Mille unterliegen alle Kauf- und ähnliche Geschäfte von Aktien und Genußscheinen inländischer Gesellschaften. Bei Pfandbriefen beträgt der Börsenumsatzstempel nur $^2/_{10}$ pro Mille. Die Tantiemensteuer (der Name erklärt alles) in Höhe von 8%, die viel bekrittelte Talonsteuer für Gewinnanteilsscheine, die in Höhe von 1% alle zehn Jahre vom eingezahlten Betrag der zugehörigen Aktie erhoben wird, und endlich die Grundstücksumsatzsteuer ($^1/_3$%), die erhoben wird, wenn in eine A.-G. inländische Grundstücke oder Immobiliarrechte eingebracht werden, bilden mit den vorhergehenden zusammen die hervorragendsten Blüten im Steuerbouquet des Reiches.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Arten näher zu besprechen, nach denen die einzelnen Bundesstaaten und Kommunen die A.-G steuerlich belasten. Alle, mit Ausnahme von Hessen haben das Prinzip der Doppelbesteuerung, d. h., sie trennen hinsichtlich der Besteuerung Aktien-Gesellschaft und Aktionär als zwei wirtschaftlich und damit auch prinzipiell steuerpolitisch völlig selbständige Subjekte. Die Methode allerdings, nach der sie beide steuerlich erfassen, ist bei den einzelnen Bundesstaaten verschieden. So wendet Preußen, Württemberg, Baden, Braunschweig, Sachsen-Gotha, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe das System der beschränkten Einkommenbesteuerung der A.-G. und der unbeschränkten der Aktionäre an; Sachsen, Sachsen-Coburg, Schwarzburg-Sondershausen, Hamburg, Lübeck, Reuß ä. L. und j. L., Anhalt, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck der unbeschränkten Besteuerung der Gesellschaften und der Aktionäre; Bremen und Oldenburg der unbeschränkten Besteuerung der A.-G. und beschränkten der Aktionäre, während Bayern, Elsaß-Lothringen und die beiden Mecklenburg überhaupt die Personalsteuer hierfür nicht kennen und nur das Ertragssteuersystem zur Anwendung bringen. Die theoretische Doktorfrage zu beantworten: Hat denn die Aktiengesellschaft überhaupt eigenes Vermögen und einen im großen eigenen Ertrag, der nicht letzten Endes auf dem Vermögen und dem aus den Erträgnissen der A.-G. gezogenen Einkommen basiert? — hätte praktisch wenig Wert, da der Fiskus selbst den scharfsinnigsten nationalökonomischen Theorien, wenn die Geldnot drängt, hinsichtlich der Besteuerung wenig Beachtung schenken dürfte. Für ihn gibt es nur das praktische „Müssen" und „Können". Er muß die Steuerschraube anziehen, um seine Geldbedürfnisse zu befriedigen, er kann es, solange das Steuerobjekt nicht versagt, d. h. einmal nicht ökonomisch unfähig wird, die Belastung zu tragen, oder aber sich durch Ab- resp. Auswanderung der allzu drückenden Steuer entzieht. Aus einem Schulbeispiel, wie Blum es gibt, mögen wir die steuerliche Belastung einer preußischen A.-G., die nur in Preußen arbeitet, ersehen. Von der A.-G. wurden erhoben 1. als Staatssteuer: die Einkommensteuer. Sie trifft alle Überschüsse der A.-G., gleichviel unter welcher Benennung sie Verwertung finden und wird bemessen nach dem durchschnittlichen Ergebnis der drei letzten, der Veranlagung unmittelbar vorangegangenen Jahre. Von der dann erhaltenen Gewinnsumme werden zur Berechnung noch $3^1/_2$% des eingezahlten Aktienkapitals in Abzug gebracht (wir sehen bei Preußen beschränkte Besteuerung

der A.-G.). Der Steuersatz der Einkommensteuer steigt von $^4/_7$ % (Einkommen 900—1050 Mark), bis 4 % (Einkommen 100 000 Mark und mehr). Außerdem werden zu diesen Sätzen seit 1909 noch Zuschläge erhoben, die bei den A.-G. genau doppelt so hoch sind, wie bei physischen Personen und von 10 % ausgehend (Einkommen von mehr als 1 200—3 000 Mark), bei 50 % (Einkommen 30 500 Mark und mehr) ihr Maximum erreichen. Von den Kommunen werden erhoben: a) Einkommensteuer auf das ganze Einkommen ohne Abzug der $3^1/_2$ % vom Grundkapital und ohne Berücksichtigung der staatlichen Zuschläge. Die Kommunalsteuersätze schwanken etwa zwischen 90 und 250 % der staatlichen Einkommensteuer. b) Gewerbesteuer bis zu 1 % für die A.-G., deren jährlicher Betrag mindestens 50 000 Mark oder deren Aktienkapital 1 Million Mark beträgt. c) Talonsteuer. Die von den Aktionären zu zahlenden Steuern finden ihre bekannte Berechnung, die sich auch aus dem weiter unten angeführten Beispiel ergibt. Nehmen wir nun z. B. eine in Preußen ansässige A.-G. mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Mark, einem Einkommen von 1 Million Mark, von denen 8 % Dividende verteilt sind, während der Rest (200 000 Mark) zu Rückstellungen Verwendung fand, so ergibt sich für die von der fraglichen A.-G. und ihren Aktionären zu zahlenden Steuern die folgende Berechnung:

Von der Aktiengesellschaft:

| | M. | M. | M. |
|---|---|---|---|
| a) Staatssteuer | | | |
| Einkommensteuer 4 % von 650 000 M. | | | |
| + 50 % Zuschlag . . . . . | | 39 000 | |
| b) Kommunalsteuer | | | |
| Einkommensteuer 150 % Zuschlag (4 % von 1 Mill. M.) . . . . . | 60 000 | | |
| Gewerbesteuer 200 % (1 % von 1 Mill. M.) | 20 000 | 80 000 | |
| c) Talonsteuer 1 % von 10 Mill. M. pro Jahr | | 10 000 | 129 000 |

Von den Aktionären:

| | | | |
|---|---|---|---|
| a) Staatssteuer | | | |
| Einkommensteuer (durchschnittlich 3 % von 800 000 M. + durchschnittlich 15 % Zuschlag) . . . . . | 27 600 | | |
| Vermögenssteuer ($^1/_2$ ‰ vom Kurswert des Aktienkapitals zu etwa 15 Mill. M. + 5,2 % und 25 % Zuschlag . . | 9 863 | 37 463 | |
| b) Kommunalsteuer | | | |
| Einkommensteuer 150 % Zuschlag (3 % von 800 000 M.) . . . . . | | 36 000 | 73 463 |
| | | | 202 463 |

Ein gleich fundiertes und gleich ertragreiches Einzelunternehmen würde kaum 70 % dieser Steuern erbringen. Dabei habe ich in diesem Beispiele nur der jährlich zu zahlenden Steuern gedacht und die mannigfachen Stempelabgaben bei der Gründung ev. Kapitalserhöhungen usw. ganz außer Acht gelassen. Auch noch in anderer Hinsicht war das Beispiel, um Komplikationen zu vermeiden, recht einfach gewählt. Man wird aber zugeben, daß bei unsern großen und größten A.-G. der Jahresgewinn sich nicht allein aus den Betriebseinnahmen, sondern auch zum großen Teil aus den Erträgnissen des Effektenbesitzes, den sie von andern,

verwandten, finanzierten oder auch kontrollierten Gesellschaften im Besitz haben, zusammensetzt. Die weitgehendste Verflechtung wirtschaftlicher Interessen ist heute eine ganz alltägliche Erscheinung. So aber tritt sehr häufig der Fall ein, daß eine A.-G. Aktien einer zweiten A.-G. besitzt, deren bei ihr selbst bereits versteuerte Dividenden zum Teil oder vollständig in dem Erträgnis der ersten A.-G. erscheinen. Doppel- und Mehrfachbesteuerung des im Grunde gleichen Einkommens sind die natürliche Folge. Es fragt sich nun, ist die jetzige steuerliche Belastung unserer A.-G. bereits eine derartig hohe, daß man von ihr bereits einen schädigenden Einfluß auf ihre Entwicklung und ihr Fortbestehen erwarten muß? Ich glaube diese Frage noch heute mit „nein" beantworten zu können, aber ich glaube auch, daß die Besteuerung ihr Maximum erreicht hat, und daß weitere Belastungen dem Fiskus nicht ein Anwachsen der Einnahmen, wohl aber Stillstand und Rückgang bringen dürften. In Amerika hat man der Tendenz unserer Zeit, kapitalkräftige Gebilde durch Interessenvereinigung mehrerer Gesellschaften zu schaffen, bereits Rechnung getragen und die Mehrfachbesteuerung von Gewinnen, die eine Gesellschaft infolge ihres Besitzes an Effekten der anderen, aus jenem Unternehmen zieht, aufgehoben. Der Laie wird freilich sagen: Der Fiskus hat die Macht und dieser können sich die A.-G. nicht entziehen. Die Rechnung hat ein Loch — wenigstens so weit sie sich auf nicht bodenständige Unternehmungen bezieht. Diese werden stets bei hohem Steuerdruck nach Möglichkeit auszuwandern suchen. Eine Gründung im Auslande hat ja neben den Steuererleichterungen auch noch den Vorteil, daß für sie dann die im Vergleich zur deutschen weniger strenge Aktiengesetzgebung in Kraft tritt. Eine solche Abwanderung aber wird namentlich den Versicherungs- und den heute immer mehr aufkommenden Finanzierungsgesellschaften leicht werden. Wir finden dafür auch bereits Beispiele unter den Finanzierungsgesellschaften für die elektrotechnische Industrie und den Eisenbahnbau.

Unter den bodenständigen A.-G. aber wird, wenn nicht alles trügt, die Tendenz dahin gehen, durch unaufhaltsame Vergrößerung der einzelnen A.-G. infolge von Fusionen und trustartigen Gebilden, derartig große und kapitalstarke Gesellschaften zu schaffen, die allen Anzapfungen seitens der verschiedenen Fiski zu trotzen vermögen. Die mittelgroße A.-G. aber wird, sollten ihr noch höhere Steuern auferlegt werden, stärker denn je unter ihrem Druck zu leiden haben und schließlich ihrem Ende, sei es nun durch Fusion mit einer großen, sei es durch den wirtschaftlichen Bankerott, entgegengehen.

## AM HARDANGERFJORD VON JOHANNES V. JENSEN (KOPENHAGEN)

Von Fosli geht es einige tausend Fuß abwärts in die Täler; zuerst in Zickzackschwingungen zum Maabötal, bis man zu gebahnten Wegen kommt, dann mit der Post, wenn man will, längs der Eidsfjordwasser nach Vik, wo man durch einen Zweigarm des Hardangerfjords auf gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel ist.

Wunderbar ist das Maabötal, wo man beim Herabsteigen eine immer reicher sich entfaltende Vegetation antrifft, bis sie schließlich mit Weiden, Ebereschen und vollentwickelten Birken das Normale erreicht hat. Man sieht wieder Finken, Schmetterlinge, und überall strahlt der milde, rote Blumenflor von Felsspalten und kaum fingerbreiten Absätzen an lotrechten Felswänden herab. Wie gern alles in Norwegen wachsen möchte! Findet sich nur ein Fingerhut voll Erde in einer Vertiefung des kahlen Gesteins, gleicht wächst hier ein Kraut vom Wind gesät und vollbringt, mit Blatt und Blume im Sonnenschein, sein Leben im kleinen. Die großen Felsblöcke im Bache bilden ganze hängende Gärten, mit dicken Moospolsterungen, in denen Gras und üppige Blumen, sogar kleine Bäume wachsen.

Feierlich und schön ist der Vormittag, an dem wir von der Höhe herabsteigen. Das Getöse des Voringfos verhallt hinter uns im Talgrund, und der Wald kommt uns immer kräftiger werdend, in anschwellender und zuletzt mannstarker Prozession entgegen. Das Tal, eine gewaltige Kluft in der Erde, von himmelhohen, hart aneinander grenzenden Bergen umgeben, ist sonnig und urstill; der Bach braust allerdings mit gewaltigem Strom in seinem Bett von riesenhaften, herabgefallenen Felsblöcken, aber auch in seinem unaufhörlichen Gedonner ist eine Stille, die beruhigt.

Hoch vom Himmel glotzen die obersten, steilen, vollkommen kahlen Felswände. Sie stehen wie abgestorben im Tageslicht, das sie nicht annehmen und nicht widergeben, sie scheinen kein Wesen zu haben — und doch traf es sich so, daß ich das Gebirge sprechen hörte. Als ich zufällig zu einem der Gipfel hinaufsah, löste sich just eine kleine Steinlawine und stürzte herunter, es waren mehrere große Blöcke und ein Teil Geröll, das nach einem anscheinend recht langsamen Fall auf dem kegelförmigen Erosionswall am Fuße des Berges in einem Rauch endigte. Das Ganze ging für meine Ohren lautlos vor sich, und erst eine ganze Weile nachher kam der Laut von oben, ein fernes Knattern, von einer erstickten und einsam hustenden Luftvertonung gefolgt. Mir war, als hätte ich es in einem überirdisch großen Stundenglas rascheln hören, wo einige Körner herabgefallen und sich der Pyramide derjenigen zugesellt hatten, die bereits gefallen waren. Selbst die Berge rinnen aus. Das Echo antwortete in dem leeren Tal und wiederholte den Laut mehrmals, wie ein alter, alter Mann. Ich hatte die seltsame Stimme des Berges gehört, ein luftiges Einzelgespräch, das lange Zeit gebrauchte, um herabzutönen als käme es durch Bettdecken im Raum. Dann schwieg und schlummerte das Gebirge wieder. Es hatte nur gegähnt und dabei einen Zahn verloren; es hatte übrigens nur sagen wollen, daß die Zeit lang sei, ho, ho, lang, oh ja, lang, wiederholte ich, — aber sie vergeht!

Als ich einige Tage später auf dem Buargletscher gewesen war und mich eine Stunde unten am Bache, der hier umständlich zwischen Klippen durchs Tal eilt, zur Ruhe gesetzt hatte, wurde ich auch in die Vertraulichkeit des Baches eingeweiht. Hier war es sonnig und brütend still, die Leute waren irgendwo zur Heuernte oder oben im Walde, so still ist es hier immer im Tale.

Ruhe! Der Bach braust und braust. Das Gras um mich her

steht bleich in der Mittagssonne, es ist voll Löwenzahn, der sich auf geraden Stengeln mit gespreizten Kronen reckt, die Licht trinken und aus stummem Staunen über die nackte Sonne einen Feuerkopf bekommen haben. Irgendwo im Schatten eines Busches steht eine einsame Digitalis mit unanständigen Farben. Die Vogelwicke kriecht mit ihren blauen Trauben und schuppigen, zarten Blättern zwischen den kleinen Erderhöhungen, sie ist eine von den Pflanzen, in die ich als Kind verliebt war; sie erinnert mich übrigens an die Mimsen in den Tropen. Drüben auf der andern Seite des Baches tauchen einige Ziegen zwischen dem Erlengebüsch auf, legen sich neben dem Bach in die Knie und trinken, gehen dann weiter, indem sie mit den Schwanzstümpfen wedeln, und verschwinden zwischen den Blöcken. Kein Wind rührt sich.

Ist es hier gut sein? Ach, ich weiß nicht, ob die Unruhe, die man in sich fühlt, geringer wird, weil man allein mit ihr an einem ruhigen Orte sitzt.

Da war es, daß ich den Bach reden hörte. Mehrmals war es mir schon gewesen, als vernähme ich eine Stimme, hatte es aber wieder vergessen. Jetzt hörte ich sie deutlich dicht neben mir, und begriff, daß es der Bach sei. Etwas rumorte auf dem Grunde des reißenden Wassers, große Steine, die nach langjähriger Unterhöhlung ihre Lage veränderten und gegeneinander schnurrten oder mit dumpfem, unterirdischem Dröhnen in einer neuen Stellung zur Ruhe kamen. Nur in langen Zwischenräumen sagt der Bach etwas, was von Herzen kommt, weil er für gewöhnlich braust und rennt, was wir ja übrigens alle tun. Auf dem Grunde aber hat er ein altes, vornehmes Tempo, dort läßt er sich Zeit. Oben Eile, Schaum, Verkehr, in der Tiefe knarren Jahrhunderte. Durch dies Röcheln und diese Stöße, die von einer geheimnisvollen Menge Wasser erstickt werden, werden die Steine rundgeschliffen. Es ist wohltuend, hier mitzuatmen. Ja, ja, ich verstehe, wenn man kein Verständnis für das Ewige hat, gewinnt man keinen bleibenden Ruhepunkt im Augenblick. Ja, hier war es gut sein.

Ich wanderte durchs Maabötal nach Vik und fuhr von dort mit dem Dampfer nach Odda. Glücklich unten auf der Landstraße angelangt, die in den Fuß der steilen Berge eingehauen ist, nahm ich die Post und begrüßte meinen Liebling, das kleine, flinke und allerliebste Nordlandpferdchen. Ein Bursch fuhr mich, und es ist mein größtes Vergnügen, in einem schönen Lande solch einen treuherzigen Bauernburschen als Reisebegleiter zu haben, der einem erzählen kann, was man wissen will, aber im übrigen natürlich stillschweigt und nur das Leben durch seine Gegenwart gesundmacht. Wie munter das Pferdchen trabt, es geht bergab und wir sollen nach Haus! Wir steuern in gerader Linie auf Kultur und Dampfer los, auf Post, die uns erwartet, und herrje, ja, Zeitungen! Unwillkürlich eilen meine Augen in der Luft auf und ab, als ob man Zeitungen liest und die Spalten durchläuft, es ist der Schneider, der vom Gebirge herunterkommt und wieder Schneider wird. Hu, aber wie sitzt man gut im Niveau!

Während wir ins Tal hinabrollen, schlägt mir ein Windhauch nach dem andern ins Gesicht, wie das Fächeln eines Frauenrocks — wieheheht, ich muß mich unwillkürlich umblicken, um zu sehen, woher er kommt. Es ist ganz einfach der Sommer unten im Tal,

in den wir jetzt hineinfahren. Hier unten ist die Luft viel sanfter, man hat oben im Gebirge die Wärme ganz vergessen. In Vik, der kleinen Hotelstadt, weht es tüchtig, ein heißer Wind im Verhältnis zu dem, den ich gewohnt war, der sich ziemlich gewaltsam zwischen den Häusern tummelt und in mir die Vorstellung erweckt, als ob ich von einem ganzen Haufen junger Mädchen überfallen werde, die den Nordpolfahrer küssen und auf dem goldenen Stuhl tragen und ich weiß nicht, was alles wollen — so, so, so, seid ihr toll! Wißt ihr nicht, daß ich ein fanatischer Gebirgsprediger bin, der oben in den Schneeregionen eingepökelt gewesen ist; geht weg und blast mir nicht so warm in die Ärmel! Scheußlich, von solchen weichen Mädeln umarmt zu werden, wenn einem die Lebenserfahrungen eben mit Mühe festgefroren sind. Soll man vielleicht wieder schmelzen!

Außer dem Hotel gibt es in Vik einige Häuser an der Dampferbrücke. Die alte Stadt, mehrere große Gehöfte und kleinere Bauten liegen oben auf den Wällen; eine Moräne versperrt das Tal und alles ist von 2000 Fuß hohen, düsteren Bergen eingefaßt, die sich nur zum Fjord hin öffnen. Das Wasser im Hardangerfjord ist opalblau von dem Zufluß der Gletscher. Drüben, auf einem der Abhänge sieht man wieder den ersten norwegischen Gutshof, einen grünen Fleck mit verschiedenen verstreuten Gebäuden mitten auf der dunklen, steilen Bergwand.

In Vik gibt es eine kleine Kirche aus gekalktem Rohstein und mit einem Holzturm. Geschlossen und verriegelt wie alle Kirchen in Norwegen, der Reisende mag draußenbleiben. Die Tür ist übrigens amüsant, aus einem einzigen schweren Brett gezimmert, ein ganz mächtiger Baum steckt darin. Die Dinge der Alten waren wie sie selbst, aus einem Stück: wir andern flicken unser Holzwerk aus lauter Stümpfen zusammen. Der Kirchhof ist ziemlich öde, schwere Felsblöcke ragen aus der schwarzen Erde zwischen den Gräbern hervor, wo einige Holzkreuze mit schiefen Armen stehen. Nichts wie Scharfgarben, Wermut und Rainfarn scheint auf den Gräbern gedeihen zu wollen, gerade die drei Kräuter, die so bittersüß nach Vergänglichkeit und teuren Erinnerungen duften. Wie gut sie mit einem Kirchhof harmonieren, hier ist ein Duft wie am Gestade des Zeitenmeers. Und sie passen so gut zu den Gräbern der Bauern, sie duften wie ihre Stuben und Alkovenbetten und wie ihre Medizin. — Ach, in dem „Gewürzbeutel", der uns gegen Zahnschmerzen um die Backe gebunden wurde und den wir mit unsern Tränen durchnäßten, war sowohl Scharfgarbe wie Wermut und Rainfarn, außer vielen andern kräftigen Kräutern; alle Wetter, wie er duftete, wenn er glühendheiß an den Kopf gelegt wurde. Wermut scheint mit Absicht hier auf die Gräber gepflanzt zu sein, ein hübscher und tiefsinniger Gedanke.

Hier kommt kein Mensch. Man spürt überhaupt seltsam wenig Leben im Kirchspiel, obgleich es ein gewöhnlicher Alltag ist. Ein Mädchen hängt in einem Hof Wäsche auf; irgendwo, wo man ihn nicht sieht, steht ein Mann und miniert, die Hammerschläge des Bohrers klingen abgemessen und ruhig wie ein Puls in der Landschaft. Ein Schaf blökt, Kinder kreischen auf, aber sind bald wieder still. Während ich mich im Städtchen umsehe, treffe ich vor einer Häuslerstube auf ein kleines Mädchen, das sich eine

herrliche „Burg“ auf der Straße gebaut hat, einen Ring von Steinen, in dem sie selbst sitzt und fleißig näht. Sie hat Mutters große Scheere bei sich im Ring und ist eifrig mit einem Stück Leinen beschäftigt, das anscheinend ein Hemd für die Puppe werden soll, ein Geschöpf ohne Gesicht, das inzwischen nackt auf der Erde liegen muß. In einer Ecke des Ringes hat die Kleine eine Stube gebaut, die als Decke ein Stück Spitze hat, man muß sich auf die Erde legen, um hineinzusehen. Sie ist prachtvoll, eine Ansichtskarte füllt fast die ganze hintere Wand wie ein Kolossalgemälde und im Sofa sitzen zwei Muscheln, die sich offenbar sehr geschnörkelt mit dem Ohr einer Tasse unterlassen, das auf einem hölzernen Stuhl sitzt und mit dem Schlüssel einer Sardinendose, der noch die Blechspirale um die Taille trägt und den Muscheln an Geschnörkeltheit nichts nachzugeben scheint.

Das kleine Mädchen bleibt ganz ungestört sitzen und will gern mit dem fremden Mann über ihr Eigentum plaudern, sie ist kein bischen gedrückt oder verlegen, das sommersprossige Gesicht mit den kleinen behaarten Augen guckt zutraulich und elfenartig durch die Sommerdämmerung. Ich erfahre alles über ihr Spiel, sie hat einen singenden, märchenhaften Klang in der Stimme wie ein herziges und altkluges Mütterchen, das wohl die Wirklichkeit kennt, aber sich dennoch hübsche Dinge einzubilden versteht, die paradiesische Ironie des Kindes. Ich war allerdings kein Kind mehr, aber sie behandelte mich wie einen alten Bekannten und ich begann mich ganz heimisch zu fühlen. Während wir so in unsere Angelegenheiten vertieft waren, kam der Häusler zum Vorschein und sagte: Good evening, Sir, zu mir, da merkte ich, daß ich Tourist sei, und machte, daß ich fortkam.

Zuvor aber hatte ich Gelegenheit gefunden, einen großen Schilling in eine der Muscheln, in dem Allerheiligsten des kleinen Mädchens zu versenken und indem ich fortging, freute ich mich darauf, daß sie ihn zwischen ihren andern Schätzen finden sollte. War es unrichtig gehandelt? Hatte ich einen Nibelungenhort mit samt seinem Fluch in ihre unschuldige Phantasiewelt gebracht, und mußten jetzt die Muscheln von der Hand des Sardinenschlüssels sterben, der wiederum den Tassenohr zum Opfer fällt, das sich nachher selbst umbringt, so daß sie schließlich alle tot sind und das Märchen aus ist?

Ja, was nützt es hinterher zu fragen! Aber man fragt dennoch.

# DIE URSACHEN UND ZIELE DER DEUTSCHEN AUSWANDERUNG

## VON O. SPERBER (NEW YORK)

Über die Gründe und Ursachen der deutschen Auswanderung ist schon unendlich viel orakelt worden, doch nur die Wenigsten haben es verstanden, die tatsächlichen Gründe zu erforschen, welche speziell den deutschen Bauer in früheren Jahren zur Auswanderung veranlaßten. Die weitaus größte Mehrzahl gab sich damit zufrieden, daß sie zu der Überzeugung gelangte, es wäre lediglich ein dem Deutschen angeborener Wandertrieb, welcher die Auswanderer nach fernen

 Ländern auf Abenteuer zöge. Nichts ist verkehrter als diese Ansicht, und man hat nur nötig, die Geschichte Deutschlands eingehend daraufhin zu studieren, um schnell auszufinden, daß der deutsche Bauer die Grundlage zu seinem Lebensglücke stets in dem Besitze von einer „eignen Scholle“ erblickt hat und noch erblickt. Die Sehnsucht nach eignem Besitze von Grund und Boden ist es in erster Linie gewesen, die die deutschen Bauern nach dem Auslande trieb.

Blicken wir in die Verhältnisse unserer dicht bevölkerten Heimat hinein, so kann man leicht erkennen, daß der Mangel an eigen Land unser Volk heute noch mehr als in früheren Jahren wurzellos macht und die Familien zerreißt.

Wohl hat die moderne Städtekultur Bewunderungswürdiges geschaffen, um den schon wurzellos gewordenen Teil unseres Volkes mit neuen Interessen an die Heimat zu fesseln, aber das Sehnen nach „eigen Land“ ist darum dennoch nicht im deutschen Volke erstorben. Schon ein Gang um die Peripherie jeder deutschen Großstadt beweist uns, daß der landlose Bürger sich seine Laubenkolonien aufbaut, um ein paar Wochen sich als glücklicher Besitzer einer Scholle zu fühlen. Diese Sehnsucht nach eigen Land hat es sogar in unterschiedlichen Fällen zuwege gebracht, daß regelrecht bereits versumpfte Großstadtpflanzen im Auslande wieder zu tüchtigen Kolonisten geworden sind. Wenn es sich dabei auch immer nur um Ausnahmefälle handelt, so beweisen diese dennoch, daß der Kern im deutschen Volke noch immer mit einer genügend großen Dosis guten Bauernbluts vermischt ist, welches dem Besitze von „eigen Land“ zustrebt, sobald ihm dazu Gelegenheit geboten wird. Diese Eigenheit der deutschen Rasse dürfte sich allerdings von Generation zu Generation mehr und mehr verlieren, da Industrie und Handel darin langsam aber sicher eine Umwandlung herbeiführen müssen.

Schon früh hat die deutsche Landlosigkeit angefangen und das eigentliche Ende der bäuerlichen Freiheit begann schon Anfang des 16. Jahrhunderts mit dem Bauernkriege.

Leibeigenschaft, Schollenpflicht und Hörigkeit wurden von dieser Zeit ab ständige Einrichtungen in Deutschland. Die Einziehung der Bauernhöfe durch die Gutsherrschaften hat sich speziell in Mecklenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen sowie Schlesien bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Allein von 1816—1859 wurden sogar noch in Brandenburg 778 spannfähige Bauerngüter eingezogen, während allein im Kreise Köslin von 1822—1837 mehr als 300 Bauernwirtschaften an die Ritterschaft fielen. Die einzelnen Regierungen waren gegen die zahlreichen Übergriffe der Ritterschaften machtlos, da diese geschlossen gegen die Regierungen auftraten und diese so zum Nachgeben zwangen. Diese Landräubereien sind in der Geschichte Deutschlands wohl das traurigste Kapitel, welches noch heute jedem rechtlich denkenden Manne die Schamröte in die Wangen treibt.

Aber der gesunde Sinn unseres Volkes hielt zäh an den alten Erinnerungen und Gewohnheiten fest. Der Landhunger trieb die landlos oder landsehnsüchtig gewordenen Bauern in Schaaren über das Meer nach Amerika sowie nach Rußland, Siebenbürgen und andern Gegenden, wo sie, oder besser gesagt ihre Nach-

kommen, noch heute auf eigner Scholle als freie, arbeitsfrohe Männer sitzen.

Gerade diese ausgesprochene Sehnsucht des Deutschen nach eignem Landbesitze wiederum aber ist es, welche den deutschen Auswanderer für neue Länder so unendlich wertvoll macht. Waren es doch in erster Linie deutsche Bauern, welche als Kultur- und Bahnbrecher der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten auftraten. Auch in Südamerika, speziell Brasilien, Argentinien, Chile usw. waren es die eingewanderten Deutschen in erster Linie, welche rationelle Landwirtschaft einführten und noch heute sind es die Nachkommen derselben, die in jenen Ländern den Stamm der Kolonisten repräsentieren. Gerade die angestammten Sitten und Gewohnheiten der deutschen Rasse sind es, welche den deutschen Auswanderer als Kulturfaktor so wertvoll machen.

Der deutsche Auswanderer, wohin er auch immer seine Schritte lenkt, sei es nach den Urwäldern des Amazonenstroms, der Pampa Argentiniens oder den Prärien Nordamerikas, stets ist er bestrebt, in möglichst kurzer Zeit sich auf eigner Scholle eine solide Grundlage zu schaffen, mit dem festen Ziele vor Augen, daß alles möglichst so werde, wie er es von zu Hause aus gewöhnt ist.

Der Mann strebt darnach, den Urwald so zu lichten oder das Land so zu bearbeiten, daß er dasselbe so beackern kann „wie drüben". Die Frau sorgt und schafft mit, um recht bald eine wohnliche Heimstätte zu erhalten „wie drüben". Auch die Lehrer in solch neuen Kolonien drängen mit Macht aus den ersten primitiven Anfängen heraus, um eine Schule aufzubauen „wie drüben".

Durch dieses Streben nach eignem Landbesitz und alles möglichst so zu haben „wie drüben", schaffen sie mit diesem Ziele stets vor Augen durchweg Besseres und vor allen Dingen praktischeres, was den eigenartigen Verhältnissen des neuen Landes mehr entspricht. Der Deutsche verpflanzt so ganz unbewußt die Erzeugnisse und Erfahrungen einer Jahrhundert alten Kultur nach seiner neuen Heimat und wird dadurch in des Wortes vollster Bedeutung zum wahren Kulturträger und Zivilisator.

Aber auch alle diese Eigenschaften beruhen einzig und allein auf dem Umstande, daß der Deutsche immer erst versucht, seine Sehnsucht nach „eigen Land" zu stillen und dann anfängt, dasselbe als freier Mann und Besitzer zu bebauen und zu verbessern.

Die Statistik, sowie die Geschichte der deutschen Auswanderung beweist auch sehr deutlich, daß die deutschen Auswanderermassen stets nach solchen Ländern auswanderten, von welchen sie sehr genau wußten, daß sie in denselben ihre Sehnsucht nach eignem Landbesitz leicht befriedigen konnten.

Ein merkbarer Umschwung in der deutschen Auswanderung fand erst mit dem Zeitpunkte statt, als Deutschland sich mehr und mehr in einen Industriestaat verwandelte. Mit dieser Umwandlung boten sich den arbeitswilligen Elementen Deutschlands in der Heimat so unendliche Gelegenheiten, Geld und Geldeswerte zu verdienen, daß die Auswanderung bedeutend abnahm. Die Städte wuchsen mit der zunehmenden Gewerbetätigkeit, und der Grund und Boden, sowie die Bodenfrüchte erhielten eine höhere Wertschätzung, so daß der Bauer auch in der Heimat sein gutes Auskommen fand. Mit andern Worten, Besitzungen, welche

sonst kaum imstande waren, den Bauer zu ernähren, brachten diesem nunmehr ein reichliches Auskommen ein. Die Folge davon war, daß der deutsche Auswanderungsstrom in das Stocken geriet und heute fast ganz zum Stillstande gekommen ist. Während Anfang und Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Hunderttausende fortzogen, haben in 1909 noch nicht einmal 25000 Personen Deutschland verlassen.

Die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat kommt sehr deutlich dadurch zum Ausdruck, daß die ländliche Bevölkerung von $26^1/_2$ Millionen in 1871 auf 25 Millionen in 1905 zurückgegangen ist, während gleichzeitig die Gesamtbevölkerung von 41 auf 63 Millionen stieg.

Auf die Dauer aber kann Deutschland nicht in der Lage sein, weder in der Landwirtschaft noch in der Industrie und dem Handel den nahezu 1 Million jährlich betragenden Geburtenüberschuß zu beschäftigen und zu ernähren, denn beide, Landwirtschaft und Industrie, sind durch natürliche Vorbedingungen in Deutschland durchaus limitiert.

Es steht daher mit Sicherheit zu erwarten, daß früher oder später abermals Deutschland eine starke Auswanderung zu erwarten hat. Aber auch in diesem Falle wird es wieder die Sehnsucht nach „eigen Land“ sein, welche die Massen über das Meer nach fernen Ländern treiben wird. Nur ein recht bescheidener Prozentsatz dieser Auswanderer wird sich aus Industriearbeitern rekrutieren, da einerseits dieselben in der Heimat selbst lohnende Beschäftigung finden, anderseits aber, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, die Mehrzahl der Einwanderungsländer den zuziehenden Industriearbeitern wenig günstige Arbeitsgelegenheiten zu bieten vermögen. Aber selbst die Vereinigten Staaten haben heute für gut ausgebildete Industriearbeiter nur einen sehr beschränkten Bedarf. Die Einführung von maschinellen Großbetrieben in Nordamerika macht diese Elemente bis auf einen geringen Prozentsatz entbehrlich, so daß die guten Verdienste dieser Leute in ständiger Abnahme begriffen sind.

Die durchaus logische Folge wird also die sein, daß der Nachwuchs der ländlichen Bevölkerung Deutschlands, welcher bisher zum großen Teile von der heimischen Industrie absorbiert wurde, zum Wanderstabe greifen wird, um über die Meere nach fernen Ländern zu ziehen und dort nach der von den Vätern ererbten Weise Ackerbau auf eigner Scholle zu treiben.

Mit dem Einsetzen des mit aller Bestimmtheit zu erwartenden deutschen Auswanderungsstroms aber können diesmal dem Mutterlande ganz andere Vorteile erblühen als in früheren Jahren.

Der hochentwickelte deutsche Handel sowie die Industrie werden sicher beide das ihrige tun, um diese Auswanderungsmassen sich als Produzenten wie Konsumenten auf möglichst lange Zeit hinaus auch im Auslande noch nutzbar zu erhalten. In früheren Jahren war dies schlechterdings nicht möglich, denn einerseits stand solchen Bestrebungen die politische Zerrissenheit Deutschlands selbst entgegen, anderseits aber war weder der deutsche Handel noch die deutsche Industrie in diesen Jahren einer solchen Aufgabe gewachsen. Ganz anders jedoch liegen heute die Verhältnisse.

Die deutsche Schiffahrt sowie der deutsche Handel und die

Industrie sind heute derartig entwickelt, daß sie jeder Aufgabe gewachsen erscheinen müssen. Daß auch dem tatsächlich so ist, beweist am besten die stetige Zunahme des deutschen Exporthandels sowie Vergrößerung der deutschen Handelsflotte. Auch Deutschland als Staat muß mit dieser notwendig kommenden deutschen Massenauswanderung rechnen, denn dieselbe kann und muß Deutschlands Konkurrenzkraft, im Verhältnis zu andern Ländern, bedeutend stärken und dasselbe jenen überlegen machen.

Der Landhunger, das Streben nach „eigen Land“ im deutschen Volke muß als starker wirtschaftlicher Faktor in richtige Bahnen gelenkt werden, so daß der deutsche Handel und die Industrie davon profitieren kann. Da der deutsche Auswanderer ob seiner bewiesenen Tüchtigkeit heute bereits in allen Einwanderungsländern hochgeschätzt ist, wird es leicht sein, den mit Bestimmtheit zu erwartenden Auswanderungsstrom in geeignete Bahnen leiten zu können. Wird dafür rechtzeitig Vorsorge getroffen, dann wird der deutsche Auswanderer nicht mehr wie in früheren Jahren lediglich in erster Linie fremden Völkern und Ländern als Kulturdünger, sondern in viel mehr ausgesprochenem Maße Deutschland, dessen Handel und Wandel als Kulturpionier dienen und diesen allen eine Konkurrenzkraft verleihen, die für die Mitkonkurrenten etwas Bedrohliches an sich haben mag. Das bedenklichste dabei für Deutschlands Feinde und Neider ist, daß sie sich alle zu solch machtvoller, ebenbürtiger Konkurrenz in absehbarer Zeit nicht aufzuschwingen vermögen, denn kein anderes Land verfügt heute über einen solchen starken Geburtenüberschuß wie Deutschland und gerade dieser ist es, welcher als Vorbedingung zu einer dauernden Konkurrenzkraft unumgänglich notwendig ist.

Das deutsche Großkapital, Handel und Industrie werden allerdings bei Lösung der kommenden deutschen Auswanderungsfrage Hand in Hand arbeiten müssen, um all dieser gebotenen Vorteile teilhaftig werden zu können. Sorgen diese nicht rechtzeitig dafür, daß die kommenden deutschen Auswandererscharen in geeigneten Ländern ihren Landhunger stillen können, so kann man sicher sein, daß die Auswanderermassen sich abermals zersplittern oder von ausländischen Kapitalisten und Konkurrenten absorbiert werden.

Englisches und amerikanisches Großkapital warten nur darauf, um den deutschen Auswanderern ihren Landhunger zu stillen. Nicht umsonst haben beide sich bereits in den besten Ländern Südamerikas riesige Landstrecken zu sichern verstanden, mit welchen sie ohne größere Einwanderermassen nichts anzufangen wüßten. Weder England noch die Vereinigten Staaten können in absehbarer Zeit mit größeren Massen eigner Auswanderer rechnen. Außerdem aber eignen sich weder englische noch amerikanische Ansiedler für Südamerika, da beide nur in den seltensten Fällen dauernd im Lande seßhaft werden, sondern es stets vorziehen, im großen Stile Gründungen in das Leben zu rufen, um ihr Kapital darin arbeiten zu lassen. Alle südamerikanischen Länder aber ziehen es nicht nur vor, sondern benötigen auch eine seßhafte Ansiedlerbevölkerung, welche im Lande selbst vollständig bodenständig wird. Dafür aber eignet sich kein einziger Europäer in so ausgesprochener Weise wie der Deutsche, welcher vom Landhunger

über See getrieben wurde und mit fester Entschlossenheit daraufhin arbeitet, sein „eigner Herr“ auf „eigner Scholle“ zu werden.

Der auswandernde Deutsche sucht nicht gleich dem Italiener, Engländer, Amerikaner usw. in Übersee nur schnell reich zu werden, um wieder in die Heimat zurückzukehren und dort die Früchte seiner Arbeit in Ruhe und Beschaulichkeit zu verzehren. Im ausgesprochenen Gegensatze zu diesen sucht der Deutsche im Auslande eine ellbogenfreie neue Heimat und einen Herd zu gründen, wo er und seine Nachkommenschaft bodenständig bleiben können.

Die Vereinigten Staaten kommen heute gleich Kanada nur noch sehr bedingungsweise als Einwanderungsländer in Betracht, und speziell die Union betreibt seit einigen Jahren fortgesetzt eine ausgesprochene Einwanderungs-Abschreckungspolitik. Die Union sucht heute mehr billige Industriearbeiter anzuziehen, welche als Maschinenfutter der Großindustrie und dem Großkapitale zu dienen gewillt sind. Die Ackerbaumöglichkeiten sind in der Union durch den jahrelang betriebenen Raubbau recht minimale geworden. Anderseits aber werden diese auch durch die unterschiedlichen Transport- und Handelstruste auf ein Minimum reduziert, so daß es für den Neuling heute schier unmöglich ist, auf einen grünen Zweig zu kommen. Wohl liegen in den Südstaaten der Union die Verhältnisse etwas günstiger, doch eignen sich auch diese, unter den heute noch dort vorherrschenden Verhältnissen nicht für die Massenansiedlung. In erster Linie handelt es sich in diesen Landesteilen hauptsächlich um den Anbau von Industriepflanzen, welche sich alle nur in größeren Betrieben rentabel gestalten lassen. Anderseits herrscht in den Südstaaten eine sehr starke Negerkonkurrenz vor und dann sind auch die Gesetze in jenen Staaten für europäische Einwanderermassen noch absolut ungeeignet, so daß Vergewaltigungen von Recht und Sitte durch den Dollar und politischen Einfluß auf der Tagesordnung stehen.

Aber selbst abgesehen von allen diesen ungünstigen Vorbedingungen kann es weder für Deutschland noch dessen Handel und Industrie von Vorteil sein, wenn sich ein deutscher Auswandererstrom abermals Nordamerika zuwenden wollte. Nordamerika ist heute schon viel zu weit industriell fortgeschritten, so daß eine Masseneinwanderung nur der einheimischen Industrie als Konsument zugute kommen würde.

Es empfiehlt sich daher, die ganz vorzüglich geeigneten Ländereien Südamerikas vom 20. bis 40. Breitengrade für solche Pläne in Betracht zu ziehen. In diesen Gegenden kann der deutsche Auswanderer nicht nur seinen Landhunger stillen, sondern kann auch leicht dem deutschen Handel und der Industrie für lange Jahre hinaus als Konsument wie Produzent erhalten bleiben, sofern nur das deutsche Großkapital die dafür nötigen Wege ebnet. Die erhoffte kommende wirtschaftliche Stärke Deutschlands wird nur dann stabil gemacht werden können, wenn es gelingt, den Bevölkerungsüberschuß Deutschlands auch in Übersee als Konsument wie Produzent dem deutschen Handel zu erhalten.

Politische Eroberungsgelüste, im Sinne der Alldeutschen, müssen allerdings, sofern es sich um Südamerika handelt, ganz

ausgeschlossen werden. Denn die Zeit der Konquistadore und Eroberer ist in Amerika endgültig vorüber. Auch spielt es für Deutschland heute keinerlei Rolle, wenn sein Bevölkerungsüberschuß ihm politisch verloren geht, solange dieser ihm nur wirtschaftlich erhalten bleibt.

# HUNDERT EULEN MÜSSEN NOCH NACH ATHEN GETRAGEN WERDEN

Die Kunst ist vielen wahren und großen Künstlern ein Weg, das Leben tiefer zu erfassen. Darum finden sie immer wieder die maßlose Leidenschaft, mit der sie die Ausdrucksmittel ihrer Kunst zu erweitern suchen, weil sie wissen, daß es sich nicht nur um schöne Reimereien, Klänge und Farben an sich handelt, die ihren Schöpfer nur im Augenblick des Schaffens durch ein Rauschgefühl belohnen, um ihn dann wieder leer und ausgepumpt oder höchstens mit Eitelkeit vollgeblasen in den Alltag zurücksinken zu lassen — nein, es gibt Künstler, die erfahren haben, daß sie die Schönheiten des Lebens erst sehen lernten, nachdem ihnen durch die lange und eindringliche Beschäftigung mit den Mitteln ihrer Kunst die Sinne geschärft wurden, um das ihnen früher gleichgültige oder unfaßbar Schöne und Mannigfaltige der Natur und des menschlichen Lebens zu begreifen.

Ich hatte einen Freund, der, wenn er der Schönheit eines Blattes oder irgendeines andern Gegenstandes recht nahe kommen wollte, mit dem Bleistift versuchte, das Blatt oder den betreffenden andern Gegenstand nachzubilden. Die Aufmerksamkeit, mit der er jetzt die einzelnen Linien verfolgte, hatte sich gesteigert und das Vergleichen zwischen dem Abbild und der Wirklichkeit brachte ihm immer mehr die Erkenntnis für das Schöne eines Gegenstandes. Seine Zeichnungen waren ihm ein kleines Maß, das ihn die Größe der Wirklichkeit erst recht verstehen ließ. Die Rhythmik der Musik schärfte sein Ohr für die ins Ungeheure gesteigerte Rhythmik eines Sturmes oder einer Meeresbrandung. Die Farben Botticellis steigerten seine Empfänglichkeit für die Farben eines Naturspiels in der Wirklichkeit. Allerlei Erlebnisse, die ihn bedrückten, suchte er niederzuschreiben und in der unerbittlich klaren Form einer Dichtung, die für jedes Ding das rechte Maß hat und es in seiner wahren Bedeutung abschätzen läßt, auszudrücken. Das klärte ihn, wie er behauptete, machte ihn zu einem neuen Menschen, der sich wieder um ein beträchtliches Stück mehr auf sich selbst konzentriert hatte, und ließ ihn das ganze Leben, in das er dann neugierig und unbekümmert hinaustrat, mit ganz neuen Augen ansehen. — Das alles sind Dinge, über die dieser so und

jener anders denkt. Und gerade daran, daß jeder anders über diese Dinge denkt und vielleicht nur einen Gefallen daran findet, seine Meinung mit der eines andern nachdenklichen Menschen zu vergleichen, zeigt sich Wert und Bedeutung der Kunst. Ja, es ist nötig, solche Dinge zu sagen und Eulen nach Athen zu tragen. Hunderte von Malen muß dieser Gang gemacht werden und immer wieder müssen solche Selbstverständlichkeiten gesagt werden. Nach was für Dingen glaubte man schon vorausspähen zu können, weil hinterrücks doch so ziemlich alles in Ordnung wäre. Da äußert neulich ein bekannter Hamburger, als in einer Akademikerversammlung darüber beraten wurde, ob Hamburg eine Universität haben solle oder nicht: nein, dafür könne er nicht stimmen. Die Hamburger wüßten gar nichts damit anzufangen. Die Universität schätzten sie nur, soweit sie ihnen zum Geldverdienen behilflich sei. Und dagegen ließe sich nichts machen. Dann kostete ihm (dem Redner) die Sache auch zu viel — ach, nein, wozu . . Und so weiter. — Ja, da nutzt kein Hinweis darauf, daß die Amerikaner den Hamburgern im Geldverdienen (man muß es schlichter sagen und höflichst mit einem Fragezeichen versehen) vielleicht ebenbürtig seien und vielleicht gerade deswegen ständig bemüht seien, mehr Universitäten zu bauen. Das alles nutzt nichts. Hamburg ist eben eine Millionenstadt, die erst noch kultiviert werden muß. Königliche Kaufleute? Nein, so sprechen königliche Kaufleute nicht, sondern nur höchst unkönigliche Schacherer. — Es ist freilich gegen den Herrn Dr. Seelig auch protestiert worden, aber nur im Tone, den man anwendet, wenn ein Mann, mit dem man sich im übrigen recht gut versteht, versehentlich einen Schritt zu weit gegangen ist. — Königliche Kaufleute. Mäcenas, der alte Römer, wird meinen, er habe mehr aufwenden müssen, um diesen Titel zu verdienen. Kunst und Wissenschaft hätten seine Geschäfte dabei nicht behindert und er habe Zeit genug gehabt, auch über Dinge nachzudenken, die abseits von Wechselbriefen lagen. Vielleicht sei dieses Nachdenken sogar ein gutes Geistestraining gewesen, das ihn gestärkt und erfrischt habe. Wer das zu scheuen beginne, verliere die großen Gesichtspunkte und beginne schließlich auch als Geschäftsmann nach Pfennigen zu jagen statt nach Goldstücken. — Das sind so gute Meinungen, königliche Kaufleute. Es ist jammerschade, daß sie nicht mehr für ihr Ansehen tun. Und das haben sie jetzt, weiß es Gott, wieder einmal recht nötig.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 6 16. DEZEMBER 1911

# EIN GESPENST VON STAATSMINISTER a. D. DR. SIGURD IBSEN (CHRISTIANIA)

Am 3. Oktober meldete ein Telegramm aus Rom von begeisterten Demonstrationen vor der Wohnung des Ministerpräsidenten; wieder und wieder hatte sich der Premierminister auf seinem Balkon zeigen müssen, um die Huldigungen der Volksmassen entgegenzunehmen. Wer Giolittis nüchterne Sinnesart und seinen Schrecken geradezu vor repräsentativen Pflichten kennt, kann sich nur mit einem Lächeln in die Gefühle hineindenken, mit denen er sich dieser öffentlichen Selbstausstellung unterzogen hat. Äußerst bürgerlich in seinem Auftreten, kurz und bündig als Redner im Parlament, vor allem interessiert für praktische Aufgaben, ist er nicht der Mann, der sich leichten Herzens auf auswärtige Abenteuer einläßt. All die Kritik, all die guten Ratschläge, die die europäische Presse in diesen Tagen verschwendet hat, enthalten nur Dinge, die Giolitti sich selbst sagen kann. Besser als irgendein anderer weiß gerade er, daß Italiens blühende Staatsfinanzen nur eine dekorative Herrlichkeit sind, die kranke ökonomische Zustände verdeckt; daß der Budgetüberschuß nur erreicht worden ist durch eine Besteuerung, die das Wachstum des Erwerbslebens zu hemmen droht. Auch braucht ihm niemand Wahrheiten zu erzählen wie die, daß die Großmachtsforderungen äußerst notwendigen inneren Reformen Geld und Kräfte entziehen, daß das Königreich sich vorläufig mit der Zivilisationsarbeit innerhalb seiner eignen Grenzen begnügen sollte, und daß das neue Kolonialunternehmen weit mehr kosten dürfte, als es je einbringen wird. Er ist sich über diese Dinge vollkommen klar, und wenn er sich trotzdem nach Afrika gewagt hat, muß er es aus Gründen getan haben, die er für zwingend hält.

Was hinter den Kulissen vorgegangen ist, das wissen nur einige Eingeweihte. Aber es ist jedenfalls eine Ironie der Geschichte, daß Giolitti diese Rolle spielen muß, die am allerwenigsten mit seinen Anlagen und Neigungen übereinstimmt, daß gerade ihm diese Lage zufallen mußte, während sie jenem seinem Vorgänger versagt blieb, der sich darin getummelt hätte wie ein Fisch im Wasser. Der Geist, der aus Italiens Ultimatum an die

Türkei sprach und über der von Syrakus auslaufenden Kriegsflotte schwebte, war nicht der Giolittis. Der Geist war der eines Gespenstes, es war Crispis Geist. Es war, als wenn der diktatorische Greis aus seinem Grabe auferstanden wäre und aufs neue dem Lande seine Leidenschaft inspiriert hätte. Dieser Zug nach Tripolis, den er einst geplant, aber nicht zur Ausführung gebracht hatte, beschwört seinen Schatten herauf.

In diesem Jahre war der zehnte Jahrestag seines Todes, und in diesem Jahre hat Italien gleichzeitig ein Jubiläum gefeiert, den fünfzigsten Jahrestag des Königreichs, — dessen Einigung auch Crispi mitbegründet hatte. So mag es also gestattet sein, ihm ein Gedenkblatt zu widmen. Er verdient es um so mehr, als sein Lebenslauf einen lehrreichen Beitrag zur politischen Psychologie liefert.

## II.

Francesco Crispi wurde im Jahre 1819 auf Sizilien geboren, und auf dieser seiner Vaterinsel hat er sich auch seine Sporen verdient. Es war im Jahre 1848, damals, als die Insel sich gegen die Mißherrschaft der neapolitanischen Bourbonen empörte, gegen dieses Regime, das Gladstone als „eine Verleugnung von Gottes Daseins" brandmarkte. Crispi war unter denen, die die Erhebung in Palermo vorbereiteten, und er beteiligte sich an ihr in der Eigenschaft eines „Barrikadenpräfekten". Was er in den folgenden Monaten vollbrachte, war erstaunlich. Als Kriegsminister improvisierte dieser neunundzwanzigjährige Advokat eine neue Armee aus Bauern und Bürgern, errichtete Waffenfabriken, setzte Pulvermühlen in Gang, versah die Festungen mit Geschützen. Als Deputierter war er im Parlament Führer der äußersten Linken, nahm das Wort fast in jeder einzigen Sitzung, schlug eine Menge Reformen vor und führte sie durch, und es war infolge seiner Initiative, daß die Versammlung die Dynastie für abgesetzt erklärte. Zu gleicher Zeit fand er Muße, das Blatt „Apostolato" zu redigieren und machte Propaganda für seine Ideen in gewaltsamen und flammenden Artikeln, deren Ton an die Sprache der Jakobiner während der französischen Revolution erinnerte. Aber eine neapolitanische Flotte näherte sich, ein königliches Heer wurde in Sizilien ans Land gesetzt. Nun bekamen die sogenannten Gemäßigten die Oberhand, die Begeisterung wurde abgelöst durch Verzagtheit, und man sprach davon, Unterhandlungen einzuleiten. Crispi raste über diese Feigheit, trat aus der Regierung aus, legte sein Mandat nieder, appellierte an das Volk, wollte Krieg bis aufs Äußerste. Er selbst kämpfte wie ein Löwe bis zum letzten Augenblick. Erst als alles verloren und Palermo in den Händen der Feinde war, vermochte sein Vater ihn zur Flucht zu überreden.

Und damit begann eine mehr als zehnjährige Periode des Umherstreifens und der Drangsal. Zunächst nahm er den Weg nach dem liberalen Piemont, nach Turin, der Hauptstadt des jungen Victor Emanuel, wo es von landflüchtigen Patrioten aus dem übrigen Italien wimmelte. Hier wurde ihm eine ganz vorteilhafte Stellung an einer gemäßigten Zeitung angeboten, die von Cavour begründet worden war, aber er wies den Vorschlag zurück, indem er sagte: „Ich bin kein Schuhmacher, der für allerlei Füße arbeitet", eine Antwort, die ihm um so mehr Ehre machte, als er an jenem Tage kein Geld zum Mittagbrot hatte, Er zog

es vor, bei einem demokratischen Blatt einzutreten, von dem er als Redaktionssekretär und Geschäftsführer ein Monatsgehalt von 60 Francs erhielt. In politischer Beziehung war er damals ein ebenso fanatischer Republikaner wie Einigungsschwärmer: sein Ideal war ein Bund von italienischen Freistaaten. Hierin stimmte er mit Mazzini überein, der damals in London wohnte und den Crispi noch nicht persönlich kannte, mit dem er jedoch einen Briefwechsel unterhielt, der die beiden Männer geistig immer näher zueinander führte, so daß Mazzini Crispi als seinen politischen Erben und Nachfolger bezeichnete. Ein von Mazzini angestifteter, aber von den Österreichern sofort unterdrückter Aufstand in Milano rief in dem angrenzenden Piemont eine Reaktion hervor, und Crispi wurde mit andern Mazzinianern ins Gefängnis geworfen. Unter seinen Papieren fand man nichts Kompromittierendes; aber Cavour wollte ihn nicht länger im Lande haben. Der Minister hatte ihn nie leiden mögen, und der magere, dunkle, feurige Sizilianer konnte seinerseits den blonden, wohlgenährten piemontesischen Staatsmann mit seiner goldenen Brille und seinem Liberalismus von englischem Zuschnitt nicht ausstehen. Die Antipathie war gegenseitig, doch Cavour hatte die Macht, und Crispi wurde von Gendarmen nach Genua eskortiert.

Hier schiffte er sich nach Malta ein und eine Frau begleitete ihn, Rosalie Montmasson, mit der er ein Verhältnis einging, das später in seiner politischen Laufbahn eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte. Auf Malta hatten die beiden schwere Zeiten; sie wohnten in einer verfallenen Hütte außerhalb der Stadt und lebten von Brot und Gemüse. Schließlich fand Rosalie Beschäftigung als Wäscherin, und Crispi gab eine Zeitung heraus, die sich bald verbreitete und auch den Weg nach Italien fand. Aber gerade, als er im Begriff war, emporzukommen, nahmen die Dinge wieder eine ungünstige Wendung; Cavour, dessen Politik er in seinem Blatte mit verbissenem Haß bekämpfte, machte diplomatische Vorstellungen gegen sein Verbleiben auf Malta, ebenso die neapolitanische Regierung; dazu kam, daß sich unter den Emigranten auf der Insel einige sizilianische Gemäßigte befanden, die seit der Revolutionszeit die ärgsten Feinde des Jakobiners Crispi waren und ihn nun bei dem britischen Gouverneur verdächtigten, ein heimlicher Sendling Rußlands zu sein. Das Ende vom ganzen war ein Ausweisungsbefehl.

Er kam nach London mit zwei Pfund Sterling in der Tasche, fand einen untergeordneten Posten in dem Bankgeschäft eines Italieners und gab außerdem Sprachstunden. Doch er hatte Mühe, sich durchzuschlagen, besonders als seine Begleiterin wieder zu ihm gestoßen war und für zwei gesorgt werden mußte. Was ihn seelisch aufrecht erhielt, war wohl der Verkehr mit Mazzini; „der Messias der Revolution", wie Crispi ihn nannte, verstand es, seine Anhänger in Ekstase zu bringen und sie zu den kühnsten Unternehmungen zu entflammen. Auch Rosalie wurde sein Agent: als Überbringerin der vertraulichen Korrespondenz zwischen dem Hohenpriester und seinen Schülern fuhr sie in der Tracht einer Bauernfrau zwischen England und Frankreich hin und her. Indessen wurde Crispis Arbeitskraft von seinem Landsmanne, dem Bankier, auf das schändlichste ausgenützt, und

als dieser ihn bei der Verteilung der Neujahrsgratifikation absichtlich überging, war er so empört, daß er seine Stellung aufgab. Glücklicherweise fand er bald einen neuen und besser bezahlten Posten als Mitredakteur und Geschäftsführer am „Courier franco-italien", der in Paris erschien.

Dort machte er die Bekanntschaft mehrerer hervorragender Republikaner, Jules Favres, Grévys und Floquets, und gleichzeitig erhielt er die Verbindung mit Mazzini aufrecht, der ihn als Vermittler für allerlei Zwecke benutzte. Trotz seiner Schlauheit konnte er es nicht vermeiden, Verdacht zu erwecken; einmal wurde er arretiert, aber wieder freigelassen, da die Haussuchung zu keinem Resultat geführt hatte. „Er ist noch schwerer zu fassen als Mazzini, er schreibt nie", sagte der Polizeipräfekt Pietri. Aber man behielt ihn dauernd im Auge; konnte man sich auch an keine bestimmte Tatsache halten, so waren doch seine revolutionären Anschauungen kein Geheimnis. Da traf Orsinis Mordversuch auf Napoleon III. ein. Crispi wurde von neuem arretiert und von neuem freigelassen, nachdem festgestellt worden war, daß er nicht den geringsten Anteil an dem Attentat hatte, aber er stand nun mal auf der schwarzen Liste und einige Monate später wurde er aus Frankreich ausgewiesen.

Man weiß, daß Orsinis Attentat den schreckensstarren Kaiser bestimmte, die italienischen Patrioten zu versöhnen, indem er das Versprechen einlöste, das er ihnen als junger Çarbonaro gegeben hatte, und daß er einen Bund schloß mit Piemont, das immer mehr als das feste Zentrum für Italiens bis dahin so unklare Einigungsbestrebungen hervortrat. Das Jahr 1859 brachte den großen Freiheitskrieg mit Österreich, die Siege der Franzosen bei Magenta und Solferino, die Abtretung der Lombardei an Victor Emanuel, den Aufstand gegen den Papst in der Romagna, die Vertreibung der kleinen Fürsten aus Parma, Modena und Toskana. Nur im Königreich Italien herrschte noch Ruhe, als Crispi sich in Verkleidung und mit falschem Paß nach Sizilien begab, um auch dort eine Erhebung zustande zu bringen. Wie ein harmloser Tourist streifte er auf der Insel umher, doch gleichzeitig nahm er die Gelegenheit war, die Festungswerke, die Verteilung der Truppen, die Tauglichkeit der Städte für Barrikadenbauten zu studieren, berief er heimliche Versammlungen ein und verabredete die notwendigen Verhaltungsmaßregeln. Die Insurrektion sollte im Oktober ausbrechen, und Crispi, der in der Zwischenzeit in London gewesen war, um Mazzini Bericht zu erstatten, kam am Tage vor dem festgesetzten Datum wieder nach Sizilien, wo er sich an die Spitze der Revolutionäre stellen sollte. Hier hörte er, daß unvorhergesehene Umstände eingetroffen waren, daß die Verschworenen mutlos waren, daß eine günstigere Gelegenheit abgewartet werden müßte. Enttäuscht und erbittert zog er unverrichteter Sache ab.

Aber er ließ sich nicht beirren, und in den folgenden sechs Monaten erwarb er sich sein denkwürdigstes Verdienst, indem er die berühmte Expedition plante und vorbereitete, die in der Geschichte „der Zug der Tausend nach Sizilien" genannt wird. Dieser Zug ist in der allgemeinen Vorstellung unlöslich mit Garibaldis Namen verknüpft, und es ist gewiß, daß er ohne die magische Persönlichkeit des großen Führers niemals gelungen wäre. Aber ebenso

gewiß ist es, daß der General nur widerstrebend den Argumenten, Bitten, ja Drohungen des unermüdlichen Crispi endlich nachgab. Es ist hier nicht der Platz, dieses Heldengedicht des neunzehnten Jahrhunderts wiederzugeben, das uns von einer Handvoll Patrioten erzählt, die auf ein paar Schiffen über das Meer zogen, um ein zahlreiches Heer zu überwinden und ein Königreich zu erobern. Wir haben uns hier nur mit Crispi zu befassen, der während der ganzen Expedition nicht von Garibaldis Seite wich, erst als Stabschef und dann als Mitglied der provisorischen Regierung sein Ratgeber war, auf dem Schlachtfelde mit glänzender Tapferkeit kämpfte und später tat, was er konnte, um Siziliens Verwaltung zu reorganisieren. Zunächst war Undank sein Lohn: die sizilianischen Gemäßigten und die neuen piemontesischen Machthaber verdrängten ihn aus seiner Stellung, und man beschuldigte ihn sogar, sich an öffentlichen Mitteln bereichert zu haben. In Wahrheit hatte er nicht einmal ein Gehalt erhoben, und als er im Jahr darauf zum Deputierten gewählt wurde, war er so arm, daß seine Wähler eine Sammlung veranstalten mußten, um ihn instand zu setzen, sein Mandat auszuüben.

## III.

In dem neugeschaffenen Parlament Italiens saß Crispi in der äußersten Linken. Sein Programm war: politische Ministerverantwortlichkeit, vom Volk anstatt vom König gewählter Senat, Stimmrecht für alle, die lesen und schreiben konnten, progressive Einkommensteuer, kommunale Selbstverwaltung, gezwungener und unentgeltlicher Schulbesuch, Auflösung des stehenden Heeres und Einführung des Milizsystems. Wie man sieht, eine echt demokratische Plattform. Gleichzeitig erklärte er sich dennoch als Anhänger des Königtums. Crispi hatte unzweifelhaft die richtige Auffassung, als er im Jahre 1864 den berühmten Satz aussprach: „Die Monarchie vereint uns, die Republik würde uns trennen", doch nichtsdestoweniger waren unter seinen früheren Gleichgesinnten solche, die ihm seinen Abfall, wie sie es nannten, bitter zum Vorwurf machten. Mazzini verzieh es ihm nie, und einen Annäherungsversuch beantwortete er mit den Worten: „Erst soll Crispi Barrikaden bauen, dann können wir miteinander von Versöhnung reden."

Aber baute Crispi auch keine Barrikaden mehr, so war er doch alles andere eher als ein Royalist nach dem Herzen der regierenden Piemonteser. Man glaubte nicht an seine Bekehrung zur Monarchie, verdächtigte ihn allerlei finsterer Anschläge und schikanierte ihn im Parlament, so oft sich die Gelegenheit dazu bot. Aber der Verfolgte blieb die Antwort nicht schuldig. Fanatisch wie er war, sah er in der Partei der Rechten, die damals am Ruder war, einen Herd für alle heuchlerische Interessenpolitik, alle volksfeindlichen Bestrebungen, und er warf sich auf deren Minister und Deputierte mit einer Wildheit, die selbst seine Freunde erschreckte. Auch in der Linken, in der er sich durch seine Willens- und Arbeitskraft allmählich eine führende Stellung erzwang, hatte man unwillkürlich ein Gefühl der Furcht vor diesem gewaltsamen Charakter, der es nicht duldete, daß seine Parteigenossen ihm widersprachen, der aber seinerseits wohl darauf verfallen konnte, sie ebenso wie seine Widersacher anzugreifen.

Die Jahre vergingen, das nationale Einigungswerk wurde vollbracht: der Krieg von 1866 hatte geendet mit Venetiens Einverleibung in das Königreich, die Ereignisse von 1870 hatten Rom zur Hauptstadt Italiens gemacht. Crispi hatte geringen Einfluß auf den Gang der Ereignisse gehabt; die Rechte war während der ganzen Zeit im Besitz der Macht und er, der danach dürstete, zu handeln, konnte nicht eingreifen, sondern mußte Zuschauer sein, Kritiker, sich verzehren in einer andauernden und unfruchtbaren Opposition. Im Jahre 1876 schien es endlich zu tagen. Mit dem Falle des Ministers Minghetti hatte die Stunde der Rechten geschlagen, das neue Kabinett sollte der Linken angehören. Die Aufgabe, eine Regierung zu bilden, hätte nun Crispi übertragen werden müssen, doch die Antipathie gegen ihn war zu stark, und Victor Emanuel zog den geschmeidigeren Führer der Linken, Depretis, vor. Zur Entschädigung wurde Crispi zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewählt. Einen gebieterischeren Vorsitzenden hat wohl nie eine Nationalversammlung gehabt. Er genierte sich nicht, selbst Minister zur Ordnung zu rufen, weitschweifige oder langweilige Reden unterbrach er mit einer barschen oder höhnischen Bemerkung, und er führte sozusagen ein militärisches Marschtempo in den ganzen Geschäftsgang ein. Viele Deputierte ärgerten sich über die ungewohnte Disziplin, aber alle räumten ein, daß die Kammer nie so rasch gearbeitet habe wie unter Crispis Präsidium.

Auf die Dauer konnte er nicht von der Regierung ausgeschlossen werden, und Depretis nahm ihn in sein Kabinett auf. Aber gerade als sein Stern im Aufgehen war, bereiteten seine Feinde einen fürchterlichen Streich vor. Auf Veranlassung seiner soeben eingegangenen Ehe brachte ein neapolitanisches Blatt einen Artikel, der ihn mit dürren Worten der Bigamie beschuldigte. Damit war das Feuer eröffnet; die konservativen sowohl wie die radikalen Organe fielen ein, denn sein unsympathisches Wesen hatte ihm in allen Lagern Feinde geschaffen; und im Nu erhob sich in ganz Italien ein Sturm gegen ihn. Der Skandal war so überwältigend, daß er seinen Abschied nehmen mußte. Nun bewies allerdings die gerichtliche Untersuchung, daß von einer Doppelehe keine Rede sein kannte, da sein lange schon abgebrochenes Verhältnis zu Rosalie Montmasson nur eine Art priesterlichen Segen erhalten hatte, jedoch infolge der Unterlassung gewisser Formalitäten nicht als eine rechtsgültige Ehe zu betrachten war. Trotzdem blieb er im Urteil der Allgemeinheit mit einem moralischen Makel behaftet, der ihn politisch und gesellschaftlich unmöglich zu machen schien.

Crispi war damals gegen sechzig. Ein Menschenalter hindurch hatte er gearbeitet, gekämpft und gelitten, zwei armselige Monate hatte er die Süße der Regierungsmacht kosten dürfen. Und nun sah es aus, als sei alles vorbei, als solle sein ganzes Lebenswerk unter der unerbittlichen Verachtung der Gegenwart und Zukunft begraben werden. Ein anderer hätte an seiner Stelle verzweifelt, aber Crispi ließ sich nicht entmutigen. Er hatte von seinem Ministerposten zurücktreten müssen, doch sein Mandat als Deputierter hatte er nicht niedergelegt, und eines schönen Tages zeigte er sich wieder in der Kammer. Einige seiner Kollegen waren mutig genug, zu ihm zu gehen und ihm die Hand zu

drücken; die große Mehrzahl aber scheute ihn wie einen Pestbehafteten. In der Presse und im ganzen Lande fuhr man fort, eine förmliche Treibjagd auf Crispi zu machen, aber das reizte seinen trotzigen Sinn nur um so mehr, und anstatt vom Schauplatz zu verschwinden, wie seine Feinde es gehofft hatten, stürzte er sich Hals über Kopf in den Wirbel der Polemik.

## IV.

Und wer hätte es geahnt: wenige Jahre nach diesen Begebenheiten war der vor kurzem scheel angesehene, ausgestoßene, friedlose Mann wieder ein mächtiger Faktor im politischen Leben. Was war der Grund zu dem Umschlag in der öffentlichen Meinung und zu Crispis erneuertem Prestige? Da läßt sich nichts Bestimmtes nachweisen; es war in der Zwischenzeit nichts geschehen, das geeignet schien, Crispi in ein anderes Licht zu stellen. Aber was man Prestige nennt, das ist nun einmal ein launenhafter Vogel, der sich setzt, fortfliegt und zurückkommt, ohne daß man oft sagen kann, weshalb. Vielleicht war es sein unerschütterliches Selbstvertrauen, das den andern imponierte und ihren Widerstand besiegte; wenn andere an einen glauben sollen, ist es vor allem notwendig, daß man an sich selbst glaubt. Genug: von 1887 bis 1891 finden wir ihn mit einer Machtfülle ausgerüstet, wie sie nach Cavour niemand in Italien besessen hatte. Crispi war Ministerpräsident, Minister des Innern und Äußern zu gleicher Zeit. Er war tatsächlich ein Reichskanzler, und dominierend wie seine Stellung war auch seine Sprache: meine Ideen, meine Regierung, meine Botschafter hieß es beständig. Und in Wirklichkeit war Italiens Politik jenes Zeitraums in diesem einen Manne verkörpert. Der Kulturkampf mit dem Vatikan, der Bruch mit Frankreich, der nähere Anschluß an Deutschland und Österreich, all das war das höchst persönliche Werk Crispis.

Nachdem er im Jahre 1891 zurückgetreten war, dauerte es fast drei Jahre, bis er wiederum dazu berufen wurde, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Er fand sofort Gelegenheit, sich von seiner stärksten Seite zu zeigen. Dieser ehemalige Revolutionär schien nie mehr in seinem Element zu sein, als wenn er die strengste Autorität behaupten konnte. Die Zuckungen, die in jener Zeit den italienischen Staat durchfuhren, die Aufstände auf Sizilien und in Massa-Carrara gaben ihm Veranlassung, die sozialen Schwärmer und Agitatoren, die aufrührerischen Bauern und Arbeiter seine eiserne Hand in ihrer ganzen Schwere fühlen zu lassen. Der Umfang der Unruhen und die Gefahr der Ansteckung machten es freilich zu einer Notwendigkeit, die äußerste Energie aufzubieten, um der Bewegung Einhalt zu tun. Aber was man Crispi mit Recht zum Vorwurf machen konnte, war seine Mitschuld daran, daß man es so weit hatte kommen lassen, bis Unterdrückungsmittel angewandt werden mußten. Während der vier Jahre, da er allmächtiger Minister gewesen war, hatte er nichts getan, um den schreienden Übeln abzuhelfen, die er doch kennen mußte. Würde er nun, durch die Erfahrung belehrt, andere Wege einschlagen, und sollte das Volk nun Brot bekommen, anstatt Blei? Es hatte nicht den Anschein: in dem Programm, mit dem er im Jahre 1894 vor die Kammer trat, war kein Versprechen durchgreifender Reformen vorhanden. Dagegen

wurden dem schon so schwer belasteten und ausgepreßten Lande neue Steuern angekündigt. „Sie werden nicht gezahlt!“ rief man von den Bänken der Opposition. „Sie sollen gezahlt werden“ antwortete Crispi und schlug auf das Pult.

Ihm war es weniger darum zu tun, daß Italien im Innern gefestigt wurde, als daß es sich vor den Blicken der Außenwelt mit einer prächtigen Fassade darstellte. Je älter er wurde, desto mehr wuchs sein Verlangen nach augenfälligen Triumphen, danach, seinem Zeitalter monumentale Spuren einzuprägen. Er trägt die Hauptschuld an der exzentrischen Großpolitik, dem verheerenden Militarismus, der die Kräfte des Volkes erschöpfte. „Italiens nationale Einheit,“ äußerte er, „seine geographische Lage, seine welthistorische Mission verbieten es ihm, ein Belgien in vergrößertem Maßstabe zu sein.“ Ganz gewiß soll Italien sich nicht nach belgischem Muster bilden, aber es soll auch nicht eine schlechte Kopie Deutschlands sein, und es dürfte wohl ebenso ehrenvoll für das Land sein, als erste Friedensmacht unseres Erdteils aufzutreten, wie als sechster in der Reihe der europäischen Militärstaaten zu figurieren.

Zu moderner Großpolitik gehört auch koloniale Ausdehnung, und es war sicher ein Herzenskummer für Crispi, daß er keine Macht besaß zu den beiden Zeitpunkten, da Italien nur hätte zuzugreifen brauchen. Auf dem Berliner Kongreß hätte es mit Leichtigkeit den Besitz von Tunis erreichen können, aber das Ministerium Cairoli ließ die Chance ungenützt. Vier Jahre später, als es sich um die Frage handelte, in Ägypten zu intervenieren, machte Gladstone durch Crispi, der sich damals als Privatmann in London aufhielt, den Vorschlag, daß Italien gemeinsame Sache mit England machen solle. Der Ministerpräsident Depretis und der Minister des Äußern Mancini wurden davon unterrichtet, wiesen aber das Anerbieten ab. „Ihr seid Hasenfüße!“ telegraphierte Crispi zurück. Als er selbst an das Ruder gekommen war, warf er seine Augen auf Tripolis; sein Neffe hat jüngst erklärt, daß Crispi im Jahre 1890 eine Aktion in dieser Gegend vorbereitet habe, doch aus unbekannten Gründen wurde die Sache vorläufig aufgegeben. Dagegen verschaffte er Italien das Protektorat über Abessinien, dem großen Hinterlande der im übrigen ziemlich wertlosen Kolonie Erythräa. Aber die Herrlichkeit war von kurzer Dauer; Kaiser Menelik wollte sich von der Vormundschaft befreien und brachte dem italienischen Heer am 1. März 1896 die zerschmetternde Niederlage bei Adua bei. Es ist noch unaufgeklärt, warum General Baratieri die Schlacht hervorrief, ohne die versprochenen Verstärkungen abzuwarten; einen der Gründe wollte man später in einem Telegramm von Crispi finden, in dem er von dem General einen „authentischen“ Sieg verlangte. War es diese Forderung, die bestimmend wurde, so mußte Crispi seine Ungeduld hart büßen; die Katastrophe führte nämlich seinen Fall herbei. Am 5. März reichte er seine Entlassung ein, und damit war seine politische Saga zu Ende.

## V.

In der historischen Phase, die die Italiener il Risorgimento nennen, waren die Hauptrollen von vornherein verteilt: Mazzini war der Prophet der nationalen Wiedergeburt, Cavour war ihr

Staatsmann und Garibaldi ihr Kriegsheld. Diese drei haben die ersten Plätze eingenommen, und im Vergleich mit ihnen mußte Crispi in der zweiten Reihe stehen bleiben. Seine Glanzzeit fiel in ein Epigonenzeitalter, in dem man dort unten gelernt hatte, mit Bezug auf große Männer weniger verwöhnt zu sein. Erst als Siebzigjähriger sollte er es erleben, daß die Ruhmesglorie seinen Namen umgab. Aber das war nur ein Abendrot, und die Sonne ging unter, und sein Ruhm wird im Bewußtsein der Nachwelt erblassen. Denn diese cäsarische Gewalt seines äußeren Auftretens, die auf viele seiner Zeitgenossen einen so starken Eindruck machte, war eigentlich eine Schale ohne entsprechenden Kern, ein prachtvolles Gewand, aber nicht die Äußerung eines königlichen Ingeniums. Zu denen, die uns mit neuen Werten bereichert haben, zu den schaffenden Geistern gehört er nicht.

Eine merkwürdige Erscheinung war er trotzdem durch seinen seltsam zusammengesetzten Charakter, einer Mischung von Verschwörer und Haudegen, von kalter Berechnung und glühenden Impulsen, von geheimnisvoller Verschwiegenheit und brutalem Freimut. Und nicht weniger ungewöhnlich war er durch seinen abenteuerlichen und stürmischen Lebenslauf, der eine Welt von Erfahrungen und Ereignissen umfaßte, von Hoffnungen und Enttäuschungen, Niederlagen und Triumphen. Wie er vor uns stand mit seinem weißen Kopf und seinem leidenschaftlichen Herzen, heftig und barsch, ungeschwächt bis in sein hohes Alter hinein, war er der knorrigen, doch wintergrünen Steineiche seines Vaterlandes nicht unähnlich.

Als Minister hatte er viele Sünden auf dem Gewissen. Aber, soll das Urteil über ihn gefällt werden, so darf man nicht vergessen, daß auf der andern Wagschale die Verdienste und Taten seiner Jugend und seines Mannesalters liegen; sein ehrenvolles Exil, seine stolze Armut, seine persönliche Tapferkeit, seine Standhaftigkeit im Unglück, ein der Einigung und Freiheit Italiens geweihtes Menschenalter. Völlig verleugnen wollte er seine alten Ideale nie und noch in seinen letzten Lebensjahren konnte ab und zu ein Ausbruch kommen, ein flammendes Wort, das verriet, daß sie noch immer Widerhall in seiner Seele fanden. Er hat es zwar übernommen, den Wagen der dynastischen Interessen zu ziehen, aber es war mit ihm wie mit dem ehemaligen Militärpferd; das die Ohren spitzt und wiehert, wenn es den wohlbekannten Klang der Trompeten hört. Zuweilen pochte die Vergangenheit an seine Tür und er erinnerte sich der Geliebten seiner Jugend, dieser Freiheit, für die er gekämpft und gelitten hatte, deren Wesen er aber nicht recht verstand.

Denn das Geheimnis liegt darin, daß Crispi ein Mann der Linken war mit einer äußerst geringen Dosis von Liberalismus, ein Fortschrittsmann, der von den Methoden der Vergangenheit durchdrungen war, ein Freiheitsmann mit wenig entwickeltem Freisinn. Dieser Freisinn war lebhaft genug gewesen, um sich gegen die Tyrannei der andern zu empören, versagte aber, als es für ihn selbst galt, die demokratischen Ideen in der Praxis durchzuführen. Die Flaschen und Etiketten waren verändert, aber der Wein war derselbe. Crispi war ein Beispiel für jene sogenannten Nationalliberalen, die mit den Jahren vielleicht noch
12 mehr national wurden, aber ganz sicher weniger liberal. Oder er

ist vielleicht noch besser zu diesen Linken des jakobinischen Typus zu zählen, deren radikales Glaubensbekenntnis in beständigem Streit liegt mit ihren autoritären Instinkten, und deren Verhältnis zu wirklichem Freisinn ungefähr so ist, wie das der Inquisitoren zum Geiste des Christentums war. Das ist ein Typus, der in den romanischen Ländern ziemlich allgemein ist, aber zuweilen kommt er auch in den germanischen vor, und ich habe den Argwohn, daß unser (als Erscheinung übrigens so unnordischer) Johan Sverdrup einen Einschlag von Jakobinismus in demselben Sinne hatte.

Für die „Zeitschrift" übersetzt von Rhea Sternberg.

---

Die panamerikanische Idee (Monroe-Doktrin)
nach einer Karikatur des Wallstreet-Journal, New York

# HAUSWIRTSCHAFT UND BERUF

## VON ERNST SCHUR

Je feiner sich die Kultur des inneren Lebens differenziert und je verwickelter und anspruchsvoller sich die Bedingungen des äußeren Daseins gestalten, um so ausschließlicher streben wir zu einer Emanzipation von den hauswirtschaftlichen Fragen und hin zu einer geistigeren Existenz. Aber es scheint, als ob das Leben uns nicht ganz freilassen will. Die Hausfrau und das Dienstmädchen sind das Symbol dieser irdischen Notwendigkeiten und wirklich, je mehr man praktisch an diese Dinge herangeführt wird, schätzt man um so mehr die segensreiche Institution der Hausfrau oder Wirtschafterin, die in allen Dingen wie ein Puffer zwischen Geist und Praxis wirkt und die in der Tat vielleicht erst unsere ganze geistige Kultur ermöglicht hat. Dies soll kein Loblied sein, sondern eine Erkenntnis und und zwar keine freudige. Denn sie greift in unsere ökonomischen, kulturellen und persönlichen Verhältnisse so einschneidend ein, daß wir immer vor die Beantwortung gestellt werden.

Ich schicke voraus: meine Frau ist Malerin; ich bin Schriftsteller. Als wir geheiratet hatten, schworen wir es uns feierlich zu, daß kein Dienstmädchen unsere geheiligten Räume betreten sollte. Wir hatten alle diese Dinge, die uns nun täglich umgaben, mit Liebe ausgesucht — würde das nicht alles entweiht, wenn ein fremder, dienstbarer Geist hier waltete. O, wir wußten aus der Theorie, daß das Dienstmädchen ein Problem ist; wir wollten nichts davon sehen und hören. Wir hatten beide mit unserer Arbeit zu tun; eine ostpreußische Karline oder eine Berliner Großstadtblüte ewig um uns zu haben, das schien uns unmöglich und ganz der modernen Entwicklung zu widersprechen. Man kann das heutzutage nicht mehr. Früher, ja, da war das etwas anderes. Da gehörte der Dienstbote sozusagen zur Familie und fühlte sich mit allen Geschicken verbunden und für alles mitverantwortlich. Heute aber — ist jedes Dienstmädchen eine Individualität, und eher geht das Familienleben in die Brüche, als daß ihr ein Härchen gekrümmt wird. Flugs läuft sie zur Polizei und in diesem Punkte weiß die Polizei immer, wofür sie sich zu entscheiden hat, für die unterdrückten Dienstmädchen.

Kurz, unsere Zeit war uns zu kostbar. Wir lebten in unserer eignen Wohnung sozusagen möbliert; vormittags kam eine stille, gedrückte, graue Frau, die uns alles wieder säuberte, was wir schmutzig gemacht hatten, die zurechtstellte, was wir durcheinandergebracht hatten. Wenn sie die Tür hinter sich schloß, waren wir froh. Wir lebten in goldener Freiheit und unsere Bekannten beneideten uns, sie hatten ewig mit Dienstbotenfragen zu tun und die Not wurde nur verdeckt, weil die Hausfrau nichts anderes zu tun hatte. Es sei noch mitgeteilt, daß wir im Restaurant aßen.

Soweit war alles gut, und das Leben ließ sich recht gut an. In jedem Augenblick konnten wir tun und lassen, war wir wollten. Wir waren ungebunden und pfiffen auf das sogenannte Familienleben mit all seinen Fesseln. Was machten wir nicht alles möglich! Wir machten Ausflüge, gingen in den Eispalast, ins Theater;

wir konnten verreisen, ohne jemand zu fragen. Wir schlossen die Wohnung zu und die Sache war erledigt. Die Arbeit war ein Vergnügen; ein heiliger Friede war in den Räumen und wenn wir niemand sehen wollten, öffneten wir nicht, wenn es klingelte und freuten uns der Stille unseres Heims.

Das ging so fünf Jahre. Es waren fünf Jahre ungetrübten Glückes. Da ritt uns der Teufel.

Unsere Bekannten hatten uns schon lange zu verstehen gegeben, daß zu einem anständigen Haushalt ein Dienstmädchen gehöre. Sie verdachten es uns auf die Dauer, daß wir, obwohl verheiratet, doch eigentlich wie Bohemiens dahinlebten. Wir liehen diesen Einflüsterungen ein gar zu williges Gehör. Denn da einem immer das verlockend erscheint, was man nicht hat, dagegen das noch so ungetrübte Glück, das alltäglich wird, an Zugkraft verliert, malten wir es uns, nachdem wir fünf Jahre lustig und guter Dinge gewesen waren, mit glühenden Farben aus, wie schön es sein müsse, einen Dienstboten im Hause zu haben. Man braucht keine Handreichung mehr zu tun; das Frühstück ist morgens komplett gedeckt; immer ist einer zum Schicken da; wenn es klingelt, braucht man nicht hinauszugehen; sie bekommt eine extra schöne Schürze um. Und das Mittagessen? Du lieber Gott, das ist so schlimm nicht; wir hatten ja einige Übung, sie wird schnell angelernt, es wird schon gehen. Es hat auch seine Vorteile, wenn man nicht aus dem Haus zu gehen braucht. Man hat seine Ruhe und kann sich dann noch mehr seiner Arbeit widmen. So philosophierten wir uns in unser Unglück hinein.

Wir gingen mit aller Gründlichkeit zu Werke.

Wir hätten einen kleinen Neger bekommen können; Neger sollen sehr brauchbar sein. So dachten wir wenigstens der prosaischen Sache eine interessante Seite abgewinnen zu können. „Mbea“ war aus Togo und hatte Lippen, die aussahen wie ein dekoratives Arrangement aus Blutwurst. Er kam und stellte sich uns vor. Dreizehn Jahre war er alt; er war freundlich, ja schüchtern und sollte sehr geschickt sein. Wir schwärmten von ihm; wir wollten ihm eine dunkelgrüne Livree kaufen, das würde sicher Effekt machen. Aber schließlich wurde nichts daraus. Er hatte Heimweh. Und schließlich werden diese Schwarzen, hatte ich mir gesagt, schnell frühreif und sind dann in der Entwicklung ihrer Liebeslebens sehr gewalttätig, wie die sich häufenden Sittlichkeitsattentate in Amerika beweisen. So daß ich nicht ohne Unruhe das Haus verlassen hätte. Meine Frau hatte ihn bei der Vorstellung noch schnell skizziert, so daß wir dies Bild als Erinnerung haben.

Dann dachten wir an eine „Stütze“ von außerhalb. Denn erstens konnten wir auf etwas mehr Bildung hoffen und auch so raffiniert würde wohl ein solches Fräulein von außerhalb nicht sein. Wir schrieben stundenlang aus den Familienblättern die Gesuche ab. So verbrachten wir den Sonntag. Ich glaube, jeder kommt einmal auf diese Idee . . Wir hatten eine ganze Kollektion beisammen, alte und junge, solche, die gut behandelt sein wollten und auf Gehalt überhaupt verzichteten, solche, die um ein kleines Taschengeld baten und Familienanschluß verlangten, solche, die mit allen Hausarbeiten vertraut waren und andere, die eine Aufwartung zur Bedingung machten. Mehr Varianten gab

es eigentlich nicht (wenn man von den Wirtschafterinnen absieht, die absolut zu einem alleinstehenden Herrn wollten). Bis in die Nacht hinein schrieben wir Briefe an alle diese Adressen, etwa zwei Dutzend, immer wieder dasselbe, und kamen uns außerordentlich praktisch vor.

Über Nacht war der Traum zerronnen. Die Briefe lagen wohlverschlossen, mit Marke versehen, auf dem Tische. Irgend etwas schien uns nicht geheuer. Wir wollten nur dem Augenschein trauen. Wie, wenn uns nun der Ankömmling von Anfang an nicht zusagte? Nein, besser ist es, hier jemand zu suchen.

So näherten wir uns auf Umwegen immer mehr dem üblichen Niveau. Aber wir machten wenigstens noch eine Bedingung: sie sollte jung und unverdorben sein, noch nicht im Kampf mit der Hausfrau erfahren, unschuldig und willig. Eine, die eben aus der Schule entlassen war und mit allen Hoffnungen ins Leben hinaustrat.

So kam Grete in unser Haus. Sie war mit allen Vorsichtsmaßregeln gekapert worden. Eine Lehrerin hatte sie uns empfohlen; sie war 15 Jahre alt, war Waise und willig, nett und freundlich. Und wir wollten sie anlernen. Wir wollten uns eine Stütze fürs Leben heranziehen.

Sie hieß Grete Schulz und war unser einziges Dienstmädchen. Und da diese Gattung eine besondere psychologische Spezies in unserm Kulturleben darstellt, gezüchtet in Jahrzehnten und Jahrhunderten, so will ich die Geschichte von Grete Schulz aufschreiben, Späteren zur Warnung und Belehrung.

Aber ich will nur einige, markante Züge herausgreifen.

Eines Tages gab ich ihr abends eine Drucksache, die eilig fortsollte. Sie brachte sie wieder, weil sie nicht in den Briefkasten ging. Ich schickte sie am nächsten Morgen gleich nach der Post damit, um sie dort abzugeben. Sie kam wieder damit zurück. „In den Briefkasten sei sie dort auch nicht hineingegangen." Ich rang im stillen die Hände — und ergab mich.

Nächsten Sonntag wollten wir sie ein wenig spazieren gehen lassen. Wir schickten sie in den Botanischen Garten, der ganz in der Nähe liegt. Sie zog den Schlüssel zu ihrer Kammer ab und ging. Nach einer Stunde kommt sie betreten wieder. Sie hatte den Schlüssel verloren. Aber es sei nicht so schlimm; flugs erbat sie sich einen Schuhknöpfer, drehte einen Dietrich daraus und öffnete das Schloß. Das hätte sie von ihrem Schlosservater gelernt; so könne es ja nun bleiben. Ich aber spielte nun den nächsten Tag Schlosser, schraubte das Schloß ab und besorgte einen passenden Schlüssel.

Dann kam der Schlußeffekt. Eines Tages ging sie in den Keller, um Kohlen zu holen. Unverrichteter Sache kam sie zurück. Der Kellerschlüssel war mitten entzweigebrochen. Und sie erzählte treuherzig folgende Geschichte: der Schlüssel hätte im Eimer gelegen, sie hätte ihn ganz behutsam herausnehmen wollen, da hätten mit einemmal zwei Stücken da gelegen. „Grete," sagte ich, „das kann Ihnen doch kein Mensch glauben; sagen Sie doch wenigstens, wie es war. Sie haben entweder gewaltsam am Schloß gedreht oder etwas Schweres daraufgestellt oder ihn fallen lassen." Da aber hatte sie schon mit tragischer Gebärde die Hände erhoben und mit dem Ruf: „Also eine

Schwindlerin!“ stürzte sie schluchzend in ihre Kammer und war nicht mehr zu sehen. Man hörte nur das Weinen. Zwei Stunden kam sie nicht heraus. Als sie aber herauskam und Staub wischen wollte und meinen kostbaren Lieblingsaschenbecher in der Hand hielt, wurde sie in dem Moment meiner wieder ansichtig und — bautz — warf sie ihn zur Erde.

Man wird schließlich unempfindlich gegen Unglück, wenn es sich zu sehr häuft.

Einige Tage darauf verließ uns Grete. Mit all ihrem Krimskrams, den sie mitgebracht hatte, einem kleinen, eisernen Anker, einem Schiffsmodell und einer Zither, zog sie froh und hoffnungsvoll ihrem neuen Heim entgegen. Sie hatte sich als „perfektes“ Mädchen vermietet; es war eine Abwechslung für sie. Hatten wir uns doch in diesen Wochen ganz ihrer Ausbildung gewidmet; so war sie ihrer Sache sicher. Sie gab uns bieder die Hand, ohne uns eines Dankes zu würdigen, versprach uns aber, uns bei Gelegenheit einmal aufzusuchen.

O, ich begreife es wohl, ihr Hausfrauen, warum ihr immer von den Dienstboten sprecht, wenn ihr zusammen seid; ich begreife es, wie ihr in diesem täglichen und aussichtslosen Kampf euch zermürbt, aufreibt und warum ihr so fahrig werdet und alles Kleine so wichtig nehmt. Ach, die Männer wissen nichts von euren Qualen! Ihr seid einem unlösbaren Problem gegenübergestellt, einem Problem, das schwieriger ist, als alle männlichen Probleme; weil es eben unlösbar ist. Darum habe ich diese Geschichte aufgeschrieben, so, wie sie passiert ist und ihre Bedeutung soll darin liegen, daß sie ganz und gar wahr ist. Peter Behrens sagte mir einmal, daß das Haus der Zukunft das Hotel wäre. Jetzt begreife ich es. Sind wir dazu da, Dienstmädchen zu hegen und zu pflegen? Und wenn sie etwas gelernt haben, verlassen sie uns?! Gibt es einen idealeren Beruf, als Dienstmädchen? Sie bekommen ihr Essen und Trinken, Lohn und Logis und Trinkgelder und was sonst noch abfällt; werden sie krank, so ist für sie gesorgt und wenn sie abgehen, sorgt die Polizei dafür, daß man ihr kein schlechtes Zeugnis ausstellt, um „ihrem ferneren Fortkommen kein Hindernis in den Weg zu legen“.

Als Grete fort war, war es, als wiche ein Alb von unserer Brust. Wie hatten wir uns das alles so schön geträumt und wie war alles zu Wasser geworden. Nie habe ich eine gräßlichere Enttäuschung erlebt.

Nun gehen wir einige Zeit in ein Sanatorium, um unsere Nerven von diesem Erlebnis zu kurieren.

Wenn wir zurückkommen, werden wir wie früher leben, frei und ungebunden. Und wir werden dann unser Heim, das uns wie entweiht vorkam, wieder liebgewinnen. Mögen die Menschen sagen, daß wir wie Bohemiens leben. Im Grunde, glaube ich, beneiden sie uns und wollen es nur nicht eingestehen. Sind wir einmal für das sogenannte Familienleben verdorben, so wollen wir wenigstens Farbe bekennen. Wir wohnen wieder bei uns selbst, möbliert, und gehen essen und widmen uns unserer Arbeit, und die stille Frau, die vormittags kommt, macht uns in vier Stunden, was Grete nicht in einem ganzen Tage schaffte.

Und wir freuen uns schon, wenn wir wieder zu unsrem

Restaurateur reuig zurückkehren. Der wird uns eine Ehrenpforte bauen und uns mit offenen Armen aufnehmen. Denn, wie es schon in der Bibel heißt: „Es ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen."

Die Emanzipation des Geistes ist nun glücklich vollzogen. Man ist doch noch zu etwas anderm auf der Welt, als Dienstmädchen zu drillen. Aber das Problem ist nicht gelöst. Es ist nicht zu lösen. Darum verzichtet man lieber und überläßt es andern, die Zeit dafür haben. Aber ich glaube, es ist überhaupt nicht zu lösen. Der geistig Arbeitende erträgt im eignen Hause nicht diese ewigen Reibungen mit der hanebüchensten Realität, die uns in der Gestalt des Dienstmädchens entgegentritt, uns foltert und quält und drangsaliert und unserer spottet. Das einzige Mittel: es ganz auf sich beruhen zu lassen und nicht daran zu rühren. Man bezwingt es nur, indem man ihm aus dem Wege geht und es ignoriert.

Warum soll ich gezwungen sein, immer zu Hause zu bleiben, oder, wenn ich das Haus verlassen habe, in Angst und Sorgen zu schweben, wenn ich es viel bequemer haben kann und die Wohnung einfach abschließe? Warum soll ich immerfort daran denken müssen: was tut das Mädchen nun? Ist sie auch beschäftigt? Hat sie auch, wenn wir fort sind, zu essen? Bringt sie nicht vielleicht, aus Rache, meine ganzen Manuskripte durcheinander? Wir waren in dieser Zeit zusehends gealtert, waren beinah ein gesetztes Ehepaar geworden, das sich zu Hause hält und seinen Tagespflichten obliegt. Wir laden die Verantwortung auf ein Wesen, das sich ganz verantwortungslos fühlt. Von solch einem Wesen soll ich mir das Essen bereiten lassen? Das soll ich immer um mich haben, draußen hantieren hören, während es mir oft unmöglich ist, gebildetere Menschen um mich zu wissen, da die bloße Existenz anderer Menschen oft empfindlich stört.

Gewiß, unsere Ehe ist vielleicht anormal; aber ich glaube, sie existiert unter geistig Gleichstrebenden doch öfter, als man denkt. Und schließlich, so angenehm die Pufferexistenz einer Hausfrau ist, sie ist nicht jedermanns Sache und schließlich — sie löst das Problem auch nicht. Unsere Ehe ist, da jeder seine Arbeit hat, für die er Konzentration, Einsamkeit, Ruhe braucht, durchaus auf Gleichberechtigung gegründet. So treten an jeden die gleichen Anforderungen heran und nur dadurch habe ich diese Einblicke getan. Ich habe auch als Junggeselle meine kleine Wirtschaft geführt und habe mich ganz glücklich dabei gefühlt, jedenfalls glücklicher, als wenn ich bei irgendwelchen Leuten einwohnte.

Ich glaube, es paßt einfach nicht mehr in unsere Zeit, eine ganz fremde, ungebildete Person, die, wer weiß aus welcher Sphäre stammt, in unsere Hausgemeinschaft aufzunehmen, mit ihr zusammen zu leben und für sie verantwortlich zu sein. Die Bequemlichkeiten, die sogenannten, sind sehr illusorisch; sie fallen der Hausfrau zur Last und ich verzichte gern auf sie.

Daß sich nur die untergeordneten Elemente, die nichts gelernt haben, diesem Beruf noch widmen, ist die Folge. Daher die Verschlechterung des Materials. Aber gerade dieser Beruf erfordert Umsicht, Takt, Verantwortlichkeitsgefühl. Wer aber über diese Eigenschaften verfügt, greift nach einem andern Beruf, in dem

er sein eigner Herr bleibt, besser bezahlt wird und Aussicht auf Aufbesserung hat. Denn schließlich — auch das müssen wir zugeben — trägt die Hausfrau auch sehr oft die Schuld an der Verschlechterung der Dienstboten, indem sie sie von Aufgabe zu Aufgabe hetzt und sie nie zur Ruhe kommen läßt, ihnen dadurch das Gefühl ihrer Notwendigkeit, ihrer Verantwortung nimmt.

Würde es nun besser werden, wenn Hausfrau und Dienstmädchen sich erziehen? Ich glaube nicht. Denn ich bin der Meinung, daß eben diese Hausgemeinschaft — zumal in den großen Städten, wo die Wohnverhältnisse so enge sind — in unsere Gegenwart nicht mehr paßt, wo auch durch öffentliche Diskussionen, durch Vorträge, durch die Zeitungen, in dem Niedersten ein Persönlichkeitsgefühl geweckt wird, das ihm sagt: ich will arbeiten, meine Arbeit bezahlt haben und dann mein eigner Herr sein.

Und so sehr man überlegt, man kommt aus dem Dilemma nicht heraus. Manche haben es mit einem Diener versucht, der früh antritt, abends das Haus verläßt, ein verhältnismäßig hohes Gehalt bekommt und sich selbst beköstigt. Andere halten sich eine Wirtschafterin, wieder andere versuchen es mit zwei Dienstmädchen. Aber all dies erfordert wieder im letzten Grunde die Oberkontrolle; je mehr Personen, je mehr Umstände. Man hat auch gefordert, daß gebildete Töchter höherer Stände den hauswirtschaftlichen Beruf ergreifen und ihn somit, indem sie auch entsprechendes Gehalt beziehen, auf eine höhere Stufe heben sollen — aber wo sind die höheren Töchter, die Dienstmädchen spielen wollen, die nicht lieber einen andern Beruf ergreifen. Und vor allem auch — wo sind die Hausfrauen, die solche höheren Töchter in ihrem Haushalt entsprechend behandeln.

Am besten wäre es, man zöge in ein Hotel, in dem man alles hat, was man wünscht und alles einem fernbleibt, wenn man es nicht wünscht. Aber das würde die Kosten der Lebensführung, wollte man nicht wiederum auf vieles verzichten, was die geistige Kultur verlangt, ins Enorme steigern.

Man sieht, wie diese Fragen schließlich an das Fundament der Ehe rühren. Denn schließlich sagt der Gegner all dieser Ausführungen: warum denn überhaupt noch zusammenwohnen, wenn man alle Beschwerlichkeiten dieser Institution ausschalten will: Und wo bleiben — dies ist noch das schwierigste Kapitel — die Kinder? Er wird nicht begreifen, daß man diese Fragen aufwirft, gerade um das Beste der Ehe zu retten, die schließlich noch aus anderm besteht, als aus gemeinsamem Essen und Trinken.

Die Schwierigkeiten einer Sachlage aufzeigen, heißt nicht, sie verurteilen. Wir steuern, scheint es, amerikanischen Verhältnissen zu, wo für teures Geld keine häusliche Kraft mehr zu haben ist, wo die besten Familien lieber auf sogenannte Bequemlichkeiten verzichten und sich ihre Wirtschaften selbst führen, teils im Restaurant essen, teils eine Hilfskraft engagieren. Aber selbst diese Hilfskraft ist oft schwer zu haben und da heißt es, selbst zugreifen.

Man sieht, es handelt sich hier nicht um Zerstörung einer geheiligten Institution, sondern um ein Übergehen in andere, neue Formen. Darum ist es von Vorteil, diese Fragen zu erörtern und dazu ist es notwendig, den Dingen ins Gesicht zu sehen.

Es ist ein Problem. Wir streben nach Geistigkeit, wir suchen

uns von allen lästigen Fesseln zu befreien, aber da hängt sich uns das Dienstmädchen mit ihrem ganz und gar irdischen Dasein an und wir spüren die ganze Schwere der Fesseln. Wir werfen die Hausfrau noch hinterher — umsonst, es nützt nichts. Unser leibliches Wohl und Wehe, die Voraussetzung unserer geistigen Existenz, hängt von Faktoren ab, die unserer spotten. So oder so — die Wagschale sinkt immer zu unsern Ungunsten.

# OTTOMANISCHE FINANZEN VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Das Spiel beginnt von neuem. Geldkalamitäten am Bosporus. Die Finanzverwaltung der „Hohen Pforte" ist diesmal wirklich nicht schuld. Wirklich nicht? So mag mancher fragen, der seit Jahren nur von Geldsorgen des Ottomanenreiches gelesen hat, den die Telegraphenbureaus der Welt über jene großen und kleinen Finanzgeschäfte besser zu informieren für nötig hielten, als über die gewaltigen Umwälzungen, die das Reich des ersterbendeen Halbmonds im neuen Jahrhundert, dem letzten ihm prophezeiten, durchzumachen hatte. Zugegeben, der Frage fehle die Berechtigung nicht, so gründet in ihr aber auch gleichzeitig jene Frage nach der Existenzberechtigung aller jener Mächte, die heute finanziell ruiniert, als finanziell unheilbar dastehen. Ich möchte eine Aufzählung hier nicht wagen. Daß ihre Zahl groß ist, weiß jedermann. Sie zu schützen, zu erhalten oder zu annektieren, ist seit Jahrhunderten das Recht der an ihnen interessierten Großmächte, das Recht des Stärkeren. Wenn ich nun sage, die Macht der Osmanen im Osten Europas zu erhalten, ist Pflicht und Selbstschutz der Westmächte, so bin ich mir bewußt, jedem politisch Geschulten damit durchaus kein Novum unterbreitet zu haben. Das Prestige der neu erblühenden jungen Türkei aber vermag nur ihre finanzielle Unantastbarkeit, ihre Kreditwürdigkeit, ihre Kreditfähigkeit zu wahren. Welche Macht die Balancierung des türkischen Budgets aus ihrem Säckel vornimmt, mag wohl im Effekt gleichbleiben, für den Staatsmann und Politiker aber bildet es eine Frage von höchster Bedeutung. Seit Dezennien galt Frankreich am goldenen Horn als uneigennütziger und leistungsfähiger Bankier der Pforte. Das Jahr 1910 brachte eine vollständige Veränderung in jenes scheinbare Vertrauensverhältnis. Nachdem man 1909 noch die 7000000 L. T. betragende Anleihe der Türkei vom Quai d'Orsay aus anstandslos negoziiert hatte, weigerte man sich 1910 eine Anleihe in fast gleicher Höhe ohne besondere Garantien des Osmanenreiches zu übernehmen. Deutschland sprang ein und brachte die Anleihe in voller Höhe an den heimischen Märkten unter. Heute braucht die Türkei von neuem Geld — nicht zwar wie sonst, zur Ausgleichung des chronischen Budgetdefizits, sondern zu Kriegszwecken, zur Durchhaltung seiner Position gegenüber Italien, zur Wahrung seines Prestiges. Wie gesagt — eine Anleihe ist, streng genommen, so unproduktiv wie die andere. Wer sie begibt, tut es aus politischen Gründen. Sicherheiten werden gesucht und gefunden werden. Eine Depesche aus Stambul besagt: „Die türkische Regierung verlangte

von der Ottomanbank Vorschüsse in Höhe von 40 Millionen Mark, gegen die sie Schatzbonds ausstellen wollte, die von der nächstjährigen Anleihe getilgt werden sollen. Die Ottomanbank stellte so schwere Bedingungen, daß die Regierung sie nicht annehmen konnte.“ Frankreich zögert. Was sonst nie vorgekommen, wird in den letzten Jahren zur ständigen Gewohnheit. Ist es im Interesse eines engeren Anschlusses an Italien, ist es aus gebotener Vorsicht? Von den verborgenen Gründen mag die Zukunft den Schleier ziehen. Uns genügt, daß die Tatsache besteht. Was wir aber untersuchen wollen, ist die finanzielle Lage des Osmanenreiches selbst. Mehr denn je wird Deutschland sich hinfort gezwungen sehen, den Platz, den einst Frankreich in Stambul inne hatte, einzunehmen — wird ihm der Posten eines Bankiers der „Hohen Pforte“ zufallen.

Die Gesamtschuld der Türkei beläuft sich zurzeit auf zirka 1,8 Milliarden Mark (95,9 Millionen L. T.). Der Zinsen- und Amortisationsdienst, der gegenwärtig 8374480 L. T. beträgt, erhöht sich von Jahr zu Jahr, durch die stets von neuem nötig werdenden Anleihen zur Ausgleichung der Einnahmeausfälle auf der Aktivseite des Budgets. Er ist für 1911—1912, allerdings ohne Berücksichtigung einer oder mehrerer notwendig werdender Kriegsanleihen, bereits auf zirka 10,71 Millionen L. T. veranschlagt. Im ganzen stehen Ausgaben von 34,45 Millionen L. T. (1910—1911) und 35,0 Millionen L. T. (1911—1912) im ordentlichen Budget nur Einnahmen von 26,9 Millionen L. T. und 28,6 Millionen L. T. gegenüber. So kann es nicht weiter gehen, das liegt auf der Hand. Der Ausweg, durch immer neue Anleihen das Defizit der Einnahmen zu decken, muß praktisch in gut absehbarer Zeit sein Ende erreichen — ja wird es um so eher, in je größere und kostspieligere Engagements die junge Türkei verwickelt wird. Um nur einige Ausgabeposten des ordentlichen Budgets zu nennen, die in Bälde entschieden größere Ansprüche an das Reich stellen werden und stellen müssen, sei auf die lächerlich geringe Dotierung z. B. des Marineministeriums mit (1910—1911) 1,64 Millionen L. T. und (1911—1912) gar nur 1,4 Millionen L. T. hingewiesen; auch die kargen Kredite, die man den für jedes aufstrebende Land als besonders Produktiv geltenden Zivilressorts, den Departements für Handel und öffentliche Arbeiten, für Erziehung und Unterricht, für Landwirtschaft, Bergbau und Forsten zuteilt, sind durchaus unzulänglich. Sie betrugen im ordentlichen und außerordentlichen Budget zusammen (1909—1910) zirka 2 Millionen L. T. und (1910—1911) 3,46 Millionen L. T., das sind 5,8 und 9,7% aller Ausgaben, wohingegen die Ausgaben für den öffentlichen Schuldendienst 23,5%, für die Wehrmacht 37,5% und für die übrigen Zivilbehörden und Ministerien zirka 30% betrugen. Wir erblicken in der niedrigen Dotierung gerade jener Institute, die berufen sind das geistige, kulturelle und wirtschaftliche Leben der Nation zu fördern und zu leiten, einen der schlimmsten Fehler des Jungtürkenregimes. Ein Staat, der nicht aus eigner Initiative alles daran setzt, die in ihm schlummernden Produktivkräfte, seien es künstliche, seien es natürliche, auf jede Weise zu fördern, vergibt vieles, wenn nicht alles und ist auf dem Wege selbst auf einer Stufe des Anstiegs Fiasko zu machen, auf die ihn das Glücksspiel der Politik soeben getragen hat.

Den ordentlichen Ausgaben stehen die ordentlichen Einnahmen gegenüber. Sie erfolgen aus direkter und indirekter steuerlicher Belastung der Bevölkerung. Die Höhe dieser Belastung auf den Kopf der Bevölkerung zu berechnen und daraus Resultate ob des schweren oder minder schweren Steuerdrucks auf die Gesamtbevölkerung ziehen zu wollen, erscheint mir müßig. Was bei Durchsicht des türkischen Budgets zuerst in die Augen springt, ist das ungeheuere Überwiegen der direkten Steuern, zirka 12,5 Millionen L. T. gegenüber den kaum mehr als die Hälfte (6,98 Millionen L.T.) betragenden indirekten Steuern. Man hat gesagt, die direkte Besteuerung namentlich der ärmeren Landbevölkerung wäre im Osmanenreiche am Platze, da eine direkte Steuer viel größere Anpassungsfähigkeit an die pekuniäre Leistungsfähigkeit des einzelnen zu zeigen vermöge, als die indirekte arm und reich gleich belastende. Selbst die Richtigkeit dieser These zugegeben, besagt sie doch nichts — wenigsten für den türkischen Steuerzahler nicht. Denn dieser, dessen Gelder die Haupteinnahmen des Reiches bilden, ist gerade dort zu suchen, wo man ihn am wenigsten vermutet — nämlich auf dem flachen Lande. Noch heute ist die steuerliche Belastung der ackerbautreibenden Bevölkerung eine so ungeheuerliche gegenüber der städtischen, daß man sie mit Recht als eine erdrückende, die natürlichen Produktionskräfte des Landes, wenn nicht vernichtende, so doch einengende ansprechen muß. Tragen wir selbst der Tatsache Rechnung, daß die Türkei noch heute Agrarstaat ist, so erscheint doch die Proportion von $^6/_7 : ^1/_7$, in der die Steuerleistungen von Bauern zu Städtern aufgebracht werden, direkt abnorm. Die bloße Aufzählung jener Steuerarten, die der Landbevölkerung und dem ländlichen Besitz auferlegt werden, genügte, um das Bild zu vervollständigen. Der Zehnt erhebt 40—60% vom Nettoertrag des bebauten Bodens; die Viehsteuer belastet bis zu 10% das von den Tieren repräsentierte Kapital; Steuern auf Grundstücke und bebaute Terrains betragen von 4—10% des Grundstückwerts, während Straßenbau- und Forststeuer endlich den Schluß jener Steuerkette bilden, mit der man Bauern- und Landbevölkerung gründlich tatenlos gemacht hat. Für 1911 sah das Budget eine Besteuerung der Landbevölkerung und des ländlichen Besitzes in Höhe von 10,9 Millionen L. T. vor, gegen eine Steuereinnahme von 1,64 Millionen L. T. abseiten der Stadtbewohner. Eine Steigerung der auf den bäuerlichen Liegenschaften ruhenden Abgaben erscheint für die Zukunft, will man nicht jeden wirtschaftlichen Fortschritt unterbinden, vollständig ausgeschlossen. Bleibt also nur noch die Anziehung der Steuerschraube in Hinsicht auf die Städter. Von direkten Steuern haben diese, neben einigen kleineren, in der Hauptsache aufzubringen eine Gewerbesteuer und eine ziemlich hohe Grundstücksteuer (für bebaute Terrains). Außerdem fällt ihnen wohl der größte Teil der indirekten Steuern (Verbrauchssteuern und Zölle) zur Last. Gerade die letzteren aber sind unverhältnismäßig hoch und betragen über 11% ad valorem der eingeführten Waren. Es wäre falsch, jenen Zollsatz etwa wie im übrigen Europa als Schutzzoll für die heimische Industrie aufzufassen — in der Türkei findet er seine einzige Bestimmung in der Vermehrung der fiskalischen Einnahmen. Von den weiteren Einnahmequellen des Reiches seien

noch erwähnt die seitens Ägypten, Cypern, Samos und Athos zu zahlenden Tribute in Höhe von 893871 L. T., die aber auch mit der Zeit hinfällig werden dürften; die aus den als Monopol betriebenen Industrien zu ziehenden Überschüsse und endlich die noch am rentabelsten sich gestaltenden Monopole für Salz und Tabak. Im allgemeinen kann man wohl sagen, die Steuerobjekte sind zwar vorhanden, doch ihre schlechte ökonomische Lage mindert ihre Bedeutung als fiskalische Einnahmequelle. Überall sehen wir infolgedessen eine zwangsmäßige Überbelastung der Steuerobjekte, die am deutlichsten auf dem Lande hervortritt. Politische Konstellationen haben Osmans Reich heute als einen reformfreudigen Staat aus der stagnierenden Masse seiner orientalischen Nachbarstaaten hervortreten lassen. Politisch ist die Türkei ein „Novum", wirtschaftlich ist sie Jahrhunderte zurück. Noch drückt Zunftzwang Handel und Gewerbe, noch drücken schwere Lasten den Bauernstand. Kommunikationswege fehlen, die größere Anzahl der Eisenbahnen ist mehr unter strategischen, denn wirtschaftlichen Gesichtspunkten angelegt. Langsam vollzieht sich der Übergang zum Industriestaate. Die Türkei befindet sich wirtschaftlich in einer Krise. Erst wenn dieser Übergang vollendet, neue Einnahmequellen gefunden und für den Staat wirtschaftlich ausgebeutet werden können, wird sich ihr Budget sanieren lassen. Bis dahin aber wird die Losung stets lauten: „pumpen" und abermals „pumpen", um das jährliche Defizit zu beseitigen. Der gegenwärtige Krieg wird dem Osmanenreiche finanziell schwere Wunden schlagen, Wunden, die es aus eigner Kraft in absehbarer Zeit nicht wird heilen können. Dem, der sie heilt, winkt kein Gewinn in spekulativer Hinsicht, doch vielleicht findet er in wirtschaftlichen Konzessionen, in der Erreichung politischer Vorteile, seine Rechnung beglichen.

## VILLA LANDOLINA VON DR. ADOLF GRABOWSKY

Man fährt über die lange Brücke, die Syrakus mit dem Festlande verbindet. Rechts liegt die Latomia de' Cappuccini mit ihren urweltlichen Blöcken. Da sind die Katakomben von San Giovanni und da die kleine Kirche San Giovanni, unter der man einen Dionysostempel ahnt. Afrikanische Hitze. Und doch ist es erst März. Keine Buntheit in Luft und Licht, vielmehr eine unsagbare Gespanntheit weniger Töne. Von massiver Bläue der Himmel, zyklopisch lastend in seiner Starrheit. Graubraun Felsen und Erde, graugrün Palmen, Agaven und auch das Meer, das so leer daliegt, so träge und doch fast tückisch. Rings auf öden Flächen schmutzig-weißliche Ballen, die sich verschieben und doch die Unform behalten — Schafherden, denen das Land gehört. Und dann die Trümmer, die Trümmer. Überall Säulen, Stufen, Kapitelle, ruinierte Bastionen, Festungsgräben, in denen der Moder stinkt.

Eine besonnte, dicke südliche Mauer, hinter der vielleicht die Geheimnisse verzauberter Gärten dämmern: Blut und Mord oder ein traumhaftes Glück oder beides zugleich. Eine schmale Pforte

an der man schellt. Villa Landolina. Man tritt ein, sieht zur Rechten ein unscheinbares Haus und geht weiter hinein in den wuchernden Park. Ziemlich lange. Endlich ein umgitterter Platz, ein Grab mit blühenden Blumen und auf hohem Sockel das Brustbild eines lorbeergekrönten Mannes. Man liest: „Dem Dichter August Grafen v. Platen, geboren in Ansbach, 24. Oktober 1796, gestorben in Syrakus, 5. Dezember 1835. Errichtet von Freunden und Verehrern 1869." Hier liegt ein Dichter, der so unglücklich war wie kaum einer, was schon etwas heißen will, denn es gibt keine glücklichen Dichter. Dieser Dichter ist groß, weil er so elend war, und dies haben wir erst seit kurzem erkannt.

Ist nicht unsere Zeit doch etwas wert, da wir soviel spürender und verstehender geworden sind? Nicht das Spüren meine ich natürlich, das mit hämischer Lüsternheit allem Großen nachkriecht, um Menschlichkeiten zu entdecken. Denn hiermit soll doch gerade das Große klein gemacht werden. Ich rede von dem andern Spüren, dem das Große erst dadurch teuer wird, weil es tiefer in Menschlichkeiten kommt als das Kleine, weil es den Drang hat, auch in die Nacht zu schreiten. Sind das Krankheiten oder Gesundheiten? Es kann beides sein. Gewaltige Lebenskraft, der der Tag nicht genügt, oder Angst vor der Grellheit und Flucht in das Dunkel. Gleichviel, wir fühlen, wie uns hier neue Gebiete erobert werden. Im Werke dieser Großen wird alles erkennbar, die Erlebnisse sind umgegossen zu einem neuen Reichtum.

Außer den Kranken und den sehr Gesunden gibt es noch eine Art, mit der gleichfalls stärkste Größe verbunden sein kann: Die, welche das Dunkel nur von ferne sehen, von ferne sehen wollen, wiewohl es sie dahin zieht, und die aus dieser Überwindung ein stählernes Lied vom Tage zu formen wissen, in dem doch alle Schrecken der Nächte lauern. Zu dieser Art gehörte Platen.

Er war weich und leidenschaftlich, und seine Kunst war hart und leidenschaftslos. Er war ein Dichter von mittlerer Begabung und hat Gedichte geschaffen, die von letzter Vollendung sind. Von allzuletzter Vollendung. Sein Schicksal war, daß er sich vollenden mußte, daß er kein Sehnender bleiben durfte. Hätte er seiner Sehnsucht gehorcht, so hätte ihm die Reinheit gefehlt, und Reinheit war ihm werter als Glück. Er kam zur Reinheit, indem er in eine Form hineinkroch, die sichtig war wie Eis und kalt wie Eis. Aber in der Kälte zucken die Flammen.

Die „Pyramide des Cestius" hat jene Wunschstrophe:

„Möchten hier einst meine Gebeine friedlich
Ausgestreut ruhn, ferne der kalten Heimat,
Wo zu Reif einfriert an der Lippe jeder
Glühende Seufzer."

Aber als er dies dichtete, wußte er wohl, daß gerade der Süden ihm diese Kälte verleihen sollte, dieses Maß, diesen einschnürenden Rhythmus, den er gebrauchte, um sich zu halten. Denn im Norden war er umhergeirrt wie ein Wilder, ruhelos in der Fülle seiner Begierden, und die zitternde Luft, der träumerisch rieselnde Regen, das Sonnengeflimmer leistete ihm keinen Widerstand. Alles zog ihn in raunende, rauschende Nacht. Im Süden

aber, da standen die Häuser, die Berge und der Himmel und das Meer mit scharfen Konturen, klaglos, unsentimental. Da konnte er sich aufrichten inmitten des festen Glanzes.

Mit Liedchen hat er angefangen, und mit Liedchen hätte er aufgehört, wäre er nicht vom Schicksal gezeichnet worden. Er hat nach Novalis einen „Gesang der Toten" geschrieben, der das Platteste ist, das sich vorstellen läßt. Ich setze den Schluß des Gedichts her, in dem die Toten einen „Wandersmann" ansingen:

„Vom Hügel aus die Lande
Vergnügt beschaust du dir,
Doch unter seinem Sande,
Du Guter, schlafen wir."

Und nun denke man an Novalis, in dessen „Gesang der Toten" der Sinn des Todes aufersteht und der Sinn des Lebens. Auch die berühmten Venezianischen Sonette Platens verdienen nur sehr teilweise Bewunderung. Entsetzlich ist jenes sechste Sonett, in dem er einen kurzen Abriß der venezianischen Malergeschichte gibt. Jeder bekommt sein Attribut. Tizian ist der Mann voll Kraft und Leben, Giorgione der Treue, Vaterländische, und Paolo Veronese wird noch schärfer charakterisiert: ihm gleichen wenige Maler. Kann man sehr viel trivialer sein? Überhaupt liebt Platen die Beiworte, bei denen sich nichts und alles denken läßt. Auch in den Liebesgedichten ist er so vage, so vage, daß man meistens nicht weiß, ob ein Freund oder eine Freundin, ein Geliebter oder eine Geliebte angeredet wird.

Diese Vagheit aber gehört zum Ganzen. Ohne sie hätte sich Platen enthüllen müssen. Ältere Herausgeber haben denn auch diese Liebesgedichte einfach auf weibliche Wesen bezogen oder, wo offenbar ein Mann angeredet war, sie zu Freundschaftsgedichten umgedeutet. Auch nachdem einzelnen Forschern die Tagebücher bekannt geworden waren, wurde zunächst noch so vorgegangen und erst, seitdem man gewagt hat, eine vollständige Ausgabe der Tagebücher herauszubringen, ist diese Falschfärberei zur Unmöglichkeit geworden. Wir wissen nun, daß Platens Liebesneigungen ihn niemals zu Frauen, immer nur zu Männern zogen, und daß er in dieser Art sogar ein ganz riesenhaftes, sich immer neu entzündendes Liebesleben hatte. Gerade weil er so leidenschaftlich war, war er so abgrundtief in seine Gefühle verstrickt.

Und die große Form mußte ihm Rettung bringen, da er hinauswollte aus den trüben Dämpfen seiner sinnlichen Glut. Er sah diese Dämpfe als trübe, er fühlte, daß sie ihn erstickten, er mochte sie nicht aufsaugen als Wolken von Duft. Dennoch — er war gottlob kein Heiliger, er wollte anfangs so ehrlich besitzen, wie er ehrlich liebte, aber entweder wurde er von den Freunden gar nicht verstanden oder er wurde laut oder leise zurückgestoßen. Immer wieder warb er, immer aufs neue wurde er enttäuscht. Er war nicht häßlich, aber unansehnlich und vor allem ungeschickt, und seine Tolpatschigkeit machte ihn schon als jungen Menschen alt. Er träumte von Antinous und war, trotz seines alten Adels, physisch von der Rasse solcher, deren Welt aus einem schlecht gelüfteten Zimmer mit Nußbaumschreibtisch und vier Bücherbrettern besteht. Diese Menschen finden, sind sie normalsexuell, immer Frauen, da es genug Frauen gibt, die zu ihnen

passen. Sind sie das aber nicht, so träumen sie gerade nur von griechischen Liebschaften und dies kann ihnen nicht verwirklicht werden. Überhaupt scheint darin die tiefste Tragik der Homosexuellen zu liegen, daß sie immer Jünglinge begehren und doch dabei ständig älter werden. Auch ist ja die gleichgeschlechtliche Liebe, bei der wenigstens auf einer Seite ein Jüngling beteiligt ist, ästhetisch denkbar, während uns ein Widerwillen erfaßt, denken wir uns reifere Männer untereinander in Liebe entbrannt. Dies fühlt wohl auch der Homosexuelle. Indem er nun aber mit weit Jüngeren Umgang hat, wird, wie sich versteht, daraus ein rein sinnliches Verhältnis, jedes seelische Band muß fehlen, da die Interessen zu verschieden sind. Hieraus erklärt sich die — wie ich glaube — enorme Seltenheit von homosexuellen Verhältnissen, bei denen beide Teile Liebe empfinden. Der ältere Mann wird zum Ausbeutungsobjekt, und die männliche Prostitution ist da. Selbst aber, wenn das Band zwischen Älterem und Jüngerem ganz und gar ein Liebesband wäre, könnte es doch nicht lange dauern. Denn der Jüngling, der als Jüngling geliebt wird, altert und verliert damit die Zuneigung des andern. Dieser verlangt nach frischer Ware, und so kommt auch von der Seite des Älteren der ekelhafte Zug des Handels mit Menschenfleisch in das homosexuelle Getriebe. Ärzte und Psychologen, die sich mit der Homosexualität beschäftigten, haben übereinstimmend die polygamen Instinkte der Homosexuellen mit Verwunderung konstatiert. Die Polygamie ist nun aber nicht eine weitere unterschiedliche Anlage bei Homosexuellen, sondern ist mit dem Charakter der Homosexualität untrennbar verbunden.

Diese Zustände lassen uns die ganze Homosexualität als so unnatürlich erscheinen, denn an sich ist sie gewiß ebenso natürlich wie jede andere Liebe, da sie die Natur hervorgebracht und in bestimmte Menschen gelegt hat. Es ist ein ganz falscher Standpunkt, daß man sie unnatürlich genannt hat, weil sie nicht zur Kindererzeugung führen kann. Hier verwechselt man das Liebesgefühl mit den möglichen Folgen der Liebe. Aber eben weil ihr Regelfall so weit entfernt ist von jenen sehnsüchtigen zwei Flammen, die ineinander schlagen, weil hier alles grob sinnlich ist, ohne wahrhaften Sinn, weil die Selbstverständlichkeit der Hingabe so sehr hier fehlt, deshalb ist uns diese Liebe Karikatur und Entstellung. Eine Liebe, die nicht rein sein darf — und rein ist sie stets, wenn sie die innere Mächtigkeit hat — ist keine Liebe. Sicherlich leidet der feine Homosexuelle am meisten unter der unseligen Unmöglichkeit, in dieser Liebe rein bleiben zu können. Er hat nur die Wahl, entweder zu verzichten, alle Sehnsucht aus seinem Innern zu reißen, oder aber den Weg ins Gemeine. Wir sehen ja auch, daß bei den Homosexuellen, die ihrem Triebe nachleben, alle Unterschiede zwischen den Menschen sich verwischen. Ob Pferdeknecht oder Fürst — es ist eine große Familie, die zusammen verkehrt. Man hat das mit der Ächtung der Homosexuellen zu erklären geglaubt, wodurch denn eine natürliche Gemeinschaft zwischen ihnen entstehe. Die Erklärung liegt aber viel tiefer, liegt darin, daß sie alle die eine bare Sinnlichkeit, die Abwesenheit des Geistigen eint. Gerade, weil sie innerlich so wenig zusammengehören, gerade weil diese Zusammengehörigkeiten von Mensch zu Mensch, die immer doch zu Differenzierungen

 führen, hier gänzlich fehlen, deshalb können sie alle auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehren.

In Griechenland war dies freilich anders. Hier war unter freiem südlichen Himmel der Abstand zwischen Alter und Jugend nicht so groß wie bei uns, alles lebte in unbekümmerter sinnlicher Schönheit. Wie bei allen jungen Völkern, denen die Erfahrung der Älteren noch die mangelnde Tradition ersetzen muß, war auch die aus ehrfürchtiger Liebe geborene Zuneigung der Jugend zum Alter weit größer als in unserer Zeit, und in Wechselwirkung hiervon eröffnete sich auch das Alter viel mehr der Jugend. So konnten die Freundschaften zwischen Jugend und Alter kommen, und der Liebe war damit ein tieferer Sinn gegeben. Es darf zudem nicht vergessen werden, daß Sklaven und niedriges Volk bei alledem gänzlich ausschalteten. Nur oben, wo die Geistigkeit war, entfaltete sich auch diese geistdurchglühte gleichgeschlechtliche Liebe. — Auch an die Zuneigung der Frauen untereinander darf man nicht denken, wenn man die männliche Homosexualität von heute richtig beurteilen will. Ohne daß hier die Bestrafung der männlichen Homosexualität verteidigt werden soll — sie ist, soweit es sich um Erwachsene handelt, nicht zu rechtfertigen —, muß doch dem Gesetzgeber zugestanden werden, daß er bei der Ausnahme der Frauen von seiner Strafbestimmung ein gutes Empfinden verraten hat. Frauen untereinander haben auch da, wo von Liebe keine Spur ist, sehr oft ihre tiefe Geschlechtszärtlichkeit, die aus der Gemeinsamkeit ihres naturhaften Erlebens geboren ist. Wie von selbst — bei der wirklichen Frau kommt ja alles von selbst — kann dann der Übergang zu wärmeren Liebesempfindungen eintreten. So ist die weibliche Homosexualität kaum sehr tragisch zu nehmen. In der männlichen aber steckt diese Tragik, die unvernichtbar ist.

Platen hat den Weg in das Bodenlose vor sich gesehen, falls er seinem Triebe folgte. Er ist wohl zunächst deshalb nach Italien gegangen, um hier die antike Sinnenfreudigkeit zu finden und sich mitten in das leuchtende Gewoge zu stürzen, aber sicher erkannte er bald, daß von dem Heute zu dem Einst auch in Italien keine Brücke führte. Und nun nahm er sich von der Antike das, was er noch haben konnte: das Eherne, das die schöne, starre Form verleiht. So ist er ein Dichter der Form geworden, dem der Inhalt nichts galt, und bei dem infolge davon auch der Inhalt nichts sagt. Wer selbst in den besten Gedichten äußerlich mehr finden will als prunkvolle Worte, der kommt zu kurz; wer aber dann wieder meint, seine Form sei nur Fassade, der irrt gleichfalls. Seine Form hat in all ihrer Klarheit dies ergreifend Zittrige, das von der Nacht erzählt, aus der sie erstanden ist. Die prunkvollen Worte haben so gleichsam einen doppelten Boden — unter ihnen liegt ein Elend ungeheuerster Art. Wer diesen Doppelklang Platens einmal erfühlt hat, dieses Gemisch von hellster Reinheit und überwundener Brodelglut, dies Kosmos, in dem sich unheilvoll immer noch das Chaos dehnt, diese traumtrunkene Keuschheit, der liebt den Dichter. Nur Grillparzer, bei dem ja so vieles ähnlich war, hat noch diesen Klang. Aber bei Grillparzer, der seiner Anlage nach gewiß ein viel größerer Dichter war als Platen, ist alles viel verschwommener, weniger ausgekämpft, alles verwienerter. Platen ist doch einzig in seiner trostlosen Größe.

So furchtbar einsam ist er gestorben. Am 28. Oktober 1835, zwei Tage nach seinem 39. Geburtstage, machte er in Cefalù diesen Eintrag in sein Tagebuch: „An meinem Geburtstage verließ ich Palermo; nie habe ich jedoch einen traurigeren verlebt. Es regnete den ganzen Tag über; ich fuhr zu Wagen nach Termini, wo ich zur Mittagszeit ankam." — Und wie wunderschön ist doch diese Gegend! Cefalù mit seinem alten Kastell auf Klippen über dem Meer und dem normannischen Dome, worin die funkelnden Mosaiken sind. Von Cefalù ritt er durch die Insel nach Syrakus. In Caltagirone blieb er ein paar Tage. „Dort sah ich", schrieb er in sein Tagebuch, „unter anderm noch einen ausnehmend schönen jungen Mann; als ich mich aber erkundigte, war es ein Palermitaner." Am 11. November war er in Syrakus, um dort seine Winterquartiere zu beziehen. Er hatte eine Empfehlung an den alten Don Mario Landolina, wohnte aber in einem kleinen, billigen Wirtshause. Bald nach seiner Ankunft bekam er eine typhöse Erkrankung, an der er am 5. Dezember starb. Am folgenden Tage wurde er im Garten des Don Mario Landolina begraben. Seine letzte Eintragung in das Tagebuch ist vom 13. November. Er spricht darin von der öden Traurigkeit der Gegend um Syrakus.

Vom Grabe des Dichters steigt man hinan zum griechischen Theater. Die Sonne ist im Untergehen, und Land und Meer liegen in rotem Schein. So dumpf-düster das Rot, in dem schwärzlicher Wüstensand schwingt, als ob es um die Trümmer einer zerschlagenen Welt klagte, einer Welt, die dieser deutsche Dichter glühender und inbrünstiger noch als die meisten der Deutschen sich wiedererseh nte.

# EIN IRRIGER GESICHTSPUNKT IN DER BEURTEILUNG UNSERER KOLONIEN VON OBERREGIERUNGSRAT DR. E. JACOBI (KÖNIGSBERG i. PR.)

Als im Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Bestrebungen um Erwerbung deutscher Kolonien greifbarere Gestalt annahmen, war die deutsche Auswanderung eine sehr starke. Das Jahr 1881 war mit 211 000 Auswanderern der Höhepunkt der letzten Jahrzehnte. In der Öffentlichkeit wurde daher von den Vertretern der Kolonialbestrebungen immer wieder der Gesichtspunkt in den Vordergrund gestellt, man müsse diesen Auswandererstrom dem Vaterlande erhalten, man müsse Auswanderungsgebiete unter deutscher Flagge, Siedelungskolonien haben. Dr. Peters und Genossen, die bei ihren Erwerbungen in Ostafrika bewußt von solchen kolonialtheoretischen Erwägungen ausgingen, wendeten sich nach Usagara in Ostafrika, weil sie diese Landschaft auf Grund der Schilderungen Stanleys für ein geeignetes Siedelungsgebiet hielten. Nur einer allerdings, einer der hervorragendsten Kolonialtheoretiker, Dr. Hübbe-Schleiden, in seiner 1881 bei L. Friedrichsen in Hamburg erschienenen Schrift „Überseeische Politik" unterschied schon scharf „Kolonisationsländer (Siedelungskolonien)"

und Kultivationsländer (Pflanzungskolonien) und erklärte, daß das Volk, das am meisten siedelte, in Zukunft vielleicht das mächtigste, das aber, das am meisten die Tropenländer „kultiviert", das kulturell höchststehende und reichste werden würde. In das allgemeine Bewußtsein drangen aber diese Unterschiede nicht ein. Als die deutsche öffentliche Meinung sich für Kolonialpolitik erwärmte, erwärmte sie sich für Siedelungskolonien, und dabei blieb es. Noch heute sind für die Allgemeinheit zur Siedelung geeignete Länder „wertvoll", zur Siedelung nicht geeignete, „wo der Europäer nicht leben kann" wie man sich ausdrückt, „wertlos". Nun hat aber seit dem Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine doppelte Entwicklung eingesetzt. Einmal hat die deutsche Auswanderung ständig abgenommen, so daß sie heute von 211 000 in 1881 auf etwa 20000 Personen gesunken ist. Anderseits haben sich deutsche Industrie und deutscher Handel immer mehr entwickelt. (Beide Erscheinungsreihen stehen in Zusammenhang.) Heute also brauchen wir weit weniger Siedelungskolonien, als Absatzgebiete und Produktionsgebiete von Rohstoffen für die Industrie: das ist aber der öffentlichen Meinung schwer klarzumachen. Die Kolonie bleibt eben die Siedelungskolonie, und Lob und Tadel wird lediglich vom Gesichtspunkte der Eignung für Siedelung verteilt. Daher die nach anfänglichem Enthusiasmus bald einsetzende ungünstige Beurteilung Dernburgs, weil er für die Rohstoffproduktion im großen eintrat, die Eingeborenen als Rohstofflieferanten möglichst pfleglich behandelt wissen wollte, und für die Siedelung nicht genug übrig hatte. Daher jetzt die Entrüstung über das Marokkoabkommen, weil wir das für Siedelung (angeblich) geeignete Susgebiet nicht bekommen haben, sondern die „wertlosen" Gegenden an der Kamerungrenze. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die deutsche Auswanderung wieder stärker wird, wie O. Sperber (New York) in Heft 5 des II. Jahrgangs der „Zeitschrift" mit Recht betont, und man wird ja daran denken müssen, hier beizeiten vorzusorgen (wobei außer Südamerika wohl auch die Hochländer Ostafrikas in Betracht kämen) aber zurzeit und für die nächste Zukunft stehen die Fragen der Siedelung nicht im Vordergrunde. Zurzeit ist die „Kultivation" im Sinne Hübbe-Schleidens wichtiger als die „Kolonisation". Jedenfalls ist eine richtige Beurteilung in erster Linie unserer Kolonialpolitik, weiter auch der Kolonialpolitik andrer Völker nur möglich, wenn man sich klarmacht, daß es nicht nur Siedelungskolonien, sondern verschiedene Arten von Kolonien gibt, und daß der Wert dieser Arten für verschiedene Völker und für dasselbe Volk zu verschiedenen Zeiten ein anderer ist.

## AUS DER WELT DER ERFINDER VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Das Tempo der Erfindungen ist heute geradezu maßlos beschleunigt. Eine wilde Jagd — die Patentämter der ganzen Welt sind überflutet mit Schutzanträgen. Und trotz erschwerter Bedingungen und rigoroser Prüfung ist der Markt mit geschützten Erfindungen überschwemmt, ein Massen-

angebot, dem die Praxis nur eine verschwindend geringe Nachfrage entgegensetzt.

Neben den wahrhaft großen Erfindungen der Gegenwart, wie sie Elektrotechnik, Luftschiffahrt, maschinentechnisches und anderes Können aufweisen, laufen Tausende von kleinen Erfindungen, die bei der Übersättigung des Aufnahmebodens unbeachtet bleiben und dem Erfinder schwere Enttäuschungen bringen. Das Brot des Erfinders ist durchschnittlich kein leichtes. Die Verwertung erfordert fast ebenso viel Geist und Witz, als das Erfinden.

Vor vielen Jahren zeigte man mir im Patentamt zu Washington einen Patentantrag, den ein Erfinder zum Schutze von einfachen Kreidestrichen auf dem Fußboden eines Zimmers reklamierte, mit welchen Strichen der Antragsteller ein von mehreren Bewohnern bezogenes Gemach, in allerdings ingeniöser Art derart teilte, daß jeder, ohne den Raum seiner Zimmergenossen zu betreten, Zutritt zu allen Gemeinsamkeiten, als Fenster, Türe, Ofen usw. hatte. Derartige Erfindungen werden allerdings heute nicht mehr patentiert. Aber es galt doch auch als — Erfindung.

Die Mehrzahl der Erfindungen leidet an Kompliziertheit, was darauf hindeutet, daß sie keinem genialen Einfall, keiner a priori richtig erkannten Idee ihr Leben verdanken, sondern einem Über- und Hineinkonstruieren in bereits Vorhandenes. Bei den maschinentechnischen Fortschritten ist allerdings die Grenze, an der eine Erfindung für die praktische Verwertung als zu kompliziert gilt, weit hinausgeschoben worden. Ein automatischer Zähl-, Rechen- und Kassenapparat, ein drahtloser Fernsprecher und -schreiber, ein Repetiergewehr, vertragen heute schon ein gutes Stück an Subtilität. Aber sie bleibt doch immer ihre Achillesferse.

Es gibt kein Gebiet, auf dem die Erfinder Halt machen, weil sie es für erschöpft ansehen. Das Automobilwesen galt, nach Anschauung gewisser Kreise, vor einiger Zeit für ein absehbar abgeschlossenes. Da liegt mir nun wieder eine ingeniös scheinende Erfindung vor, die ein elastisches Rad betrifft, das alle Pneumatiks überflüssig machen soll. Es pressen sich dabei abwechselnd im Innern eines Radreifens angebrachte, massive Kautschukzylinder zusammen und geben dem Rade, mit verhältnismäßig einfachen Mitteln, die volle Elastizität. Bei der Entwicklung der Pneumatikindustrie, die in allen Ländern Riesenfabriken erstehen ließ, könnte diese Erfindung vielleicht ihren Weg machen. Der Erfinder ist ein kleiner italienischer Ingenieur, dem wahrscheinlich noch Mittel und Wege fehlen, entsprechend auf den Plan zu treten.

Ich trete in einen dunklen Saal mit kinematographischen Vorführungen, deren genial vervollkommnetste Ausführung, deren Aufnahme von Vorgängen, die sich sonst jeder Fixierung entziehen, unbedingte Anerkennung verdienen. Es stört mich vielleicht nur die Verdunklung des Lokals, die Ermüdung des Auges, das aus dem Dunkel ins Überhelle blicken muß und die blitzschnellen Dunkelpausen zwischen den Bildern. Und da läßt man mich auch eine Erfindung sehen, die ein Techniker unlängst gemacht haben soll, ohne bisher die Möglichkeit der Verwertung erlangt zu haben. Es ist ein System einfachster Art, die Lampen oder Lichtquellen anzubringen, womit die Vorführung von Lichtbildern in erhelltem Lokal — also ohne Verdunklung — ermöglicht ist und wobei die Bilder nichts an Deutlichkeit verlieren, nur jene Dunkelpausen

nicht wahrnehmbar werden. Das wäre eine Erfindung ohne Kompliziertheit, die das ganze Kinowesen erheblich verbessern würde. Vorläufig schwimmt die Sache noch im Meer der Überproduktion an Erfindungen.

Und das sind wohl nur vereinzelte Beispiele, die zufällig in meinem Kenntniskreis angeschwemmt wurden.

Die Erfinder begehen bezüglich der Verwertung ihrer Arbeiten zumeist den Fehler, allzuhohe Anfangsforderungen zu stellen, woran die kaufmännische Aufnahme nur allzuoft scheitert. Nur das Anteils- (Tantiemen-) System kann die Interessen des Erfinders und des Verwerters wahren.

Und so wird es leider immer verkannte, vergrämte, enttäuschte Erfinder von guten Sachen geben, deren Arbeiten nicht herauskommen aus den Plänen, Projekten und Modellen.

Die Praxis geht eben ihren großen Schritt weiter — über sie hinweg . . .

# DIE KLAUEN DER GERECHTIGKEIT ODER GERICHTSLOGIK VON AUGUST STRINDBERG (STOCKHOLM)

Es ist jemand der Übertretung des Gesetzes angeklagt, mit Recht oder mit Unrecht. Da müßte sich der Richter doch zuerst neutral verhalten und untersuchen, ob die Anklage begründet ist, aber nicht gleich Beweise für die Schuld suchen. Ergeben sich nun wahrscheinliche Gründe für die Schuld, so sucht er sie zu beweisen. Die Verteidigung des Angeklagten wird für wertlos gehalten, weil man „in eigner Sache nicht sprechen" darf, obwohl sonst Selbstverteidigung erlaubt ist. Alles, was der Angeklagte vorbringt, gilt für wertlos, weil angenommen wird, daß er lügt. Aber in einem nächsten Prozesse kann der frühere Angeklagte als Zeuge aufgerufen werden, und jetzt wiegt sein Wort schwer, so schwer, daß er mit noch einem Zeugen zum Tode verurteilen kann. In diesem Falle wird er nicht als Lügner behandelt, auch wenn er einen geheimen Haß gegen den Angeklagten hat.

Nun gibt es allerdings Anfechtung und Beweisführung. Ein offenbarer Feind kann abgelehnt werden, weil er parteiisch gegen ist; ein Freund oder Verwandter ist oft parteiisch für. Wenn der Richter Verdacht hegt, sucht er ja den Angeklagten zu fangen und zu verurteilen. Das Gefährlichste für den Angeklagten ist dabei, in Widersprüche zu geraten. Aber nichts ist gewöhnlicher, als daß er sich zu Zugeständnissen verleiten läßt, denn wenn der Richter einen humanen, nachsichtigen Ton anschlägt, läßt sich der Angeklagte leicht verlocken, die Sache auch von einer andern Seite zu sehen, und aus Großmut gegen einen urbanen Richter gesteht er allerdings ein . . . gibt zu, in diesem Falle — sei seine Handlungsart nicht ganz richtig gewesen . . . Pardauz! da ist er gefangen.

Der Angeklagte kann auch in Widersprüche geraten, indem er die Sache aus der Erinnerung anders darstellt, so daß sie eine neue Farbe annimmt, eine neue Beleuchtung bekommt. Ein

Mensch, der Sinn für Form und Schönheit im Ausdruck hat, kann bei neuem Verhör müde geworden sein, sich zu wiederholen und wählt daher neue Worte und Redewendungen; er ist beim zweiten Verhör in anderer Stimmung und kann aus reiner Laune eine belastende Tatsache als nicht besonders wesentlich hinstellen und umgekehrt.

Ein sehr bekannter Verbrecher gab sechs verschiedene Berichte von seiner Tat, konnte aber schließlich nicht genügend erklären, wie es wirklich gewesen war oder aus welchem Grunde er gehandelt hatte. Er besaß viel Sympathien, weil der Ermordete „unsympathisch" war. Das ist ein eigentümliches und in höchstem Grade subjektives Motiv, da der Mörder auch nicht sympathisch ist. Man muß wohl eine angeborene Sympathie für Verbrecher annehmen oder daß die Mitleidigen im geheimen mitschuldig sind.

Bald wird dem Angeklagten auferlegt, seine Unschuld zu beweisen, bald, seine Schuld zu bekennen; seine Unschuld beweisen ist ja negativer Beweis und als solcher unmöglich, bis auf einige Fälle, wie Alibi. Er befand sich nicht an Ort und Stelle, als das Verbrechen dort begangen wurde. Hier fällt der Richter gewöhnlich in eine Schlinge und spricht den Angeklagten frei, ohne zu prüfen, ob das Alibi gut ist. Zwei Freunde des Angeklagten legen gern falsches Zeugnis ab über das Alibi, das sich nicht auf das Verbrechen selbst bezieht; vor dem haben sie eine gewisse Furcht.

Ein falsches Alibi kann auch in ein gutes verwandelt werden, durch stillen Vorbehalt. Das Verbrechen wurde um drei Uhr nachts im Dorfe X begangen. Der Angeklagte schwört und hat zwei Zeugen, daß er sich in der Nacht in der Stadt Y befand. Der Richter läßt ihn laufen. Nun aber hatte sich der Angeklagte „diese Nacht sowohl im Dorfe X wie in der Stadt Y befunden. Die Stadt Y liegt 20 Minuten von X, und der Angeklagte fuhr um 1 Uhr nach dem Dorfe X; dann konnte er bis 3 Uhr das Verbrechen ausführen; was er auch tat.

„Der Schein ist gegen ihn", oft auf eine so höllische und detaillierte Art, daß der Angeklagte von dem „gehäuften Beweismaterial" gelähmt wird; stammelt und zittert, als habe eine höhere Macht auf ihn niedergeschlagen; dann „ist ja zu sehen", daß er schuldig ist. In diesem Falle kann ein Justizmord geschehen. Er errötet. Er erbleicht. Ergo ist er schuldig. Vielleicht in einer andern Sache, die nur er kennt; darum erbleichte er, und darum nimmt er unschuldig seine Strafe mit einer gewissen Resignation auf sich.

Persönliches Erscheinen ist vorteilhaft, denn . . . und doch sah Sokrates wie ein Verbrecher aus, war es aber nicht; Vincent de Paul wie ein Taschendieb, war aber das Gegenteil. Mancher hat für häßliches Äußere büßen müssen; und mancher ist frei ausgegangen, weil er ein gutes Äußere besaß oder gerade heraus — gut aussah.

In höheren Instanzen braucht man nicht zu erscheinen, vielleicht, weil das Urteil nun nicht mehr von persönlichem Einfluß bestimmt werden soll.

„Wenn ich ihn nur sehe, so werde ich gleich sagen, ob er schuldig ist." Ja, schön! Er kann ein großer Verbrecher sein,

und sein Gesicht verrät ihn schon, aber er kann in diesem Falle doch unschuldig sein.

„Er kann unmöglich dieses Verbrechen begangen haben, denn ich kenne ihn! Das ist ihm so unähnlich."

Das Schöffengericht auf dem Lande ist gerade deshalb eingerichtet, damit der Richter erfährt, wen er zu richten hat. Diese Schöffen haben den Angeklagten gekannt, seit er ein Kind war: er war allerdings nicht fehlerfrei, aber etwas direkt Böses haben sie nicht über ihn gehört.

Ja, aber der Mensch kann sich ändern, sowohl zum Guten wie zum Bösen. Er kann einen neuen Charakter improvisieren; er kann gefährliche Neigungen unterdrückt und auch verborgen haben, die in einem Augenblicke hervorbrechen, im Zorn, beim Rausch in berechtigter Eifersucht; unter zwingender Not, wenn die Angst eine falsche Hoffnung auf lichtere Aussichten faßt oder im Vertrauen auf eines andern Ehrenwort. (Aus der Kasse leihen, um heute jemandem zu helfen, der heilig versprochen hat, morgen zu zahlen, aber sein Versprechen nicht hält.)

Ein schlechtes Zeugnis der Schöffen ist auch nicht entscheidend. „Er ist ja schon bestraft: den kennen wir." — „Ja, aber er hat sich gebessert, und ich weiß, daß er jetzt der Ehrlichste im Kirchspiel ist!"

Im Gesetz müßte Spielraum vorhanden sein, den man sonst überall verlangt.

Geldbußen sind ja eine Strafe und geben nicht die Erlaubnis, ein Verbrechen zu begehen, wenn auch viele die Auffassung vertreten, daß man sich von der Strafe freikauft oder sich geradezu das Recht erkauft, zum Beispiel körperlich zu mißhandeln (= Ablaßhandel). Aber Geldbußen sind dazu da, um dem Schuldigen Existenz- oder Genußmittel zu rauben. Wenn es sich nun für den Armen um notwendige Existenzmittel und für den Reichen um überflüssige Genußmittel handelt, müßte doch ein Spielraum für Geldbußen eingeführt werden, wenn Logik (= Gerechtigkeit) im Urteil sein soll. Für den Armen ist eine Geldbuße von zehn Kronen für eine Ohrfeige eine große, beinahe ruinierende Strafe; für den Reichen ist es beinahe Straflosigkeit. Der Reiche hat die Mittel, sich das Vergnügen, Ohrfeigen auszuteilen, leisten zu können.

Wenn der Arme aus Not stiehlt, so wird er ganz bestimmt bestraft, und der Richter forscht genau nach, ob es Not war. Geschah es aus Mutwillen oder Scherz, daß jemand einem Kameraden etwas entwendete oder zum Beispiel seine Kleider verdarb, so ist die Strafe milder.

Wenn der wirklich Reiche, der sich ja nicht in Not befindet, aus der Lust, mehr zu bekommen, sich ein Vermögen zuschanzt, entweder aus allgemeinen Fonds oder aus Aktienbesitz, dann hat der Richter die Wahl und die Qual.

Ist der Schuldige ein unangenehmer Mensch, politisch oder religiös, mit einem Worte, befindet er sich in der Minorität, so geschieht es, aber sicher ist es nicht, daß sich der Richter „an ihn heranwagt".

Steht der Schuldige sehr hoch, und ist es gefährlich, ihn anzurühren, dann zögert auch der kühnste Ankläger.

Wenn ein Millionär durch Spekulation mit fremden Mitteln

Millionen verliert, wird er oft von aller Verantwortung freigesprochen; ein „anständiger" Unterhalt wird ihm bewilligt; er kann eine Vergnügungsreise nach der Riviera machen, um sich zu erholen, genießt dasselbe Ansehen wie vorher — weil es Spekulation war; also nur der Wunsch, seinen Überfluß zu vermehren; nicht Not.

Das ist gesetzlich, aber nicht logisch.

Es ist nicht logisch, daß materieller Besitz für heiliger gehalten wird als geistige Werte, wie guter Ruf, menschliche Sympathie, bürgerliches Vertrauen.

Aber auch da sollte der Richter einen Spielraum lassen oder zu unterscheiden wissen — wie der Privatmann kleinen Diebstählen gegenüber human geworden ist, besonders im eignen Hause.

In staatlichen Ämtern war es früher Herkommen und Usus, zum eignen Gebrauch von den Schreibmaterialien mit nach Hause zu nehmen. Als diese Erlaubnis aufgehoben wurde, kamen viele zu Fall, weil sie die neue Verordnung nicht kannten. „Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe" heißt es; aber alle diese Bestimmungen und Verordnungen, die für Staatsämter ausgefertigt werden, kann kein Mensch im Kopfe behalten. Für Schweden hat man (Nils Quiding) fünfzehntausend gezählt!

Das Staatseigentum ist heilig, aber wie der Etat zu angegebenem oder vorgegebenem Zweck angewandt wird, damit nimmt man es nicht so genau. (Siehe das Protokoll des schwedischen Reichstags). Über allgemeine Millionenlotterien wird nicht genügende Rechenschaft abgelegt; das heißt, es wird nicht angegeben, wieviel die Lose eingebracht haben, wieviel an Gewinnen und Provisionen ausbezahlt ist, wieviel der Überschuß beträgt. Selbst das Reichshauptbuch führt Eisenbahnschienen und verbrauchtes Material, Bahnwärterhäuser, Lokomotiven, als Aktiva, an, obgleich sie auf dem Inventar stehen müßten, das ja allmählich verschwindet, Reparation verlangt, schließlich als Minuswert oder Schuld abgeschrieben werden muß.

Soviel über die großen Staatsmittel, die nicht so heilig sind, und über die allgemeinen Fonds, Stiftungen, Testamente, die nach und nach verschwinden auf gesetzlichen Wegen, durch schlechtes Anlegen, schlechte Zeiten usw.

Aber mit Kleinigkeiten nimmt man es genau. Kassierte Freimarken, die man auf einen Boden gebracht hat, die darum für wertlos gehalten wurden, können einen Untergebenen unglücklich machen. Ist er selber ein flotter, freigebiger Mann, so traut er andern nichts Kleinliches zu.

Der Umstand, daß ein Besitzstück geringschätzig oder als wertloses Ding behandelt wird, hat manche Übergriffe veranlaßt, die man für verzeihlich halten kann.

Ein Original, das Zigarrenstummel liebte, pflegte diese in einem Topf zu sammeln. Ein neues Dienstmädchen, das nicht anders wußte, als daß Zigarrenstummel fortgeworfen werden, auch wenn sie in einen Topf gelegt sind, damit sie nicht stinken, schenkte die Stummel ihrem Bräutigam. Der Hausherr schlug Lärm — ob er das Mädchen anzeigte, weiß ich nicht mehr.

Ein anderer Herr pflegte aus Mangel an Raum seine Bücher in eine Ecke auf dem Boden zu werfen. Das Dienstmädchen glaubte daraus schließen zu können, daß er sie kassieren wolle; borgte sie zuerst selber, lieh sie dann weiter, kriegte sie nicht

wieder. Der Herr schlug Lärm, seine Frau wollte Anzeige machen, aber der Herr sah noch früh genug ein, daß er selber schuld hatte; und da die Moral des Bücherleihens nicht hoch steht, vielleicht auch nicht so streng sein darf, so kam es nicht zur Anzeige.

Es scheint eine besondere Moral für Sammler zu existieren, die mehr von einer unwiderstehlichen Lust getrieben werden, die Sammlung zu vervollständigen, als sich fremdes Eigentum anzueignen.

Ein Bibliophile, auch von strengster Ehre, ist gefährlich für sich selber und andere, und ein Blatt aus eines andern Buch, das seins vervollständigt, rechnet er nicht als materiellen Wert.

Aber das Gesetz rechnet anders, weil das Gesetz abstrakt ist und nicht unterscheiden kann.

Würde der Bücherliebhaber angeklagt, könnte er vom Richter gefragt werden:

„Sie leben doch in guten Verhältnissen; warum haben Sie das Buch nicht kaufen wollen?"

„Weil ich wußte, daß der Besitzer das Buch nicht verkaufen würde, sobald ich es kaufen wollte, denn er kannte dessen Preis nicht, bis ich ihn belehrte."

„Und darum haben Sie das Blatt genommen . . . "

„Ja, ich mußte das Blatt haben oder sterben! — Ich habe auch Exlibris oder Buchzeichen genommen, aber nur von Leuten, die sich nicht um Buchzeichen kümmerten oder deren relativen Wert nicht verstanden. Hätte ich von Leuten genommen, die Exlibris sammeln, so wäre ich ein — Dieb gewesen."

Das heißt Casus conscientiae oder Gewissensfragen.

Wenn die Gesetze ungeschrieben wären, würde der Richter, die Geschworenen oder die Schöffen mit Unterscheidung und Rücksicht richten und die Strafe nach jedem besonderen Falle bestimmen.

Aber das Gesetzbuch des Schwedischen Reiches enthält 1500 Seiten; die kann man doch nicht streichen.

Vielleicht könnte es Platz finden auf zwei Schiefertafeln, denn das Reichsgesetz ist in den zehn Geboten enthalten, die auf zwei Schiefertafeln standen.

Für die „Zeitschrift" übertragen von Emil Schering.

Das nächste Heft der „Zeitschrift" erscheint erst nach dreiwöchiger Frist, also am 6. Januar 1912, weil sonst statt der 13 Hefte, die für jedes Halbjahr vorgesehen sind, diesmal ein überzähliges 14. Heft erscheinen würde.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 7 6. JANUAR 1912

# DIE ANGRIFFE AUF DIE DEUTSCHE DIPLOMATIE

## I.

In jedem Lande gibt es Politiker, die kaum über ihre Landesgrenzen hinausgekommen sind und ihre eigne Regierung, weil ihnen der rechte Maßstab zum Vergleichen fehlt, immer für die dümmste von allen und sich selbst für die bemitleidenswertesten Staatsbürger von der Welt halten. In Frankreich fürchtet man allen Ernstes die „perfiden deutschen Diplomaten", die sowohl mit gepanzerten Fäusten dreinfahren möchten, wie mit Nadeln von hinten stechen oder mit Kotäpfeln schmeißen. Ganz wie es paßt. Hingegen hält man in Deutschland französische Staatsmänner unbedingt für überlegene Talleyrands und Richelieus und nirgends bedenkt man, daß sicher einer der Schöpfungstage auch mit dazu herhalten mußte, die Dummheit hübsch ordentlich und gleichmäßig gerecht unter alle Völker zu verteilen, die sich später mit Politik befassen sollten. — Wer seiner Regierung die Meinung sagen will, muß sich Zutritt zu ihr verschaffen und nicht draußen vor dem Hause lärmen. Wer das Verlangen hat, daß sein Tadel von ihr gehört wird, muß ihr auch, wenn sie etwas Gutes oder Schlaues getan hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber die Allgemeinheit ist schon von vornherein der Ansicht, daß z. B. der Reichskanzler sein Gehalt in Höhe von 100 000 Mark so aufzufassen hat, daß er 80 000 Mark als Entschädigung für seine Arbeit erhält und den Rest von 20 000 Mark als eine Art Schmerzensgeld für die meistens sehr ungezogenen Kritiken, die jeder politisch interessierte Mensch, jeder Journalist und Wähler im Laufe des Jahres an ihm üben darf. — Das alles führt nur dazu, die Regierung immer volksscheuer zu machen und birgt außerdem die Gefahr, daß die Regierung, wenn man ihr ewig einredet, daß sie dumm und einfältig sei, der Suggestion unterliegt und die Worte wahr macht, die Politik verdirbt die Sitten? Nein, die deutsche Politik wird verdorben, weil es die deutschen Sitten schon vorher sind. — Wenn wir uns jetzt daranmachen, einige der Affären zu unter-

suchen, über die in letzter Zeit am meisten geredet worden ist, dann kann es vielleicht kommen, daß wir der Regierung immer noch nicht zugeben, sie habe in jedem Falle recht gehandelt. Aber vielleicht wird doch das Bewußtsein gestärkt, daß ein preußischer Minister nicht unbedingt sogleich durch jeden Schusterjungen (dahin ging ja zeitweise die öffentliche Meinung) ersetzt werden kann. Man wird ihm (nicht nur dem Schusterjungen) doch immerhin einige Klugheit zusprechen.

Dann könnte es schließlich dahin kommen, daß die Opposition nicht immer nur in die Luft haut, sondern ihre Angriffe so macht, daß was dabei herauskommt.

## II.

Für den 12. Januar sind Reichstagswahlen angesagt. Endlich. Welche Parole wird der Kanzler ausgeben? Jetzt muß er sich zeigen von Angesicht zu Angesicht. Und dann soll er stürzen. Wir alle werden ihn würgen — jede Partei für sich — von rechts nach links — mit allen hat er es verdorben. Jedes Parteichen möchte sein Kanzlerchen haben, und tut er da nicht mit — schlimm für ihn. Er ist unbeliebt. Von Anfang an war er herzlich unbeliebt. Er hat kein Photographiergesicht. Er macht sich in der „Woche" nicht gut. Das verstimmt. — Einzuwenden wäre vielleicht, daß er der erste Kanzler ist, der mit seiner Ruhe und Sachlichkeit für den Kaiser die rechte Ergänzung ist und damit eine Gewähr bietet, daß an der mächtigsten und ausschlaggebenden Stelle im Reiche auch wie anderswo mit Wasser gekocht wird. Aber das wäre nur ein Ausgleich für das fehlende Photographiergesicht. In der anderen Schale liegt aber noch als Hauptgewicht die Verstimmung der Parteien. Dagegen ist nichts zu machen. Aber wo bleibt die Wahlparole? Der Reichskanzler verzichtet darauf, eine Parole auszugeben? — Da geht der Lärm an auf allen Bänken. Es wird ihm der Vorwurf der Unfähigkeit gemacht, es wird gesprochen — in der Presse — von unfaßbarer Hilflosigkeit des Ministers, von seiner politischen Indolenz, und die Worte gehen am „Trottel" nur um Millimeterbreite vorbei. — Wie aber liegen die Dinge heute? Es zeigt sich, daß keine Partei eine Parole hat. Ratlosigkeit herrscht in allen Lagern. Die zugkräftigen Schlagworte fehlen. Alle Parteien haben auf die Wahlparole des Kanzlers gewartet. Die einen, um einzuhaken und sich vorwärtsziehen zu lassen. Die andern, um ihren Mißmut an einer Regierungskundgebung auszulassen. Konservative, Nationalliberale drucken alte Wahlaufrufe aus vergangenen Jahren wieder nach. Die Sozialdemokraten wissen nicht recht, wo sie neue Requisiten herbeziehen. Und am schlimmsten ist der Freisinn daran. Seit einem Jahre verkündet er: die Front gegen Rechts, hat seinen Schlachtruf abgenutzt, nichts Neues dazubekommen, und kein Mensch glaubt jetzt noch daran, daß die rechte Hälfte des Reichstags von der linken verschlungen wird. — Die Parteien haben auf das prompte Eintreffen eines Bärenschinkens gewartet und müssen sich

jetzt mit Mückenfangen begnügen, wo er ausgeblieben ist. — Die Regierung hat ihren ausschlaggebenden Einfluß allen recht deutlich zu Gemüte geführt und die Wahlen werden sich, wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung meint, diesmal frei von Leidenschaften vollziehen. Wenn man ehrlich sein will, heißt das: Ein Sieg der Regierung über das Parlament. Und wenn man nachdenklich werden will, muß man sagen: Ist das eine Art, Politik zu machen, mit Grobheiten um sich zu werfen und den Gegner zu unterschätzen? Muß es denn immer so bleiben?

III.

Es ist nicht richtig, daß die Fahrt des „Panther" nach Agadir allein unternommen wurde, um das Ausland zu bluffen. Die Verhältnisse lagen damals derart, daß von der Erregtheit des deutschen Volkes eher ein Krieg zu befürchten war als von Frankreich und England. Das Volk kann keinen Krieg erklären? Erklären kann es einen Krieg allerdings nicht, wohl aber kann es Umstände schaffen, die einen Krieg erzwingen. Wer kann einen jungen Menschen, der seine patriotischen Pflichten mißversteht, daran hindern, in einer kritischen Zeit, sagen wir, den französischen Botschafter zu ohrfeigen? Und vielleicht ist das ein Signal für einen andern Hitzkopf, etwas Ähnliches zu machen. Ist die Stimmung des Landes gereizt, so werden die beiden Menschen mit Sympathiekundgebungen bedacht werden, und keine Regierung der Welt könnte sich da noch in Reserve halten. — Die Fahrt des „Panther" ließ Dampf aus dem Kessel, und die Hitzköpfe in Deutschland sahen für den Augenblick davon ab, die Regierung zu übernehmen.

IV.

Ein französischer Politiker, der auf die diplomatische Kunst des Fürsten Bülow hohe Stücke hält, lehnt die Auffassung ab, daß die Orientpolitik Bülows nur eine verfehlte Spekulation gewesen sei. Nach seiner Auffassung (und die Auffassung ist originell und beachtenswert) wäre die Politik von der psychologischen Erwägung ausgegangen, daß auf den Orientalen Theater und Dekoration mehr Eindruck hervorrufen als nüchterne Sachlichkeit. Auf die alleinige Initiative des Kaisers sei die Jerusalemfahrt zurückzuführen, aber Bülow habe System in die Unternehmung gebracht und die Fortsetzung in Tanger folgen lassen. Er sei sich dabei ganz bewußt gewesen, daß Deutschland vor der Hand nicht imstande sei, das einzulösen in barer Münze, was der Orient nach den Lohengrinfahrten von Deutschland erwarte. Aber auch wenn sich der Orient enttäuscht sähe, würde er seine Sympathie stets den deutschen Theaterpolitikern bewahren und sich nicht von England und Frankreich, die die Empfänglichkeit des Orientalen für Regisseurkunststücke unterschätzen, festhalten lassen. Der Orient lasse sich durch Phantastereien eher gewinnen als durch die nüchterne Wirklichkeit.

Wer bürge dafür, daß Deutschland, wenn es im Orient Terrain verlöre, nicht wieder einen neuen Theatercoup inszeniere. Es sei gleichfalls eine waghalsige, aber sicher recht kluge und diskutable Politik, die hier von Deutschland versucht werde.

## V.

Unsre Konsulate im Auslande sind schlecht unterrichtet. Von politischen Bewegungen im Ausland erfährt die deutsche Diplomatie häufig erst, wenn andre Kabinette bereits irgendwelche Unternehmungen beschlossen haben. Gut, das stimmt, und der Vorwurf hat seine Berechtigung. „Die Zeitschrift" hat bereits vor fünf Vierteljahren die Lösung des Marokkokonfliktes auf Grund von Erkundigungen an den rechten Stellen in Frankreich vorausgesagt, während bei uns noch alles in Ungewißheit schwebte. „Die Zeitschrift" hat (durch einen chinesischen Reformer) die kommende Revolution in China verkündet und zu handelspolitischen Unternehmungen geraten, während in Deutschland noch kein Blatt und kein Amt von dem Ernst der Lage unterrichtet war. Gewiß, es ist dahin gekommen. daß einzelne Preßorgane besser und früher orientiert sind als unsere Diplomaten. Aber es liegt eigentlich wenig Grund vor, deswegen unsere Diplomatenzunft als Dummriane abzutun und sich dabei zu begnügen. Der Fehler liegt an unserm mangelhaften Geheimfonds, der (die Summe ist vielleicht nicht ganz genau zitiert) zweihunderttausend Mark beträgt. Das reicht für zehn leistungsfähige Spione, die nicht allzu hohe Spesen brauchen. Die Summe reichte in den Jahren 1880 bis 1890, als unsere Interessen noch nicht in aller Welt verzettelt waren. Heute, wo der Osten hervorgetreten ist, wo in Südamerika, auf dem Balkan, in Persien, in den holländischen Kolonien, in Indien sich wichtige Verschiebungen vorbereiten, ist die Summe zu klein geworden. Man kann nicht erwarten, daß der deutsche Gesandte in X. sich nachts selbst auf die Beine macht und sich Geheimdokumente oder Geschützmodelle verschafft. Das muß eine Kreatur besorgen, die man nach einem Worte Friedrichs des Großen wohl verachten, aber benutzen muß. Die Empfindlichkeit ästhetischer Seelen findet unterdes wohl ein Refugium in Wolkenkukuksheim und nimmt dann nachher behaglich an dem Nutzen für allgemeine Sicherheit teil, der durch die Hintertreppenarbeit gewonnen werden mußte. Die französische Regierung hat es nicht nötig, im Parlament auf eine Erhöhung des Geheimfonds zu bestehen und aller Welt in die Ohren zu blasen, wieviel sie für dies und das verwenden will. Es geht auch in Deutschland nicht an, solche Wünsche an den Reichstag gelangen zu lassen. Aber — wie in Frankreich — sollte unsere Großindustrie hier opferfreudiger sein. Mit dem Geleisteten ist es nicht getan. So wie sich Mäzene für Kunst und Wissenschaft finden, dürften sich mehr Mäzene für unsern Geheimfonds finden, dessen Arbeit Kunst und Wissenschaft in andern

Ländern letzten Grades wieder zugute kommt. Wenn es sich zeigte, daß die deutsche Diplomatie mit einem erhöhten Geheimfonds nicht recht zu wirtschaften wüßte und auch nicht besser orientiert wäre — ja, dann Kopf ab! Aber wenn man ihr kein Pulver gibt, kann sie auch nicht schießen.

## DIE FLÄCHE VON JAKOB SCHAFFNER (BASEL)

Die Malerei ist keine Nachbildung. Natur ist Natur und Kunst ist Kunst. Entweder ich lege einen Garten an, oder ich male ein Bild, wenn ich kann, beides ganz nach meinem Kopf. Je freier mein Kopf ist, um so freier fällt der Garten und das Bild aus. Anderseits: den Garten lege ich nach den Gesetzen der Rentabilität und der Natur an, das Bild nach den völlig freien Gesetzen des Wohlgefallens, meines Wohlgefallens, das ich an mir selber habe, wenn ich vom Persönlichen in mir absehe, das mir als einem ehrlichen Menschen, der ich hoffentlich bin, immer mißbehagt. Ich liebe zum Beispiel knallgelb, blitzviolett, heulrot; das sind drei richtige Farben, in denen ich förmlich Visionen habe. Soll ich nun den Knall dämpfen, den Blitz verwässern, das Heulen in poetisches Schluchzen verwandeln, weil die Leute mit Kalendervornamen schwache Augen haben? Nein, ich knalle, blitze, heule, so stark und so gut ich kann und überlasse es den Kalendernamigen, ihre Augen anders zu gewöhnen. Ich habe nur eine Verpflichtung: immer besser und immer vollkommener zu knallen, blitzen und heulen. Sonst kann mir niemand etwas anhaben. Wenn meine Wiese heulrot aussieht, bis ich aus den Augen auf dem Lumpen habe: Gotts Hagel, ich mache keine Kuhweide, sondern ein Bild. Es gibt nur eine Frage: wie steht das Heulrot in meiner Malerei? Ist die Erscheinung, die es mit den andern Farben darstellt, ein Organismus? Kann ich das Ganze beweisen, oder vielmehr, ist es imstande, sich selber zu beweisen? Es ist ganz gleichgültig, ob der Baum nach der Natur treu ist; er hat nach meinem Bilde sich selber und mir treu zu sein. Am Ende will ich ein schönes Bild nach meinem Ideal, eine würdige, große oder kleine Gewordenheit aus Farbe und Linie auf einer Fläche. Man kann die Frage auch anders stellen. Käme mein Bild aus Japan, würde mans dann besonders finden? Denn wir wissen doch Bescheid, nicht!

Am Anfang war die Farbe. Das ist einleuchtend. Am Anfang jener Malerei, die aus der Fläche, nicht aus der Linie hervorgegangen ist, brandet das Meer der Farbe. Hier teilen sich die Wege und erklären sich die Irrtümer. Die Farbe ist sich Selbstzweck und die Linie ist in sich selber selig. Außer Farbe und Linie kann nichts auf der Fläche erscheinen: Farbe zwischen Farbe, Linie neben und in Linie, das reine zweidimensionale Kunstwerk. Das Wort von der plastischen Malerei ist ein Greuel. Die dritte Dimension ist intellektuelle Erfahrung, nicht Optik des Auges. Ich weiß nachgerade, daß der Winkel des Platzes meinen Fenstern gegenüber zuhinterst liegt, aber als kleines Kind, da ich noch undurchbrochen flächenhaft und also bildlich sah, wollte ich nach dem Mond greifen. Das Auge sieht heute noch flächenhaft; es wird nur fortgesetzt vom Verstand korrigiert. Dieser Verstand kann nicht gemalt werden; man kann bloß malen, was gesehen wird: Fläche. Daß der Beschauer dann vor dem Bilde Perspektive empfindet, ist ganz gleichgültig und obendrein unmalerisch, laienhaft; er soll Fläche empfinden und ihre künstlerische Auf-

lösung in farbige und lineare Werte. Ein gutes Bild, das auf Perspektive und dritte Dimension gemalt wurde, rein auf Fläche betrachtet, verliert nur deshalb nichts von seiner Größe und Einzigkeit, weil der Künstler vor allen Dingen ein Maler war, das heißt, weil sein malerisches Ingenium die Korrektur des Verstandes unterbewußt noch einmal korrigierte und den naiven Tatbestand wieder herstellte. Perspektivische und plastische Qualitäten machen ein Bild nicht besser; auf der Fläche ist bloß die Frage, wie die kleineren Figuren zwischen (nicht hinter!) den großen und die modulierten Farben neben den „offenen" stehen.

Das stoffliche Interesse am Bild ist unkünstlerisch. Gewiß, Hodler malt „Empfindungen", „Ergriffenheiten", „Bewunderungen", die abstraktesten Undinge, die man sich denken kann; aber weil er ein Maler ist, schaden ihm alle moralischen Begriffe und Vorstellungen nichts; schließlich ist er doch darauf angewiesen, ein Bild zu malen und keine Bewunderung oder Genesung. Der Titel ist ein Notbehelf, eine Rückständigkeit, oft eine Dummheit, jedoch das gute Bild ist souverän und beziehungslos, und daß es der Laie auf den Stoff betrachtet, macht es nicht schlecht und seine Linien nicht weniger bedeutend. Aber es bewirkt dem Kalendernamigen einen Unterschied in der Schätzung, ob die Farbenvision grünrot — blaugelb — violett durch ein „schönes" junges Mädchen oder durch eine „häßliche" nackte Frau getragen wird. Das ist sein Interesse am Stofflichen. Was soll man da tun? Das Verlangen nach Schönheit kann man nicht diskreditieren. So bleibt dem Finder einer neuen, entstofflichten, naiven Künstlerschönheit nichts übrig, als weiter zu malen und zu warten, bis er historisch ist. Gott gebe ihm den Atem dazu. Sein Trost muß sein, daß kein Mensch und keine Erscheinung wirklich allein ist; es finden sich bei einem Verrückten immer Mitverrückte; das ist eine Wahrheit räumlich und moralisch. Es ist ferner eine Wahrheit, die man den Leuten mit Kalendernamen nicht oft und nicht wuchtig genug über den Kopf schlägt, daß jede neue „Kunstrichtung" (beliebte Defension des schuldigen Philisteriums!) in den Augen der Zeitgenossen als Verrücktheit und vor allem als Roheit begann. Der Nachweis ist in den Augen desselben Philisteriums historisch geheiligt; darin liegt der Humor der Sache.

Die „Empfindung" hat mit der malenden Kunst nichts zu schaffen. Das Auge empfindet nicht moralisch, sondern optisch. Die Weihe des Heiligen Hains und der Toteninsel Böcklins ist ein absolut banausischer Philisterschauer, der auf die Bilder nicht die mindeste Beziehung hat. Aber nicht deshalb sind sie gut oder schlecht, weil die ein poetisches Sujet darstellen, sondern weil ihre Fläche gut oder schlecht zweidimensional aufgelöst und in Farbe und Linie umgedeutet ist. Das modern rationalistische Geschrei der Weltentgötterer um die Zentauren und Fischweiber ist gerade so banausisch und philiströs, wie jener Ehrfurchtsschauer. Es ist vollständig egal, was Böcklin malte; es kommt allein darauf an, wie er mit seiner Fläche, seinen Linien und Farben verfuhr. Wer die Fläche am intensivsten und wirksamsten zur Anschauung bringt, ist für mich der beste Maler. Das ist ein absoluter Schluß. Die Empfindung beim Kunstbetrachten ist ein Dreinreden des Dinges, das wir Seele nennen, in eine Sache, von der sie den Teufel was versteht. Der gebildete Mann mag sie als seine liebe Frau hinterher auch zu ihrem Vergnügen lassen, nachdem er mit seinen Augen den Wert des Bildes festgestellt hat; das ist seine Angelegenheit. Aber der Wert wird festgestellt rein mit dem Auge, wie er auch erwirkt wird rein durch das Auge.

Was die Neue Sezession gegenwärtig in Berlin in der Pots-

damer Straße vorzeigt, ist die Praxis der Theorie und gibt alle mögliche Gelegenheit, die Probe aufs Exempel zu machen. Ich weiß ganz und gar nicht, ob sich dort eine neue Richtung vorbereitet und es ist mir auch vollständig gleichgültig, vor allem deshalb, weil es keine neuen Richtungen gibt. Es gibt nur eine Richtung: die Kunst; was darüber ist, ist vom Übel. Aber es ist dort jedenfalls alles zu sehen, was gottlob gegen den guten Geschmack der Leute mit Kalendernamen verstößt. Es gibt kapitale Verrücktheiten vom allgemeinen Standpunkt. Man weist sehr bemerkenswerte Roheiten vor: heulrot, knallgelb, blitzviolett. Die Linie starrt den Beschauer abenteuerlich und manchmal urweltlich an. Man wohnt Wirkungen bei, die allein und nur gerade den dort angewandten Mitteln möglich sind. Farben erscheinen verjüngt um Jahrtausende; der Urquell der Malerei sprudelt auf Momente fast hörbar neben dem Ohr. Dann ist wieder alles Gegenwart, Drang, Frage, Haß, Wut, Willen, Zähneknirschen, Ohnmacht, Verworfenheit, Anmaßung, Verstiegenheit. Aber es ist keine bloße Wortspielerei, daß Verstiegenheit durch Steigen und Verworfenheiten durch Werfen möglich werden. Ich bin nicht Gott; ich weiß nicht, was werden wird; ich weiß kaum, was ist. Ich sehe nur Flächen, Farben, Linien, und fühle ganz unbeteiligt, daß mein Auge erregt ist. Mein Auge sehnt sich, es hungert, es schreit. Damit habe ich als moralischer Mensch nichts zu schaffen. Wenn meine Augen Liebeserlebnisse haben, so muß ich mich als Persönlichkeit auf sie verlassen. Ich schiebe ihnen alle Verantwortung und alle eventuelle Ehre zu, sehr genau wissend, daß meine übrige lebende Leiche ein Esel ist, was Malerei angeht. Ich habe einen Zaun-Ede vor Augen, der von einem Zaun-Ede gemalt zu sein scheint. Was heißt das? Der Maler hat den Zaun-Ede mit Zaun-Edes Augen angesehen und seine Augen haben sich also selbst besiegt. Sind die Augen des Malers nun unterlegen oder überlegen? Und was kommt dabei heraus? Dies: Je besser der Zaun-Ede gemacht ist, desto entschiedener sind seine Linien und um so kräftiger kommt die Fläche zum Erlebnis, die er bewegt. Das Bild kann mir oder ich kann ihm unmöglich sein. Aber jedenfalls ist es anders. Und es ist etwas von dem durchaus aktuellen Augenreiz dabei, den die Zeichnungen der sogenannten Höhlenmenschen noch heute ausüben. Es ist ein Weg. Das muß mir genügen. Ich weiß zwei nackte Figuren, ganz simpelhaft, blödsinnig, einfältig. Aber die Scheußlichkeit hat irgendeinen Charakter, die Verzerrungen sind Ergebnisse, der Unsinn fällt aus einem bestimmten Sinn. Es kommt nur auf mich an, ob ich zuerst in der Natur die Einfältigkeit oder in der Einfältigkeit die Natur sehe. Ich sah zuerst die Einfältigkeit.

Das ist vielleicht kein Weg, nur eine Spur oder die Kreuzung einer Spur. Vielleicht ist es sogar nur eine Losung; aber dann mache ich mich auf das Mammut gefaßt. Ich weiß eins absolut sicher und kann es beweisen: hier wird mit rein malerischen Mitteln in der Fläche gewirtschaftet, ohne „Empfindung", ohne Stoffinteressen, ohne dritte und vierte Dimension, ohne einen Gedanken an „Nachbildung". Diese Ausschließlichkeit ist Kraft. Wenn der Rezensent schreibt: „Für gewisse Verirrungen konnten wir kein Verständnis aufbringen", so beweist er damit nur, daß jedenfalls er kein Zeichen der Zeit ist. (Sollten nicht Berichterstatter von Blättern, die mit Millionen von Lesern rechnen, wenigstens eine Ahnung haben?) Was heißt Verirrung? Kolumbus war auch verirrt; jeder Künstler, wenn er was wert ist, hat seine Verirrung; auf breiten Landstraßen verirrt man sich bekanntlich nicht. Die Leute einer Neuen Sezession brauchen weder Bewunderung, die wäre ihnen schädlich, noch Ablehnung, die verdirbt den morali-

schen Charakter: sondern Verständnis. Verständnis erzieht. Verständnis hat Geduld. Verständnis ist eine immerwährende Kraftquelle. Verständnis ist Liebe und Liebe höret nimmer auf. Um zum Ende zu kommen, so ist an den Wänden der Neuen Sezession auch wirkliche, glühende, explosive Schönheit zu sehen, zweidimensionale Pracht und Lebensfreude nicht; nachgebildete: selbstherrliche malerische Darstellung aus Farbe und Linie, und sogar das Stoffliche ersteht verjüngt und — schön. Denn schließlich ist doch die Schönheit immer wieder der Ausgang und der Eingang unserer Sehnsucht, die Kunst schafft.

# ZUR PSYCHOLOGIE DES ZEITUNGSLESERS VON PROF. DR. EDUARD ENGEL

Nur zur Psychologie! Die Psychologie würde ein Buch fordern, denn dabei käme auch die Psychologie der Wechselwirkungen zwischen Zeitungsschreibern und Zeitungslesern in Betracht, sodann die Psychologie der öffentlichen Meinung usw. Es lohnt aber, auch nur einmal die hervorstechendsten seelischen Züge des Zeitungslesers allein zu beleuchten: schon dies gibt nahezu erschöpfenden Aufschluß über das Geheimnis der modernen Presse.

Der Zeitungsleser ist ein sehr verwickeltes Wesen, aber seine zahllosen weniger wichtigen Eigenschaften verschwinden alle hinter zweien: er glaubt alles und — er vergißt alles. Auf diesen zwei bei jedem Zeitungsleser — ich schließe mich ein — sich findenden Haupteigenschaften ruht das ganze Geheimnis der Presse in ihrer heutigen ungeheuren Entwicklung. Der Glaube an gedrucktes Zeitungspapier ist eines der wesentlichsten Kennzeichen des modernen Kulturmenschen. Die allermeisten Leser lesen nur eine Zeitung und glauben an sie. Ihre Weltanschauung am Abend ist die, welche sie morgens aus ihrer Zeitung geschöpft haben. Kommen sie mit einem Menschen zusammen, der eine andere Zeitung liest und ihnen nun seine, d. h. seiner Zeitung, Weltanschauung vorträgt, so erscheint ihnen der Mann entweder verrückt oder mindestens „paradox". Zeitungsredaktionen, die ein besonders feines Verständnis für die Seele des Zeitungslesers besitzen, schonen mit ängstlicher Vorsicht den zarten Glauben ihrer Leser an bedrucktes Zeitungspapier. Niemals bringt eine Zeitung für die großen Massen eine Berichtigung dessen, was sie ihren Lesern mitgeteilt hat. Selbst in den nicht seltenen Fällen, in denen eine von ihnen gebrachte Meldung das Gegenteil der Wahrheit und vollkommen unsinnig war, hüten sie sich, bei ihren Lesern den Glauben an die Unfehlbarkeit der Zeitung zu erschüttern. Sie können zwar gezwungen sein, nach einigen Tagen die Wahrheit zu berichten; hierbei aber kommt ihnen nun die zweite unentbehrliche Eigenschaft des Zeitungslesers zustatten: seine Vergeßlichkeit. Setzen wir den Fall, eine Massenzeitung, eine mit mehr als 200 000 Abonnenten, mit ihrem tiefen Verständnis für das Seelenleben des Zeitungslesers, hätte heute die falsche Nachricht gebracht: „Der Zar hat dem Kaiser Wilhelm mitgeteilt, er werde ihn im Herbste dieses Jahres in Berlin und Potsdam für eine Woche besuchen", und die Nachricht beruhte auf einem Irrtum ihres Berichterstatters, so kann sie in dem getrosten Glauben an die Vergeßlichkeit und Gedankenlosigkeit des Lesers nach zwei Tagen etwa folgendes schreiben: „Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir bei der Nachricht eines bevorstehenden kurzen Besuchs des Zaren in Berlin unsere Zweifel nicht verhehlt

haben; wie recht wir hatten, ergibt sich aus der Drahtmeldung unseres vortrefflich unterrichteten Petersburger Berichterstatters, der uns soeben mitteilt, daß zwar ein solcher Plan in dortigen Hofkreisen vor längerer Zeit erwogen, aber mit Rücksicht auf andere dringende Reiseverpflichtungen des Zaren und auch des Kaisers Wilhelm entweder verschoben oder ganz aufgegeben wurde." — Der Leser dieser Zeitung wird aus einer solchen Meldung nichts weiter entnehmen als den verstärkten Glauben an ihre Unfehlbarkeit.

Was glaubt der Zeitungsleser nicht alles! Im Jahre 1869 brachte die Elberfelder Zeitung, damals unter der Redaktion von Paul Lindau, durch ein drolliges Mißgeschick in der Druckerei an der Spitze des Blattes folgende Nachricht: „Wie wir aus unbedingt zuverlässiger Quelle erfahren, wird der Bundeskanzler Graf Bismarck demnächst beim Bundesrat die Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts für den Norddeutschen Reichstag beantragen." Zu spät wurde der unglaubliche Unsinn, den die Druckerei begangen hatte, entdeckt: ein Manuskriptzettel aus dem Jahre 1866 war liegengeblieben und aus Versehen in die Setzerei geraten. Paul Lindau wollte sogleich eine neue Nummer drucken lassen, indessen der in der Psychologie des Zeitungslesers erfahrenere Chefredakteur tröstete ihn: Warten wirs doch erst ab! Und siehe da, am nächsten Tage brachten fast sämtliche deutschen Zeitungen ohne ein Wort des Zweifels oder Kritik jene Meldung der Elberfelder Zeitung — im Jahre 1869, als es schon seit zwei Jahren einen auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechts gewählten Reichstag des Norddeutschen Bundes gab! Und von keinem einzigen Leser war irgendeine Zuschrift mit Zweifeln an der Richtigkeit jener Meldung eingegangen.

Im Anfang der 60er Jahre lief eine Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus durch die ganze deutsche Presse, wonach Napoleon III. in einer Ansprache an den Kammerpräsidenten gesagt hatte: „Die Gefangenschaft der Heiligen Helena hat das zweite Kaiserreich an seinem Erfolge nicht gehindert." — Die Gefangenschaft der Heiligen Helena war die Übersetzung von „la captivité de Sainte-Hélène." Kein Leser kam in Zweifel an dem geschichtlichen Zusammenhang zwischen der heiligen Helena oder gar ihrer den Geschichtsschreibern unbekannten Gefangenschaft und dem zweiten Kaiserreich unter Napoleon III.

Vor einiger Zeit wußten die Zeitungen von Theatervorstellungen in Konstantinopel in Gegenwart des Sultans zu erzählen, bei denen Seine Majestät der Beherrscher der Gläubigen von seiner Badewanne aus zugeschaut hätte. Vielleicht fanden manche Leser das seltsam; indessen Sultane sind ja anders als andere Menschen, und am nächsten Tage ist ja doch alles vergessen. Für Badewanne hatte in der französischen Depesche „Baignoir" gestanden; nun kann man weder von jedem Beamten der großen Telegraphenbureaus noch von jedem Zeitungsredakteur, nun gar von jedem Zeitungsleser verlangen, daß er wisse, „baignoir" bedeute sowohl Badewanne wie auch Theaterloge.

Hat ein deutscher Zeitungsleser während des Burenkrieges den geringsten Anstoß genommen an den wiederholten Zeitungsmeldungen, die etwa so lauteten: „Aus Kroonstadt wird gemeldet, daß sich gestern abermals drei holländische Minister in das Lager Bothas begeben haben, um im Interesse des Friedens zu vermitteln?" Man kann unmöglich von dem Zeitungsleser verlangen, daß er einen so ermüdenden Aufwand eigner Gedankentätigkeit treibe, sich zu fragen: Wie kommen auf einmal drei holländische Minister nach Südafrika? Die „holländischen Mini-

ster“ waren die Übersetzung von „dutch ministers“ (holländische Geistliche aus der Kapkolonie) in der englischen Depesche.

Vor etwas mehr als zehn Jahren erregte es bei den deutschen Zeitungslesern die tiefste sittliche Empörung über die schändliche Barbarei der englischen Kriegsführung, als man in einer amtlichen Depesche von Lord Roberts las: „An dem letzten Gefecht hat sich auch das Regiment Schwarze Wache tapfer beteiligt“. An allen deutschen Stammtischen und wo so sonst Kannegießer zur unblutigen Kriegsführung zusammenkamen, wurde England gebührend verflucht. Die Zeitungen aber schrieben: Hier haben wir endlich das amtliche Eingeständnis der sonst von dem heuchlerischen England stets bestrittenen Tatsache, daß sie zu ihrer schändlichen Kriegsführung gegen die Buren auch Schwarze verwenden. — Daß es ein schottisches Regiment „Black Watch“ gibt, braucht allerdings weder eine Redaktion noch ein Zeitungsleser zu wissen; von einem großen Telegraphenbureau könnte man diese Kenntnis schon eher verlangen. Ich bin aber überzeugt, daß während des Krieges von 1870 die französischen Zeitungen ihren Lesern von derselben Seelenverfassung dieselbe Empörung über die Barbarei der Deutschen eingeflößt haben, die sich nicht entblödeten, ein ganzes Regiment Schwarzer Husaren — von Danzig — gegen Franzosen kämpfen zu lassen.

Indessen wie sagt der Dichter?

Dunkle Cypressen, —
Die Welt ist viel zu lustig,
Es wird doch alles vergessen.

Alle Zeitungsleser säßen längst in Heilanstalten, wenn sie nicht schleunigst alles oder fast alles vergäßen, was sie mit scheinbar größter Teilnahme gelesen. Kein menschliches Gehirn reicht aus, die ungeheure Fülle von Zeitungswissen wirklich in sich aufzunehmen und nur einen nennenswerten Teil davon zu behalten. Ich habe über die Vergeßlichkeit der Zeitungsleser wissenschaftliche Untersuchungen angestellt, wenn für diese so einfache Sache das Wort „wissenschaftlich“ nicht zu anspruchsvoll ist. Ich habe gebildete Zeitungsleser nach Namen und Jahreszahlen von Ereignissen gefragt, die vor gar nicht langer Zeit sie aufs leidenschaftlichste erregt und ganz ähnlich dem Burenkriege das Hauptgespräch am Familien- und Stammtisch gebildet hatten. Ich gehe jede Wette ein, daß von tausend durchschnittlichen Zeitungslesern kaum einer heute noch weiß, in welchem Jahre und aus welchem Grunde der Spanisch-Amerikanische Krieg ausbrach. Von zehntausend Zeitungslesern weiß höchstens einer — ich bin dieser eine nicht — wie die beiden spanischen Admirale hießen, die — wo war es doch? — in der Entscheidungsschlacht — wann? besiegt wurden. Oder: Wieviele Zeitungsleser wissen heute noch, wann der Krieg in Südafrika begann? Ob wohl mehr als einer von tausend weiß, wer das seinerzeit so leidenschaftlich erörterte „Ultimatum“, das der Kriegserklärung gleichkam, erlassen und was in jenem schrecklichen Ultimatum gestanden hat? Ich habe sogar festgestellt, daß die allermeisten Zeitungsschreiber keine Ahnung mehr von jenem Ultimatum haben, über das sie doch in flammenden Leitartikeln sich erhitzt haben.

Ich glaube, die Entwicklung der beiden Haupteigenschaften des Zeitungslesers: Unbedingter Glaube an bedrucktes Zeitungs-

papier und schleuniges Vergessen des eben Gelesenen hat ihren höchsten Punkt noch nicht erreicht. Auf der Weiterentwicklung des Zeitungslesers nach diesen beiden Richtungen beruht zugleich die zukünftige Entwicklung des Zeitungswesens.

# WARUM SPANIEN NICHT REPUBLIK WIRD VON B. OLDEN

Im Dezember 1910, knapp vor Weihnachten, wurde im spanischen Reichstag eine Verhandlung geführt, die in jedem anderen Lande eine Sensation für ganz Europa gewesen wäre. — Der Abgeordnete Lerroux war von seinen Fraktionskollegen beschuldigt, durch den Stadtrat von Barcelona Schwindeleien in ungewöhnlichem Maßstabe begangen zu haben. Barcelona, die reichste und modernste Stadt Spaniens, hatte zur Anlage einer neuen Wasserleitung große Terrainkäufe abgeschlossen, in denen ausreichende Quellen liegen sollten. Es waren ferner mit Kalk- und Zementlieferanten Millionenverträge gemacht worden, um das Röhrensystem zu legen, und bei all diesen Abschlüssen hatte im Stadtrat von Barcelona volle Einstimmigkeit geherrscht. Nun behauptete der anklagende catalonische Abgeordnete, daß erstens die für Riesensummen angekauften Terrains überhaupt keine Quellen enthielten, und daß ferner bei Vergebung der Ausschreibungen die Lieferungsmöglichkeiten der konkurrierenden Firmen überhaupt nicht geprüft wurden, sondern daß nackt und ungeniert ein Geheimvertrag mit jenen Lieferanten gemacht worden sei, die ihre Phantasiepreise mit dem Auftraggeber zu teilen bereit waren. Im ganzen habe es sich um einen Diebstahl von etwa dreißig Millionen Pesetas gehandelt. Für den ganzen Handel machte man ohne weiteres den Abgeordneten Lerroux verantwortlich.

An der Verantwortlichkeit Lerroux' wurde auch von keiner Seite Zweifel erhoben, denn der politische Einfluß dieses Mannes ist in Catalonien und besonders in Barcelona so ungeheuer, daß er tatsächlich die Zusammensetzung des Stadtparlaments allein bestimmt. Seit Jahren werden die von ihm aufgestellten Kandidaten bedingungslos gewählt — er ist der Held und Liebling des ganzen Volkes, kann Revolutionen einleiten und stoppen, wie es ihm beliebt und herrscht über den von seiner Gnade gebildeten Stadtrat wie ein Souverän. Durch dies Instrument, das nie versagt, vergibt er Posten und Aufträge; die Kandidaten für städtische Beamtenstellen müssen vor ihm, dem Unterbeamteten, Kotau machen und es steht kein Schreiber im Dienst der kommunalen Behörden, den er nicht angestellt hätte und täglich entlassen könnte.

Die Anklagerede wegen des „Kalk-, Zement- und Wasserhandels" nahm zwei Sitzungstage des Reichstags in Anspruch, und sie war so gründlich belegt, durch Dokumente gefestigt und wurde so leidenschaftslos vorgetragen, daß Lerroux ein erledigter Mann schien. Und als er sich zur Verteidigung erhob, sprang das Lachen einer innigen Heiterkeit durch alle Bänke der Deputierten und lief in den überfüllten Tribünen ringsum. Man schwatzte und amüsierte sich, weil im Hause niemand bezweifeln konnte, daß diese Verteidigung eine Farce sei!

Lerroux stand ruhig da, ein großer Bursche mit dem aufgedunsenen Gesicht eines Unteroffiziers, der seit zehn Jahren einen fetten Gerichtsvollzieherposten bekleidet und nahm an der allgemeinen Heiterkeit Teil. Er schwatzte jovial, dreist und witzig in das Lachen hinein, griff seine catalonischen Gegner und den liberalen Chorus in fettigen Kalauern an, ließ durch seine verquollenen Augen und die aufgetragene Ironie seiner Rede deutlich seine Weisheit durchschimmern: sind wir nicht Spanier — Politiker? Wovon sollen wir leben? Er schwatzte viele Stunden lang, bestritt in Bausch und Bogen alle Anklagen, ohne Argumente vorzubringen, schweifte von dem Lieferungsgeschäft auf industrielle Fragen im allgemeinen und von der Industrie auf die Politik der Regierung, der Konservativen und der „Catonen" seiner eignen Partei im allgemeinen ab und setzte sich dann mit einem Ruck wieder in seinen Lehnsessel. Ein schwarzes Männchen mit Anarchistenlocken und einem Filougesicht neben ihm, Emiliano Iglesias, schüttelte Lerroux' schwammige Tatze und räumte geschäftig wie ein Kammerdiener seine Papiere zusammen. Die Gemütlichkeit war allgemein — da sprang Professor Azcárate, der weißbärtige Prophet der Republik, eine Bank vor ihm, auf, und rief, bebend vor Zorn, daß Lerroux nichts bewiesen habe und gebrandmarkt sei. Und zugleich erhob sich hinter Lerroux die kantig harte Gestalt des sozialistisch-republikanischen Führers Pablo Iglesias zu der Erklärung, daß auch nach seiner Überzeugung Lerroux ein Dieb sei. Der wurde für eine Sekunde lang fahl im Gesicht, stieß Schimpfworte aus, ein paar Fäuste, ein paar Stöcke fuhren in die Luft, der Präsident, Graf Romanones, schwang die Glocke und fuhr mit seiner hellen, dünnen Stimme in den Tumult.

Dann marschierten in den Wandelgängen Kartellträger hin und her, und dann wurden die Ehrenhändel wieder beigelegt. Am selben Abend noch sah man im Restaurant erbitterte Gegner einander die Schultern klopfen. Lerroux trat freilich aus der Fraktion aus und gründete eine neue Zweigpartei, der sich sieben seiner Freunde anschlossen. Aber damit war die Geschichte zu Ende — ein parlamentarisches Ehrengericht anzuerkennen, weigerte sich Lerroux, weil es unkompetent sei, ein Gerichtsverfahren gegen den Stadtrat von Barcelona wurde nicht eröffnet, und nach den Mitteilungen, die ein beteiligter Grundbesitzer aus Barcelona mir später machte, wird der ganze Abschluß, nachdem in zwölf Monaten genug Gras über die Sache gewachsen ist, demnächst doch durchgeführt werden.

Am Abend dieses parlamentarischen Rauftages hörte ich im wissenschaftlichen Klub „Ateneo", dessen Mitglieder Exminister und Zukunftsminister sind, einen verdienten alten Politiker mit hocherhobenen Armen und fliegendem Bart schreien: „Politik oder nicht! Aber wenn man politisiert, muß man großzügig sein! Wovon soll Lerroux denn leben? . ."

* * *

Im April 1911 wurde im spanischen Parlament eine republikanische Interpellation über die blutige Woche in Barcelona und die Erschießung Ferrers besprochen. Man übte Kritik an den Militärgerichten und ihrer Zusammensetzung, an des eisernen Maura Gewaltpolitik und packte Details der Gerichtspraxis jener

Zeit aus, die schauerlicher waren, als alle Literatur von Poe bis Ewers.

Der republikanische Rechtsanwalt Melquiades Alvárez, — der im Hauptamt Syndikus des staatlichen Zuckertrusts ist, — sprach wie ein Begnadeter, wie in Europa heute kein zweiter Parlamentarier spricht. Wenn ich an diese Rede denke, an diesen Monumentalaufwand von Leidenschaft, Kunst und Dialektik, überläuft mich noch heute ein Schauer, und ich war damals einer von fünfhundert Hörern, die vor Entzücken fast aufschrien. Dann erklärte Lerroux — dessen letzte kleine Verfehlungen längst vergessen waren — daß er seinem Freunde Ferrer die Treue bis in den Tod halten werde, und daß über der Ermordung dieses Mannes jede Regierung stürzen würde, die keine Anstalten träfe, sie zu rächen. In diesem Sinne den Willen des Volkes zu vollstrecken, sei die heilige Aufgabe seines Lebens.

Es wurde an diesem Tage noch viel gesprochen, bis bei dem heftigen Ausfall eines ungeschickten Redners auf der Tribüne ein Offizier aufsprang und in den Saal rief:

„Nichts gegen die Armee!"

Am Abend brachten die Blätter der Militärpartei Leitartikel, in denen der Regierung offen gedroht wurde, daß die Armee revoltieren würde, wenn sie die Kriegsgerichte nicht besser verteidigte. Der liberalen Regierung, die zur Zeit des Ferrerprozesses noch auf den Bänken der Opposition saß! Sie erklärte sich in Krisis.

Dann war Spanien zwei Tage lang ohne Ministerium, ohne verantwortlichen Leiter, ohne Regierung. Azcárate und Canalejas, Alvárez und Canalejas, Lerroux und Azcárate, Alvárez und Maura berieten miteinander. Damals konnte die Republik formschön und kampflos erklärt werden, — es hätte niemand die selbst revolutionsfrohe Armee gegen die republikanischen Leiter geführt, und von heute auf morgen hätte Alfonso den geliebten Sport zu seiner einzigen Lebensaufgabe gemacht. Er wäre ein vornehmer Privatmann in London oder Paris gewesen und hätte im Klub seines Freundes Dom Manoel Zutritt gefunden.

Aber die Tage vergingen, das alte Ministerium wurde mit kleinen Änderungen neu ernannt und die Deputierten traten wieder zusammen. In ein paar Stunden war der Fall Ferrer erledigt, — die Marokkowolke zog unter den Händen des geschickten Regiemeisters Canalejas neu auf, und nach ein paar Debatten für und wider den Kolonialfeldzug ging das Parlament in die Ferien. Die Republikaner nahmen die Gewißheit mit sich, daß ein Eroberungskrieg geplant sei und sie schwuren, das Volk gegen diesen verbrecherischen Staatsplan auf die Beine zu bringen. Lerroux drohte mit dem Schritt der Arbeiterbataillone.

* * *

Im September 1911 brach in Bilbao, der wichtigsten Industrie- und Hafenstadt der Nordküste, ein Generalstreik aus. Es hatten keine Verhandlungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern stattgefunden, es war kein Ultimatum gestellt worden. Langsam erfuhr man den Zweck der Bewegung: Protest gegen den Kolonialkrieg! Gerade damals hatten die Kämpfe im Rif begonnen, und die halbe Armee Spaniens lag in Melilla.

Canalejas schickte ein Regiment nach Bilbao und ließ den

Kriegszustand verhängen. Aber Santander, La Coruna, Gijon nahmen an dem Generalstreik teil, nach San Sebastian mußte ein halbes Regiment geworfen werden; dann griff der Brand nach dem Süden über: in Valencia und in der ganzen Provinz Valencia, in Málaga, in Sevilla, in Zaragoza ruhte die Arbeit. Die 70000 Mann zur Hälfte ganz unzuverlässiger Truppen reichten zum Schutze der Ruhe nicht mehr aus, ehe noch in Madrid und Barcelona der Streik ausgebrochen war. Schon hatten die Sozialisten in Madrid den Ausstand proklamiert. Nur die Lerrouxisten (die Radikal-Republikaner) arbeiteten weiter und Barcelona blieb ruhig!

Soriano und Pablo Iglesias erklärten in der „Espana Nueva", daß diese Riesenbewegung ihr Werk und ihr Ziel die Republik sei. Sie baten Lerroux um Unterstützung in Barcelona. Aber der hatte sich — er ist Autodidakt — zu juristischen Studien in eine seiner Sommervillen zurückgezogen, und sein blutrot gestrichenes Automobil verstaubte in der Garage. Wenn damals Barcelona an dem Generalstreik teilgenommen hätte, dann wäre abermals ohne Schwertstreich, ohne Explosion oder Musketenschuß Ferrer gerächt, die Marokkoexpedition erledigt, die mit dem Blutbad in Barcelona beladene Monarchie vertilgt gewesen! Mit 70000 Mann Truppen und in einen afrikanischen Krieg verwickelt hätte die Regierung widerstandslos die Segel streichen müssen. Aber Lerroux erließ an seine getreuen Catalanen ein Manifest, daß es unpatriotisch wäre, den Moment zu einem Vorstoß gegen die Regierung zu benutzen. Und Catalonien blieb ruhig wie Madrid — in den übrigen Städten konnte unter dem Druck der Kriegsartikel die Ruhe erzwungen werden. Freilich fand in Santander eine Konferenz der republikanischen Führer statt, zu der auch Lerroux einen Vertreter entsandte, und die „glorreiche Einigkeit der Partei wurde dokumentiert. „Es lebe die Monarchie" dachten die Republikaner, die auch leben wollten."

* * *

Alles was ich hier gesagt habe, weiß in Spanien jeder politisch interessierte Schuljunge. Das Königreich zwischen den Republiken Portugal und Frankreich wird bestehen, solange es Geld hat, um seine Revolutionäre zu bezahlen.

# DER WUNDERRABBI UND DER ERZBISCHOF. EINE CHASIDISCHE LEGENDE VON DR. JAKOB FROMER

Es war am neunten Tage des Monats Tischre, am Vorabend des Versöhnungstages. Von nah und fern waren die Anhänger des Wunderrabbi in dichten Scharen zu ihrem Herrn und Meister herbeigeströmt. Großes stand bevor: Der Tag des Gerichts.

Vom Anbruch des heutigen Abends bis zum Ausgange des nächsten Tages saß Gott auf dem Thron, um für das kommende Jahr über das Geschick des Weltalls zu bestimmen. Ein Bangen und Zagen ergriff die Kreatur, es bebten die Engel, die Himmel erdröhnten von dem gewaltigen Rufe: „Der Tag des Gerichts ist gekommen!" Wie die Lämmer vor den Hirten, traten die Ge-

schöpfe zur Musterung vor den göttlichen Thron. Aufgeschlagen lag das Buch, worin alles Tun und Trachten verzeichnet war. Links stand Satan, umgeben von der Hölle Brut und klagte an; rechts der Erzengel Michael an der Spitze einer mächtigen Trabantenschar. Wie die Faustkämpfer prallten ihre Reden aufeinander und rangen um das Wohl und Wehe der angeklagten Kreatur. Nach beendigtem Wortkampf nahm der Herr eine Wage in die Hand, legte die guten Taten auf die eine, die schlechten auf die andere Schale. Wehe dem, dessen Sündenschale zur Erde sank. Unwiderruflich erging über ihn die Bestimmung: im kommenden Jahre von Armut und Krankheit heimgesucht zu werden; eines natürlichen oder gewaltsamen Todes zu sterben; von Hungersnot, Feuersbrunst, von dem Schwerte oder der Pestilenz dahingerafft zu werden.

Schon lange vor Tagesgrauen war man heute aufgestanden, um sich für die kommenden Ereignisse zu rüsten. Wer es sich nur irgendwie leisten konnte, hatte sich einen lebenden Hahn angeschafft und gebunden unters Bett gelegt. Nun ergriff er ihn bei den Beinen, schwang ihn in die Höhe und sprach: „Das ist mein Sühnopfer, das ist mein Ersatz. Durch den Tod dieses Hahnes möge mein Leben erkauft werden.“ Sofort wurde das Opfer geschlachtet. Dann eilte man in das Bethaus und flehte die Schutzengel an, Satan tapfer standzuhalten, von seinen Listen und Ränken sich nicht bestricken zu lassen.

Eine weit größere Hoffnung setzte man aber auf die Fürsprache des Wunderrabbi. Als gewaltig galt die Macht dieses Mannes. Ihm war die Gabe verliehen, in den geheimnisvollen Sinn jener heiligen Worte einzudringen, aus denen die göttliche Allmacht seit dem Urbeginn floß. Kraft dieser Worte konnte er zu jeder Zeit vor dem göttlichen Thron erscheinen und seinen Willen zur Geltung bringen. Fand er das Himmelstor verschlossen, dann nahm er eine Axt und schlug es entzwei und stürmte hinein und jagte die Widersacher, die es gewagt hatten, ihm den Zutritt zu versperren, schmählich in die Flucht. —

Aber höher als das heilige Wort stand das Recht. Das gab Satan eine Waffe in die Hand, an der alle geheimen Künste des göttlichen Mannes zerschellten. In solchen Momenten pflegte der Rabbi gewaltig aufzuschreien, wie ein Rasender zu tanzen und zu springen, sich auf die Erde zu werfen und in qualvollen Zuckungen seine Glieder zu verrenken. In diesem Zustande verharrte er solange, bis ihm kundgetan wurde, durch welche Mittel er Satan zu überlisten und ihm die gefährliche Waffe aus der Hand zu winden vermöchte.

Die Abenddämmerung war bereits angebrochen und das Kol-Nidre-Gebet sollte bald beginnen. Eine vieltausendköpfige Menge füllte den weiten, fast unübersehbaren Betsaal. In bloßen Strümpfen, in das Totengewand, den weißen Kittel, gehüllt, den helleuchtenden, blaudurchstreiften, mit Gold- und Silberfäden umbordeten Gebetmantel über den Kopf gezogen: so standen sie da, bereit, 24 Stunden lang sich des Essens und Trinkens und Schlafens und Waschens zu enthalten, in inbrünstigem Gebete und reuiger Zerknirschung der Entscheidung über ihr Schicksal entgegenzuharren.

In den zahllosen Leuchtern und in allen Winkeln und Ecken, überall, wohin der Blick zu reichen vermochte, brannten große,

starke Wachskerzen und verliehen durch den dicht aufsteigenden Rauch der weihevollen Stimmung einen geisterhaften Charakter.

Ein dumpfes Gemurmel entstand: „Der Rabbi!“

Über einem kleinen, runden, elastischen, in weiße Gewänder gehüllten Körper erhob sich ein mächtiger Kopf, umrahmt von weit und dicht hinabfallenden silbergrauen Locken. Auf dem feingeschnittenen, vollen, zartgeröteten Gesicht lag eine unnahbare Würde, eine übermenschliche Verklärtheit. Hinter den von langen, dichten Wimpern verdeckten Augen stahl sich jener versengende Blick hervor, von dem die Sage ging, daß noch kein irdisches und kein himmlisches Wesen ihn auszuhalten vermochte. Eilend schritt er durch die scheu ausweichende Menge der heiligen Lade zu, stürmte die Stufen hinauf, zog hastig den Vorhang weg, riß die beiden Türen auf und sprach mit gedämpfter, langgezogener, von einer verhaltenen Glut durchzitterten Stimme die Psalmenworte: „Licht erstrahle dem Gerechten, und Freude ziehe in die frommen Herzen ein.“

Wie das aus kaum wahrnehmbarer Ferne kommende Geräusch eines unheilbringenden Lavastroms drangen die Worte in die Gemüter, bange, unheilschwangere Ahnungen heraufbeschwörend. Immer von neuem wiederholte er den Vers. Immer gewaltiger schwoll seine Stimme an. So heult die Windsbraut, wenn sie sich in des Meeres Wogen verfangen hat. So brüllt der Stier, wenn er, von dem Speere getroffen, in Todespein sich windet.

Horch! Ein dumpfer Fall! Hingestreckt lag der Rabbi vor der offenen Lade auf dem Boden. Ein krampfhaftes Zucken ging durch seine Glieder.

Unter dem Eindruck der plötzlich entstandenen Stille löste sich das grauenhafte Entsetzen, das sich der atemlos lauschenden Gemeinde bemächtigt hatte. Ein entsetzliches Schreien und Schluchzen durchwogte die Riesenhalle.

Da! Eine Grabesstille trat plötzlich ein. Der Rabbi hatte sich aufgerafft und stürmte nun, alles, was ihm im Wege stand, niederrennend, fast über die Köpfe der Menschen, zur Tür hinaus, wand sich durch die engen, winkligen Gäßchen, bis er die Landstraße erreichte. Ein Reitertrupp mit Fackeln und Musik sprengte gerade daher, dahinter fuhr im scharfen Trabe die sechsspännige, silbergeschmückte Equipage des Erzbischofs, den die katholische Gemeinde des Ortes zu einer Festlichkeit eingeladen hatte und nun mit Pomp abholte. In mächtigen Sätzen stürzte sich der Rabbi dem Zuge entgegen und rief: „Halt!“ Eine Stockung entstand. In diesem Augenblicke sprang der Rabbi an die Equipage heran, riß die Tür auf, beugte sich tief hinein und schrie dem Erzbischof ins Gesicht: „Mensch, warum heiratest du nicht!“

Ein reiner, klarer Mond goß seine Strahlen auf das flackernde Gesicht des Rabbi, das sich von den schneeweißen Gewändern gespenstisch abhob. Entsetzt starrte der Kirchenfürst die Erscheinung an. War es ein Irrsinniger? War es ein Geist? Er wollte dem Kutscher den Befehl zum Weiterfahren erteilen. Da traf ihn der Blick des Rabbi. Gebrochenen Willens sank er in die Polster zurück.

„Steig aus und entferne deine Leute!“ herrschte ihn der Rabbi an. Mechanisch gehorchte er dem Befehle.

„Was willst du von mir?“ flehte er wie ein Kind, über dem die Zuchtrute schwebt.

„Heiraten sollst du!“

„Du weißt doch“, wehrte der Bischof ab, „daß ich nicht darf.“

„Unsinn!“ schrie der Rabbi. „Kein Gott und kein Teufel kann dir etwas verbieten, wozu die Natur dich bestimmt hat.“

Der Rabbi trat einige Schritte zurück und musterte den Bischof vom Kopf bis zu Füßen. „Ein stattlicher, kräftiger Mann, ein zartes Empfinden und ein Herz, für die Ehe geschaffen. Jawohl, dich hat die Natur mit den schönsten Talenten zum Ehemann ausgestattet. Und alle diese herrlichen Gaben sollen verwelken, verdorren, weil es einem verirrten Menschengeist so gefiel? Schmach über eure Satzungen, Fluch über den Wahnwitz, der sich vermißt, der Natur in die Speichen zu fallen!“

Das strenge, furchterregende Minenspiel des Rabbi war einer teilnahmsvollen Erregung gewichen. Der warme, von Herzen kommende Redestrom umschmeichelte, umkoste den geistlichen Herrn und versetzte ihn in einen träumerischen Zustand.

Ihm war es, als wenn vor ihm ein Jugendfreund, den er im reifen Jünglingsalter verlassen hatte, plötzlich aufgetaucht wäre. Hinter ihm lagen, in neblige Ferne versunken, die Erinnerungen an die bunten Erlebnisse, die seit jener Zeit seine Seele durchfurcht hatten. In glühenden Farben tauchte vor ihm das Paradies auf, das er in trauten Gesprächen mit seinem Jugendgespielen von der Liebe Glück und Herrlichkeit sich ausgemalt hatte. Nun stand der Freund da und heischte von ihm Rechenschaft: „Was ist aus all deinen reizenden, herrlichen Träumen geworden?“

Der Erzbischof fuhr sich hastig ins Haar, als wenn er nach dem entschwundenen Glücke haschen wollte. Bald aber ließ er den Arm kraftlos sinken: „Zu spät!“

„Nichts ist zu spät,“ warf der Rabbi ein, „solange man lebt. Du brauchst nur zu wollen.“

Der Bischof schüttelte ungläubig den Kopf: „Wenn ich auch den Purpur abstreifen, mit meinen langjährigen Grundsätzen brechen, dem Gelübde untreu werden wollte, was hilft es mir? Die ich begehrte, würde ich doch nicht bekommen, und die mich haben wollte, mag ich nicht.“

„Das laß meine Sorge sein!“ fiel ihm der Rabbi ins Wort. „Du hast wohl“, fuhr er hastig im Flüstertone fort, „von der verwitweten Gräfin P. gehört, die wegen ihrer Schönheit und Klugheit weit und breit berühmt ist. Sie ist in dich sterblich verliebt und schickt mich hierher, um dir ihr Herz zu Füßen zu legen.“

Der Bischof sprang überrascht zurück: „Ist das wahr?“

Der Rabbi machte eine Bewegung, die jeden Zweifel niederdrückte.

Auf dem feingeschnittenen, von Keuschheit und echter Herzensfrömmigkeit durchgeistigten Gesichte des Bischofs tauchten purpurrote Wellen auf. „Wohl“, sprach er, mit einer vor Neugier zitternden Stimme, „habe ich viel Schönes und Gutes von der Gräfin P. gehört, aber noch nie ist sie mir zu Gesicht gekommen. Sag', wie ist ihre Gestalt?“

Der Rabbi verfiel in einen schwärmerischen Ton. „Ein Weib, sage ich dir, wie es zum zweiten Male aus des Schöpfers Hand nicht hervorgegangen ist. Groß und voll und saftig und schmiegsam wie eine Gerte. Von zierlichem Bau der Fuß, hochgestreckt das Knie, schwebend der Gang. Über den in sanfter Rundung

ausladenden Schenkeln erhebt sich ein sehniger Leib. Straff gespannt der Busen, wie ein junges, zaghaftes Gemsenpaar am steilen Abhang, zum Sprunge bereit. In helleuchtendem Weiß erstrahlt der volle, breite, feingewölbte Marmornacken. Sanft fließen die schwellenden Arme in schmale, zarte, Geist und Anmut widerspiegelnde Hände hinab. Über einem kühn aufragenden Halse erhebt sich ein Kopf von majestätischer Pracht. Wie ein Goldregen strömt das seidenweiche Haar in mächtiger Fülle zur Erde. Hochgewölbt die Stirn, von dichtem Braun umrahmt, in eine schmale, winkelhakige Nase auslaufend. Hinter den seidenen Wimpern leuchtet ein diamantnes Auge. Funken sprüht der Blick, entzündend, verzehrend. Auf den pfirsichweichen, rosenrot und lilienweiß angehauchten Wangen lagern herbe Keuschheit und lockender Reiz, schüchterne Hilflosigkeit und hoheitsvolle Würde, demütige Ergebung und unnahbarer Stolz wie Geschwisterpaare freundlich nebeneinander. Spitz und dicht und glänzend die Mäuschenzähne. Um den üppigen, purpurroten Mund huscht ein holdes, verheißungsvolles Lächeln von unergründlicher, unheimlicher Tiefe. Heil dem Manne," schloß der Rabbi seine ekstatische Schilderung, „dem es vergönnt ist, seine Sinnesglut in diesen labenden Quell zu tauchen. Ihm sind Wonnen beschieden, die noch nie einem Sterblichen zuteil geworden sind."

Ein unheimliches Feuer hatte sich über das Gesicht des Priesters ergossen. Die edlen, keuschen Züge waren entstellt, fratzenhaft verzerrt. Eine Fieberglut peitschte sein Blut. Da! Ein Zittern ging durch seine Glieder. Fahle Blässe bedeckte sein Gesicht. Schlaff hing die Haut. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er wankte dem am Rande des Weges liegenden Meilenstein zu und ließ sich kraftlos nieder . . . .

Der Rabbi sah ihn eine Weile triumphierend an. Dann wandte er sich, ohne sich weiter um den hilflos Dasitzenden zu bekümmern, hastig um, eilte in rasendem Galopp ins Bethaus zurück, wand sich durch die in banger Erwartung auf seine Rückkehr harrende Gemeinde und betrat das Betpult. Mit einem jauchzenden Gesange stimmte er das Kol-Nidre-Gebet an.

* * *

Der Tag des Gerichts war zur Neige gegangen. In gehobener Stimmung verließ die Gemeinde das Bethaus. Noch wußte niemand, was sich gestern zugetragen hatte. Aber die fröhliche Art, in der der Rabbi nach dem verzweifelten Anlauf gestern und heute die Gebete zu Ende geführt hatte, gab die Gewißheit, daß ein gefährlicher Kampf siegreich durchgefochten war.

Nach einer kurzen Erholung versammelte sich alles in dem Speisesaal des Rabbi. Um die langgestreckte Tafel saßen die Ehrengäste. Dicht gedrängt stand die Gemeinde rings umher. An der Spitze saß der Rabbi. In großen Mengen wurden ihm die Speisen aufgetragen, die, kaum berührt, unter die Menge gereicht wurden. In wilder Gier stürzte sie sich auf die Glück und Segen verheißenden „Überreste". In Strömen floß der Wein, den jeder, dem es die Mittel nur irgendwie erlaubten, unter lauter Nennung seines Namens auf die Tafel stellen ließ. Das vom Wein erhitzte Gesicht hatte den unnahbaren Ernst abgestreift. Scherzend und lachend unterhielt er sich mit seiner Umgebung. Eine ausgelassene Heiterkeit bemächtigte sich der Gemüter. Mitten in der lauten

Fröhlichkeit fiel der Rabbi in die Lehne und versank in ein tiefes Nachdenken. Dann raffte er sich auf und erzählte den atemlos Lauschenden:

„Als ich gestern am Beginn des Gebets vor dem himmlischen Thron erschien, brach Satan in ein höhnisches Gelächter aus und rief: „Da kommt das Haupt der sauberen Gemeinde, die da in weißen Kitteln mit verdrehten Augen und unschuldsvollen Schafsgesichtern dasteht, während ihr Herz von unkeuschen Gedanken beschmutzt, von wollüstiger Gier besudelt ist.“ Er ließ seine Leibwache zur Seite treten. Im Hintergrunde bewegte sich ein endloses Heer von Teufeln, in Gruppen gesondert. Johlend und springend traten sie einzeln vor. Jede nannte ein Mitglied unserer Gemeinde als ihren Vater und erzählte, aus welch unflätigen Begierden sie erzeugt worden ist.

Finstern Blickes wandte sich der Herr zu mir: „Sprich!“

„Herr, o Gott, flehte ich. Du hast den Menschen schwach geschaffen. In unkeuscher Lust ist er gezeugt, in wollüstiger Glut gebrütet. Du hast um ihn Lockungen gestellt und Fallstricke auf seinen Weg gelegt. Du hast ihm Satan beigesellt, daß er ihn durch seine gleisnerischen Einflüsterungen verführe, sein Blut verwirre. Wenn er nun gestrauchelt ist, dann verzeihe, o Herr! Es ist Dein Werk.“

Da fiel mir Satan ins Wort: ‚Laß den Redeschwall! Diesmal entschlüpft mir deine Gemeinde doch nicht. Sieh, da eilt ein Mann deinem Wohnorte zu. Es ist der Fürst einer Kirche, auf deren Sittlichkeitslehren ihr mit Verachtung zu blicken pflegt. Ihn haben nicht die unzähligen Satzungen und Zäune umhegt, mit denen eure Religion ihre Anhänger vor Sünde zu wahren sucht. Ihm ist auch nicht das Glück zuteil geworden, unter der persönlichen Obhut eines göttlichen Mannes zu stehen, der ängstlich über das Seelenheil seiner Herde wacht. Unbeschützt, unbehütet ging er durch das Leben unter Versuchungen, die an euresgleichen noch niemals herangetreten sind. Ein kraftstrotzender, heißblütiger Mann, mit allen Erdengütern gesegnet. Schön und reich und klug und anmutig, ein Liebling der Menschen. Und ich habe ihn unablässig gelockt und gereizt, habe die Gunst der schönsten Frauen ihm zu Füßen gelegt, kein Mittel habe ich unversucht gelassen, um sein Blut in Aufruhr zu bringen. Er aber hat allen Versuchungen widerstanden. Nie ist ein unkeuscher Gedanke über eine Bewußtseinsschwelle getreten. Rein ist sein Gemüt geblieben, unbefleckt sein Herz. Ich bin zu Ende und verlange an euch mein Recht.‘

Als er so gesprochen hatte, ergriff mich ein schauriges Entsetzen. Ich sah, daß ihr rettungslos verloren waret. Eine namenlose Verzweiflung umnachtete meinen Geist. So lag ich eine Zeitlang ohnmächtig da. Endlich trat der Uralte an mich heran, faßte mich am Arm und rief mir zu: ‚Geh' hin und bringe den tugendhaften Priester zu Falle.‘ Und ich tat, wie mir geboten ward.— Dann eilte ich geflügelten Schrittes zurück zum himmlischen Thron und sprach zu Satan: ‚Laß dir dein Lehrgeld zurückgeben, o Meister! Du hast dein Handwerk nie recht erlernt.‘ Ich winkte und herein stürzte eine Teufelsschar. Tanzend umkreiste sie den Höllenfürsten und sang: ‚Kinder sind wir des heiligen Bischofs, in wollüstiger Befleckung gezeugt. Jahr um Jahr lagen wir ge-

fangen und konnten nicht hinaus. Unablässig rüttelte Satan an unserm Gefängnis. Aber seine Kraft zerbrach an dem festgefügten Bau. Da kam der Rabbi und sprach. Wie Schnee vor der Sonne schmolzen und schwanden unsere Gefängnismauern dahin. Darum loben und preisen wir den Rabbi. Ein Meister ist er ohnegleichen. Ihm ist die Kraft gegeben, zu binden und zu lösen, zu töten und zu beleben. Grenzenlos ist seine Macht.'

Dann stürzten sie sich auf Satan und zwickten und kniffen und höhnten ihn: ‚Laß dich begraben, o Satan! Du bist alt und schwach und blöde geworden, nichts vermag dir mehr zu gelingen. Deine Tage sind zu Ende.'

Ein Gelächter durchbrauste die Himmel. In dröhnenden Jubel brachen die Engel aus, und Beifall nickte der Herr. Dann nahm er die Wage in die Hand und legte eure guten und schlechten Taten auf die Schalen. Hoch schnellte die Sündenschale empor. Ihr waret gerettet."

# MITTELSTAND KONTRA GROSSKAPITAL VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Mittelstandsfragen — Mittelstandssorgen. Das 20. Jahrhundert weiß von beiden ein Lied zu singen. „Die moderne kapitalistische Entwicklung ist der Ruin des Mittelstandes — die Zukunft wird ihn als sozialen Stand unterdrücken — Plutokrat und Proletarier werden in absehbarer Zeit allein den wirtschaftlichen Kampf auszufechten haben" — so sagt der Mittelstandsagitator. Gegen das Großkapital! so lautet die Quintessenz seiner Lehre. Mit Unrecht? Bewahre, privatwirtschaftlich keinesfalls. Der Kapitalschwache zieht gegen den Kapitalstarken zu Felde. Das ist natürlich. Ein Schwächling, der sich willenlos unterdrücken läßt. Staatswirtschaftlich? Wohl selten hat sich ein Mittelstandspolitiker diese Frage vorgelegt und doch wird sie von vollster Berechtigung getragen. Denn die Mittelstandsparteien fordern die Hilfe des Staates in ihrem Kampf gegen das Großkapital — fordern sie einseitig als schärfste Waffe gegen die Macht des Geldes. Darf und kann der Staat diese Hilfe gewähren. Wir werden es später sehen. Um die Mittelstandsbewegung überhaupt zu verstehen, ist ein geschichtlicher Rückblick nötig. Von einer Mittelstandsbewegung, die sich gegen die charakteristischen Merkmale der neuen Volkswirtschaft, gegen Gewerbefreiheit, Kapitalismus und Großbetrieb richtet und die Rückkehr, wenigstens in Grenzen, zu der alten zünftlerischen Ordnung und damit der Gewerbeunfreiheit im Interesse der Kleingewerbetreibenden und Handwerksmeister fordert, läßt sich in Deutschland erst seit dem Jahre 1848 reden. Es ist ein langer Weg von der Tagung des Handwerkerparlaments in Frankfurt (1848) und der Wiedereinführung des Zunftzwanges und Befähigungsnachweises für eine große Anzahl von Gewerben (1849), bis zum Erlaß des neuen Gesetzes über die Handwerkerorganisation am 26. Juli 1897. In 50 Jahren des Kampfes um Zunftzwang, Privilegien und Monopole war der alte Handwerkermittelstand gealtert gleich seinen antiquierten Forderungen. Das 1897 er

Gesetz ließ nur noch wenig von seinen einstigen Privilegien bestehen. Zwischen Handwerk und Fabrik schob sich ein neuer Stand — der Handelsstand. Die von ihm ausgehende Mittelstandsbewegung, die sich namentlich gegen Warenhäuser und Konsumvereine richtete, faßte vor allem in Berlin und zwar hier unter der Leitung des 1910 verstorbenen Kommerzienrats Lissauer festen Fuß. Handwerk und Kleinhandel fanden bald gemeinsame Berührungspunkte und als im Herbst 1909 der neu gegründete Berliner Bund der Handel- und Gewerbetreibenden alle preußischen Verbände und Vereine von Handel- und Gewerbetreibenden zu einer Konferenz zusammenberief, reifte zum erstenmal der Plan, eine große, einheitliche Mittelstandspartei zu gründen.

Noch im selben Jahre entstand die Allgemeine Deutsche Mittelstandsvereinigung mit dem Sitz in Hannover. Alle Gruppen des neuen Mittelstandes wollte sie in sich vereinen — auch die Privatbeamten in Handel und Industrie. Leider ist ihr dies nicht gelungen. In ihren Reihen dominiert ständig der Handwerkerstand. So kam es, daß die Forderungen des alten Mittelstandes sie politisch in reaktionäre Bahnen lenkten. Auch für die andern, mählich heranwachsenden Mittelstandsvereinigungen mußte man bald das utopistische der Idee erkennen, alten und neuen Mittelstand unter gemeinsame Fahne bringen zu wollen. So sagte auch bereits Graf von Posadowsky im Reichstag: „Eine allgemeine Mittelstandsfrage in dem Sinne gibt es nicht, weil der Mittelstand aus viel zu heterogenen Elementen besteht. Zu ihm gehört m. E. der größte Teil der Privatbeamten, zu ihm gehört der Handwerkerstand, der kleine und mittlere Kaufmannsstand. Aber die Fragen, wo diese Klassen der Schuh drückt, sind innerlich ganz verschieden. Man kann von einer Handwerkerfrage sprechen, von einer Kaufmannsfrage, von einer Privatbeamtenfrage, aber nicht von einer allgemeinen Mittelstandsfrage." Naturgemäß schieden sich nach und nach scharf neuer und alter Mittelstand. Dieser, den das Interesse an möglichst billiger Lebenshaltung, allen Einrichtungen sympathisch gegenüberstehen läßt, welche auf die Verbilligung der Preise und Mieten hinzielen wie Warenhäuser, Konsumvereine und Baugenossenschaften — jener, der die gleichen Unternehmungen als vom Großkapital befruchtet, als konkurrenztötend, als das Handwerk erdrosselnd und daher die Existenzbedingungen des alten Handwerkermittelstandes untergrabend, anspricht. Beide zusammengefügt in Vereinigungen, die, wollten sie der Welt gegenüber ihr Ansehen als wirtschaftliche Organisationen wahren, von vornherein gezwungen waren, nach außen, wenigstens dem Scheine nach, geschlossen aufzutreten — mochten sie selbst im Innern von gewaltigen Interessenkämpfen beider Parteien zernagt werden. Die Vertreter von Handwerk und Kleingewerbe erkannten bald gemeinsame Interessen, und da sie vereint in den Parteien die Übermacht besaßen, so wurde es ihnen nicht schwer, die Führung an sich zu reißen.

Die Politik der Mittelstandsvereinigungen während des letzten Jahrzehnts ist deshalb durchaus mit der Interessenpolitik des alten Handwerker- und kleingewerblichen Mittelstandes identisch. Den durch die ökonomische Entwicklung ihm aufgezwungenen Kampf gegen das Großkapital suchte der Mittelstand mit staatlicher Hilfe,

durch höhere steuerliche Belastung der kapitalkräftigen Groß- und Massenbetriebe, für sich in günstige Bahnen zu lenken. So entstanden aus seinen Reihen nacheinander die Forderungen der Mühlenumsatzsteuer, der gestaffelten Brausteuer, der Warenhaussteuer, der Filialsteuer, und last not least, bis jetzt allerdings noch mehr problematisch, der allgemeinen Reichsumsatzsteuer. Alle jene Umsatzsteuern (denn als solche charakterisieren sich im Grunde auch die, welche andere Namen tragen) mußten die Großbetriebe naturgemäß bei weitem schärfer treffen, als die bisherigen Ertragssteuern. Ihnen liegt unzweifelhaft das Bestreben zugrunde, den tüchtigeren und glücklicheren Konkurrenten zu hemmen, auf ein tieferes Produktionsniveau zurückzuzwingen und dort festzuhalten. Denn wenn wirklich nur der Gesichtspunkt in Betracht käme, daß lediglich ein Teil von übergroßen Gewinnen für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden soll, so könnte hierfür nur der tatsächliche Ertrag als Grundlage dienen; weil der Umsatz nur in den allerseltensten Fällen einen Rückschluß auf den Reingewinn gewährt. Wernicke: „Wirtschaftlicher Fortschritt", gibt dafür ein sehr lehrreiches Beispiel. Nach den von der A.-G. Leonhard Tietz in Köln veröffentlichten Ziffern ergab sich das folgende Verhältnis des in ihrem Unternehmen erzielten Umsatzes zum Reingewinn:

Es betrug nämlich in Millionen Mark:

| | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 |
|---|---|---|---|---|---|
| Der Umsatz | 24,00 | 25,07 | 27,85 | 28,61 | ca. 35 |
| der Reingewinn | 0,90 | 1,03 | 1,00 | 1,18 | 1,44 |
| dies ergibt in % Reingewinn | 3,75% | 4% | 3,6% | 4% | 4,11% |

Wir sehen, der Unternehmergewinn hier nur eines Vertreters moderner Großunternehmung ist durchaus nicht so gewaltig wie von dem Laien meist angenommen und von den Mittelstandsparteien behauptet wird. Und ähnlich wie beim Warenhaus, das wir als typischen Vertreter modernen Großbetriebes gewählt haben, steht es auch bei den übrigen Großunternehmungen. Es ist ein klassischer Irrtum, die im Großbetriebe arbeitenden Kapitalien, in welcher Form sie nun auftreten mögen, ob als kurantes Geld, ob als genußreife Waren, ob als Roh- und Hilfsstoffe, vom Objekte selbst zu trennen und so das Ding verkennen, nach dem alle unsere Großbetriebe arbeiten — ich meine das ökonomische Prinzip: mit möglichst geringen Aufwendungen möglichst viel zu erreichen — denn außerhalb des Handelns nach diesem Grundsatz gibt es keinen wirtschaftlichen Fortschritt. Die größtmögliche Verbilligung der Produktion erzwingt den Massenumsatz, sie führt aber auch zu reichlicherer Güterversorgung der Menschen. Würde man aber diese selbst als unnötig ansprechen, wie es zum Teil der reaktionäre, kleingewerbliche Mittelstandsparteiler durchaus tut, wenn er die Demokratisierung der Bedürfnisse verwirft, so würden wir hierin nicht nur ein gegen das Großkapital gerichtetes Vorgehen, sondern in noch höherem Maße, ein eminent kulturfeindliches zu erblicken haben.

Was hat nun aber den Mittelstandsorganisationen ihr gegen das Großkapital gerichtetes Vorgehen genützt? In der großen Mehrzahl der Fälle nichts, in einigen hat es sogar glänzend Fiasko gemacht. So in Bayern, wo man bekanntlich schon früh, auf Be-

treiben der Mittelstandspolitiker, die Mühlenumsatzsteuer eingeführt hatte. Den kleinen Mühlen ist sie von keinem Vorteil gewesen, ihre Zahl ist nach wie vor (in der Hauptsache natürlich infolge der Unrentabilität der Wind- und Bachmüllerei) im Rückgang begriffen, den Mittelmühlen aber hat sie in bezug auf Konkurrenzfähigkeit nur geschadet. Sie hat hier nämlich als Einfuhrprämie gewirkt und die kleinen Mühlen kaufen das zur Verbesserung ihrer Produkte nötige, aus ausländischem Getreide hergestellte Mehl, von nichtbayerischen Mühlen. Dagegen sind die Großbetriebe stetig gewachsen. Ähnliche Wirkungen hat die Steuer bei den Brauereien gehabt. Mir liegen hier wieder die Zahlen für Bayern vor. Dadurch ist wohl die Anzahl der Brauereien selbst nach Einführung der Steuer zurückgegangen, doch ist gleichzeitig ein erhebliches Ansteigen der bayrischen Bierproduktion zu verzeichnen, das also in der Hauptsache auf Konto der Großbetriebe zu verbuchen sein dürfte. Bei den Warenhäusern treten die schädigenden Wirkungen der Steuer schließlich noch unverblümter zutage. Der auch a. O. zitierte Wernicke erkennt dies in vollem Umfange, wenn er sagt: „Die Detailgeschäfte, die mit einer Umsatzsteuer belastet werden, müssen nun erst recht Anstrengungen machen, ihren Umsatz und ihre Einnahme zu erhöhen, und werden so den Kleinbetrieben noch mehr Konkurrenz machen als vorher. Sie werden die Steuer, soweit es geht, auf die Lieferanten abwälzen, und diese ihrerseits werden das gleiche tun bei ihren kleinen Abnehmern, eben den Kleingewerbetreibenden. Endlich aber wird, da in den Kleingewerbetreibenden der Glaube erweckt wird, daß für sie nun die goldene Zeit angebrochen sei, durch diese Steuer die Überfüllung im Kleinhandel noch stark vermehrt werden.“ Die Praxis hat die Richtigkeit jener Thesen bewiesen. Aber trotz dieser durchaus resultatlos verlaufenen Angriffe auf das Großkapital hat ein Teil der Mittelstandsorganisationen auch heute noch nicht seine Taktik geändert und sucht nach wie vor mit den gleichen Forderungen sein Ziel, die Erdrosselung der Großkonkurrenz, zu erreichen, Der Plan einer allgemeinen Reichsumsatzsteuer resp. Großbetriebssteuer, der noch immer in den Köpfen vieler Mittelstandspolitiker spukt, ist deren letzter und extravaganter Ausfluß. Erst der Hansabund, der nach und nach das Erbe sämtlicher Mittelstandsorganisationen anzutreten berufen ist, und schließlich vielleicht in sich eine großangelegte moderne Mittelstandsbewegung konzentrieren wird, dürfte für eine neuheitliche Reglung der Taktik in Betracht kommen — und dies um so mehr, als er allem Anschein nach den von der Wissenschaft propagierten Methoden sympathisch gegenübersteht. Denn auch die nationalökonomische Wissenschaft hat sich seit einem Jahrzehnt damit beschäftigt, für die Praxis gangbare Wege zur Verbesserung der Lage des Mittelstandes zu finden. Zwar hat sie ohne Ausnahme alle jene Maßnahmen verworfen, die dazu dienen sollen, die Großbetriebe bewußt wirtschaftlich zu schwächen, um die Konkurrenzfähigkeit der Kleinunternehmungen zu erhöhen, dagegen hat sie alle Mittel für brauchbar erklärt, durch die die eigne Leistungsfähigkeit der Kleingewerbetreibenden positiv gehoben wird, so Schmoller, Conrad, Brentano, Lotz, Lexis, Bucher, Stieda, Sombart, Wäntig, und wie unsere Nationalökonomen von Ruf alle heißen. Das Vor-

drängen des Mittelstandes erscheint ihr im wesentlichen als eine Frage des Kapitals, des flüssigen, des Geldkapitals. Deshalb gilt es, den Kleinen jene Geldmittel zuzuführen, die sie in den Stand setzen, durch Barzahlungen günstige Einkaufsbedingungen zu erwirken, durch Betriebskapitalien sich den wirtschaftlichen und sozialen Krisen gegenüber zu behaupten, durch Reservefonds Kredite zu ermöglichen und Submissionen in Unterbietungen zu bestreiten — den Kleinbetrieb positiv konkurrenzfähig machen, heißt die Forderung der Wissenschaft. Denn das A und O im wirtschaftlichen Leben bedeutet die Konkurrenz. Sie zugunsten einer Klasse von Mitbürgern unterdrücken zu wollen, hieße dieser zum Schaden der Gesamtheit eine durch nichts begründete Vorzugsstellung einräumen. Daher müssen andere Wege gefunden werden, um den Kleinbetrieb in der gegenwärtigen und naturgemäß sich fortschreitend ändernden ökonomischen Konstellation auf konkurrenzfähiger Höhe zu erhalten. Dies kann aber, wie die Praxis bewiesen hat, nur dadurch geschehen, daß man ihm an Geldkapital diejenigen flüssigen Mittel zur Verfügung stellt, die er braucht, um, abgesehen von der Unternehmung, mit den großen und größten Firmen in Konkurrenz treten zu können. Solches aber zu tun, ist, wie schon so oft hervorgehoben und in der Praxis auch bereits mit Erfolg durchgeführt wurde, Aufgabe unserer Banken und vor allem unserer Großbanken, die genügende Liquidität besitzen, um selbst langfristige Kredite in bescheidenem Umfange gewähren zu können. Von den mannigfachen, auf diesem Gebiete bestehenden Finanzierungsgesellschaften, möchte ich nicht sprechen, denn die mächtigen und kapitalstarken sind in der Regel Gründungen der Großunternehmungen zur Befriedigung ihrer eignen Geldbedürfnisse und die kleinen werden meist nicht jene kapitalistische Basis besitzen, wie sie vom Geber langfristiger Kredite unbedingt zu fordern ist und wie sie allein Ruhe im Gewerbe zu gewährleisten und Krisen vorzubeugen vermag. . . . .

Den kapitalschwachen Produzenten und Konsumenten in gleicher Weise zu stützen, muß das Ziel jeder modernen Mittelstandsbewegung, soll sie wirklich die Interessen aller Mittelstandskreise vertreten, sein. Dafür aber erscheint der vorgezeichnete Weg als der einzig gangbare. Sollen deshalb nicht nach wie vor klaffende Schluchten den Mittelstand trennen, Produzenten und Konsumenten veruneinen, so müssen seine reformatorischen Bestrebungen auf die wirtschaftliche Kräftigung der Kleinbetriebe, unter Ausschaltung jeglicher Ausnahme- und Zwangsmaßregeln gegen die Großunternehmungen, hinzielen. Auf dieser Basis allein läßt sich eine fruchttragende Wirkung der modernen Mittelstandsbewegung denken.

## HOLZ UND STAHL VON K. G. OSSIANNILSSON (HELSINGFORS)

Croker & Co., Milwaukee, Holzwaren, suchen einen neuen Employé, nachdem der alte sich mit einem Teile der Reisekasse aus dem Staube gemacht hat. Unter dem ununterbrochenen Strom von Bewerbern, der seit dem Morgen das Bureau gefüllt, hat kein einziger Mr. Croker zugesagt.

Nichtsdestoweniger ist er bei brillanter Laune, denn er hat Gelegenheit gehabt, der Menschheit eine ganze Menge nützlicher Wahrheiten zu sagen.

In dem kleinen Chefzimmer herrscht behagliche Ruhe. Das Fenster ist zur Hälfte hinaufgeschoben, denn es ist Sommer, und der Chef schwelgt in dem zweitönigen Gepurre der Sägen. Seine Havanna schmeckt ihm noch viel besser, wenn er dem Pusten des blauweißen Dampfkesselrauchs lauschen kann.

Das Mobiliar besteht außer dem Schreibtisch und dem Papierkorb aus drei Stühlen. In den einen lehnt Mr. Croker sich bequem zurück, während seine mageren Späne von Beinen auf der Rückenlehne des zweiten ruhen. Den dritten füllt ein dicker Pack Geschäftsakten, die auf dem Schreibtisch keinen Raum mehr gefunden haben. Den Platz auf diesem letzteren benötigt nämlich Mr. Skinner, der Prokurist, der von diesem natürlichen Sitze aus seiner einstweiligen selbstübernommenen Aufgabe nachkommt, den Papierkorb sachte mit den Stiefeln der Türe zuzuschubsen. Glücklicherweise ist dieses Möbel mehr solider und praktischer als kostbarer Beschaffenheit. Es repräsentiert sich nämlich als eine hölzerne Packkiste aus Croker & Co.s wohlbekannter Fabrik.

Der Chef spukt durch das Fenster hinaus. Es ist ein feiner, spitzer, künstlerischer Strahl, den aufzufangen jeder Vorbeigehende sich wahrhaft geehrt fühlen darf.

„Flauer Markt", sagte Mr. Croker, der, die Hände in den Hosentaschen, seine eleganten durchbrochenen Strümpfe bewundert.

„Well, O'Donnel hat einen leeren Raum hinterlassen", erwidert der Prokurist, der soeben versuchsweise nach einer Fliege oben auf der Zimmerdecke gespuckt hat, ohne jedoch sein Ziel zu treffen.

„Fehlschuß!" notiert Croker verächtlich.

„All right — wollen auf die nächste Chance hoffen." Mr. Skinner gibt dem Papierkorb einen entscheidenden Fußtritt, so daß er nun vorne bei der Türe steht.

In demselben Augenblick springt die Türe auf, und ein blankfrisiertes Haupt zeigt sich in der Öffnung.

„Mr. Croker, ein Gentleman wünscht —."

„All right, wir sind gerüstet, lassen Sie ihn kommen", erwidert der Chef, während er die Zigarre zwischen den scharfen Lippen in den linken Mundwinkel schiebt. Die Türe öffnet sich sperrangelweit einem wohlerzogenen jungen Herrn in Redingote.

„Mr. Croker, vermute ich, Mr. Croker." Der junge Mann verbeugt sich wiederholte Male vor Mr. Skinner, der nichts dergleichen tut. Er ist nämlich soeben im Begriff, nach einer neuen Fliege zu zielen. Croker betrachtet das Fenster, nachdem ein schielender Blick ihn über die Physiognomie des Wohlerzogenen belehrt hat.

Der junge Mann erhebt seine Stimme um einen Grad, nähert

sich unter fortgesetzten Bücklingen und befindet sich binnen kurzem — im Papierkorb.

„Mr. Croker — ich — bitte um Entschuldigung — ich wollte — vielleicht — beschäftigt —."

„Skinner," sagt der Chef phlegmatisch, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen, „leeren Sie den Papierkorb!"

Der Prokurist rührt sich nicht von der Stelle. Er vollführt bloß eine ungekünstelte Bewegung mit dem einen Bein, während er mittels eines Blickes dem Besucher einen Teil seiner Meinung offenbart.

Der junge Mann sieht ein, daß die Audienz zu Ende ist. Er entfernt sich in gebeugter Rückenhaltung.

„Unmöglich", sagt Mr. Skinner, während er noch in Hörweite ist.

„Jawohl, aus Europa", entscheidet Mr. Croker.

Es ist wieder ruhig und behaglich im Chefzimmer. Mr. Croker beobachtet eine Michiganschute, die in Sicht gekommen ist.

„Eine von den unseren", murmelt er zwischen zwei ruhigen Zügen aus seiner Havanna.

„Masten aus Toronto", fährt Skinner fort, der die Zimmerdecke mit einem suchenden Ausdruck betrachtet.

Der Blankfrisierte zeigt sich wiederum in der Türe.

„Mr. Croker, ein Gentleman —."

„All right, bring' ihn herein!"

Der Neugekommene hat eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem Chef selbst, ist lang, mager, das Gesicht wie liniert, das Haar über die Schläfen geklebt. Er steigt vorsichtig über die Holzkiste hinweg und sieht sich enttäuscht im Zimmer um. Well, er muß also stehen bleiben. Er räuspert sich und wendet sich an Mr. Croker.

„Darf ich wohl meine Zeugnisse vorweisen? Mein letzter Platz war in —."

„Ist nicht nötig."

„Ich höre, daß der letzte verschwun—."

„Geht mich nichts an. Weiter!"

„Dergleichen ist bei mir nicht zu befürchten, ich habe nämlich sieben Jahre den Methodisten angehört, und ehe ich Jesu eine solche —."

„All right, Sir, die Stelle ist unglücklicherweise schon besetzt."

„Besetzt — sollte es möglich sein — ich hörte doch —."

„Ja, und meine Zeit ist auch besetzt."

Der Chef vertieft sich neuerdings in die Michiganschute und Skinner schaut unheilverkündend drein. Die nächste Fliege muß denn doch —."

Der Methodist verschwindet ohne Gruß.

„Verdächtiges Subjekt, Mr. Skinner."

„Yessir, wäre in zwei Monaten durchgebrannt."

Skinner spuckt, abermals ohne Erfolg.

„Fehlgetroffen! Sagen wir in zwei Tagen."

Es währt nun ganze fünf Minuten, ehe ein neuer Stellensuchender gemeldet wird. Der Dampfer auf dem Michigan signalisiert schon. Er brüllt weit draußen auf dem sonnenweißen Wasser wie eine heisere kleine Orgel.

„Mr. Croker! —“ Wieder erscheint der Frisierte in der Türöffnung. Er verschwindet indessen mitten in der halben Phrase, denn die Tür wird mit einem Ruck aufgestoßen und ein untadeliger junger Gentleman fegt den Ankündigenden beiseite.

Der Eintretende befördert im Vorübergehen die Holzkiste durch einen Fußtritt ins Zimmer zurück, nickt den Anwesenden kurz zu und sieht sich nach einem Stuhl um. Skinner legt eine Art Halbinteresse an den Tag, während er sich zu einer neuen Salve rüstet.

Der Gentleman schiebt mit einer einfachen Armbewegung den ganzen Dokumentenstapel auf den Boden, läßt sich auf den also freigewordenen Stuhl nieder, dreht den Papierkorb um und placiert seine Füße darauf.

Der Chef tut noch immer nicht dergleichen und der Prokurist meditiert.

Der Neukömmling wählt eine Zigarre aus dem auf dem Schreibtisch stehenden Kistchen, sodann ein Zündholz, knipst die Zigarrenspitze ab, zündet an, tut einige geruhige Züge und blickt durchs Fenster hinaus.

„Masten, Sir.“

„Yessir.“

„Aus Toronto.“

„Yessir.“

„Mittelmäßige Zigarre.“

Zum ersten Male wendet Mr. Croker sein edles Haupt dem Sprechenden zu. Er prüft ihn mit einem ruhigen, unergründlichen Blicke.

Der junge Mann spuckt treffsicher über seine Achsel hinweg.

„Mister.“

„Sir.“

„Können Sie eine Tanne von einer Fichte unterscheiden?“

„Nosir, aber eine Föhre von einer Fichte.“

„Welche Branche zuvor?“

„Stahl, Sir.“

„Sie sind angenommen. Mr. Skinner wird Ihnen sagen, was Sie zu tun haben.“

„Yessir“, sagt Mr. Skinner, indem er sich erhebt und zufrieden eine Fliege fixiert, die vergebens aus der Speilake herauszukrabbeln versucht.

„Getroffen?“

„Yessir!“

# ÖFFENTLICHE MEINUNG UND AUSWÄRTIGE POLITIK VON GRAF ERNST REVENTLOW

Die Teilnahme der öffentlichen Meinung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bildet im Grunde eine Frage von großer Vielgestaltigkeit, denn einmal ist die Bestimmung des Begriffs „Öffentliche Meinung" um so weniger scharf umrissen, je mehr man diesem Begriffe nachgeht, ferner gilt das gleiche von dem Begriffe der Teilnahme und dem Begriffe der auswärtigen Politik. Anderseits ist es nicht möglich, durch Erklärungen, die ins einzelne gehen, eine gewissermaßen logische Grundlage für die folgenden Betrachtungen zu schaffen. Das würde wieder im Gegensatze zur Praxis stehen, in der bekanntlich alle, und zwar die verschiedensten Momente durcheinander laufen, und wo man in der Regel schließlich nur die Resultanten all der unendlich verschiedenen und verschieden gerichteten Kräfte, und zwar einigermaßen einwandfrei erst nachträglich, feststellen kann. Wir müssen uns also mit großen Zügen und teilweise mit Andeutungen begnügen.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat im Laufe des letzten Jahrzehnts an einer ganzen Reihe von Ereignissen auf dem Gebiete der internationalen Politik hervorragenden und wirksamen Anteil zu nehmen versucht. Ich erwähne in erster Linie den südafrikanischen Burenkrieg, ferner die bosnische Krisis, dann die Marokkopolitik in ihrer letzten Phase, die mit der Entsendung des Kanonenboots „Panther" nach Agadir ihren Anfang nahm. Während dieser drei Vorgänge war den Äußerungen der deutschen öffentlichen Meinung das absolute Vorwiegen des Gefühlsmäßigen gemeinsam, während des Burenkrieges vielleicht am meisten. Aber auch, wenn wir an die bosnische Krisis zurückdenken und wenn wir uns erinnern, welchen Jubel und welche Rührung das theatralische Wort Bülows von der Nibelungentreue auslöste, wird man denselben Eindruck haben. Nicht anders endlich war es jetzt während der Marokkoereignisse. Nun wird kaum jemand bestreiten können, daß die Teilnahme der öffentlichen Meinung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik der ganzen Natur der Dinge nach auch vorwiegend gefühlsmäßig sein muß. Das geht schon hervor aus dem Massenwert, als welcher die öffentliche Meinung stets nur gelten kann. Auch ihre Führer, so klug sie immer sein mögen, können nie Führer eines großen Anhanges sein, wenn sie nicht sich vorwiegend der Mittel bedienen, die sich an das Gefühl wenden und den Verstand möglichst wenig mit Arbeit belasten. Man lese hieraufhin nur diejenigen großen Zeitungen durch, deren Massenauflage zeigt, daß sie dem Geschmacke des sogenannten Durchschnittslesers am meisten entsprechen. Gerade für diese unsere Betrachtung kommt da in Betracht, daß nicht nur der Leser seinem Blatte Konzessionen macht, sondern auch das Blatt dem Leser, und zwar derjenigen Leserkategorie am meisten, welchen das Blatt als seinen Durchschnitt ansieht, oder auf den es als künftigen Nährboden rechnet. Sehr ähnlich ist es auch mit Führern von Vereinen, ja noch in höherem Maße, weil den Vereinen das Gegengewicht hoch bezahlter Anzeigen meistens

zu fehlen pflegt, das die großen Zeitungen besitzen. Schon aus diesen Verhältnissen ergeben sich ohne weiteres eine Reihe von Kompromissen, bei denen die verstandesmäßige Seite der Sache vor allem zu kurz kommen muß. Denkt man an die südafrikanischen Ereignisse um die Jahrhundertwende, so habe ich jedenfalls immer die Auffassung davon gehabt, daß jene wirklich edlen Aufwallungen eines erheblichen Teiles der öffentlichen Meinung in Deutschland und daß jener edle Opfermut, wie er sich in großen Sammlungen zugunsten der Buren betätigte, völlig umsonst gewesen ist. Sie sind umsonst gewesen nicht nur in bezug auf das Ergebnis des Krieges selbst, sondern sie haben auch, wie das ja sonst manchmal der Fall ist, nicht eine Spur von irgendwelchem Nutzen politischer oder völkischer Natur gebracht. Die deutsche Burenbewegung hatte, was ihre Führer anlangt, auch politisch berechnete Ziele und verstandesmäßige Grundlagen, aber die Rechnung war politisch falsch und die Grundlage nicht durch die erforderlichen tatsächlichen Momente gestützt. Der Leitung des Deutschen Reiches hat jene Bewegung in der Hauptsache nur Schwierigkeiten gemacht, abgesehen vielleicht von einer gewissen Ausnutzbarkeit derselben für die damaligen Flottenpläne der deutschen Regierung. Diese wäre aber auch dann vorhanden gewesen, wenn die deutsche Burenbewegung sich nicht in der bekannten Weise betätigt hätte.

Ohne Beteiligung und ohne ein gewisses Verständnis der öffentlichen Meinung ist auf der andern Seite heute im Deutschen Reiche eine große politische Angelegenheit schwer zu führen. Eine mehr kategorische Äußerung verneinender Natur wäre aber doch wohl nicht angebracht, denn einmal kommen die leitenden Persönlichkeiten in Betracht, wie groß ihre Energie ist, welchen Rückhalt ihre Politik jedesmal beim Deutschen Kaiser hat und endlich wie groß ihre Kraft: fortzureißen, ist, wenn sie in einem gegebenen Augenblicke für nützlich und nötig halten, die vorher ferngehaltene öffentliche Meinung und ihre Massen nunmehr direkt zu benutzen und unter Umständen an die Leine zu nehmen. Auch diese Rolle der öffentlichen Meinung bedingt unter den heutigen Verhältnissen, daß sie vorher Anteil an der betreffenden Frage genommen hat und die Durchschnittshöhe ihres Verständnisses eine möglichst beträchtliche ist. Ja, dieser Durchschnitt kann gar nicht hoch genug sein, denn je höher er ist, desto leichter läßt sich der Kontakt zwischen der öffentlichen Meinung und der verantwortlichen Stelle herstellen, desto besser und genauer wird auch die öffentliche Meinung, oder werden deren Führer die Grenzen der Nützlichkeit ihres Wirkens auf eigne Hand erkennen. Ein Beispiel dafür, welchen Wert die heutige Regierung des Deutschen Reiches auf eine gewisse Mitwirkung der öffentlichen Meinung in auswärtigen Sachen, und insbesondere ihrer höchsten legitimen Vertretung, dem Deutschen Reichstage, beilegt, ergibt sich noch neuerdings aus der Bereitwilligkeit der Regierung, die so groß war, daß sie beinahe einer Anregung glich: die Abtretung oder Neuerwerbung von Kolonialland in Zukunft von der Bewilligung des Reichstages abhängig zu machen. Da hört man denn schon den Einwand: die deutsche Regierung habe ja doch nicht annähernd wie die anderer Länder, z. B. jetzt die französische, verstanden, sich die öffentliche Meinung nutzbar zu

machen, sich auf sie zu stützen und sie in gewissen Fällen auch rein diplomatisch zu verwerten. Ich brauche zur Beurteilung eines Teiles dieses Einwandes nur anzudeuten, daß in Frankreich und auch in England infolge der grundsätzlichen Verschiedenheit der Verfassungen die öffentliche Meinung, schon allein, eine andere Stellung einnehmen muß, wie in Deutschland. Wieder etwas ganz anderes ist aber, ob man da, nach deutscher Art, gleich und erbittert feststellen soll, daß es bei uns einmal wieder alles viel schlechter sei als in den anderen Staaten. Wer die englische Geschichte kennt, wer die französische, der weiß, wie oft die dortigen Regierungen unter dem nicht abzuschüttelnden Gewichte einer irregehenden öffentlichen Meinung seufzen. Anderseits hat diese letztere freilich in beiden genannten Ländern Eigenschaften, die man der unsrigen nur in ebenso hohem Maße wünschen möchte, nämlich die der Solidarität nicht nur, sobald es sich um große Fragen handelt, sondern auch um das natürliche Gefühl, sich ohne irgendwelche andere Rücksichten und Erwägungen hinter die Regierung zu stellen. Darauf wird man bei uns antworten: wie gerne würde man das tun, wenn nicht noch stets seit Bismarcks Scheiden sich gezeigt hätte, daß die die Geschicke des deutschen Volkes verantwortlich leitenden Persönlichkeiten und im besonderen auch der Deutsche Kaiser eine Politik getrieben hätten, die zu Erfolgen nicht führt, noch führen konnte! Ich habe vor einigen Monaten in der „Zeitschrift“ ausgeführt, wie ich persönlich diese Richtung auch früher vertreten habe, aber im Laufe der Zeit über manches und insbesondere über die Person und die Wirksamkeit des Deutschen Kaisers anders und günstiger zu urteilen gelernt habe. Aber abgesehen davon, dürfte der Beweis nicht zu führen sein, daß die deutsche Politik nicht durchweg besser abgeschnitten hätte, wenn die öffentliche Meinung sich von Anfang an geschlossen hinter die Regierung gestellt hätte und auch nach ersten Fehlschlägen ebenso geschlossen hinter ihr geblieben wäre. In der Marokkoangelegenheit des vergangenen Sommers und Herbstes war die Sache von Anfang an dadurch verfahren, daß der tätigste Teil der nationalen öffentlichen Meinung bei uns seine Stellungnahme darauf basierte, daß die Regierung darauf ausginge und ausgehen müsse, ein Stück Marokko zu nehmen. Jeder Politiker, der es wissen wollte, konnte gleichwohl schon erhebliche Zeit vor Agadir an den zuständigen Stellen klare Auskunft darüber bekommen, daß eine solche Fußfassung nicht im Rahmen der Zukunftsabsichten lag. Denjenigen, die das aber wünschten, wurde dieser Wunsch zum festen Glauben, sie ignorierten auch die Erklärungen offiziöser und inspirierter Blätter, wie der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung und der Kölnischen Zeitung, sie warteten offenbar auf ein Abwerfen der vermeintlichen Maske, teils hatten sie den Gedanken, die Regierung zu ihrer Stellungnahme hinüberzuzwingen. Als dann schließlich allen klar geworden war, daß weder eine Maske da war, noch auch die Regierung sich drängen und ziehen ließ, da wurde die Empörung groß. Allein schon der Umstand, daß Monate hindurch die Presse und Vereinstätigkeit jener nationalen Kreise auf einer ganz andern Basis arbeitete, wie die der Regierung, machte eine einheitliche Wirkung der öffentlichen Meinung im nützlichen Sinne unmöglich. Hier scheint mir etwas Grundsätzliches zu

liegen für die Beurteilung eines Nutzens der öffentlichen Meinung überhaupt, in diesen Dingen. Niemand konnte sich im Ernst einbilden, daß es einem Teile der öffentlichen Meinung möglich wäre, durch Zeitungsäußerungen und Versammlungen eine einmal eingenommene Stellung der Regierung zu ändern, ganz abgesehen davon, daß die übrigen Teile der öffentlichen Meinung in Deutschland meist sehr hin und her schwankten und selbst nicht wußten, was für ein Ziel der Marokkoangelegenheit sie sich und der deutschen Regierung setzen sollten. Im Reichstage nachher kam die öffentliche Meinung in Gestalt heftiger Kritik zum Ausdruck. Wer jene Reden aber heute nachträglich liest, wird, wenn er es nicht vorher schon wußte, geradezu betroffen sein, von der beinahe völligen Abwesenheit sachlicher Argumente und Grundlagen dieser Kritik. Sie war durchweg Gefühlskritik! Gewiß, und das hat ja auch der Reichskanzler später anerkannt: diese Kritik war in außerordentlich erfreulicher Weise und beinahe durchgehend getragen von einem nationalen Empfinden und einem nationalen Stolze, die beide für die Zukunft höchst wertvolle Garantien geben, aber das, was man eine Kritik nennt, das lieferte sie nicht, obgleich sie eine solche liefern sollte, denn die Reden wurden gehalten, um sie zu liefern. Als dann Wochen nachher, nachdem die Kommission getagt hatte, das kritische Schlußwort im Plenum gesprochen wurde, da ergaben diese Reden, daß von all dem früheren Tadel an Gegenständlichem nur der Tadel übriggeblieben war: die Regierung habe durch die Geheimhaltung der Verhandlungen zu wenig Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Deutschland genommen. Das allein war von allem übriggeblieben und meines Erachtens wird auch dieser Rest tadelnder Kritik mit der Zeit als unbegründet anerkannt werden. Das hier näher auseinanderzulegen, würde die Sache einer besonderen Betrachtung sein.

Alles in allem wird man sagen müssen, daß die gewaltige Kraft der öffentlichen Meinung sich in der Marokkoangelegenheit bei uns teils zersplittert hatte, teils von Anfang an falsch gerichtet und festgelegt war, nachher nicht die Kraft und Selbstverleugnung fand, zu „wenden", wie Bismarck sagte, sondern ihre Erbitterung über die Nichterfüllung eigner langgehegter Wünsche gegen die Regierung kehrte. Auf diese Weise ist eine Riesensumme sonst nutzbarer Kraft verlorengegangen. Das ist schade, aber, wie schon gesagt wurde, kann man das der Regierung nicht zur Last legen, da sie sich der Fühlungnahme mit parlamentarischen und andern Wortführern der öffentlichen Meinung in Deutschland niemals widersetzt, sondern sie eher gewünscht und gesucht hat. Es ist hier tatsächlich nicht ihre Schuld gewesen, wenn diese Wünsche nicht erfüllt wurden. Ohne aber das innere Gefüge, wenn man so sagen darf, der deutsch-französischen Verhandlungen und der Dinge, die damit zusammenhingen, zu kennen, stürmisch nach Veröffentlichung zu schreien, lediglich, weil französische Beamte die Diskretion verletzten, das ist doch, gelinde gesagt, sehr jugendlich gedacht. Nach dem Worte: „Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden", ohne weiteres hier zu handeln, wäre beispielsweise ein entschiedener Fehler gewesen und man hätte dadurch die unerwünschten Folgen der französischen Indiskretionen nicht aufgehoben, sondern sie verstärkt.

Die damaligen Reichstagsreden haben, wie schon angedeutet, über eine erfreuliche Erscheinung schöner und positiver denn je zum Ausdruck gebracht, nämlich daß wir auf dem Wege sind zu dem Ziele, welches die Engländer und Franzosen bereits erreicht haben, ein gewisses Gebiet nationaler Fragen als über dem Parteistreite stehend nicht nur zu bezeichnen, sondern auch zu behandeln. Ausgenommen davon ist und bleibt lediglich die sozialdemokratische Partei. Wir haben ferner eine einheitliche Geschlossenheit der öffentlichen Meinung in einer im großen und ganzen richtigen Beurteilung der großbritannischen Politik erlebt, welche als politisches Faktum und als weiterwirkende Kraft gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Die öffentliche Meinung kann und muß auch ständig eine wirkende Kraft sein, je höher sie steht, je größer ihr Interesse ist, desto erheblicher wird ihr Einfluß auf die Reichstagsabgeordneten sein und diese werden sich immer mehr veranlaßt sehen, gerade auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich fortlaufender und gründlicher zu beschäftigen, als dieses geradezu mit verschwindenden Ausnahmen bis jetzt der Fall ist. Dann muß natürlich auch ganz selbsttätig nicht nur der Einfluß des Reichstages ein größerer und nützlicherer werden, sondern auch sein Verantwortlichkeitsgefühl. Drückt sich heute ein Reichstagsabgeordneter mit vorsichtig gewählten Worten aus, scheut er sich, starke Wendungen zu gebrauchen und apodiktische Urteile zu prägen über Dinge, die er nicht genau kennt, so sagt die Presse höhnisch von ihm und vergißt niemals die Anführungszeichen, er habe eine „diplomatische Rede“ gehalten. Das ist so ziemlich das härteste Urteil, das in unsern Tagen einer Abgeordnetenrede über auswärtige Politik erteilt wird. Ein höheres Lob als „temperamentvoll“ verlangen und erlangen dagegen die wenigsten Abgeordneten. Beides ist überaus kennzeichnend für unsere Verhältnisse.

Daß die öffentliche Meinung in allen ihren Erscheinungsformen sich nicht auf die Rolle des „stummen Hundes“ zu beschränken hat, ist selbstverständlich genug und braucht kaum erwähnt zu werden, ihr Gewicht ist schon durch ihr Dasein vorhanden und je mehr die Zeit fortschreitet, um so schwerer wird es. Deswegen muß der Wunsch und das Streben auch sein und meiner Ansicht nach für jeden einigermaßen Unterrichteten, daß die Wirkung dieses riesigen Gewichts in gleicher Richtung mit der des Zieles der Regierungspolitik immer erfolgen müßte. Ist es nicht der Fall, so wird die öffentliche Meinung positive Erfolge ihrer Stellungnahme nicht erblicken, durchweg aber negative. Kritik mag und muß geübt werden, sie aber inmitten einer bedeutenden und vielleicht entscheidenden politischen Aktion des Deutschen Reiches zu üben, kann nur in sehr wenigen Fällen von Nutzen sein, jedenfalls wohl nur dann, wenn die Organe der eignen Regierung wenigstens in großen Linien unterrichtet und einverstanden sind. Sonst natürlich ist Kritik hier wie überall gut, gesund und nützlich, ja unentbehrlich, wenn sie mit der erforderlichen Sachkenntnis verbunden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 8 20. JANUAR 1912

# PERSIENS VERGANGENHEIT UND ZUKUNFT VON MIRSA DJEWAD KASI

Kein krasserer Gegensatz ist denkbar als der des Persien von einst zum Persien von heute und morgen. Im Jahre 553 vor Christi Geburt besiegt Kuras (Cyrus), der Sohn des Kambusia (Kambyses), der Herr von Ansan, Istuvigu (Astyages), König von Manda (Medien), reißt sein Land an sich und nennt nach dessen Provinz Parsua fortan sich König von Parsu: das war der erste Perserkönig. Und nur 7 Jahre später verbündete sich schon der Lyderfürst mit Ägypten und Babylon, um des gefährlichen Feindes sich zu erwehren: vergeblich. Wie Medien gefallen war, fiel auch Lydien und fiel auch Babylon selbst. Eine neue Epoche der Geschichte Asiens begann, eine arische, nach so langer Herrschaft semitischer Kulturen, die „persische Epoche" — so kann man sie nennen — begann. Und weit über Asien hinaus griff die Macht eines Darius und anderer persischer Großkönige: Ägypten ward eine persische Satrapie. Aus der Donau tranken die Pferde persischer Reiter. Und die Namen Marathon, Thermopylae und Salamis braucht man nur zu nennen: Alle Kinder lernen ja auf den Schulen in Deutschland von der persischen Gefahr, die Griechenland bedrohte, von der kurzen und glänzenden Herrschaft Alexanders in Asien. Wenige aber wissen nur, welche welt- und kulturhistorischen Aufgaben Persien nach dem doch nur kurzen Interregnum der Seleukiden erfüllt hat: wie es Europa gegen die erste Welle des Mongolentums schützte, wie es anderseits — zwischen Byzanz und China gelegen — die Kulturgüter der beiden einander so fremden Mächte vermittelte, wie es eine eigne stolze, von der Wissenschaft leider noch so wenig erforschte Kulturhöhe erstieg. Das sind die Zeiten der Arsakiden und Sassaniden. Durch Persien kamen die chinesischen Brokate in die Kirchen Deutschlands, wo sie heute zu den kostbarsten Schätzen gehören. Persische Stoffe liegen im Grabe Karls des Großen und im Shosoin in Nara, dem Schatzhause der alten Kaiser von Japan. Selbst dem Christentum diente die Macht des Persertums als Träger: in persischer Sprache geschriebene Psalmen und Evangelien sind im Wüstensande Chinesisch-Turkestans durch die deutschen Turfan-Expe-

ditionen vor wenigen Jahren erst gefunden. Und jedes Jahr, so versichern die Gelehrten, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, läßt größer und immer größer die Rolle des sassanidischen Persiens als Kulturfaktor in Asien erscheinen.

Unter den Sassaniden blühte auch der alte Glaube der Perser, die Religion des Zoroaster (Zarathustra), empor. Diese unwahrscheinlich erdfremde Lehre, deren Gestalten nichts sind denn verkörperte Ideen der Tugend und des Lasters, deren Kampf miteinander (zwischen Ormuzd, dem Geist des Guten und Ahriman, dem Geist des Bösen) in 12000 Jahren die Geschichte dieser Welt bildet und mit dem endlichen Siege des Guten siegen soll, basiert auf der Erkenntnis des Dualismus in der Natur und hat nach Osten und Westen fortgewirkt. Der Kult des zoroastrischen Sonnengottes Mithras hat zur Zeit der Römerherrschaft schon seinen Weg bis nach Deutschland und Frankreich gefunden. Im 3. Jahrhundert versuchte dann der Perser Mani die Idee des Zoroastrismus zu vereinigen mit Christentum und Buddhismus und die Lehren dieses seltsamen Mannes, des Propheten, dessen Wunder — wie persische Schriftsteller sagen — seine Malereien waren, haben noch weiter gewirkt: die einzigen, direkten Zeugen der manichäischen Literatur, herrliche Manuskripte mit wunderbaren Miniaturen, wurden in Turfan, in Chinesisch-Turkestan, gefunden und manichäische Schriften in chinesischer Sprache in China selbst. In Afrika aber riß sich unter schweren Gewissenskämpfen der Mann von diesem persischen Glauben los, den die katholische Kirche als den heiligen Augustinus benediciert hat, und erst die Inquisition zerstörte in den Katharern in Südfrankreich und Deutschland die letzten Reste persischer Ideen im Occident. Aber auch in neuester Zeit hat ein Mann wie Friedrich Nietzsche wieder die Anknüpfung gesucht an die alte Lehre Zarathustras.

Die Jahrhunderte währenden Kämpfe mit Byzanz, gegen das es sich zeitweise nur mit Hilfe der Hunnen verteidigen konnte, und innere Thronstreitigkeiten hatten Persiens politische Macht im Lauf der Zeiten geschwächt. Eben hatte das Reich nach einem unglücklichen Kriege mit Byzanz durch einen klugen Vertrag sich seinen Bestand gesichert, als aus den heißen Wüsten Arabiens der Sturm des Islams heranbrauste. Dem war das politisch zerrüttete Land nicht mehr gewachsen: in der Ketten- und Augenschlacht verlor es 632 das Euphratgebiet und 661 verschwand auch der Titel eines „Königs der Perser", den Piruz, der Sohn des Chosrus-Enkels Vozdegerd, noch als Flüchtling am chinesischen Hofe geführt hat.

War nun auch die Herrschaft über Persien in die Hände einer fremden Nation gelegt und nahm auch das Volk unter dem drohenden Schwerte die Religion Mohammeds an, so daß Zoroastrier heute nur noch in den Parsi erhalten sind, die nach Indien flohen, so war damit die kulturelle Bedeutung der Perser doch nicht vernichtet. Im Gegenteil: der Islam bot dem regen Geist der Perser nur ein neues Feld der Betätigung in einem Umfange, wie er in Europa kaum bekannt sein dürfte. Man kann geradezu sagen, daß der Islam zu dem Träger einer höheren Kultur ohne seine Dichter und Gelehrten persischen Bluts nicht geworden wäre. Um nur einige Namen aus der Geschichte der Wissenschaften zu nennen: der berühmte Arzt und Philosoph Avicenna,

der auch auf die europäische Wissenschaft einen so starken Einfluß ausübte, war ein Perser; einer der bedeutendsten Astronomen war Nasr-ed-din Tosi, der erste Ratgeber des Mongolenkhans Hulaku, Erbauer der Sternwarte in Meragha, von wo die bekannten „ilchanischen Tafeln" ausgingen; die arabische Sprache selbst fand ihren klassischen Lexikographen in Muhammed Faruzabadi und der berühmte Koran-Kommentar Keschaf wurde von dem Perser Mahmud Zemackschari verfaßt. Was Persien auf dem Gebiete der Dichtkunst geleistet hat, braucht man in dem Lande Rückerts und Bodenstedts nicht mehr zu sagen: jeder Gebildete kennt die Namen Firdusis, des Homers Persiens, des Zeltmachers Omar Chajjam, eines Dschelal-ed-din Rumi, eines Nisami, Sa'adi und Hafis.

Diese Begabung der Perser für Wissenschaft und Kunst ist auch heute noch nicht erloschen, und es bedarf nur des Ausgleiches der Niveaudifferenzen, die als Folge der westländischen Erfindungen während der letzten anderthalb Jahrhunderte die Kultur des Ostens von der des Westens trennen, um den Boden für eine neue Blüte des persischen Geistes zu schaffen.

In einer Stadt Saudschbulaq in Kurdistan, in einem Gebiet also, das fernab den schmalen Straßen der westländischen Kultureinflüsse in Persien liegt, dort lebte ein ehrwürdiger, schlichter Greis mit Namen Mullah Abdullah, Pirebab, „alter Vater", genannt. Dieser Mann, der nie auch nur den äußersten Zipfel Europas sah, der jeder Anregung fern lebte, war ein glühender Anhänger der modernen Astronomie und, selber nur mit armseligen Instrumenten ausgerüstet, hat er doch eifrig und mit Erfolg wissenschaftlich gearbeitet und sich einen angesehenen Namen unter den Astronomen und Mathematikern Asiens gemacht. Die Fähigkeiten also sind vorhanden. Allerdings sind sie nicht gleichmäßig überall verbreitet, und es hat gewiß einige Berechtigung, von einer Dekadenz des Persertums zu reden, aber eben auch nur des „Persertums".

Schon das alte Iran war nicht von einem einheitlichen Volke bewohnt: die Meder und Perser, beide gleichermaßen dem iranischen Zweige der großen indo-germanischen Familie angehörig, mußten mit den semitischen Völkern Mesopotamiens, den Babyloniern und Assyrern um die Herrschaft ringen, und in den Elamiten, die lange Zeit ein starkes Reich in Südwest-Persien bildeten, saß noch ein durchaus fremdes Element bei ihnen, das manche moderne Gelehrte mit den Mongolen in Zusammenhang bringen wollen. Dann kam der Islam als Eroberer ins Land und brachte Araber in großer Zahl mit sich. Und auch die Reihe der mongolischen Ilchane, die mit Hulaku begann, hat ein neues Element in die Bevölkerung des iranischen Hochplateaus gebracht: die mongolischen und türkischen Stämme, Ganz nebenher sei noch erwähnt, daß die Syrer und die Armenier zur Bildung der heutigen Bevölkerung Persiens ihr Teil mit beigetragen haben mögen. Noch heute scheiden sich streng: die eigentlichen Perser, besonders in der Mitte des Landes und im Süden, die ihnen stammverwandten Kurden und Luren (Bachtiaren) im Westen, arabische Stämme im Südwesten, türkische Stämme im Norden, abgesehen von den Armeniern im Nordwesten, Afghanen in der Nähe der afghanischen Grenze und Juden allüberall, wenn auch

in geringer Zahl. Die Elemente, die eine Zukunft noch vor sich haben, sind nun nicht sowohl die eigentlichen Perser, die erschlafft und verweichlicht erscheinen und denen man nicht ohne Recht verschiedene Laster vorwirft, sondern die kulturfrischen türkischen und kurdischen Elemente. Sie auch haben der neuesten Geschichte Persiens ihren Stempel aufgeprägt.

Diese verschiedenen Bevölkerungselemente, die — mit Ausnahme der sunnitischen Kurden und Araber, der christlichen Armenier und der Juden — sämtlich sich zum schiitischen Mohammedanismus bekennen, haben insgesamt wohl 15 Millionen Seelen, wenn man meist auch nur von 10 bis 12 Millionen spricht. Alle Schätzungen sind natürlich recht willkürlich, da es keinen Zensus gibt: jedenfalls dürfte aber die höhere Zahl der Wirklichkeit am nächsten kommen. Wenn man nun bedenkt, daß Persien 1 645000 Quadratkilometer Flächenraum einnimmt, also dreimal so groß als Deutschland ist, und daß es zu Zeiten mehr als 100 Millionen Einwohner ernährt haben soll, so ist es klar, daß dieses Land eine Zukunft haben muß. Man muß doch bedenken, daß unter den heutigen Umständen nicht die geringsten Impulse vorhanden sind, die das Volk zu einer größeren Ausnutzung des Bodens, sei es auch nur zu landwirtschaftlichen Zwecken, reizen könnten, daß die Verkehrsverhältnisse die schlechtesten sind, daß mit der Erschließung der Bodenschätze noch nicht einmal der Anfang gemacht ist; haben wir erst die nötigen Verkehrswege, haben wir eine Regierung, die sich die Förderung der Landwirtschaft und Industrie angelegen sein läßt, so kann Persien in 20 Jahren über 50 Millionen Menschen ernähren und sie in einigen Jahrzehnten mehr auch zu ernähren haben. Was bis jetzt getan ist, ist zur Förderung der beschränkten Interessen ganz weniger großer Gruppen ausländischer Kapitalisten geschehen, — und es ist zudem herzlich wenig geschehen. Die Fischerei im Kaspischen Meer liegt in russischen Händen, die Gewinnung der wertvollen Persianerfelle ist russisches Monopol, die Naphtafelder in der Nähe von Kirmanschah und in Südpersien, die wohl reicher sind als die von Baku, werden von Engländern ausgebeutet. Das aber ist nahezu alles. Das nachgewiesene Vorkommen von Türkisen, Eisen, Kupfer, Kohle, Schwefel, Silber, Blei und andern Erzen, ist noch nirgends Gegenstand der Ausbeute, kaum überhaupt fachmännischer Untersuchung geworden.

Zieht man all dieses in Betracht, so muß man wirklich noch staunen, daß der Handel Persiens einen solchen Umfang annehmen konnte, wie in den letzten Jahren, und daß Persien seine Position im Auslandshandel von Jahr zu Jahr so verbessern konnte, wie es geschehen ist. Der Gesamtaußenhandel Persiens ist von 298,5 Millionen Kran (à 0,40 Mark) im Jahre 1901/02 auf 859,9 Millionen im Jahre 1910/11 gestiegen und zugleich hat sich das Verhältnis von Import und Export von 66,5 zu 33,5 % auf 56,3 zu 43,7 % verbessert. Wenn das unter dem Einfluß der inneren Wirren, die nach Ansicht Rußlands und Englands das Handelsinteresse dieser Länder derart schädigten, daß ein Eingreifen dringend notwendig war (!), unter solchen Umständen möglich war, was ist von dem persischen Handel dann bei normalen Zuständen zu erwarten? Betrachtet man den Anteil der verschiedenen Länder am persischen Außenhandel, so ergibt sich kurz fol-

gendes Bild. In erster Reihe steht Rußland, das mit insgesamt 481,7 Millionen daran beteiligt ist und zwar mit 219,5 Millionen am Import und mit 262,2 am Export. Darauf folgt England mit Indien, das zusammen mit 227 Millionen am persischen Handel partizipiert und zwar mit 189,6 am Import und mit 37,4 am Export. An dritter Stelle steht die Türkei mit 55,2 Millionen, die sich zusammensetzen aus 15,2 Import und 40 Export. An vierter Stelle steht Frankreich nebst Kolonien mit 26,7 Millionen und zwar 13,6 Import und 13,1 Export. Darauf folgt fünftens Deutschland mit 16 Millionen, von denen 13,9 Import und 2,1 Export sind. Dann folgen mit kleineren Summen: Österreich-Ungarn 10,8 Millionen, Belgien 8,6, der Staat Oman (am persischen Golf) 7,1 usw. Für die Entwicklung charakteristisch aber ist es, in welchem Maße sich der Verkehr mit den einzelnen Ländern gehoben hat. Setzen wir den Handel der einzelnen Länder im Jahre 1901/02 gleich 1, so betrug er im Jahre 1910/11 für Rußland 4, England 1,5, die Türkei 1,8, Frankreich 0,8, Deutschland 6,2, Österreich-Ungarn 0,8 usw. Die schärfste Steigerung hat also erfahren der deutsche Handel, dann kommt der russische, und in weiterem Abstande der englische und türkische, während der Handel Frankreichs wie Österreich-Ungarns sogar einen Rückgang erlebt haben. Dieses Bild ist für Deutschland — wenn sein augenblicklicher Anteil am persischen Handel auch nur 5,3 % beträgt, ein durchaus günstiges, ist es doch dabei auch im Laufe des letzten Jahrzehnts vom achten auf den fünften Platz im persischen Außenhandel, im Import gar auf den vierten gekommen, und es ist sehr verständlich, daß von amtlicher wie von privater Seite dem deutschen Handel Handhaben zu einer weiteren erfolgreichen Tätigkeit geboten werden. Ich möchte hier nicht verfehlen, zwei nützliche Werke zu nennen, die diesem Zwecke dienen sollen: „Die wirtschaftlichen Verhältnisse Persiens, Bericht des Handelssachverständigen bei dem Kaiserlichen General-Konsulat in Konstantinopel", Band XIV, Heft 7, die Berichte über Handel und Industrie (Berlin 1910) und eine sehr nützliche private Arbeit: „Handelsratgeber für Persien" von Walter Kuß in Teheran (zu beziehen durch den Finanzverlag, Berlin C 2, Teheran 1911). Der deutsche Import in Persien umfaßt alle Waren, soweit ihr Import nicht durch die hohen russischen Zölle unrentabel gemacht wird. Erfreulicherweise hat die deutsche Schiffahrt vor einigen Jahren durch Einrichtung direkter Linien nach dem persischen Golf es unternommen, den deutschen Handel von Rußland unabhängig zu machen. Sehr zu bedauern ist aber, daß der persische Export nach Deutschland mit der Entwicklung des deutschen Imports nicht Schritt gehalten hat, zeitweise sogar zurückgegangen ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich diese Verhältnisse ändern.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse stehen allerdings in Abhängigkeit von den politischen. Gerade hier aber ist die Stellung Deutschlands allem Anschein nach eine recht günstige; erscheint es uns Persern doch als das Land, das — ohne territorial interessiert zu sein — im Hinblick auf die guten Entwicklungsmöglichkeiten seines Handels und um sich ein gutes Absatzgebiet für seine ständig wachsende Industrie zu sichern, ein Interesse an einem politisch wie wirtschaftlich starken Persien hat und auch

imstande ist, dieses sein Interesse wirkungsvoll zu vertreten und damit für unsere Unabhängigkeit zugleich zu wirken.

Wie jeder, der in den letzten Jahren auch nur hin und wieder einen Blick in die Zeitungen geworfen hat, weiß, ist diese Unabhängigkeit unseres Landes aber stark bedroht. England und Rußland, die ein Jahrhundert hindurch in Asien so starke Rivalen waren, daß man mehr als einmal einen Zusammenstoß für nahe bevorstehend hielt, haben sich vereinigt, um einen Angriff auf die Freiheit Persiens zu machen. Wenn nun auch von vornherein anzunehmen ist, daß diese Verständigung keine Basis für ein dauerndes Einvernehmen ist, weil sie nach Durchführung der darin liegenden, wenn auch nicht offen ausgesprochenen Absichten nur neue Reibungsflächen zwischen den beiden Großmächten schaffen muß, so hat Persien in der Gegenwart doch nun einmal damit zu rechnen. Wie man weiß, teilt der Vertrag von Reval von 1907 Persien in drei Zonen: eine nördliche Einflußsphäre Rußlands, deren südliche Grenze über Kirmanschah und Isfahan zur russisch-afghanischen Grenze geht, eine südöstliche Einflußsphäre Englands, die von Bender Abbas über Kirman ebenfalls zur russisch-afghanischen Grenze führt und damit zugleich den persischen Golf schließt und eine Angriffsfläche gegen Afghanistan bietet, und einen zentralen Teil von grotesker Gestalt, in dem Schiras die einzige größere Stadt ist: das neutrale Persien. Rußland ist es gewesen, das zuerst den wahren Charakter dieses Vertrages hat erkennen lassen. Persien, das nach Vertreibung des Schah Muhammed Ali, der damals vergeblich von den Russen zu stützen gesucht wurde, sich ernstlich bemühte, eine passende Regierungsform zu finden und Ruhe im Lande herzustellen, wurde von russischer Seite durch tausend Mittel irritiert und auf allen Schritten gehindert. Mit Gewalt sogar versuchte Rußland — wie einwandfrei nachgewiesen ist — den alten Schah, der nun mehr denn je zuvor lediglich ein Werkzeug in der Hand der Russen gewesen wäre, wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Es ist bekannt, daß dieser Versuch mißglückte. Inzwischen hatte Persien seine Finanzen, deren Zustand eine dringende Sanierung erforderte, einem amerikanischen Fachmanne, Morgan Shuster, der sich auf den Philippinen bereits bestens bewährt hatte und von Präsident Taft selbst empfohlen war, anvertraut. Dieser, der bei seiner Tätigkeit überall auf russischen oder russisch beeinflußten Widerstand stieß, hatte den Mut, das Kind beim rechten Namen zu nennen und zu versuchen, alle ungesetzlichen Einflüsse auszuschalten, wobei er — was zugegeben sei — nicht immer taktvoll, d.h. vorsichtig genug, verfuhr. Das aber gab Rußland Veranlassung, nunmehr brutal seine Pläne zu enthüllen. Und in einem Umfange, den die Russen selbst wohl kaum erwartet hatten, kommt ihnen nun England entgegen. Hat doch Edward Grey im englischen Unterhause erklärt, daß der Vertrag von Reval nichts über die Unabhängigkeit Persiens sage! Vorläufig hat Persien nachgegeben, um Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, daß die anderen an der Unabhängigkeit Persiens interessierten Mächte einen solchen Anschlag auf die Freiheit des Landes nicht zulassen werden. Sollten aber die Hoffnungen Persiens getäuscht werden, so wird dieses Volk, das unter Nadir Schah Delhi eroberte und den berühmten Pfauenthron Indiens nach Iran entführte, sich jedenfalls nicht schlechter

zu verteidigen wissen, als die Araber in den elenden Wüsten von Tripolis.

Noch aber hoffen wir, wenn auch nicht auf den Gerechtigkeitssinn Europas, so doch darauf, daß die Mächte, die nicht unter dem Einfluß Rußlands und Englands stehen, ihr recht materielles Interesse an einem politisch wie wirtschaftlich unabhängigen Persien zu wahren wissen.

# DIE VIVISEKTION DES MENSCHEN
## VON BERNARD SHAW (LONDON)

Ich habe einen gedruckten und veröffentlichten Bericht von einem Arzt in Händen, in welchem er darstellt, wie er sein Heilmittel gegen Lungentuberkulose probierte, nämlich durch das Einspritzen eines kräftigen Keimtöters direkt in den Blutkreislauf, wobei er mit einer Spritze in eine Ader stach. Er gehörte zu den Ärzten, die imstande sind, die allgemeine Sympathie zu gewinnen, indem sie ganz ehrlich sagen, daß sie ein Experiment von dem Augenblick an an sich selbst versuchen, wo sie herausfinden, daß die vorgeschlagene Behandlung gefährlich sei. In diesem Falle war der Arzt seinem Berufe so sehr ergeben, daß er seine Experimente bis zu dem Punkte ausführte, wo er sich einer ernstlichen Gefahr aussetzte und sich selbst tatsächlich sehr krank machte. Aber er begann nicht an sich selbst. Seinen ersten Versuch machte er an zwei Kranken aus dem Krankenhause. Als er vom Krankenhause die Mitteilung erhielt, daß diese zwei Märtyrer der therapeutischen Wissenschaft unter krampfhaften Zuckungen beinahe verschieden seien, versuchte er das Mittel an einem Kaninchen, das sofort tot zusammenfiel. Erst dann also begann er an sich selbst zu experimentieren und veränderte den Keimtöter in der Richtung, in welcher die Versuche an den zwei Patienten und an dem Kaninchen hingewiesen hatten. Da viele Menschen die Vivisektion begünstigen, weil sie fürchten, daß die Versuche, wenn nicht an Kaninchen, an ihnen selbst gemacht würden, ist es der Mühe wert zu erwähnen, daß in diesem Falle, wo sowohl Kaninchen als auch Menschen zur Verfügung standen, der Anfang mit den Menschen gemacht wurde, weil diese natürlich bei weitem lehrreicher waren und nichts kosteten. Wenn man einmal die ethische Lehre der Vivisektionisten gelten läßt, genehmigt man nicht nur die Experimente, sondern macht sie sogar zur ersten Pflicht des Vivisektors. Wenn ein Meerschweinchen um der Kleinigkeit willen, die man daraus lernen kann, geopfert werden darf, warum sollte ein Mensch nicht um der Menge willen, die man daraus lernen kann, geopfert werden? Jedenfalls wird er geopfert, wie obiger, typischer Fall zeigt. Ich kann hinzufügen, (obgleich es nichts mit meiner Beweisführung zu tun hat) daß der Arzt, die Patienten und die Kaninchen alle vergeblich gelitten haben, soweit die Hoffnung auf die Befreiung des Menschengeschlechts von der Lungenschwindsucht in Betracht kommt.

Zur selben Zeit, da nun die Vorträge, welche jene Experimente schilderten, gedruckt von Hand zu Hand gingen und von den Ärzten eifrig besprochen wurden, wurde ebenso laut wie entrüstet geleugnet, daß an Patienten überhaupt experimentiert

worden sei, obwohl einige wenige intelligente Ärzte ganz richtig darauf hinwiesen, daß alle Behandlungen Experimente an Patienten seien. Und das zeigt uns die einleuchtende, aber meistens nichtbeachtete Schwäche in den Behauptungen des Vivisektors: nämlich sein unvermeidlicher Verlust jedes Anspruchs darauf, daß man seinem Worte Glauben schenke. Es ist kaum zu erwarten, daß ein Mensch, der nicht zögert, für das Heil der Wissenschaft zu vivisezieren, nachher zögern wird, über sie zu lügen, um sie vor dem, was er die unwissende Sentimentalität der Laienwelt nennt, zu schützen. Wenn das öffentliche Gewissen unangenehm aufgerüttelt wird und mit Unterdrückung droht, fehlt es nie an einem Arzt in bedeutender Stellung und von untadelhaftem Charakter, der sich für die Wissenschaft bereitwillig aufopfert. Er tritt dann hervor und versichert dem Publikum bei seiner Ehre, daß alle Experimente an Tieren vollkommen schmerzlos seien, obgleich er wissen muß, daß gerade die Experimente, die die antivivisektionistische Bewegung durch ihre Grausamkeit hervorriefen, Experimente waren, welche die physiologische Wirkung äußerster Schmerzen (die bei weitem interessantere Physiologie des Vergnügens bleibt unerforscht) feststellen sollten und daß alle Experimente, in denen die Sinnesempfindung eine Rolle spielt, durch die Unterdrückung des Schmerzes nutzlos gemacht werden. Übrigens mag die Vivisektion in Fällen, wo die Experimente doch sehr grausam sind, schmerzlos sein. Wenn mich ein Mensch mit einem vergifteten Dolch so sanft aufritzt, daß ich den Ritzer nicht fühle, hat er eine schmerzlose Vivisektion ausgeführt, wenn ich aber bald darauf unter Qualen sterbe, werde ich wahrscheinlich nicht der Ansicht sein, daß seine Menschenfeindlichkeit durch seine Sanftmut vollkommen aufgewogen wird. Der Biß einer Cobra schmerzt so wenig, daß dieses Geschöpf, gesetzlich gesprochen, beinahe ein Vivisektor ist, der keinen Schmerz verursacht. Wenn sie ihren Opfern vor dem Biß Chloroform gäbe, könnte sie sich mit dem Gesetz vollkommen in Einklang bringen.

Hier sind wir nun in eine schöne Klemme geraten. Die öffentliche Unterstützung der Vivisektion gründet sich beinahe ausschließlich auf die Versicherung der Vivisektoren, daß von der Ausübung dieser Methode große öffentliche Wohltaten zu erwarten sind. Nicht einen Augenblick lang gebe ich zu, daß eine solche Verteidigung zutreffend wäre, selbst wenn sie bewiesen würde. Aber wenn die Zeugen damit anfangen, zu behaupten, daß zugunsten der Wissenschaft alle üblichen ethischen Verpflichtungen (die Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen, inbegriffen) aufgehoben werden, welchen Wert kann dann noch ein vernünftiger Mensch ihrem Zeugnis beimessen? Ich würde lieber fünfzig Lügen schwören, als ein Tier, das mir die Hand in guter Kameradschaft geleckt hat, hernehmen und es martern. Wenn ich den Hund marterte, hätte ich sicherlich nicht die Stirn, mich umzuwenden und zu fragen, wie irgend jemand es wagen könne, einen Ehrenmann wie mich zu verdächtigen, daß er lüge. Die meisten vernünftigen und humanen Menschen würden hoffentlich rundweg erwidern, daß sich Ehrenmänner selbst gegen Hunde nicht unehrenhaft benehmen. Der Mörder der, vom Kaplan gefragt, ob er noch irgendein Verbrechen zu beichten hätte, entrüstet antwortet: „Für was halten Sie mich?“ erinnert mich sehr stark

an die Vivisektoren, die so tief beleidigt sind, wenn ihr Zeugnis als wertlos beiseite geschoben wird.

Die Achillesferse der Vivisektion ist jedoch nicht im Schmerz zu finden, den sie verursacht, sondern in der Beweisführung, durch welche er gerechtfertigt wird. Der medizinische Kodex ist in dieser Hinsicht einfach verbrecherischer Anarchismus schlimmster Sorte. In der Tat hat bis jetzt noch kein Verbrecher die Frechheit gehabt, die Schlüsse zu ziehen, die jeder Vivisektor zieht. Kein Einbrecher behauptet: da es zugegebenermaßen wichtig ist, Geld ausgeben zu können und da der Zweck des Einbruchs darin besteht, den Einbrecher in den Stand zu setzen, Geld ausgeben zu können und da er in vielen Fällen diesen Zweck erreicht hat, ist der Einbrecher als öffentlicher Wohltäter zu betrachten und die Polizei besteht aus unwissenden Sentimentalisten. Kein Straßenräuber hat uns bis jetzt mit den Anklagen gegen den schwächlichen Sittenlehrer beunruhigt, der sein Kind alle Schäden der Armut erdulden läßt, weil gewisse Theoretiker finden, daß es unehrenhaft sei, einen Stadtrat mit Gewalt zu berauben. Liebe und Mord begreifen ganz gut, daß es Wege zum Erwerb selbst der besten Dinge gibt, die allen Ehrenmännern verschlossen sind. Hat der dümmste Einbrecher jemals behauptet, daß dem Einbruch ein Ende machen, dem Fleiß ein Ende machen hieße? Alle Vivisektionen, die seit dem Bestande der Welt ausgeführt wurden, haben nicht so wichtiges hervorgebracht, wie die unschuldige und ehrenhafte Entdeckung der Radiographie. Und einer der Gründe, warum die Radiographie nicht früher entdeckt wurde, war der, daß jene Männer, deren Sache es war, neue klinische Methoden zu entdecken, sich mit den sinnlichen Gemeinheiten und mörderischen Sophistereien der Vivisektion vergröberten und betäubten. Das Gesetz der Erhaltung der Energie gilt für die Physiologie wie für andere Dinge. Jeder Vivisektor ist ein Ausreißer aus der Armee der ehrenhaften Forscher, aber der Vivisektor sieht das nicht ein. Nicht nur nennt er seine Methode wissenschaftlich, er behauptet sogar, daß es keine andern wissenschaftlichen Methoden gäbe. Wenn man den natürlichen Widerwillen gegen seine Grausamkeit und die natürliche Verachtung für seine Dummheit ausdrückt, bildet er sich ein, daß man die Wissenschaft angreife. Und doch hat er keine Ahnung von der Methode und der Natur der Wissenschaft. Die Streitfrage ist einfach die, ob er ein Schuft ist oder nicht. Er besteht nicht darauf, daß die wirkliche Streitfrage die ist, ob irgendein hitziger Antivivisektionist ein Lügner sei (was er durch lächerlich unwissenschaftliche Voraussetzungen in bezug auf den Grad der Genauigkeit, die menschliche Aussagen erreichen kann) erhärten möchte, aber er läßt sich auch niemals träumen, irgendein wissenschaftliches Beweismaterial durch seine eignen Methoden anzubieten.

Es gibt viele Wege, die zu schon entdeckten Kenntnissen führen und kein erleuchteter Mensch zweifelt, daß es noch viele Wege gibt, die auf ihre Entdeckung warten. In der Tat führen alle Wege zum Wissen, weil selbst die gemeinste und dümmste Handlung uns etwas über Gemeinheit und Dummheit lehrt und uns zufällig noch sehr viel lehren kann, z. B. lernt ein Halsabschneider (und vielleicht lehrt er es auch) die Anatomie der Hauptschlag-
16 ader und der Gurgel kennen; es kann auch nicht bezweifelt wer-

den, daß die Verbrennung der Jeanne D'Arc einem guten Beobachter ein sehr lehrreiches und interessantes Experiment abgegeben haben muß und ein noch viel lehrreicheres abgegeben hätte, wenn es von geschickten Physiologen unter Laboratoriumsbedingungen ausgeführt worden wäre. Das Erdbeben von San Franzisko erwies sich als ein unschätzbares Experiment, um die Festigkeit der Riesenstahlgebäude auf die Probe zu stellen und das Anfahren und Sinken des Viktoriaschiffs durch das Schiff Camperdown hat zweifellos Punkte von größter Wichtigkeit für die Seekriegführung aufgeklärt. Gemäß der Logik der Vivisektionisten wären unsere Baumeister berechtigt, künstliche Erdbeben mit Dynamit hervorzurufen und unsere Admirale dürften bei Seemanövern Katastrophen verursachen, um auf diese Weise zufällig gemachte Entdeckungen fortzusetzen.

Wenn die Erwerbung des Wissens eine beliebige Handlung rechtfertigt, dann rechtfertigt sie eben jede von der Beleuchtung der Feste Neros durch die Verbrennung lebender Menschen (auch ein interessantes Experiment) bis zur einfachsten Tat der Güte. Und im Lichte dieser Wahrheit ist es klar, daß die Befreiung des Strebens nach Wissen von den Gesetzen der Ehre die denkbar gräßlichste Verbreitung der Anarchie bedeutet, weit ärger als eine Befreiung des Strebens nach Geld oder politischer Macht, denn diese können kaum ohne einige Rücksicht wenigstens für den Schein menschlicher Wohlfahrt erreicht werden, wogegen ein neugieriger Teufel das ganze Menschengeschlecht unter Qualen zerstören könnte, während er durch sein höchst interessantes Experiment Wissen erwerben würde. Ein anständiger Mann der Wissenschaft ist weit gefährlicher, wenn er einen so ungeheuerlichen Anspruch befürwortet, als fünfzig Mörder oder Dynamithelden. Der Mann, der diesen Anspruch macht, ist ethisch schwachsinnig und wer immer derlei für eine wissenschaftliche Forderung hält, hat nicht die leiseste Ahnung, was Wissenschaft bedeutet. Die Wege zum Wissen sind zahllos. Einer dieser Wege geht durch Dunkelheit, Geheimnis und Grausamkeit. Wenn ein Mann freiwillig allen andern Wegen den Rücken kehrt und diesen geht, so ist es wissenschaftlich anzunehmen, daß nicht das Wissen es ist, das ihn anzieht, da dahin auch andere Wege führen, sondern die Grausamkeit. Wenn die Anklage gegen ihn wissenschaftlich so klar formuliert wird, ist es kindisch von ihm, auf seine Ehre und seinen Ruf, auf seinen hohen Charakter und die Ehre eines edlen Berufs und so weiter sich zu stützen. Er muß sich entweder durch Vernunft oder durch ein Experiment reinigen, falls er nicht kühn behauptet, daß die Evolution eine Leidenschaft für Grausamkeit im Menschen bestehen ließ, eben weil sie für die Vollkommenheit seines Wissens unentbehrlich ist.

Aber in der Praxis kann man keinen Weisen davon überzeugen, daß diese Alternative jemandem, wenn er nicht ein Narr ist, aufgedrängt werden kann oder daß ein Narr aus irgendeinem Experiment grausam oder human etwas erlernen wird. Der Chinese, der sein Haus niederbrannte, um sein Schwein zu rösten, war zweifellos wirklich unfähig, sich irgend einen weniger unheilvollen Weg, sein Essen zu kochen, vorzustellen. Und der Braten muß doch dabei verdorben worden sein (und gerade so ist es mit den Experimenten, wie sie der Durchschnittsvivisektio-

nist anstellt). Aber das hat nicht bewiesen, daß der Chinese recht hatte: es bewies nur, daß der Chinese ein unfähiger Koch und von Grund aus ein Narr gewesen ist.

Man betrachte ein anderes berühmtes Experiment; eines in der Richtung der Sanitätsreform. Zurzeit Neros war Rom in derselben schlimmen Lage wie heutzutage London. Wenn jemand London niederbrennte und es würde wieder aufgebaut, wie es jetzt geschehen müßte unter dem Zwang, den der Londoner Grafschaftsrat durch seine sanitären Gesetze und Bauvorschriften bedingen würde, so würde es ungeheuer verbessert und die Durchschnittslebenszeit eines Londoners würde dadurch bedeutend verlängert werden. Nero meinte das auch bezüglich Roms. Er verwendete Brandstifter, die die Stadt in Flammen setzten und spielte in wissenschaftlicher Verzückung die Harfe, während sie brannte. Ich stimme Neros Denkungsweise einigermaßen bei, denn ich habe oft gesagt, wenn ich von verzweifelnden Sanitätsreformatoren befragt wurde, daß London zu seiner Gesundung ein Erdbeben benötige. Warum, könnte man fragen, setze ich es dann nicht als ein gemeinnütziger Mann in Brand, mit einer heldenmütigen Mißachtung der Folgen für mich und andere. Jeder Vivisektor täte es, wenn er den Mut seiner Meinung hätte. Die vernünftige Anwort ist, daß London gesund gemacht werden kann, ohne daß man es niederbrennt, und da wir nicht genug bürgerliche Tugend haben, um es auf vernünftige, menschliche und sparsame Weise gesund zu machen, hätten wir auch nicht genug davon, um es auf gesunde Weise wiederaufzubauen.

In der alten hebräischen Legende verlor Gott die Geduld mit der Welt, wie Nero mit Rom, und ertränkte jedermann mit Ausnahme einer einzigen Familie. Aber das Ergebnis war, daß die Nachkömmlinge jener Familie alle Laster ihrer Vorfahren genau so wieder erzeugten, daß man sich das durch die Sündflut hervorgerufene Elend ebensogut hätte ersparen können: die Dinge nahmen genau denselben Lauf wie früher. Auf dieselbe Weise, obgleich die Liste der Krankheiten, welche die Vivisektion geheilt zu haben beansprucht, groß ist, zeigen die Berichte der Sanitätsbehörden trotzdem, daß die Leute noch immer darauf bestehen, an jenen Krankheiten zu sterben, als wenn man niemals von der Vivisektion etwas gehört hätte. Jeder Narr kann eine Stadt anzünden oder ein Tier aufschneiden, und ein ganz besonders törichter Narr ist sehr wohl imstande, ungeheure Vorteile dem Menschengeschlechte als das Ergebnis solcher Tätigkeiten zu versprechen. Aber wenn der aufbauende wohlwollende Teil der Sache beginnt, verhindert ihn derselbe Mangel an Einbildungskraft, dieselbe Dummheit und Grausamkeit, dieselbe Faulheit und derselbe Mangel an Ausdauer, Ordnung in das Chaos zu bringen und das Elend, das er geschaffen hat, in Glück zu verwandeln; dieselben Mängel und Fehler, welche Nero oder den Vivisektor verhinderten, menschliche statt unmenschlicher Methoden zu erfinden oder vorwärtszubringen. Es gab eine Zeit, da schien es vernünftig genug, zu erklären, daß es unmöglich sei, in den Eingeweiden eines Menschenkörpers einen Stein nachzuweisen, außer, indem man ihn mit einem Messer sichtbar mache, oder die Zusammensetzung der Sonne nachzuweisen, ohne sie in einem Ballon zu besuchen.

 Diese beiden Unmöglichkeiten sind jetzt überwunden, aber nicht

von Vivisektoren. Die Röntgenstrahlen brauchen den Patienten nicht zu schaden und die Spektralanalyse zieht keine Zerstörung nach sich. Nach solchen Triumphen des menschlichen Experiments und der Vernunft hat es keinen Sinn, uns zu versichern, daß es keinen andern Schlüssel zur Wissenschaft gäbe als Grausamkeit. Wenn uns der Vivisektor diese Versicherung gibt, antworten wir einfach und verächtlich: „Sie meinen, daß Sie nicht gescheit oder menschenfreundlich oder energisch genug sind, einen zu finden."

# MEISTBEGÜNSTIGUNGSELEND VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Es ist nicht erhebend, von Niederlagen des eignen Vaterlandes zu sprechen, und dennoch muß es geschehen, um der weiterlebenden Generation, um heranwachsenden Geschlechtern die Fehler früherer Epochen, die Fehler der Jetztzeit vor Augen zu führen, um sie Wege finden zu lassen, Wege, deren Gangbarkeit für das wirtschaftliche Gedeihen des Heimatlandes unerläßlich ist. Deutschland hat Niederlagen erlitten — handelspolitische — schwere, tiefeinschneidende, deren Folgen seit vier Dezennien Handel und Industrie bedrücken. Wann wird der Alp sich lösen? Wir sind uns bewußt, nicht als erste auf jenes Fiasko deutscher Handelspolitik hinzuweisen. Theoretiker und Praktiker, gelehrte und ungelehrte, haben es lange erkannt und gefühlt. Aber was in großbändigen Druckwerken, was in scharfsinniger Professorenarbeit darüber gesagt wurde, das wurde nicht Allgemeingut, das verstaubt, und der lebendige Geist, der in ihm wohnt, wird um seine letzte und vornehmste Nutzanwendung bestohlen. Die Handelspolitik ist ein Gebiet, auf der viele zu Hause, für die nur wenige geschult sind. Ihr liegt es ob, den arbeitenden Völkern jene Lebensbedingungen letzten Endes zu schaffen, die ihnen im Konkurrenzkampfe um die Märkte der Welt als Stützen dienen, die sie zu wirtschaftlichen Siegen führen. Nur der Staatsmann und Nationalökonom in glücklichster Vereinigung mit dem Wirtschaftshistoriker vermag auf diesem Gebiete zu führen. Seine Arbeit ist die verantwortlichste, sein Fazit das ausschlaggebendste. Das Schicksal eines Volkes ruht, ahnungslos vielleicht, in seiner Hand. Größe und Macht von Nationen ruhen in ihrer Wirtschafts- und Handelspolitik und deren verantwortlichen Leitern. Wir haben in Deutschland nur wenige solcher Männer gehabt und wenn wir sie gehabt haben, standen sie nicht an erster Stelle. Ungehört verhallten ihre Stimmen. Darin liegt die Tragik — darin liegt das Fiasko unserer Handelspolitik.

Das Deutsche Reich steht heute mit mehr als 30 Ländern der Erde in Handelsvertragsbeziehungen. Kein Staat hat sich jemals in ein derartiges Netz von Tarif- und Meistbegünstigungsverträgen eingesponnen wie Deutschland. Wir haben das Erbe des alten Freihändlers Cobden bedingungslos und ohne Einschränkung angetreten. Für Cobden war die Meistbegünstigung das Mittel, seinem Ideal, dem Freihandel nahezukommen. In einer Zeit, da der Freihandel in Blüte stand, da alle Völker in freihändlerischem Streben gerne bereit waren, Zugeständnis gegen

Zugeständnis auszutauschen, hatte die Meistbegünstigung ihre Berechtigung. Aber jene Zeiten sind längst vorüber. In einer Epoche, da selbst das Freihandelsland par excellence, England, auf dem Wege ist, in die Bahnen des Schutzzolls einzulenken, denke ich, ist dem Freihandel die schwerste und todbringende Wunde geschlagen. Und in der Tat, wo sollte er auch heute noch bestehen, da wir alle Nationen im eifrigen Suchen nach Gründen und Vorwänden begriffen sehen, ihre Zölle noch weiter zu erhöhen. Letzten Endes muß sich die Hochburg des Freihandels selbst, Großbritannien, infolge des überall eingewurzelten Meistbegünstigungssystems als der Betrogene fühlen. Denn es wird bei 0% Zoll heute auch keine bessere Behandlung seitens fremder Einfuhrstaaten erfahren, als ihm bei einem vielleicht 50% Wertzoll zuteil würde. Um die schädigenden Wirkungen der in Europa zurzeit in Blüte stehenden sogenannten unbedingten oder reinen Meistbegünstigung richtig würdigen zu können, ist es unfehlbar nötig, ihre Begriffsbestimmung festzulegen. Was ist Meistbegünstigung? Meistbegünstigung allein bedeutet die Gewährung des jeweils günstigsten Zolltarifs, den ein Staat, abgesondert vom sogenannten Allgemeinen oder Generaltarif, mit einem zweiten Staate vereinbart, einem dritten gegenüber. Das bekannteste Beispiel dafür ist die im Frankfurter Frieden auf ewige Zeiten geschlossene wechselseitige Meistbegünstigung zwischen Deutschland und Frankreich. Diese Meistbegünstigung kann nun zwar gegenseitig sein und ist es in der Regel auch, braucht es jedoch nicht. Staat A kann z. B. Staat B die Meistbegünstigung einräumen, erhält jedoch von B vielleicht nur die Herabsetzung einiger Tarifpositionen, also keinesfalls die Meistbegünstigung, wie es z. B. zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten der Fall ist. Deutschland spielt hier leider die Rolle des Staates A, während die Vereinigten Staaten in unserm Beispiel Staat B darstellen würden. Heute, da in Europa, vornehmlich auch durch das Vorgehen Deutschlands, die Meistbegünstigung fast überall eingeführt ist, haben ihre Folgen natürlich auch ganz andere Wirkungen gezeitigt, als bei einem so einfachen Beispiel, wie wir es gewählt haben und in dem nur von zwei Staaten die Rede war, zu erwarten gewesen wäre. „Die Meistbegünstigung an sich ist nur ein unbeschriebenes Blatt Papier," sagte Staatssekretär von Marschall sehr richtig in der Reichstagssitzung vom 22. Januar 1892, „das seinen Inhalt erst bekommt durch Vertragstarife, die andere Staaten unter sich verabreden, und seinen Inhalt wieder verliert in dem Augenblick, wo solche Vertragstarife wieder außer Kraft treten." Ich kann mir von allen Staaten der Welt die Meistbegünstigung konzedieren lassen; bestehen keine Tarifverträge oder treten solche außer Kraft, so gelten überall nur die autonomen Generaltarife, mit andern Worten: Der Inhalt der Meistbegünstigungsverträge bestimmt sich nicht durch meinen Vertragswillen, sondern durch den Vertragswillen andrer Staaten. Äußerst scharfsinnig kennzeichnet L. Glier, Sekretär des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins, die Mängel der Meistbegünstigung. Er sagt: Die Tatsache, daß bei einem Meistbegünstigungsvertrage zwischen den Staaten A und B der Inhalt dieses Vertrages nicht durch die Kontrahenten unter sich bestimmt wird, sondern durch den Vertrag mit einem dritten

Staat, auf dessen Abschluß der eine Vertragsteil absolut keinen Einfluß auszuüben vermag, das ist die eine böse Eigenschaft der glatten Meistbegünstigung. Die andre ist diese: Wenn Staat A mit dem Staat B einen glatten Meistbegünstigungsvertrag schließt, so ist für den Staat A an und für sich nichts gewonnen und nichts verloren. Schließt dann C ein Tarifvertrag mit B, so kommen die Vorteile, die Staat B dem Staat C gewährt hat, auch dem Staat A zugute. C hat zwar Erleichterungen im Handel mit B erlangt, aber C muß diese mit A teilen. Die von B dem C gemachten Zugeständnisse werden wieder durch einen Vertrag entwertet, auf dessen Abschluß der Staat C ohne Einfluß ist. So hat die Meistbegünstigung durch ihre Anwendung fast auf die ganze Welt den Tarifvertrag verflacht, seinen Wert herabgemindert, fast illusorisch gemacht. Deutschland steht heute mit Österreich-Ungarn, Rußland, Italien, Belgien, Rumänien, der Schweiz und Serbien im Tarifvertragsverhältnis, d. h. es hat jenen Staaten Zolltarife gewährt, deren Höhe unter den Sätzen des Generaltarifs liegt. Aber nicht nur jenen aufgezählten Vertragsstaaten hat es damit Sonderrechte eingeräumt — nein, fast der ganzen Welt — denn allen jenen zum Deutschen Reiche im Verhältnis der Meistbegünstigung stehenden Staaten fällt automatisch dieselbe Vergünstigung zu. Die deutschen Vertragszölle müssen damit natürlich den Vertragsstaaten gegenüber an Wert verlieren, wenn alle Welt sie genießt. Und die allgemeine Anwendung der Meistbegünstigung selbst auf Staaten, die nichts dafür boten, nicht einmal ihrerseits die Meistbegünstigung boten, hat es dahin gebracht, meint Trescher*), daß der deutsche allgemeine Tarif, d. h. der eigentliche Zolltarif, überhaupt kaum noch besteht, daß ein Staat, auf den er angewandt wird, sich beleidigt, ungerecht behandelt fühlt und mit Gegenmaßregeln antworten zu dürfen, anderseits aber für die Gewährung des Vertragstarifs nichts schuldig zu sein glaubt und demnach irgend etwas zu bieten nicht geneigt ist. Zwei Beispiele aus der jüngsten Zeit mögen genügen. Als Kanada 1898 als erste der britischen Kolonien den Waren des Mutterlandes eine bevorzugte Stellung einräumte, wagte es das Deutsche Reich, Kanada die ihm vorher gewährte Meistbegünstigung zu entziehen. Die Wirkung war eine frappierende. Ohne weiteres nahm Kanada die Gefahren eines Zollkrieges auf sich und unter dem Vorwande, daß „die Verhandlungen wegen billiger Behandlung kanadischer Waren fehlgeschlagen seien", belegte es im Jahre 1903 die deutsche Einfuhr mit einem Zuschlagzolle von $33\frac{1}{3}\%$. Wir hätten mit Strafzöllen antworten können, aber wir wagten es nicht. Sieben Jahre Zollkrieg mit Kanada, im achten endlich Frieden, war das Resultat der aufgehobenen Meistbegünstigung, die Kanada von uns wie ein billiges Geschenk für nichts verlangte. Und jetzt? Wir haben Kanada für alle Tarifstellen, an denen es interessiert ist, die Meistbegünstigung wieder eingeräumt. Als Äquivalent erhalten wir dafür die Aufhebung der in den Kampfjahren erhobenen Zollzuschläge und die Anwendung des kanadischen Generaltarifs auf unsere Einfuhr. Nicht höher wurde die Meistbegünstigung gewertet! Mehr erlangen konnten

*) Dr. Trescher: Mehr Ausfuhrpolitik.

wir nicht, weil jede Sonderkonzession, die wir Kanada gewährten, sich automatisch auf alle andern meistbegünstigten Staaten übertragen hätte und von vorneherein ihren Wert in Frage gestellt hätte. Und ähnlich gestaltet sich unser Verhältnis zu den Vereinigten Staaten. Auch hier mußten wir die Meistbegünstigung einräumen und erhielten dafür einen Zolltarif so hoch, wie ihn keiner der europäischen Staaten besitzt und die einzige Konzession, daß kein Zuschlagszoll von der deutschen Einfuhr erhoben wird. Zwei handelspolitische Schlappen Deutschlands — Kanada und der Union gegenüber — das gibt zu denken. Wo wollen wir hinaus! Die Mängel der Meistbegünstigung noch einmal zusammenzufassen, sie ad infinitum zu verfolgen, fällt aus dem Rahmen dieser Zeilen hinaus; darüber mag sich der Zweifler aus dickleibigen Werken informieren — das Gebotene muß genügen. Wichtiger denke ich ist es, Vorschläge für die zukünftige Reglung unserer Handelsverträge zu machen. Dem Tarifvertragssystem und der Reziprozität scheint mir die Zukunft zu gehören. Der Tarifvertrag ist bekannt. Für die Vorbereitung solcher Verträge, zum Abwägen des „do ut des" der Einzelpositionen werden wir staatlich anerkannter und gehörter Handelsvertragsvereine bedürfen, die unsere maßgebenden Stellen mit Handel und Industrie und deren Wünschen in engsten Konnex bringen. Ihre Gründung wird nur eine Frage der Zeit und des Bedürfnisses sein. Neben dem Tarifvertrag aber wird zur Erleichterung des Verkehrs der Reziprozitätsvertrag einhergehen können, jene spezifisch amerikanische Form der Meistbegünstigung, die wir als „bedingte Meistbegünstigung" ansprechen möchten. Wenn Staat A nur unter der Bedingung, daß Staat B ihm die gleiche oder gleichwertige Vergünstigung gewährt wie Staat C, die letzterem gewährten Zugeständnisse auf B erstreckt, wenn sie dem Staate B also nicht ohne weiteres aus dem Titel der Meistbegünstigung zuteil werden, so ist der Fall der Reziprozität gegeben. An Stelle eines oft unvernünftigen Geschenksystems, wie es die Meistbegünstigung bedingt, ist das Geschäftssystem: Leistung um Gegenleistung, getreten. Erst wenn wir dahin gekommen sein werden, wenn unsere Handelspolitik bewußt nach dem Grundsatz: „do ut des" handeln wird — besser, handeln können wird — erst wenn das dichte Netz, in das Deutschland durch seine Meistbegünstigungsverträge eingesponnen ist, sich gelockert haben wird — erst dann werden wir in günstigen Handelsverträgen die Niederlagen auszumerzen vermögen, die uns unsere Handelspolitik gebracht hat. Schon heute aber sollte die deutsche Handelspolitik die baldmöglichste Kündigung der bestehenden Meistbegünstigungsverträge ins Auge fassen und der Losung folgen: Keine neuen Meistbegünstigungsverträge mehr!

# DER ENTTHRONTE KRITIKER

Theaterkritiker, Kunst- und Musikkritiker — ich entsinne mich einer Reihe strebsamer Herren, die es mit ihrem Berufe ernst nehmen und von der Wichtigkeit ihrer Meinungsäußerung überzeugt sind. Einige dieser Herren lassen es sich nicht verdrießen, wenn sie ihr kritisches Urteil ab-

geben, gewissenhaft jedes Wort zu wägen, sitzen nächtelang beim Ausfeilen einiger Zeilen und trösten sich über die miserable Bezahlung ihrer Tätigkeit mit dem Gedanken an ihre kulturelle Notwendigkeit und schmeicheln sich wohl auch mit der Vorstellung von der Macht ihres Amtes. In schwachen Stunden, wenn äußere Mühsal und angestrengte Arbeit Mißstimmung erzeugen, betrachten sie zärtlich ihre Feder, die Wunden schlagen könne und Existenzen vernichten wie Napoleons Schwert. Sainte-Beuve, der junge Brandes, Lessing, Bjelinski, das sind die Schutzgötter solcher Stunden. Und das alles ist begreiflich und verständlich. Im Publikum, hauptsächlich unter Damen, gibt es Gläubige für solche Attitüden. Sind es nicht Romane von Werner oder Spielhagen, in denen (bei Schilderungen von Gesellschaftsszenen) der Kritiker auftaucht, wie Simson mit langen Haaren (durch die Haare mit der freien Künstlerschaft kokettiert und zugleich — der Schlauberger — durch Frack und weiße Binde mit der Wohlanständigkeit der Bourgeoisie) und als furchtgebietende und einflußreiche Persönlichkeit vor schüchternen Bewunderern paradiert. Aber hat es nicht auch ein gutes Gefühl dafür, daß der Beruf des Kritikers eine Vorbildung erfordert, die durch materielle Werte nicht aufgewogen wird. Hat vor allem das deutsche Volk nicht noch den Glauben, daß Kunst und Künstler bei ihm, von wenigen Ausnahmen abgesehen, von einer ehrlichen und demgemäß einflußreichen Kritik geschützt und vor Verfall bewahrt werden? Nun, die Wirklichkeit ist drüber hinweggeschritten und bemüht sich erfolgreich den Kritiker, den guten wie den schlechten, den gewissenhaften wie den Poseur, machtlos zu machen. Der Stolz auf die Macht des kritischen Wortes wird ebenso gegenstandslos wie aller Eifer, alle Aufopferung, Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit. Durch ein eigenartiges, in Berlin bereits üblich gewordenes System, hat es der tüchtige Geschäftsmann in der Gewalt, den abfällig urteilenden Kritiker, selbst wenn das abfällige Urteil noch so berechtigt ist, wirkungslos zu machen. Fällt ein Stück am Theater durch und der Direktor hat aus finanziellen Rücksichten (vielleicht weil er keinen andern Schlager in Vorbereitung hat und für die Ausstattung zu viel ausgegeben hat) ein unbedingtes Interesse daran, das Stück trotzdem auf jeden Fall zu einem Erfolg zu bringen, dann wird es ihm gelingen. Er hat durch die Nachlässigkeit der Presse ein Mittel, das Publikum zu düpieren, es haufenweise in ein Schundstück zu locken, Sudler und Schmierer zu den meistgespielten Autoren der Nation zu machen und alles andre zu unterdrücken. Danach kann die Kritik „einpacken“ und danach hat das Volk kein Recht mehr, daran zu glauben, daß Kunst und Künstler in guter Hut seien. Die Pfiffigen drehen ihm eine Nase und die Tagespresse spielt den Vermittler. Sonderbar, höchst sonderbar. Aber machen wir uns ruhig mal die Mühe, die drolligen Verhältnisse zu beleuchten. Nehmen wir also an, Theaterdirektor X. Y. hat ein Stück, „Der wilde Westen“, herausgebracht. Der Kritiker der mit Abonnenten am meisten gesegneten Zeitung hält es für seine Pflicht, seiner Überzeugung, daß das Stück nichts tauge, kräftig Ausdruck zu geben und das Publikum zu warnen. Nehmen wir an, daß von 200 000 Abonnenten der vierte, oder, sagen wir der fünfte Teil, Interesse an Theaterkritiken hat und nun der Meinung wird, das von X. Y. aufgeführte Stück tauge

nichts und es lohne sich nicht, das Stück anzusehen. In einem zweiten, ebenso verbreiteten Blatte, ist vom Theaterkritiker gleichfalls vor dem Stück gewarnt worden und in einer dritten und vierten Zeitung ebenso. Summieren wir die Zahl der Leser insgesamt vorsichtig auf nur 120000. Es sind also 120000 Theaterbesucher gegen das Stück eingenommen. Das ist für das Theater ein böser Schlag und bedeutete früher, daß auf dem Repertoir ein andres Stück erscheinen müsse. Heute nicht mehr. Am dritten oder vierten Tage nach dem Durchfall bringt die Zeitung an derselben Stelle, an der sie das Stück verrissen hat, sogenannte „Theaternotizen". Das sind kleine Sätzchen, die im Theaterbureau abgefaßt worden sind, und dann von der Zeitung ohne weiteres nachgedruckt werden. In diesen Notizen wird also kurz, aber mit irgendwelchen Beiworten, von der nächsten Aufführung des Stückes „Der wilde Westen" gesprochen. Am nächsten Tage wird eine neue Besetzung angekündigt. Einige Zeit darauf wird mitgeteilt, daß Fräulein Meyer, die Darstellerin der Hauptrolle, erkrankt ist. (Folgt täglicher Leidensbericht.) Kaum ist Fräulein Meyer gesund, folgt Ankündigung: Erstes Wiederauftreten der beliebten .... in dem Stück „Der wilde Westen". Die Leser werden bearbeitet. Und zwar wird ihnen durch tägliche Zitierung der Titel des Stückes „Der wilde Westen" vertraut, bis sie schließlich der Suggestion unterliegen und das Stück besuchen, „von dem so viel gesprochen wird". Von den 120000 Lesern sind, sagen wir, 60000 schon besiegt. Nun grollen aber immer noch 60000, opponieren in Gesellschaften übel gegen das „durchgefallene Stück" und besuchen andre Theater. Da wird ein Hauptcoup in Szene gesetzt. In einem für 10 Pf. oder 25 Pf. in Riesenauflagen auf den Straßen vertriebenen „Illustrierten Blatt" erscheint die Hauptdarstellerin Fräulein Meyer als Gertrud in „Der wilde Westen". Diese Photographie wird von 200000 Menschen studiert und der Begleittext, der sehr freundliche Dinge zu sagen weiß, wird in seiner Kürze gleichfalls gelesen. Nun wollen wir das Schlachtfeld mustern und die Truppenzahlen vergleichen. Also für das Stück „Der wilde Westen" sind 200000 Leser der illustrierten Blätter, ferner 60000 durch Theaternotizen „Bekehrte". Macht 260000 gegen 60000, was eine Übermacht von 200000 Interessenten gegen 60000 Nichtinteressenten bedeutet, damit wird die Schlacht glänzend gewonnen, die 60000 werden in die Flucht geschlagen und spazieren auf Umwegen nach Wochen endlich auch noch in „Der wilde Westen".

Und der kleine Rest kann ruhig weiter schmollen. Darauf kommt es nicht mehr an. — Und nun kommt die Schlußbetrachtung: Der Erfolg wird durch „Notizen" und „Bilder" gemacht, weil das Publikum lange Kritiken nicht mehr reizvoll genug findet. Erleichtert wird die Sache dadurch, daß die Tagespresse an derselben Stelle Notizen, die gute Stimmung machen, bringt, an der sie vorher gegen das Stück Stellung genommen hat.

Ein neues Kapitel: Was will die gesamte Kritik mit abfälligen Urteilen erreichen, wenn ein findiger Theaterdirektor seinen Star, der „gemanaget" werden soll, im Luftballon aufsteigen läßt und jenseits der russischen Grenze in irgendeinem Tuskulum drei Tage verborgen hält. — —

Alle Mittagsblätter brüllen es in die Welt: „Fräulein Labos,

die entzückende Naive des Kadelburg-Theaters im Luftballon verschwunden! Der Ballon in Wirballen zuletzt gesichtet. Seitdem jede Spur verloren." Jeder Mensch weiß plötzlich, wer Fräulein Labos ist. Ob sie bei ihrem nächsten Auftreten Klassiker oder Schund spielt — gleichgültig; das Theater wird auf seine Kosten kommen. Nach drei Tagen wird nämlich Fräulein Labos wiedergefunden sein und eine romantische Geschichte über ihre russischen Erlebnisse erzählen. „Extrablatt! Extrablatt!" Und die Extrablätter werden reißend gehen und eine Bombenreklame machen, vielleicht zugleich für das Stück „Der wilde Westen". — Die Geschichte klingt dem Laien unwahrscheinlich, während in Wirklichkeit noch viel unwahrscheinlichere Dinge gemacht werden.

Ein drittes Kapitel: Ein junger Maler, der in Deutschland absolut nicht hochzubringen ist, fährt nach Paris. Die vielgelesenen „Echos" auf der ersten Seite der großen Pariser Tagesblätter sind käuflich und weiter nichts als kaschierte Annoncen. Für 300 Francs wird also unter „Echo", irgendeines der bekannten Pariser Blätter (mit Ausnahme von Le Temps, Journal des Débats, L'Action und Paris-Journal) die Notiz stehen: „Monsieur Schultze, der in Deutschland bekannte Maler, dessen . . . . na und so weiter." Der fixe Herr Schultze wird dafür sorgen, daß nächstens in den Blättern seiner engern und weitern Heimat von dieser Notiz ehrfürchtig Kenntnis genommen wird: „Der heimische Maler Schultze war in einem großen Pariser Blatte (man denke Paris!) Gegenstand einer eingehenden Würdigung seines Schaffens". Die ehrenwerten Blätter werden sich darüber entrüsten, daß „uns Deutschen erst wieder durch das Ausland dieser Künstler bekanntgemacht werden mußte." Ob dann der Kunstkritiker opponiert und die Bilder „Kitsch" nennt — nun, dieser Fall ist wirklich nicht mehr der Rede wert.

So wird es gemacht. Das sind einige Rezepte. Nun sehen wir den Kritiker elend auf der Erde hocken neben dem Thron, auf dem er früher saß. Jetzt sitzt da oben ein Schlaukopf mit einer riesigen Trompete und bläst verführerisch. Nun gut, auf keinen Fall lassen wir uns von den Amerikanern beschämen. Was ist uns Barnum und Bailey! Sie werden noch zu uns kommen und Lehrgelder zahlen. Also weiter so.

## KRITERIUM DER GEISTESKRANKHEITEN VON DR. DIETZE

Vor einigen Wochen veröffentlichte ein Neurologe einen sehr interessanten Beitrag zur Gehirnchirurgie. In diesem Aufsatze wurde unter anderm auch ausgeführt, daß zwischen Neurologie und Psychiatrie grundsätzlich zu unterscheiden sei, was aber von Laien noch immer nicht geschehe. Daß Unterschiede bestehen, kann nicht bestritten werden; allein die Psychiatrie ganz von der Neurologie lostrennen, hieße am Ende dann weiter nichts, als alles Geistige überhaupt seines organischen Ursprungs, seiner organischen Wesenheit zu entkleiden. Wollten wir dies zugeben, würden wir mit unsern Anschauungen zurücksinken in die Zeiten, da über dem gottähnlichen Menschen-

geiste ein undurchdringliches metaphysisches Dunkel schwebte. Das aber gehört gerade zu den größten Errungenschaften der Neuzeit, daß sie sich nicht mit den bloßen Betrachtungen der Erscheinungsformen begnügt, sondern ihre Ursachen zu erforschen sucht. Eine der interessantesten Erscheinungsformen ist wohl der Menschengeist. Mit dieser Tatsache als solcher wußten sich die Gelehrten von einst abzufinden; eine genügende Erklärung aus ihren Ursachen gaben sie nicht. Was aber besonders anffällig ist, sie leugneten a priori ihren organischen Ursprung, oder vielmehr, sie verzichteten darauf, ihn nachzuweisen. Anstatt Erklärungen zu geben, behalfen sie sich mit Umschreibungen, welche andeuten sollten, daß sie den Geist außerhalb des Organischen suchten. Ihre Psychologie konnte deshalb auch nicht gut etwas Besseres sein, als Metaphysik, wie der verstorbene Dr. Möbius in einer seiner letzten Schriften bewiesen hat. Empfindung und Organempfindung wissen sie in keinen Zusammenhang zu bringen. Der Gedanke ist ihnen ein Ereignis außer jeglichem organischen Anteil. Aufmerksamkeit, Wille, Vorstellung, Erinnerung, Begriff haben für sie durchaus keinen materiellen Intermediär nötig: sie sind im Gegenteil absolut unabhängig vom Körperlichen und beherrschen es. Das ist freilich richtig, daß Menschen mit zerschlagenen Gliedern, ohne Arme und Beine o. dgl., nicht behindert sind in ihrem geistigen Leben. Wer indeß zu dieser Rechtfertigung einer Theorie seine Zuflucht nähme, um den wäre es schlecht bestellt.

Anders sind die Fälle zu beurteilen, wo es sich um Stoffwechselerkrankungen handelt. Bekanntlich entstehen bei den ungemein komplizierten Stoffwechselprozessen, die in den Organen stattfinden, Selbstvergiftungen durch chemische Stoffe, welche nicht schnell genug wieder aus dem Körper ausgeschieden werden. Es häufen sich vorwiegend im Magendarmkanal unter anderm Phosphorwasserstoff, Schwefelwasserstoff, Cadaverin, Purin usw. an, woraus sich dann mehr oder weniger schwere Erkrankungen der Organe ergeben. Sie haben zur Folge eine Beeinträchtigung der Geistestätigkeiten; sie stören das seelische Gleichgewicht, was sich durch Verstimmungen, Reizbarkeit, Grillenhaftigkeit und übler Laune kundgibt. Und dabei ist die sogenannte freie Willensbestimmung ganz bedeutend in Mitleidenschaft gezogen; das Denken und Urteilen bleibt indes unversehrt. Man sieht also hieran deutlich, daß Erkrankungen mit Stoffwechselgiften, die organisch oder anorganisch gebildet werden, durch mangelhafte Tätigkeit der Leber, Nieren, Bauchspeicheldrüse, des Herzens und der Lungen (Kohlensäurevergiftung), die Blutbahn durchziehen oder ihren Sitz im Darmkanal haben, auch zugleich die Gehirntätigkeit beeinflussen, ohne daß das Gehirn selbst derartige Gifte anlagerte. Auf diese Tatsachen, die doch erheblich sind, nimmt die Psychiatrie leider keine Rücksicht. Denn mit der Wiederherstellung des Stoffwechselgleichgewichts ist stets auch das seelische Gleichgewicht wiederhergestellt.

Wenn wir nun die Psychologie der Metaphysiker als erledigt ansehen und als überwundenen wissenschaftlichen Standpunkt kennzeichnen, der höchstens noch Geltung hat in den Augen verknöcherter orthodoxer Theologen, so erscheint uns die experimentelle Psychophysik der Gegenwart diejenige Methode, mittels

deren die Ursachen des Denkens, des geistigen Gepräges überhaupt, erforscht werden können. Denn sie lehrt, daß keine Empfindung ist, ohne Reizung der Nervenfaser. Das Ursprüngliche des Gedankens ist aber immer die Empfindung als Wirkung eines chemischen oder mechanischen Reizes. Es ist hiernach leicht erkennbar, daß die Psychologie zunächst auf medizinischem Gebiete liegt. Das beweist auch, daß die Psychiatrie, besser die klinische Psychiatrie, gar nicht ohne sie fertig wird. Denn wie die Psychologie sich mit der Erforschung des Seelenlebens auf organischer Grundlage beschäftigt, so die Psychiatrie mit den pathologischen Erscheinungen desselben. Sie hat die kranke Psyche, die schadhafte Seele, den gestörten Geist auf rein klinischer Grundlage zu untersuchen. Man kann dabei nicht anders verfahren, als daß man den Sitz des Denkens d. i. das Gehirn, untersucht. Von der Gehirnbeschaffenheit hängt zweifelsfrei der Geisteszustand eines Menschen ab.

Das Gehirn bringt der Mensch mit auf die Welt, den Geist indes nicht. Alle Menschen kommen vielmehr vollständig geistlos zur Welt. Mit dieser Tatsache fällt die Annahme der alten Psychologen in sich zusammen, wonach der Geist gleich mit der Geburt gegeben sei, weil der Denkprozeß unabhängig von allen äußeren Einflüssen, ein inneres Erlebnis, ein Ereignis sei, sintemal der Mensch göttlichen Ursprungs, ein ewig denkendes bewußtes Wesen wie der Weltschöpfer, Gott, ist.

Die praktischen Folgen der Verbreitung solcher Anschauungen haben sich auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens der Kulturmenschheit geltend gemacht, und in den Köpfen leitender Personen nachteilig wirkende Vorurteile aufkommen lassen. Es ist deshalb schwer, das Falsche vom Wahren zu unterscheiden, wenigstens solange es nicht allgemeine Anschauung ist, daß jede Geistestätigkeit eben nur Gehirntätigkeit ist. Damit wird ausgedrückt, daß die Arbeit des Gehirns von einem physikalischen Getriebe, einem Apparat verrichtet wird. Dieses Getriebe besteht aus Zellen, Fasern, Strängen, Blutgefäßen, Abscheidungskanälen und einem das Ganze zusammenhaltenden Bindemittel, dem sogenannten Nervenkitt. Die wichtigste Aufgabe fällt den Zellen (Neuron) zu. Sie sind von unendlich feiner und zarter Beschaffenheit und befähigt, Blut aufzunehmen, um die Nervensubstanz zu ihrer eignen Ernährung zu versorgen. Diese Substanz ist im Zellinnern nach Schlaf und Ruhe sicher nachweisbar; ebenso der Gehalt an Nährstoff bei gewissen Graden der Erschöpfung und Erkrankung, welcher in solchen Fällen ein erheblich geringerer ist. Das erklärt es auch, daß der Geistesarbeiter viel mehr Fleischnahrung (Phosphor, Schwefel, Stickstoff) braucht, als der Handarbeiter. Die Zahl der Gehirnzellen schätzt ein englischer Forscher auf über drei Milliarden. Der Denker verfügt über wesentlich mehr Zellen als ein Dummer, Gedankenloser. Solch ein Mensch besitzt nur wenige oder verkümmmerte Zellen. Gehirnzellen und -fasern verbinden jede Einheit und Gruppe zu einem Ganzen; alle stehen aber wiederum mit jedem Organ und Gliede des menschlichen Körpers in Wechselbeziehung. Eine selbst leiseste Berührung der Zehe oder des Fingers wird sogleich auch im Gehirn kraft der sinnlichen Zelle gefühlt, gespürt. Somit ist augenblicklich der Eindruck durch das Gehirn

vermöge der sinnlichen Zelle zerlegt worden, und zwar je nachdem er Tasten, Hitze- oder Kälteempfindung war. Jene mit der Zelle verbundenen Fäserchen oder Fortsätze gleichen den langen Beinen einer Spinne. Die Arbeitsleistung einer Nervenzelle mit den nach dem Rückenmark verlaufenden Hauptfortsätzen wird am besten veranschaulicht durch das Beispiel einer elektrischen Batterie. Sie wird bekanntlich zunächst mit den nötigen chemischen Stoffen geladen, welche ununterbrochen durch Umwandlung potenzieller in aktive Energie ausgelöst werden, wodurch eben die elektrische Kraft erzeugt wird. Geist, als das höchste Gebilde von Nervenkraft, wird nicht etwa erst im Gehirn geschaffen, sondern durch dasselbe bloß bedingt. Die Zellen arbeiten nicht gesondert für sich und durch sich selber, sie sind vielmehr in Gruppen zu Hunderten und Tausenden zur Leistung gemeinsamer Gehirnarbeit organisch verbunden. Hierbei findet eine streng geordnete Arbeitsteilung statt; denn die verschiedenen Gruppen haben verschiedene, ihnen eigens angepaßte Arbeit zu leisten. Jede Gruppe ist während ihrer eignen Verrichtungen mit andern Gruppen in Wechselbeziehung; sie beeinflussen sich und werden beeinflußt zwecks eines vollkommen übereinstimmenden Zusammenwirkens. Die in den Zellen empfangenen Eindrücke bleiben als unverlöschliche Einzeichnungen im Gehirn zurück und werden vererbt. Etwa im Alter von 40 Jahren hat das Gehirn die Höchstzahl von Eindrücken aufgenommen. Wenn sie von da ab auch nicht mehr beträchtlich vermehrt werden können, so lassen sie sich doch stets wieder erneuern ... Es ist nun ganz selbstverständlich, daß die Eindrucksfähigkeit der Zelle von ihrer organischen Beschaffenheit unter allen Umständen abhängt; jedoch nicht nur die Eindrucksfähigkeit, sondern die Eindrücke selbst sind in ihr bedingt. Die pathologisch veränderte Gehirnzelle nimmt entweder überhaupt keinen Eindruck mehr auf oder sie nimmt ihn verkehrt auf, und so bleibt er auch für immer im Gehirn haften, wenn nämlich die Zelle, wie z. B. durch Alkohol oder Kohlenoxydgas, Pyridin, Blausäure, Alkaloide, Ammoniakabkömmlinge usw., vergiftet ist. Nach dieser Theorie genügt allerdings ein einmaliger schwerer Alkoholrausch, um die Denkzellen zu vergiften und demzufolge erblich — krankhafte Geisteszustände hervorzurufen. Diese Anschauungsweise vertreten alle modernen klinischen Psychiater; sie ist gleichwohl nicht ganz richtig. Wir sehen an Personen, daß sie nach schweren und allerschwersten Alkoholräuschen normal zu denken vermögen, daß also jede Art Alkoholvergiftung zu beseitigen ist und, daß ihre Nachkommen, nach überwundenem Alkoholrausch gezeugt, geistig unversehrt geblieben sind. Wäre es anders, dann hätten wir ausschließlich geistig minderwertige um und unter uns; denn es steht außer allem Zweifel, daß die Generationen im Zeitenlaufe wieder und wieder alkoholisch vergiftet waren, zugegeben, daß selbst einer oder der andere als Glied in dieser langen Kette der Geschlechter ausschalten müßte. . . . Die Gehirnpflege entspricht daher vollkommen der Hygiene des Geistes. Wer in den Tag hineinlebt ohne sich Ruhe zu gönnen; wer anstatt zu schlafen, sich mit alkoholhaltigen Getränken tagaus — tagein sinnlos berauscht in dumpfen, rauchgeschwängerten Kneipstuben, wird schwerlich einen gesunden Geist, eine starke, widerstands-

fähige Seele besitzen; denn das Gehirn, das er durch alle möglichen Ausschweifungen beschädigt, ist der Träger des Geistes.

Die Kriterien der Geisteskrankheit finden nach der psychologischen Methode unserer Kliniker, auf das Individuum schon Anwendung, welches das Verkehrte seines Handelns und Denkens nicht mehr einsieht und zugleich in Widerspruch mit seiner Umgebung gerät. Daher die erschrecklich anwachsende Zahl der Irrenhausinsassen, die seit den letzten 20 Jahren von 30000 auf 250000 gestiegen ist! — Daher auch die ungeheure Vermehrung der Entmündigungsprozesse wegen Geisteskrankheit, Geistesschwäche und Trunksucht im Deutschen Reiche. Denn so sehr die psychologische Methode ihren streng wissenschaftlichen Charakter durchaus wahrt, so sehr ist sie eine Gefahr für Ruhe und Sicherheit der bürgerlichen Elemente des gesellschaftlichen Gesamtorganismus geworden. Mit dieser Methode wird man unter den gegenwärtigen Verhältnissen an jedem beliebigen Individuum etwas entdecken, was Voraussetzung für die Erfüllung der Kriterien der Geisteskrankheit ist. Die damit verbundene Gefahr der staatsbürgerlichen Entrechtung ist um so größer, als die Gesetzgebung, wie wir an den Fällen des Freiherrn von Gumppenberg, des Studenten Hagen, Dr. Brill, Professor Lehmann-Hohenberg usw. deutlich genug gesehen haben, die Richtigkeit dieser jungen Hypothese blindlings hinnimmt. Und die Vertreter der praktischen Rechtspflege folgen ihr immer dann, wenn es sich darum handelt, mißliebige Elemente im Staate zu beseitigen oder unschädlich zu machen. Sie überwinden mit dialektischen Künsten die gemeingefährlichsten Klippen der Hypothese, die darin erblickt werden müssen, daß für sie Geist eben weiter nichts ist als eine Entäußerung von Kräften mittels eines im Gehirn tätigen Mechanimus, der, wenn er schlecht funktioniert oder schadhaft ist, seine Leistungen auch nur mangelhaft vollziehen kann. Allein über diesen Nachsatz gehen die Juristen hinweg; sie erkennen den Unterschied zwischen gesundem und krankem Geist als nur hypothetisch auf Grund eines psychiatrischen Gutachtens, das einen Organbefund nicht nachzuweisen braucht, auch gar nicht kann, weil es schlechthin unmöglich ist, das mächtige, mit einer äußerst empfindlichen dicken Rinde überzogene und durch eine harte Schale geschützte Ganglion, das Gehirn, auf klinisch-chirurgischem Wege zu untersuchen, ohne es zu beschädigen; denn die Zellensubstanz ist so fein, daß sie noch unter dem Messer des Operateurs eine wesentliche Veränderung erleiden würde. Die Fälle der fortschreitenden Paralyse (Paralysis progressiva) scheiden natürlich aus, da sie einwandfrei sind. — In jedem andern Falle aber, wo Geisteskrankheit einen Entmündigungsprozeß zur Folge hat, bleibt die Anwendung der Hypothese von den Kriterien der Geisteskrankheit eine dringende Gefahr, auch dann noch, wenn der angeblich Geisteskranke vor Entmündigung dadurch gesetzlich geschützt ist, daß er alle seine Angelegenheiten noch besorgen kann. Ein wirksamer Schutz kann erst darin erblickt werden, daß Geisteskrankheit nur festgestellt werden darf, nachdem der Nachweis einer Erkrankung des Zentralorgans unzweifelhaft erbracht worden ist, sonst laufen wir Gefahr, die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit, mit den ewigen Symptomen des Krankhaften behaftet, zu entwerten.

Gegenwärtig liegen die Verhältnisse jedenfalls so, daß die psychiatrischen Sachverständigengutachten über eine zu entmündigende Person zwar deren freie Willensbestimmung und damit ihre rechtliche Handlungsfähigkeit in Abrede stellen, ihrer Urteilskraft, d. h. ihrem gesunden, normalen Denken aber das glänzendste Lob reden. Es handelt sich aber bei der Beurteilung von Geisteskrankheiten weniger um eine Erkrankung des Willens, als um eine solche des Denkens. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Wo wäre sonst die Trennungslinie zwischen dem Verbrechertum, bei welchem der Wille das bestimmende Merkmal ist, und dem engen Gebiet der Geisteskranken, bei denen das Denken und Urteilen das ausschlaggebende Moment bildet? — Es darf weder exkulpiert noch entmündigt werden, wer eine normale, gesunde Urteilskraft besitzt, d. h. wer über die Richtigkeit seines Denkens und Urteilens sich rechtfertigen kann und eventuelle Widersprüche aufzuklären vermag, Das geschieht gegenwärtig nicht, und auf die Urteilskraft wird bei der Bewertung des Geisteszustandes einer verdächtigten Person so gut wie gar kein Gewicht gelegt; alles dreht sich vielmehr um die freie Willensbestimmung, mit welcher die Mediziner nichts Rechtes anzufangen wissen.

## DIE REPUBLIKANISCHE GESELLSCHAFT

Auffällig (aber leicht erklärlich) ist es, daß die gute Gesellschaft eines republikanischen Gemeinwesens viel exklusiver ist und strenger darauf bedacht, sich gegen niedere Gesellschaftsschichten abzuschließen als die Haute volée einer Monarchie. Es ist, um ein nahes Beispiel zu nehmen, viel leichter, in Darmstadt, München, Karlsruhe hoffähig zu werden als in Hamburg. Hier in der Republik umgibt sich die Gesellschaft mit einer starken Schranke und ist gegen Neulinge — wenn es möglich ist (jedenfalls aber in den äußeren Formen) — noch reservierter als der Wiener Hof. — Die Erklärung liegt darin, daß die republikanische Gesellschaft niemanden adeln kann und emsig darauf bedacht ist, sich selbst von einem anderen adeln zu lassen. Wenn es dem Herzog von Darmstadt beliebt, einen Künstler in seinen Kreis zu ziehen, so setzt das den Herzog nicht herab und erhöht den Künstler, und niemand wird sagen: „Beim Herzog kann man nicht mehr verkehren. Es läuft da so viel Geschwerl umher.“ Das Geschwerl hört eben auf, Geschwerl zu sein, wenn es vom Herzog eines Handdrucks gewürdigt wird. Ganz anders in der Republik. Hier ist der Kaufherr oder Senator, oder wer er sonst sein möge, darauf bedacht, sich durch den Handdruck eines illustren Gastes, eines Grafen oder einer künstlerischen Berühmtheit, auszeichnen zu lassen. Er selbst kann den Ruf seines Hauses nicht alleine wahren. Würde er dieselben Herren laden, die der Herzog von Darmstadt, ohne Schaden zu nehmen, laden kann — ja, dann würde es heißen: „Es war nichts los. Kein Mensch, der wirklich was bedeutet, ist da zu sehen.“ Der Senator ist keine Kapazität wie der Herzog, und weil es bei offiziellen Gesellschaften ohne Kapazitäten nicht abgeht, muß man sie von draußen heranholen und sich vor allem gegen verdächtige

Fremdlinge, die kein Prestige mitbringen, sondern vom vorhandenen Prestige zehren müßten, wehren. Der Fürst macht den Ruf seines Hauses selbst und der republikanische Grande läßt ihn sich machen, was mit einem tränenden und einem lachenden Auge als eine Kuriosität (und Erklärung für die Einseitigkeit und bedauerliche Langweiligkeit der republikanischen Gesellschaft) hier zu vermelden war.

## ZWISCHEN TOURISTEN VON JOHANNES V. JENSEN (KOPENHAGEN)

Als ich in Vik an Bord des Dampfers kam, war das Gebirgsmärchen zu Ende, ich war wieder mitten in der Zivilisation. Odda ist der Knotenpunkt für den Touristenverkehr in Hardanger, hier gibt es mehrere Hotels, curioshops; alles, was dazu gehört. Die Natur hat hier einen Duft von Reizmitteln, sie ist in die Höhe geschraubt, Preis soundso viel. Im Hotel bot man mir Renntierbeaf an, echtes Renntierfleisch aus dem Hochgebirge, sehr alt. Ich erklärte mit einem Fluch, daß ich Vegetarianer sei.

Ich muß nun allerdings zugeben, daß das klassische Hardanger, der Fjord bis Odda, durchaus nicht langweilig wird, weil er berühmt ist, und daß es in Wirklichkeit nicht im geringsten stört, wenn einige der Mitreisenden mehr oder weniger stupid auf die Umgebung reagieren. Der Durchschnitt pflegt sich naiv damit zu beschäftigen, seine Eindrücke mit dem Reisebuch zu vergleichen und scheint es nie sattzubekommen, festzustellen, daß die Aussicht und das Buch stimmen.

Hardanger ist wunderbar schön. Das hohe Land, das von dem Folgefon gekrönt ist und mit dem Fuß in dem blaugrünen, tiefen Fjord steht, ist ein Panorama, an dem es sich an einem schönen Vormittag vorbeizufahren lohnt. Hier ist eine Landschaft sozusagen auf der Hochkante aufgestellt, so daß man sie mit einem Blick nicht nur topographisch, sondern auch als Typus für die Bebauung Norwegens übersehen kann, während man gleichzeitig einen Eindruck von der Entwicklungsgeschichte des Landes und den Zonen der Erde erhält.

Zu oberst wie ein Dach der ewige Schnee, mit den über den Rand hängenden grünen Gletschern, dann die schroffen, vollständig kahlen Felsen, die in steil abfallende Felder von Felsblöcken und Geröll übergehen, die noch ohne sichtbare Vegetation sind. Dann beginnen die Strecken, die über der Baumgrenze liegen, aber bereits grünbekleidet sind. Hier erblickt man durchs Glas die einsam gelegenen, verstreuten Sennhütten. Weiter unten geht das Grün in Wälder über, gradweise, und ganz unten auf den breiten Halden öffnet der Wald sich und macht den hellen Flecken und Oasen Platz, wo die Kirchspiele und Höfe liegen. Von einem wird erzählt, daß die Bewohner alles in Körben zu sich hinaufwinden müssen, weil weder Weg noch Pfad zu ihnen führt. Das Korn steht in Diemen auf den abfallenden, unregelmäßigen Äckern.

Man wird nie müde, sich über diesen siegreichen Kampf gegen eine unsanfte Natur, den die Landwirtschaft in Norwegen gerade vor unsern Augen durchmacht, zu freuen. Selbst das kläglichste,

steilste Stückchen Land am Fjordufer, zwischen Felsen eingeschlossen und ohne Entwicklungsmöglichkeiten, trägt eine Hütte und wird bebaut. Ein Blick vom Meer aus ins Land hinein genügt, um uns dies Volk liebenswert zu machen. Und so ist es überall an der norwegischen Küste. Eine arme Nation? Es ist das reichste Land der Erde in bezug auf Urstoff für die Phantasie und an Möglichkeiten zur Ausbildung des Charakters.

Quer über die ganze Hardangerlandschaft, über alle Zonengürtel hängen die Wasserfälle und verbinden den ewigen Schnee mit dem Meer. Sie brausen zum Schiff hinaus ein fernes kühles Lied. Mögen sie nie auslaufen! Irgendwo in der Nähe von Odda aber, wo man an der Felswand noch die Spuren von einem Wasserfall sieht, der wie ein aufgelöstes Haar über die Bergwand gehangen hat, liegen jetzt zwei tausend Fuß lange schwere Eisenrohre von jener mennigroten Farbe, die von Industrie erzählt, und unten am Meer steht eine Fabrik, von der Ständer mit Leitungskabeln sich wie Fangarme nach allen Seiten strecken. Turbinen! Elektrizität! In Odda steht eine Fabrik mit fünf konischen Schornsteinen, die einen dünnen, violetten Rauch mit hellem Feuer vermischt, in den Tag hineinsenden — Carbidfabrik. Jetzt könnte man ebensogut in Belgien oder in Westfalen oder Pittsburg sein.

In Odda stößt man auf den Arbeiter, der bei der Carbidfabrik beschäftigt ist, einem Typ, der einen im selben Augenblick den Bauern vergessen macht. Ein großer Seufzer entschlüpft mir, man mag ihn deuten wie man will, weil ich wieder in der Nähe der ätzenden Luft der Zivilisation bin.

Auf dem Fjord vor Odda liegen die Touristendampfer, die großen, weißen Paläste, mit Europa und dem zwanzigsten Jahrhundert an Bord. Odda betrachtet sie wie geblendet mit seinen kleinen demütigen Fenstern, nur die beiden Hotels recken sich recht freimütig im Gefühl ihrer mondänen Einrichtung. Die große Leere? Man sagt, daß sie krachvoll sind.

In Odda stehen die jungen Burschen des abends an den Straßenecken, ziehen ins Wirtshaus oder machen fingierte Überfälle aufeinander, furchtbar starke Leute, viele von ihnen könnten in Trikots im Zirkus auftreten. An einer andern Ecke scharen die Mädchen sich zusammen und treiben sich in Haufen in dem hellen Abend herum. Denselben Anblick hat man in jeder kleineren Provinzstadt und auf dem Lande, nicht nur in Norwegen, die jungen Leute kennen keinen andern Weg zueinander als den, der durch „Sünde", Heimlichkeit und Zerknirschung führt. Könnte die neue Kultur, die von draußen kommt, die Geschlechter zusammenbringen, ohne daß sie Schaden daran nehmen, ich meine, könnte eine Einwirkung von draußen die Geschlechter über das Raubverhältnis, in dem sie noch zueinander stehen, hinausheben und ihnen den Vorteil ihrer gegenwärtigen Gesellschaft erschließen, auch außerhalb des rein Verpflanzungsmäßigen, das natürlich nicht versäumt werden darf und auch kaum versäumt werden wird, dann würde ich diese neue Kultur gern unterschreiben. Die Geschlechter in ihrem Verhältnis zueinander zu zivilisieren, das betrachteten Ibsen und Björnson wohl auch unter anderm als ihre Mission. In der Oberklasse ist man auf dem besten Wege dazu. Aber das breite Volk —?

Sonst ist Odda zwischen den Schiffen eine stille Stadt, mit dem etwas ängstlichen Idyll eines Provinzstädtchens. Die Kirschen hingen reif in den Gärten, schwere, rote Massen, die die Zweige ganz herunterdrücken, aber ich sah nirgends jemand davon essen. Es war ja hoher Sommer, aber ich entdeckte hier und dort ein gelbes Blatt im Kastanienlaub, und das Blau der Luft hatte eine Nuance bekommen, die ich mit einem Herzen, das nun bald an die Vergänglichkeit gewöhnt ist, erfasste und die mich noch jetzt, Gott steh mir bei, mit einem seltsamen Glücksgefühl erfüllt. In den Bergen sind die wilden, taunassen Halden voll von reifen Brombeeren, die wie herbstlicher Met schmecken. Ja, Prost und Lebewohl, schwellender August.

Ich ging an Bord von einem der großen Touristendampfer, die die Mitternachtssonne und Spitzbergen als Ziel hatten, und hier schlug mir Europa gleich überm Kopf zusammen. Die Ladung des Schiffes bestand fast ausschließlich aus Franzosen, die in Antwerpen an Bord gegangen waren, und, Gott bewahre, was war das für ein Lärmen in dem vollgestopften Speisesaal. Welche Mimik mit Augenbrauen, Armen und Händen. — O Südländer! Hier sah ich also wieder das Kulturweib mit den herrlichen Orchideenhänden, einem Körper wie eine Musikstrophe und wunderschönen, leeren Zügen. Wie bezaubernd ist es, ihr zuzusehen, wenn sie eine meterlange Hutnadel irgendwo unterm Hut aus dem Kopf zieht und sie irgendwo anders wieder hineinsteckt, sie ist zäh, zart und flüchtig wie ein Ton, aber ziemlich nervenlos. Hier auf dem Schiffe wurde man Gegenstand der berühmten französischen Höflichkeit. Schwindel. Unter allerhand blendendem äußeren Hokuspokus verbergen sie eine brutale Unaufmerksamkeit, und verbergen sie schlecht. Die Franzosen sind das anpassungsunfähigste von allen Völkern. Sie sind ungelehrig wie Katzen. Ich will im übrigen nicht eine ganze Nation nach den Eindrücken einiger Touristen verurteilen. Der Franzose ist wirklich unwiderstehlich, wenn er voller Leben die Luft mit seinem Oui, Oui füllt, eifrig gestikulierend, wobei er schwarze Haare auf seinem Unterarm verrät. Er steckt aber an, man möchte in seiner Haut stecken, und ich konnte der Versuchung auch nicht lange widerstehen, nach einer Stunde fühlte ich mich fast als Franzose.

In Bergen endigte meine Reise leider unter sehr traurigen und dramatischen Umständen, indem ich zu spät zum Schiff kam! Die Abfahrt war auf 12 Uhr bestimmt und ich kam um 2, in der sehr begreiflichen Voraussetzung, daß nur simple Leute präzise sind. Der Dampfer war eine Minute vorher abgegangen, ich konnte meine teuren Reisegefährten noch vom Achterstewen winken sehen! Voller Verzweiflung streckte ich meine Arme nach ihnen aus, Himmel, dort verschwand ja meine ganze Welt und ließ mich allein an einer barbarischen Küste zurück, ich schrie, rang die Hände, das Schiff aber setzte seine Fahrt grausam fort. Ah! Hier stand ich verlassen zwischen Klippfisch- und Mangelstöcken, und meine Freunde sollten sich ohne mich am Anblick der Meridiansäule erfreuen, an der Mitternachtssonne, Spitzbergen, wo man sie unzweifelhaft zum Diner mit glace à la pole du nord traktieren würde. Ah! Wie war ich miserabel! Ohne mich sollte ein bereits lieblich blühender Flirt fortgesetzt, neue Dreiecke gebildet, Familienverhältnisse verschoben werden. — Ah!

Während ich noch stand und klagte, näherte sich mir ein Eingeborener und fragte in recht verständlichem Französisch, ob ich zu spät zum Schiff gekommen sei. „Oui, oui", antwortete ich weinend. Da bot er mir bereitwilligst an, mich mit seinem Motorboot hinauszufahren, der Dampfer ließe sich noch mit Leichtigkeit erreichen. Ich schlug sein Anerbieten aus und rang noch immer die Hände; er machte das Boot klar, ich weigerte mich noch energischer. Dieser rohe Barbar wußte also nicht, daß man einen seelenvollen Schmerz der Erfüllung einer Begierde vorzieht! Er drang in mich — ach was, zum Teufel mit aller Verstellungskunst! Dort fuhr dieses schwimmende Irrenhaus, und ich stand allein am Ufer — und war gerettet!

Tags darauf befand ich mich leichten Herzens in der Eisenbahn, auf der Rückfahrt nach Christiania.

# WÖRTLICHER TEXT DES KONFERENZ-PROTOKOLLS EINER DEUTSCHEN VOLKSSCHULE MITGETEILT VON HEINRICH SCHARRELMANN

1.

Die Konferenz hörte einen Vortrag des Kollegen W. über freie Aufsätze, der zu einer lebhaften Besprechung Anlaß gab. Nachdem sich mehrere Herren des Kollegiums für die Einführung des freien Aufsatzes ausgesprochen hatten, sprach sich der Herr Vorsteher entschieden dagegen aus und führte an: der Aufsatz sei das Spiegelbild des Menschen, gerade wie wir an der Kleidung des Kindes keine Flecken und Löcher dulden dürften, sondern fordern müßten, daß die Kinder stets reinlich und in ordnungsmäßiger Kleidung zur Schule kämen, so auch im Aufsatze. Straßendeutsch sei streng zurückzuweisen. Der Herr Vorsteher gab dem Wunsche Ausdruck, daß ihm bei einer späteren Revision der Aufsatzhefte die gerügten Mißstände nicht mehr begegnen möchten.

2. Der Herr Vorsteher ordnet an, daß stets während des Unterrichts der amtliche Federhalter in der Pultrille jeder Klasse zu liegen habe.

3. Der Herr Vorsteher ordnet an, daß die aufsichtführenden Damen und Herren des Morgens sofort bei Beginn der Aufsicht sämtliche Klassentüren zu öffnen haben, damit auch das Verhalten der Kinder in den einzelnen Klassen vom Korridor aus beobachtet werden kann.

4. Der Herr Vorsteher wünscht, daß bei Eintragung des religiösen Memorierstoffs in das Klassenbuch nicht nur die Bibelstelle angeführt wird, an welcher der betreffende Memorierstoff zu finden ist, sondern auch der Anfang der Sprüche mit notiert wird, damit ein Irrtum, welcher Spruch gelehrt worden ist, ausgeschlossen bleibe. Auf ein Bedenken des Herrn Kollegen X., daß der im Klassenbuch vorhandene Raum für solche ausführliche Eintragungen nicht ausreiche, wird den Damen und Herren des Kollegiums gestattet, den etwa unter der Rubrik „Bemerkungen" vorhandenen freien Raum für solche Eintragungen mitzubenutzen. Es soll dann aber in solchem Fall in der Rubrik „religiöser Memorierstoff" der Hinweis auf die Fortsetzung der Eintragungen unter Bemerkungen nicht fehlen.

5. Die Konferenz beschäftigt sich sodann mit Erörterungen über die Aufschriften auf den Schülerheften. Es wird vom Herrn Vorsteher gewünscht, daß auf jedem Hefte der volle Name des Betreffenden in lateinischen Buchstaben und in möglichst guter Schrift vom Lehrer geschrieben werde und daß zur Bezeichnung der Hefte folgende Abkürzungen anzuwenden seien:

1. Aufsatzhefte werden durch ein über dem Schülernamen stehendes großes deutsches A mit nachfolgendem Punkt bezeichnet.
2. Rechenhefte dito durch ein großes deutsches R mit nachfolgendem Punkt.
3. Sprachhefte durch ein großes deutsches S mit nachfolgendem pr und einem Punkt.

Unten links in der Ecke ist die Klasse, welcher der Schüler angehört, zu notieren, und zwar in lateinischen Buchstaben. (NB. das Wort Klasse darf Kl. abgekürzt werden.) Die Knabenklassen sind außerdem durch ein der Klassenziffer hinzugefügtes a, die Mädchenklassen durch ein kleines lateinisches b zu bezeichnen. Rechts unten muß auf jedem Hefte die Jahresangabe stehen.

6. Die Konferenz erörtert das Thema „Aufsatzkorrekturen". Da sich ein Teil der Damen und Herren für eine freie Handhabung der Korrekturen ausspricht, betont der Herr Vorsteher, daß er sich mit der Einführung einer neuen Form der Korrektur der schriftlichen Arbeiten der Kinder nicht einverstanden erklären könne. Er wünscht die Beibehaltung der bisher in der Schule üblichen Form. Es wird nun aufs neue darauf hingewiesen:

1. daß jedes falsch geschriebene Wort in der zu korrigierenden Arbeit mit roter Tinte zu unterstreichen ist. Der Gebrauch des Rotstifts ist nicht erlaubt;
2. daß jedes falsch geschriebene Wort außerdem am rechten Rande des Heftes in der richtigen Zeilenhöhe durch einen etwa im Winkel von 60 Grad nach oben geneigten Korrekturstrich von der Länge der Oberlinien unserer deutschen Buchstaben anzudeuten ist;
3. grammatische Fehler werden durch ein dem roten Korrekturstrich auf dem Rande des Heftes hinzugefügtes kleines lateinisches g bezeichnet;
4. orthographische Fehler ebenso durch ein kleines lateinisches o;
5. Interpunktionsfehler dito durch ein kleines lateinisches i.

Betreffs Fehlerverbesserung der Schüler entspinnt sich eine längere Debatte darüber, ob der Ausdruck „Verbesserung" oder „Berichtigung" zutreffender sei. Der Herr Vorsteher entscheidet sich für den Ausdruck Verbesserung. Es wird angeordnet:

1. Jede Verbesserung einer Arbeit hat der Schüler in dem Hefte vorzunehmen, in welchem die zu verbessernden Fehler vorgekommen sind.
2. Möglichst hat die Verbesserung der zu verbessernden Arbeit unmittelbar zu erfolgen.
3. Jede vorzunehmende Verbesserung einer schriftlichen Arbeit ist durch die saubere und deutliche, schöne Überschrift: „Verbesserung" zu kennzeichnen.
4. Orthographische Fehler sollen in der Art verbessert werden, daß das Kind angehalten wird, das falsch geschriebene Wort dreimal richtig zu schreiben, und zwar das erstemal mit großem Anfangsbuchstaben und nachfolgendem Komma, die übrigen beiden Male mit kleinem Anfangsbuchstaben, wenn nicht zufällig das zu verbessernde Wort ein Substantiv ist.
5. Grammatische Fehler werden in der Art verbessert, daß der ganze Satz, in welchem der betreffende Fehler vorkommt, dreimal vom Kinde fehlerfrei geschrieben wird. Dasjenige

Wort, welches speziell den grammatischen Fehler enthielt, ist außerdem in der Verbesserung durch zwei parallele, mäßig dicke Bleifederstriche vom Schüler in der Verbesserung besonders hervorzuheben. Beide Bleifederstriche müssen gleich dick und genau von gleicher Länge sein.

6. Interpunktionsfehler werden wie grammatische Fehler verbessert, nur wird betont, daß die Unterstreichung sich je auf das rechts und links von dem betreffenden Interpunktionszeichen stehende Wort mit auszudehnen hat.
7. Macht ein Schüler in der Fehlerverbesserung neue Fehler oder wiederholt er einen in der Arbeit gemachten Fehler oder verbessert er einen gemachten Fehler in unrichtiger Weise, so hat er nach der Korrektur der Fehlerverbesserung durch den Lehrer eine Fehlerverbesserung zur Fehlerverbesserung anzufertigen, die die Überschrift: „Verbesserung der Verbesserung" erhalten soll.
8. Bei sehr schwachen Schülern empfiehlt der Herr Vorsteher den Damen und Herren dringend, die Fehlerverbesserungen in der Schule auf der Tafel zunächst vornehmen zu lassen und dann diese ersten Niederschriften sorgfältig zu korrigieren. Falls eine Verbesserung zur Verbesserung noch weiterer Verbesserungen bedarf, soll diese auf der Tafel vorgenommen werden dürfen.

6. Die Konferenz hört einen Vortrag des Kollegen S. über die Behandlung des kleinen deutschen p im Schreibunterricht an. Am Schlusse der Debatte stellt der Herr Vorsteher folgendes fest:

1. Die in dem von der Behörde an die Gemeindeschulen verabfolgten Normalalphabete bezeichnete Schreibung des kleinen deutschen p ist als die schönste und richtigste zu bezeichnen.
2. Wie jeder Buchstabe ist auch die Schreibung des kleinen deutschen p lehrplanmäßig zuerst als Buchstabe, dann in Wörtern und darauf in Sätzen zu üben.
3. Zur Übung des kleinen deutschen p in Wörtern werden besonders die beiden echt deutschen Wörter „pauken" und „peinigen" empfohlen.

7. Der Herr Vorsteher hält einen ausführlichen Vortrag über die Gefahren des Schneeballwerfens auf dem Spielplatz und auf der Straße und bittet die Damen und Herren des Kollegiums dringend, die Kinder vor dem Schneeballwerfen zu warnen. Eine Debatte wird nicht beliebt.

8. Der Herr Vorsteher wünscht, daß im Hinblick auf die Wasservergeudung das Trinken des Wassers durch Kinder möglichst einzuschränken ist. Die Kinder sollen auf den Wunsch des Herrn Vorstehers morgen, am 23. 10. 190?, gleich nach Beginn des Unterrichts, in der ersten Stunde darauf aufmerksam gemacht werden, daß man den Durst am besten bewältigt:

1. durch Selbstbeherrschung und wenn das nicht immer ganz möglich ist,
2. durch drei- bis viermaliges schluckweises Trinken;
3. durch gesittetes Verhalten während des Unterrichts und in den Pausen.

9. Der Herr Vorsteher macht darauf aufmerksam, daß die Pause um 9 Uhr nur zur Herbeischaffung von Lehrmitteln benutzt werden darf, daß ein Verweilen im Lehrerzimmer oder auf dem Korridor in der Neunuhrpause daher nur solchen Lehrpersonen gestattet ist, die ein neues Lehrmittel für den Unterricht in der nächsten Stunde beschaffen wollen. Im Anschluß hieran wünscht der Herr Vorsteher, daß möglichst alle Lehrmittel, die im Laufe des Vormittags oder Nachmittags vom Lehrer gebraucht werden, schon vor 8 Uhr herbeigeschafft werden.

10. Bei der Durchsicht der Hefte einer Klasse ist es dem Herrn Schulvorsteher aufgefallen, daß der betreffende Herr Kollege in einem Aufsatze drei Fehler nicht korrigiert hat. Der Herr Vorsteher bittet dringend, doch die größte Sorgfalt auf die Korrektur der Hefte zu verwenden.

11. Zur Besprechung steht eine Broschüre: „Über die gedeihliche Gestaltung der Sedanfeier". Herr Kollege L. hat das Referat übernommen. Die Broschüre fordert:

a) Die Sedanfeier wirke begeisternd auf die Schüler.
b) Die Sedanfeier wirke wahren Patriotismus.
c) Die Sedanfeier veranschauliche ein bedeutsames Stück Weltgeschichte.
d) Die Sedanfeier habe eine tiefgehende religiöse Wirkung im Schüler zu erzeugen.

Nach dem Referat werden die mitgeteilten Gedanken zur Debatte gestellt. Am Schlusse derselben gibt der Herr Vorsteher seinem lebhaften Befremden Ausdruck über von einigen Herren vertretene, gänzlich abweichende und auch unwissenschaftliche Äußerungen. Der Herr Vorsteher erklärte sich

a) aus pädagogischen,
b) aus physiologischen,
c) aus religiösen,
d) aus patriotischen Gründen

mit den Ausführungen des Herrn Referenten einverstanden und wünschte, daß ihm in der nächsten Konferenz Vorschläge über die Gestaltung der nächstjährigen Sedanfeier gemacht werden.

k) Die Konferenz beschäftigt sich mit der Klosettordnung. Es haben sich verschiedene Mißstände im Laufe der letzten Wochen herausgestellt und es wird angeordnet:

1. In jeder Klasse ist ein Schüler resp. eine Schülerin mit der Verwahrung des Abortschlüssels zu betrauen.
2. Es dürfen für dieses Amt nur diejenigen Kinder ausgewählt werden, die im letzten Zeugnis eine 1 im Betragen erhielten.
3. Alle Kinder, welche in den Pausen den Abort in der Klasse zu benutzen wünschen, haben sich an dasjenige Kind zu wenden, welches den Schlüssel verwahrt.
4. Dieses Kind hat die Türe zum Klosett auf Verlangen zu öffnen, hat nur einem Kinde den Zutritt zu gestatten und sofort wieder abzuschließen.
5. Es hat auch nach jeder Benutzung des Aborts nachzusehen, ob der Abort nicht beschmutzt worden ist. Dieselben Vorschriften sollen auch für das Kollegium Geltung haben.

Bei der Besprechung dieses Punktes rutschte plötzlich Kollege Z. unter den Tisch. Er ist stark unwohl und muß hinausgetragen werden. Fräulein E. beantragt nach diesem Vorfall Schluß der Konferenz. Der Herr Vorsteher genehmigt den Schluß; so wird die Sitzung etwa $9^1/_2$ Uhr abends geschlossen.

# BAGATELLEN

## I.

In London wird schon wieder ein deutsch-französischer Krieg prophezeit. Im vorigen Herbst, als der Krieg nach englischen Beurteilern vor der Tür stand, veröffentlichte „Die Zeitschrift" eine Statistik, aus der eine ganz enorme Steigerung des Handels zwischen Deutschland und Frankreich hervorging. Danach führt Deutschland nach Frankreich für 830 Millionen Francs pro anno ein und hatte im letzten Jahre eine Steigerung von 160 Millionen Francs zu verzeichnen. Frankreichs Export nach Deutsch-

land vergrößerte sich im letzten Jahr um 40 Millionen Francs. Der französische Handel nahm in 10 Jahren um 4 Milliarden Francs zu und Deutschlands Einfuhr ist mit 830 Millionen Francs die größte nach der nur wenig höheren englischen geworden. Wirklich, man führt heute in Europa nur Konjunkturkriege. Und solange eine solche Hochkonjunktur anhält, können wir die Ruhe bewahren. Wer im Frieden mehr gewinnt als im Kriege, hält sich still. Sagen wir, daß ein Krieg mit 90 gegen 10 % ausgeschlossen ist. 10 % Imponderabilien fallen keinem Gesunden aufs Herz.

II.

Der Leitartikel dieses Heftes von M. D. Kasi, einem Perser aus einer der einflußreichsten und angesehensten Familien seines Landes, stellt unsere Kaufleute und Politiker vor ein ernstes Problem. — Als nach den ersten Angriffen Rußlands die persische Kammer an Deutschland appellierte, wurde jeder Beweis deutscher Interessen für Persien von unserer Presse höhnisch abgelehnt. „Was geht es uns an, wenn ein halbwildes Volk, das verlottert und verlumpt ist, von europäischen Mächten verschluckt wird." In Wirklichkeit sehen die Dinge etwas anders aus. Es ist der alte deutsche Fehler, daß nur Politik nach Westen statt auch nach Osten getrieben wird. Wie gebannt hängen die Blicke an der westlichen Grenze und alles, was im Osten vorgeht, wird immer noch unterschätzt. Das ist ein schwerer Fehler, der uns zu Kleinbürgern in Europa machen kann.

III.

Eine reizende kleine Anekdote: Ein Bekannter, der den Reichskanzler von Bethmann Hollweg gar nicht besonders hoch schätzt, ist bei ihm zu einer Abendgesellschaft geladen und erzählt nachher, indem er einen gewissen Respekt nicht verleugnet, daß der Kanzler es im Zechen mit der ganzen Gesellschaft hätte aufnehmen können. Vier Stunden lang habe er seinen Gästen zugetrunken und habe mit einer verbindlichen Miene durchgehalten, während mancher andere bereits das Gefecht aufgegeben habe. Es sei nicht etwa bei einem einzigen Stoff geblieben, sondern es sei noch dazu durch Verschiedenheit der Getränke die Festigkeit der einzelnen Geladenen geprüft worden. Dabei habe der Kanzler ununterbrochen Gespräche geführt und sei zuletzt ebenso frisch gewesen wie am Anfang. — Die Zähigkeit des Kanzlers sei entschieden aufgefallen und ebenso der neuentdeckte Zug der Trinkfestigkeit, der so ganz und gar nicht zu der schablonierten und reichlich abgenutzten Karikatur vom „trocknen, ledernen, gesohlten Kanzler" passen will.

IV.

Neue interessante und anregende Werke einiger Mitarbeiter der „Zeitschrift" (von denen sich als schönes Lob sagen läßt, daß sich die Ankündigung, sobald man an den Wert der einzelnen Werke denkt, unter der Rubrik „Bagatellen" höchst unglücklich ausnimmt).

Sigurd Ibsen „Menschliche Quintessenz" (Berlin, bei S. Fischer). (Inhalt: Natur und Mensch. — Warum die Politik stets rückständig ist. — Von Menschenanlagen und von Menschenkunst. — Von großen Männern.)

Friedrich Freksa „Das Buch Phosphor", Roman, der den Stil Jean Pauls sehr lustig nachahmt und trifft. (München, bei Georg Müller.)

Jakob Fromer „Salomon Maimons Lebensgeschichte". Neu bearbeitet. (München, bei Georg Müller.)

Albrecht Wirth „Männer, Völker und Zeiten", illustrierte Weltgeschichte in einem Bande. Eigenartig bei aller Kürze und orientierend. (Hamburg und Berlin, bei Alfred Janssen.)

Ludwig Druckmann „Die Geschichte der Maria Carmen". Biographischer Roman aus Mexiko, in dem moderne Technik, Eroberung und Zusammenbruch einer Silbermine die Hauptrolle spielen. (Frankfurt a. M., bei Rütten & Loening.)

V.

Unter die Noten einer Symphonie, die mit vier dumpfen, geheimnisvollen Tönen, die wie Schläge wirken und sich drohend einen Ton tiefer noch einmal wiederholen, beginnt, schrieb Beethoven: „Das Schicksal klopft an die Pforte." — Vor einiger Zeit wurde im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg „Baumeister Solneß" von Ibsen neu einstudiert. Der erste Akt beginnt etwas unruhig, dann stockend im Tempo, düster und schwer werdend (also recht gut getroffen), in einem blautapezierten, schwerfälligen Zimmer. Herr Nhil als Baumeister ist recht gut. Herr Brahm stört mit seinem flachen, uninteressanten Organ wie immer in ernsten Stücken. Aber alles geht leidlich, bis zu einer Stelle, an der die Regie etwas Unmögliches unternimmt. Baumeister Solneß sieht sich in seiner Lebensleistung bedroht. Die Jugend wird den Tyrannen verdrängen. Er ahnt es, ahnt es schon lange und wartet unruhig auf den Moment, in dem ihm die Schlinge um den Hals gelegt wird. „Passen Sie auf," sagt er zum Doktor, „eines Tages kommt die Jugend her, klopft an die Tür und dann ist es aus mit mir . . ." In diese Stimmung hinein ertönen vier dumpfe Schläge. Hilde steht vor der Tür und begehrt Einlaß. Hilde ist ein kleines, zwar energisches, aber immerhin kleines Fräulein und donnert nicht an die Tür, wie es im Schauspielhause geschah. Der Zuhörer denkt an einen Fehler des Inspizienten und fragt, warum der Mann mit Stiefeln auf die Erde tritt, statt leise, wie es die Situation erfordert, zu klopfen. Da kommt eine seltsame Erklärung. Bumm — bumm — bumm — bumm. Die vier Schläge Beethovens werden an die Tür getrommelt — — —, zum Aerger für eine Zuhörerschaft, die absolut nicht verstehen will, was der plötzliche Lärm zu bedeuten hat und durchaus nicht den Finger an die Nase setzt und konstatiert: „Aha, da klopft ja das Schicksal an die Pforte." Die nüchternste und unmöglichste Symbolik sollte im Klopfschlegel eines Inspizienten solche Triumphe feiern? „Muß es denn sein? — Ja, es muß sein!", was auch eine Beethovennotiz ist. —

VI.

Die „Süddeutschen Monatshefte" und zugleich die bremische „Güldenkammer" schrieben über „Die Zeitschrift": „Von all den vielen in Berlin und dem übrigen Deutschland periodisch erscheinenden Zeitschriften scheint uns in international-politischem Sinne die vielseitigste und bestredigierteste die kleine gelbe in Hamburg von Helms herausgegebene „Zeitschrift" zu sein. In ihr kommen Kaufleute, Diplomaten, Dichter, Künstler ohne Ansehen der Nationalität, Hanseaten, Deutsche, Österreicher, Chinesen, Dänen, Briten, Franzosen usw. eindringlich knapp und aufklärend zu Worte. Die Richtigkeit mancher der kleinen Artikel wurde mehrmals dieses Jahr von den späteren politischen Ereignissen sanktioniert. Wir empfehlen diese Zeitschrift allen Leuten mit politischem Weltgefühl und modernen Nerven zum Abonnement."

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. HEFT 9 3. FEBRUAR 1912 II. Jahrg.

# OFFENE UND DRINGLICHE FRAGE AN DAS AUSWÄRTIGE AMT

Im Leipziger Spionageprozeß ist der Angeklagte von Maack aus Bremen zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Das Gericht hat festgestellt, daß er für die englische Regierung tätig war und die Geheimnisse der deutschen Küstenbefestigung zu ermitteln suchte. Es ist in der Presse bedauert worden, daß Deutsche sich zum Landesverrat verleiten lassen und Kommentare sind daran geknüpft worden, die für das deutsche Volk wenig Schmeichelhaftes sagten. Nun wird mir einiges mitgeteilt, das Licht in die Sache bringen kann und eine Frage an das Auswärtige Amt, ob die Sache stimmt oder nicht, nötig macht. — Maack entpuppt sich dabei als Filou mit einer Neigung zum Operettenhaften, die an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln läßt und die Anfrage desto nötiger macht. — Während des Russisch-Japanischen Krieges suchte Maack ein Konsortium zu gründen, das auf Rechnung der russischen Regierung und angeblich mit russischen Geldern eine große Anzahl von Lloyddampfern als Transportschiffe kaufen sollte. Die Dampfer sollten unauffällig nach dem Schwarzen Meer und mit Getreide beladen nach der Nordsee zurückkehren. In Wirklichkeit wollte Maack jedoch frühere Beziehungen in der Türkei ausnutzen, um die Kommandanten der Dardanellen zu bestechen. Der Zweck des Manövers war, daß eines Nachts angeblich die Lloydtransportflotte den Bosporus passieren würde, während sich, zwischen den einzelnen großen Schiffen, die russische Schwarze-Meer-Flotte mit hindurchdrücken sollte. — Nun ist dieser Abenteurer nach meinen Informationen früher als bezahlter Spion der deutschen Regierung in der Türkei tätig gewesen, hat dann, als ihm der Boden in der Türkei zu heiß wurde, durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes eine Position beim Norddeutschen

Lloyd erhalten und hier natürlich die Gelegenheit, sich an bester Stelle über unsere Auxiliarflotte zu unterrichten, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. — Das ist absolut unverständlich und muß klargestellt werden. Wie dürfte die deutsche Regierung einen Menschen in ihre Dienste nehmen, dessen Handlungen fortgesetzt durch operettenhafte Mätzchen und Schwatzhaftigkeit sich selbst verraten. Und wie wäre es möglich, daß dieser Mensch später noch durch Hilfe der Regierung in Stellungen gebracht würde, die strenge Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit bedingen. Es muß dem Äuswärtigen Amt leicht fallen, das alles zu widerlegen. — Wegen Klatschereien ist Maack vom Lloyd schließlich an die Bremische Schiffahrtsgesellschaft „Argo" abgeschoben worden, hat auch hier offene Augen gemacht und ist dann schließlich noch als ein angeblich von der Regierung protegierter und mit ihr in Verbindung stehender Mann vom Bremer „Atlas" und in Hamburg von der Firma Bolten angestellt worden. Damals suchten Maack und andere Herren bereits Verbindung mit den führenden Kreisen der kleinen norddeutschen Hafenstadt Emden. Es war ihm bekanntgeworden, daß man in Emden an der Arbeit ist, den Hafen als Anlegeplatz für die größten Ozeandampfer, denen die Einfahrt nach Hamburg und Bremen kaum noch möglich ist, auszugestalten. Er hatte erfahren, daß die Hamburg-Amerika-Linie sich in Emden zwei Anlegeplätze gesichert hat, pro anno dafür 80000 Mark Miete zahlt, damit ihre Erkenntnis von der Brauchbarkeit des neuen Hafens dokumentiert, trotzdem sie diese beiden einzigen zurzeit benutzbaren Anlegeplätze brach liegen läßt. Herr von Maack konnte sich in den Stellungen, die er bekleidete, darüber unterrichten, daß die Marineverwaltung Arbeiten im Emdener Hafen plant und daß Emden eines Tags, ohne daß die Öffentlichkeit vorher Genaues wußte, ein neuer erstklassiger Hafen an der Nordsee werden könnte.

Das alles konnte Herr von Maack erfahren und an England weitergeben. Er konnte in Frieden umhergehen und ziemlich plumpe, wenn auch, soviel ich weiß, vergebliche Versuche machen, neue Vermessungskarten in die Hände zu bekommen. — Ist es nun nicht ein Fehler, einen Mann, der seine Fähigkeiten zu Verrat und Spionage der deutschen Regierung als ihr eigner Spion angeblich bereits bewiesen hatte, ohne Aufsicht umherlaufen zu lassen? Mehr noch: ihn in Stellungen zu befördern, die ihm neue Unterlagen zur Spionage bieten mußten? Neulich schon wurde in der „Zeitschrift" ein kluges Wort Friedrichs des Großen zitiert, der Spione als notwendige Übel wohl beschäftigen und hören wollte, aber zugleich davor warnte, sich mit ihnen vertrauensselig an einen Tisch zu setzen.

Es wäre gut, wenn das Auswärtige Amt klipp und klar sagen würde: „Die Informationen mögen noch so sorgfältig eingeholt sein — aber an der ganzen Geschichte ist kein Wort wahr. Wir haben Maack niemals beschäftigt, niemals von ihm Spionagedienste in Anspruch genommen und haben ihn auch nicht weitergeholfen." Dann wäre, das soll gerne zugestanden werden, alles in Ordnung. — Es ist in Heft 7 der „Zeitschrift" über die mangelhafte Orientierung unserer Konsulate und Gesandtschaften geklagt worden und dabei erwähnt worden, daß unser Geheimfonds im Verhältnis zu den Mitteln anderer Staaten eventuell zu klein sei. — Es soll sich nun zeigen, ob vielleicht dieser Geheimfonds nicht mit der nötigen Vorsicht verwendet worden ist und ob sich vielleicht dadurch die Schwierigkeiten unserer auswärtigen Politik erklären. Eine Zeitschrift, die nach praktischen Mitteln sucht, der Regierung zu helfen, wo es für das Ganze von Nutzen ist, darf wohl voraussetzen, daß ihre Frage ernsthaft erwogen wird, und der Schmutz, der bei dem peinlichen Thema auffliegt, ist jedenfalls ebenso schädlich, wenn er am Boden liegt, als wenn er aufgewirbelt wird.

## NOVELLIST UND ROMANSCHRIFTSTELLER

In einer Gesellschaft bei Max Halbe kam die Verwunderung über die prinzipielle Abneigung der deutschen Leser gegen Novellensammlungen, deren schlechter Bucherfolg auch wirklich auffällig ist, zum Ausdruck und es wurde darüber diskutiert, warum deutsche Verleger sich gegen Novellen sträuben und warum ganz im Gegensatz zu Frankreich und Rußland der Novellist in Deutschland eines mageren Erfolges sicher sein kann. Da gab Hans Müller, der Wiener Dramatiker und Lyriker, eine sehr hübsche Erklärung, die es verdient, hier aufgezeichnet zu werden. „Der Deutsche ist im allgemeinen phlegmatisch", meinte er, „und liebt es nicht, sich fortwährend auf neue Themen und Empfindungen einzustellen". Die Bequemlichkeit ist die eigentliche Ursache. Es ist wie beim Reisepublikum, das sich, ganz natürlich, gegen fortwährendes Umsteigen wehrt und D-Züge vorzieht. Und mit diesen sind in hier die Romane zu vergleichen, im Gegensatz zu Novellen. Der breite lange Zug des Romans fährt sie durch eine Handlung, die nirgends abbricht und sich ruhig, sicher und bequem, wie von selbst, entwickelt. Der Leser läßt sich tragen von einer Seite zur andern, vom ersten Kapitel zum letzten, braucht sich nicht anzustrengen und

hat noch dazu die angenehme Gewißheit, daß der Autor nirgends plötzlich abbrechen wird und ihn, den Leser, mit seinen Empfindungen sich selber überläßt. Der Romanleser hat allen Grund, sich dem Novellenleser im Vorteil zu fühlen, der alle diese Bequemlichkeiten beim Lesen nicht genießen kann. Dem Franzosen liegt das Springen und Wechseln mehr im Blut als unsern Lesern. Das ist keine Wertung, die den Leser irgendwie treffen sollte, sondern ein Fingerzeig für Schriftsteller, die über das Problem des Erfolges nachdenken."

## GALAVORSTELLUNG VON KARL FR. NOWAK (BERLIN)

Es ist alles ganz anders als sonst, wenn ein Dichter sich vorstellt, der unter Umständen, die stürmisch sind, ausgepfiffen zu werden pflegt. Hier wird zunächst kein Dichter ausgepfiffen, — niemals und nimmermehr und a priori nicht: nur Wohlapprobierte erhalten das Wort. Heinrich von Kleist oder Joseph Lauff. Aber man hat sich daran gewöhnt, daß Lauff der Modernere ist.

Verändert das ganze Haus. Keine „pikanten" Gesichter, Madonnengesichter mit Literaturfrisuren, Brokat und knisternde Seide und keine dunklen, wissenden, glühenden Blicke, wie bei Reinhardt oder Brahm, wenn ein neuer „verrückter" Eulenberg aus der Taufe gehoben wird oder ein italienisches Chinesenmärchen, worin die Eysoldt zärtlich girrt und sich windet, indes der dünne Waßmann mit dem unwiderstehlichen Ausdruck shakespearischer Idioten lieblich fistelt und zirpt. Hier ist kein Theater für Berlin W und Kurfürstendamm: überhaupt weniger Theater und mehr Parade. Rote Husaren, blaue Husaren, Kavallerie und Artillerie. Und Infanterie. Das ganze Parkett ein Tempelhofer Feld in Gala: Orden blitzen, Sporen klingen, Helme funkeln, Degen rasseln, Epauletts leuchten und Monokel schillern. Alle Kronleuchter, alle Lichter strahlen. Halblaute Konversation. Gedämpft schnarrt es durch die Verbindlichkeiten noch jetzt wie Kommandos: „Ganzes Battaillon — vorwärts marsch!" — —

Keine Dame im Parkett. Die Schönheit ziert die Ränge. Neben den Logen der Prinzen und Minister noch einmal Uniformen in verschwenderischem Glanz. Neben den Diplomaten, den Botschaftern und Attachés in langer Reihe die Kammerherren in goldbesticktem Frack. Sie sitzen und warten mit starren, unbeweglichen, festlichen Gesichtern. Einer hat den Goldfrack aufgeknöpft und zeigt die seidene kostbare Weste. Nachlässig spielt er mit dem Federhut, nachlässig die ganze Haltung. Endlich fällt ihm das Monokel aus dem Auge, teilnahmslos blickt er ihm nach. Schon jetzt ist er echauffiert . . .

Die Damen auf den Rängen drängen sich. Vorschriftsmäßiges Decolleté neben vorschriftsmäßigem Decolleté. Sie stehen in Gruppen zusammengehäuft, wispern und flüstern, und die Erregung, die Erwartung färbt leise die Wangen rot. Fast alle sind

blond, frisch schimmert gesund der Teint. Adelsfräuleins aus der Mark, Offiziersdamen. In einer Loge die Damen der Minister, nicht weit von ihnen die Botschafterinnen. Brillanten in stolzesten Haarkronen und Smaragdkolliers um die rosig bepuderten Nacken. All das leuchtet und strahlt, all das repräsentiert . . .

Die Programme rascheln. Man hat ein kleines Büchelchen zubekommen und studiert darin die Zusammenhänge von des alten Fritzen Größe. Der Reichskanzler holt von seiner Majorsuniform den Hornkneifer auf und studiert gleichfalls: „Musik von weiland Seiner Majestät dem König." Eigentlich also hat der alte Fritz Premiere. Man wird ihn ganz gewiß nicht auspfeifen. Und später, wie seine Ouvertüre vorbeirauscht, wie seine Flötensoli klingen, beweist er, daß er vielleicht sogar ohne Gala und Hofbühne bestehen könnte . . .

Der Oberhofmarschall in der großen Mittelloge. Dreimal auf den Boden geklopft: das Parkett, die Ränge, die Herrschaften in den Logen erheben sich. Das Ganze rechtsum kehrt: Front gegen die Mittelloge. Schnell zieht der Hof ein. Prinzessinnen mit Blumen in den Händen. Weithin flimmert das Diadem im schneeweißen Haar der Kaiserin. Das Parkett bückt sich, die Ränge bücken sich. Das Opernhaus ist eine Verbeugung. S.M. grüßt. Verneigung rechts, Verneigung links. Der Hof nimmt Platz, das Publikum sitzt. Joseph Lauff, jetzt beginne . . .

Schäferspiele aus Rheinsberg. Hofdamen und Kavaliere. Man singt eine Arie, man tanzt Menuett. Eine Gondel zieht am Schloßprospekt vorbei. Fritz spielt Flöte. Und es ist eine anmutige Langeweile. Die Tollheit von Friedrichs Champagnerbanketten, die bis spät nach Mitternacht die Champagnerpfropfen und die kecken Reden knallen ließen, kommen hier nicht vor, vermutlich weil der Oberst Derschau mit der Sterbensnachricht vom Soldatenkönig Friedrich Wilhelm hereinstürzt und der Kronprinz jetzt schon die stolze, reife Größe zeigen soll, die dieser Einzige sich erst in mühsam schwerem Schicksalsringen schuf. Aber immerhin, Lauffs Bilder sind ebenso liebenswürdig wie begeistert. Und das Menuett, die ganze „Gesellschaft im Freien", ist halb nach Watteau, halb nach Lancret arrangiert. Kein Vernünftiger wird sich gegen solches Schäferspiel wehren. Vorhang.

Die Lichter strahlen wieder auf. Man verläßt die Plätze nicht, das Stück wird ohne Pause gespielt und weiland Seine Majestät machen Musik, indes die Verwandlung geschieht. Aber die Damen auf den Rängen scheinen sehr unmusikalisch. Sie horchen nicht, sie hören nicht, sie schauen nur. Dreitausend ehrfürchtige Damenblicke brennen in die Hofloge. Augen kullern aus den versteckttesten Winkeln, um die Ecke, über die Logen, von den Balkonsitzen her, und man hat sich halb erhoben und weit vorgeneigt und hält den Atem an und ist jetzt, wie ein deutscher Dichter sang, „Auge, ganz Auge, nichts als Auge" . . . . Die Majestäten sind das Bombardement der Blicke gewohnt. Sie halten die aufdringlichsten Operngläser aus, denn sie wissen, wie glücklich hier ein winziges Stück Glanz von fern erhaschter Majestät macht und daß das Fräulein aus der Uckermark noch spät davon erzählen wird . . . Aber unten im Orchester musiziert der alte Fritz weiter. Merkwürdig, wie in dieser Festvorstellung das Friderizianische so ganz auf des Königs Musik gestellt ist. Nicht weil sich plötzlich

der Hohenfriedberger leise zwischen die Notenblätter mischt. Aber des Königs ganze Träumerart, wenns nicht um Kriegsdinge, nicht um Volksdinge und Marginalverfügungen ging, seine Sehnsucht nach Rokoko, seine menschenferne Einkehr in sich selbst wird wach mit seinen Dilettantenklängen, die so rhythmisch, so zart erfunden sind. Manchmal ein Scherzo, dann wieder versponnene Grübelei. Ein Hauch von Sanssouci her. Aber dort ist Herr Joseph Lauff, der gleich wieder das Wort hat und von Hohenfriedberg erzählt, nie gewesen, obgleich sein Schlußbild auf jener Gartenterrasse spielt. Er stellt sich ein friderizianisches Seelengemälde leider zu einfach vor . . .

Fanfaren im Orchester, Apotheose des sterbenden Fritz, und auf der mondbestrichenen Terrasse zu Sanssouci wirds still: das Spiel ist zu Ende. . . Kein Beifall, kein Mißfallszeichen. . . In der Hofloge werden die Stühle gerückt, Aufbruch vom Fest. Das Parkett bückt sich, die Ränge bücken sich. Das Ganze rechtsum kehrt: Front gegen die Mittelloge. Das Opernhaus ist eine Verbeugung. Wieder grüßt S. M., grüßt die Kaiserin. Verneigung nach rechts, Verneigung nach links. Und schon ist man draußen . . .

Aber noch draußen geht das Festspiel weiter. Menschen fluten um das Opernhaus, Schutzmannslegionen zwischen Automobilburgen. Und wenn wir nicht irren, so ist auch noch mit dem alten Fritz dort am blumenbekränzten, girlandenumwehten Rauchschen Reiterstandbild was Besonderes los. Drei silberne Löcher über der Oper, drei silberne Löcher drüben über der Universität in den schwarzen Nachthimmel eingebrannt. Sechs breite Strahlenbänder fliegen über die Linden — und wirklich, es macht sich großartig: der alte Fritz ist bengalisch beleuchtet. Fahl steht er, stehen alle seine Generale zwischen den Scheinwerfern. Die vier rotbespannten Säulen mit den Goldkronen glühen elektrisch von innen und fast täuschen sie ein echtes Himbeereis vor. Die ganze Sache ist gar nicht so übel gemacht. Sie schreit nach dem Theater, denn sie weckt Furcht und Mitleid. Und droben auf dem Sockel scheint der Schimmel des Königs mächtig ausgreifen zu wollen. Verwundert blickt der König, erbost, wer der Erfinder des sinnvollen Arrangements sein könnte, nach den sechs Leuchtbatterien, geblendet muß er wieder fortblicken. Und murmelt, wie man sachte am äußeren Schutzmannskordon vorbeikommt, eine seiner geläufigsten Redensarten ganz deutlich zu seinen Offizieren hernieder: „Messieurs . . . . das Denkmal unserer Meriten . . . cruel gemißbraucht . . . .“

# DIE FRANZÖSISCHE SPRACHE IN GEFAHR VON HENRI GUILBEAUX (PARIS)

Die französische Sprache ist in Gefahr . . . Mit der Glut, mit dem Eifer von Kreuzrittern und Helden des Mittelalters, gehen die in festen Kohorten versammelten Literaten vor. Ligen, Gruppen bilden sich hier und dort. Erst waren es die verschiedenen Abteilungen der Ge-

sellschaft zur Pflege und Verbreitung der französischen Sprache, organisiert durch Professor Vilmotte bei Gelegenheit eines im Jahre 1905 zu Lüttich abgehaltenen Kongresses, dann bildeten sich infolge der Konkurrenz Gruppen der „Französischen Freundschaften" (der Titel ist einem Buche des chauvinistischen Akademikers Maurice Barrès entliehen). Seltsam. Die Bewegung zur Abwehr dieser eigentlich rein französischen Angelegenheit mußte von Belgien ausgehen, von einem fremden Lande, in dem aber fast alle großen modernen Schriftsteller der französischen Sprache geboren wurden: Emil Verhaeren, Maurice Maeterlinck und Camille Lemonnier. Aber die Mehrzahl der Organisationen (der „Gesellschaft zur Pflege und Verbreitung der französischen Sprache" sowohl als der „Amitiés Françaises") hatten, trotz ihres Geschreies, in Wirklichkeit mehr politische als literarische Gründe und vielleicht noch mehr persönliche als politische Ambitionen.

In Frankreich begann nämlich ein „Feldzug" gegen den Geist der „Neuen Universität". Man warf der Sorbonne vor, sich „germanisiert" zu haben, man warf ihr vor, deutsche Universitätsmethoden angenommen zu haben, zu klassifizieren, zu katalogisieren, anstatt Geister frei zu formen und zu bilden. Mit einem Wort: man warf ihr vor, wissenschaftliche Tendenzen zu haben. Diese wissenschaftlichen Tendenzen, um ganz mit den Gegnern der Neuen Sorbonne zu reden, wären beklagenswert, weil die jungen Leute den Geschmack, die schöne Sprache verlören, sie könnten nicht mehr schreiben, die Gescheiten sogar seien nicht mehr imstande, einfache lumpige Berichte zu redigieren. Die französische Sprache sei in Gefahr, in Belgien sowohl als in Frankreich. Ich übertreibe nicht. Dies wurde in durchaus glaubwürdigen Zeitungen berichtet.

Nicht nur Professoren der schöngeistigen Fakultät, wie z. B. die Herren Lavisse, Lanson und Seignobos wurden beschimpft, sondern noch mehr wurde die republikanische Regierung in der Person des Ministers des öffentlichen Unterrichtswesens, der im Jahre 1902 die Programme des Volksschulunterrichts revidierte, beleidigt.

Der Feldzug wurde geschickt geführt. In Zeitschriften und Zeitungen (übrigens meist in reaktionären) erschienen anonyme Artikel in durchaus akademischer Form geschrieben und Agathon gezeichnet. Wer war Agathon? Man ließ verlauten, daß es ein bekannter Professor, ein notorischer Schriftsteller sei. Die Journalisten, die mehr auf den Namen als auf das Talent sehen, mehr auf den Schein als auf das wirkliche Verdienst, behandelten die Artikel Agathons mit großer Weitschweifigkeit, kommentierten sie und veränderten sie. Aber eines schönen Tages wurde der Zivilstand Agathons aufgedeckt: Es waren zwei junge Leute — der Sohn eines berühmten Philosophen und ein Schüler von Maurice Barrès. Berauscht von ihrem unvorhergesehenen Erfolg entschlossen sie sich, ihre Namen zu entdecken — und auf einmal sprach man nicht mehr von Agathon.

Jedoch ungefähr zur gleichen Zeit ergriff M. Eugène Montfort, Direktor der Marges, ein Schriftsteller, der sich zur naturistischen literarischen Bewegung zählte, deren Chef St. Georges de Bonhélière war, die Initiative zu einer Petition an den Minister des öffentlichen

Unterrichtswesens, um eine Programmrevision des Volksschulunterrichts vom Jahre 1902 zu erlangen. Da die Petition nicht angenommen wurde, bildete sich eine Liga, die den Namen: Amis du Latin führte. Der Vorsitz wurde Herrn Jean Richepin anvertraut und das Komitee setzte sich zusammen aus „120 Mitgliedern des Instituts, von denen 32 der Académie française angehören". Natürlich wollen diese „Freunde des Lateinischen", daß der lateinische Unterricht das bleibe, was er gewesen, nämlich der fast ausschließliche Lehrgegenstand aller Schulen, weil Latein die Kenntnis und Handhabung der augenblicklich im Verfall begriffenen französischen Sprache begünstige und steigere.

Für die Freunde des Lateinischen ist also ebenfalls die französische Sprache in Gefahr.

* * *

Was sollen all diese Ligen, diese Gruppen usw. bedeuten? Sie sind ganz einfach eine Reaktion des Patriotismus, des Idealismus und Chauvinismus.

In einem Manifest-Artikel, der im Figaro veröffentlicht wurde, enthüllt Herr Jean Richepin seine Gedanken: „... Außerhalb des Parteihaders muß man sich für die Sache der Schulwissenschaften (humanitis) verbünden. Überdies ist das alles nichts als eine Episode in der großen Bewegung der nationalen Erhebung, die man von allen Seiten in unserer Jugend erzittern fühlt und die vor allem folgende Wünsche und Hoffnungen erweckt: Schutz durch den Schutz unserer Kirchen, des Idealismus oder der religiösen Kunst; Stärkung unserer nationalen Würde durch das Verlangen nach einer starken Autorität, Aufopferung für den Heroismus und den Ruhm, der durch den Triumph der letzten französischen Erfindungen geboren wurde."

Ist das klar?

Man kann sich nicht genug wundern über die Haltung dieses Schriftstellers: Mit zwanzig Jahren veröffentlichte er das „Lied des Bettlers", worin er einen ausgesprochenen Materialismus bekundete, jedes Ideal verleugnete, die Völlerei lobte und mit einer seltenen Virtuosität Gott, die Moral, die Gerechtigkeit, das Bürgertum verspottete, es nicht unter seiner Würde fand, seine Verse im Jargon zu schreiben und dadurch zu 30 Tagen Gefängnis und 500 Francs Geldstrafe verurteilt wurde. Aber die Gefühle des Herrn Richepin waren erkünstelt und sein Buch verriet die literarische Pose eines rohen Idealisten, einen spezifisch lateinischen, durchaus unfranzösischen römischen Geist.

Darin liegt eines der Hauptmerkmale dieser fatalen Reaktion gegen die allgemein europäische Bewegung vom Jahre 1885 und gegen den Realismus. Man will sich gegen die „Barbaren" schützen. Vielleicht, weil man sich nicht stark fühlt? Alles, was von Norden kommt, wird ohne jede Prüfung verworfen und wird verächtlich als „germanisch" behandelt. Diejenigen, welche eigentlich nur das rein Französische verteidigen wollen, verteidigen das Lateinische, und zwar oft ohne eins von beiden zu verstehen. Herr Jules Lemaître sagte kürzlich voll Ironie zu einem Interviewer: „Du lieber Gott, wieviel Menschen, die für Ariost plädieren wie für Cicero, können weder Griechisch noch Lateinisch, ja selbst nicht einmal Französisch."

Was die in der Sorbonne angewandten und so heftig angegriffenen Methoden betrifft, so hat sie Herr Anatole France, der doch eine hauptsächlich griechisch-lateinische Kultur besitzt und dem man den Posten eines Ehrenvorstandes der Liga „Freunde des Lateinischen" angeboten hatte, folgendermaßen verteidigt: Nein, ich stehe zu Seignobos und Lanson. Sie sind für die Gelehrsamkeit, für die Methodik: sie haben Recht. Ich glaube überhaupt, daß man niemals Gelehrsamkeit und Methodik ganz trennen kann, und ich glaube, wenn Voltaire etwas auslegt, daß er es ebenso gut macht wie Renan. Wie dem auch sei, Methode, Gelehrsamkeit sind notwendige Dinge. Emile Faguet hat hundertmal recht, wenn er sagt, daß die Professoren sich hauptsächlich damit beschäftigen sollten, in der literarischen Fakultät wissenschaftlichen Unterricht zu geben. Es scheint, als ob sich gewisse Leute zusammengetan hätten, um den Professoren der Sorbonne eine gewisse Neigung für die deutschen Methoden — oder für die germanischen, wie man zu sagen beliebt — zum Vorwurf zu machen! Als ob die deutschen Methoden nicht die ewigen Methoden wären!"

* * *

Im Grunde ist es also der römische Geist, dieser unbesiegbare römische Geist, der uns Franzosen bedroht. Denn trotz aller antiklerikalen Gesetze und trotz der Trennung von Kirche und Staat, sind viele Franzosen „römisch" geblieben. Ihr Antiklerikalismus ist sogar oft nichts weiter als die umgekehrte Form dieses römischen Geistes, der uns so oft verhängnisvoll war und der unsere Tradition verwirrte — trotz unserer chauvinistischen Traditionalisten.

Die französische Sprache ist nicht hauptsächlich lateinischen Ursprungs. Unzweifelhaft hat das Latein sie neugestaltet; aber keineswegs ist die französische Sprache ausschließlich lateinischen Ursprungs; das ist ein Irrtum, der sich von Jahr zu Jahr fortgepflanzt hat.

„Unsere Sprache" — so schrieb Phileas Lebesgue in seinem schönen, leider zu wenig bekannten Buche: Jenseits der Grammatik — „unsere Sprache gehört, wie jedermann weiß, der großen indo-europäischen Sprachenfamilie an und stellt sich mit dem Englischen, das gleichzeitig sein natürlicher Sohn, sein Schwager und sein Vetter ist, an die Spitze der analytischen Idiome, erkenntlich am Artikel, am Wegfallen der Formen der Deklination ... Im Gegensatz zu dem, was alle Welt glaubt, ist die heutige französische Sprache keineswegs eine direkte Tochter des Latein, sondern vielmehr sein Enkelkind, das um das 15. Jahrhundert geboren wurde." — Wenn das Latein die primitive Sprache bei ihrer Entstehung umgestaltet oder beeinflußt hat, so hat die französische Sprache doch auch fernerhin zu allen Zeiten Evolutionen und Beeinflussungen erlitten. „Das Volk ist es, das die Sprache schafft und neugestaltet, und nicht die Professoren der lateinischen Sprache." Die „Gelehrtensprache" — so sagt ebenfalls Lebesgue — „die durch die Autorität der Akademien und der Universitäten aufrechterhaltene Gelehrtensprache, die fähig ist, rechthaberische Diskussionen der „Abendmahlssäle" zu nuancieren, und gestärkt wird durch den Nimbus

einer ruhmreichen Vergangenheit, erstarrt (gerinnt) beim Anblick der volkstümlichen, bilderreichen, ungestümen, sinnlichen Sprache, welche sich ohne sichtbare Regeln im Schoße der Vorstädte und der Kasernen entfaltet. Dieses vulgäre und ganz junge Idiom, das Idiom einer unerfahrenen und naiven Jugend, das mit größerer Sicherheit dem Impuls der ihrer selbst nicht bewußten Kraft, dem Druck der Klimata, der Psycho-Physiologie der Rasse gehorcht, dieses Idiom wird nach und nach seine Jongleure, seine Barden, seine Dichter finden."

Die dagegen protestieren, sind auch nur Schriftsteller. Schriftsteller, die Politik und Literatur vermengen! Diejenigen, die sich freuen, daß ein Ibsen und Hauptmann auf unsern Theatern nicht mehr gespielt werden und die jeden Tag ihr Gebetchen aufsagen, der „liebe Gott" möge sie vor den Schrecken des Nordens bewahren: Schütze uns, o Herr, vor den Deutschen, vor den Skandinaviern! — Einer ihrer typischsten Vertreter, ein Literat, dessen Schriften schrecklich gekünstelt sind, hat folgenden Satz geschrieben: „M. Emile Verhaeren ist ein Deutscher, der bei uns durch Eroberungsrecht herrscht." Der Name Verhaeren sollte alle die jenigen, die nicht in die gestellten Fallen der Gesellschaft Agathon, Richepin, Montfort & Co. gingen, um sich sammeln. Verhaeren hat ein herrliches Werk aufgebaut, ein europäisches und ein realistisches Werk. Verhaeren, dessen Verse in einem ganz herrlich rhythmischen, grandiosen, bilderreichen Französisch geschrieben sind. Verhaeren ist der größte moderne Dichter. Er hat die Schönheit unserer Zeit verstanden und hat sie wiedergegeben mit einer Gewalt, mit einer Größe, die für all unsere Neo-Lateiner, für all unsere Neo-Griechen zu erreichen unmöglich ist. Und sein Name ist grade verpönt bei diesen, die in den Krieg ziehen und einen illusorischen Kreuzzug führen.

Die große realistische Periode, die durch Zola begonnen wurde, wird nicht weniger vollendet. Vergeblich sind alle Versuche der Anhänger einer lateinischen Wiedergeburt, der Freunde des Lateinischen.

Die Epoche der europäischen Toleranz, die seit einem Vierteljahrhundert von jungen tapferen Menschen mit absolut offenem Geist bearbeitet wird, kann nicht zugrunde gehen, weil einige Literaten, die für ihre schwache Brust die starke und kräftige Luft des Nordens fürchten, einen Chauvinismus, der jedem fröhlichen und fruchtbaren Aufschwung feindlich ist, verkünden.

## TERRAINSPEKULANTEN VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Das Wesen aller Produktion für den kapitalistischen Markt ist das Risiko. Wer es trägt, erfüllt eine wichtige wirtschaftliche Mission, Nicht jedem ist dieser Satz geläufig, auch manchem Nationalökonomen nicht — viele von jenen aber, denen sein Inhalt in dieser oder jener Form aus volkswirtschaftlichen Lehrbüchern bekannt geworden ist, werden ihr Anathema über ihn setzen, enthält er doch, wenn auch nur versteckt angedeutet, ein Lob, ein schrankenloses der Spekulation.

Spekulation und Spekulant aber, das sind noch heute für das Volk, selbst für die gebildeten Klassen des großen Mittelstandes, Ausdrücke, mit denen man etwas Unsolides, etwas Verwerfliches bezeichnet, mit denen man Menschen in Verbindung bringt, die gleich dem hirnverbrannten Spieler alles auf eine Karte setzen und „va banque" spielen. Und doch ist es so falsch, gerade hier zu generalisieren. Jeder Produzent für den kapitalistischen Markt, und ich möchte wissen, wer das nicht wäre, ist heute, da die Produktion primär ihre Erzeugnisse auf den Markt wirft und sich ihr Absatz erst aus der Nachfrage reguliert im Gegensatz zu der älteren Form, der sogenannten Kundenproduktion, da die Nachfrage primär die Produktion nur genau in den Grenzen ihres Umfanges beschäftigte, ein Spekulant, ein Spekulant im guten Sinne, der privatwirtschaftlich ein großes Risiko trägt, das, ihm unbewußt freilich, der ökonomischen Entwicklung des Landes als Fundament dient. In diesem Sinne möchte ich von Spekulation und Spekulanten sprechen, wenn ich daran gehe, die viel verkannte Terrainspekulation des Näheren zu würdigen.

Die gesamte Terrainspekulation basiert auf dem Gesetz vom „unverdienten Wertzuwachs", wie ihn die steigende Grundrente bietet. Diesen „unverdienten Wertzuwachs", wie er sich z. B. am Grund und Boden großer in der Nähe der Ausdehnungssphäre der Großstadt liegender Terrains bemerkbar macht, will die Spekulation für sich ausnutzen. Sie sucht ihn dem Bauern oder dem früheren langjährigen Besitzer jener Ländereien zu entziehen — natürlich des Gewinnes halber, das steht fest, aber wie kommt dieser Gewinn zustande, das ist meist eine viel wichtigere wirtschaftliche Frage. Der Bauer wird den aus dem Verkauf seines Grund und Bodens gewonnenen Verdienst einfach in die Tasche stecken und die Scholle verlassen. Natürlich ist dies sein gutes Recht und ihm durchaus nicht zu verübeln. Die Terrainspekulation aber denkt weiter. Der „unverdiente Wertzuwachs", der allzu variabel, nicht seltenen und starken Schwankungen unterworfen ist, der durch Konkurrenzmanöver gegenteiliger Terrain- und Bauspekulanten aufgehoben werden kann, ist ihr als alleinige Fundierung der Spekulation zu unsicher. Es gilt, den „unverdienten" zum Teil in einen „verdienten" Wertzuwachs umzuwandeln, es gilt durch hineingewandte Arbeit und Kapital das Terrain aufzuschließen. Wie viele neue Werte volkswirtschaftlich damit geschaffen werden, ist unverkennbar. Müssen wir schon aus diesem Grunde die Terrainspekulation ökonomisch als eine Notwendigkeit ansprechen, so müssen wir es auch noch in anderer Hinsicht. Sie nimmt das Produktionsrisiko auf sich. Und dies ist kein kleines. Der Börsenspekulation steht, abgesehen von Ernteschätzungen, Marktberichten, Geschäftsreisenden usw. in der Börse ein „Meßinstrument für die feinsten Schwingungen des Nervensystems des wirtschaftlichen Körpers" zur Verfügung. Die Bodenspekulation muß dieses Hilfsmittels entbehren. Sie kauft vielleicht zu einer Zeit, wo der Bauer kaum ahnt, daß auf seinen Kartoffelfeldern städtische Wohnhäuser entstehen werden, den vorstädtischen Landbesitz an und muß nun abwarten, wohin die Ausdehnung der Stadt tendiert. Nur durch umfangreiche kostspielige Bauten wird sie diese Ausdehnungsrichtung vielleicht zu ihren Gunsten beeinflussen können, denn jeder Tag des Ab-

wartens bedeutet für den Spekulanten in der Regel einen erheblichen Zinsverlust. Wie schwer aber diese Ausdehnungsrichtung unserer Großstädte vorherzusagen ist, dafür gibt James Bryce in seinem Buche „The American Commonwealth" ein sehr niedliches Beispiel. Er führt an, daß das Kapitol in Washington mit der Front nach Osten gerichtet sei, weil man erwartete, die Stadt werde sich in dieser Richtung ausdehnen, tatsächlich siedelte sich aber die Bevölkerung mehr im Westen an, so daß heute das Kapitol sich mit seinem Rücken der Stadt zukehrt und mit der Front einem fast unbebauten Distrikt zugewandt ist.

Wir haben bisher nur die volkswirtschaftliche Seite der Terrainspekulation ins Auge gefaßt, es wird sich nunmehr lohnen, auch einen Überblick über die Spekulationstätigkeit und ihre Vertreter selbst zu geben. Man wird zwei Arten von Terrainspekulation unterscheiden können — den Einzel- respektive Privatspekulanten und die Terraingesellschaft. Auf ersteren möchte ich nicht näher eingehen, da seine Spekulation so häufig ganz ohne System, nur von dem Zufall abhängig, wenig Beachtenswertes bietet. Ganz anders dagegen die viel angefeindete Terraingesellschaft — eine reine Spekulationsvereinigung. Schon ihre Organisation zeigt, daß sie das Risiko, welches die Terrainspekulation bietet, möglichst klein, eventuelle Verluste hierin kompensierbar zu machen sucht. In ihren Statuten heben die meisten Terraingesellschaften als Zweck hervor:

1. Erwerbung, Verwaltung, Veräußerung von Immobilien.
2. Ausführung von Bauten aller Art, meist mit dem Zusatze für eigene und fremde Rechnung. Mit diesen beiden Hauptzweigen sind dann in der Regel noch folgende andere verbunden.
3. Gewährung von Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit oder sonstiges Unterpfand.
4. Aufnahme, Erwerb und Vermittlung von Hypotheken.

Viele von ihnen gerieren sich sogar vollständig als Banken. So führt z. B. die „Allgemeine Häuserbank A.-G. in Berlin" als einen ihrer Zwecke den „Betrieb von Bank- und Handelsgeschäften aller Art" an, oder die „Süddeutsche Immobiliengesellschaft in Mainz" die vorübergehende Rentbarmachung disponibler Kassenbestände durch Wechseldiskont, Lombard, Effektenanlage.

Man muß zwei Arten von Terraingesellschaften unterscheiden, sogenannte Dividendengesellschaften und Liquidationsgesellschaften. Diese setzen auch nach der Realisierung eines Geschäfts ihre Spekulationstätigkeit weiter fort und suchen ihren Aktionären jährlich möglichst hohe Dividenden gewähren zu können, während jene die Dividendenverteilung vollständig aussetzen, bis die übernommenen Grundstücke ganz oder doch zum größten Teil verkauft sind. Die Festsetzung des Gewinns liegt ja vollständig in Händen der Gesellschaft selbst und der „outsider" wird sich schwerlich ein Bild davon machen können, wie diese Gewinne buchmäßig häufig zustande kommen. Der Barverkauf sogenannten baureifen Landes ist in der Regel heute fast unmöglich und da müssen die Terraingesellschaften sich denn häufig auf Verkaufsbedingungen einlassen, bei denen sich wohl rechnerisch ein Gewinn herausholen läßt, der sich aber „in praxi" durch-

aus nicht als ein solcher erweist. F. Hecht (Schriften des Vereins für Sozialpolitik) unterscheidet zwei Formen des Verkaufs:

a) Man verkauft ohne Einräumung von Priorität und ohne die Verpflichtung zur Gewährung von Baugeldern. Dann steht die Gesellschaft mit dem Kaufgeld oder mit dem Restkaufgeld an erster Stelle. Ist nun zur Zeit der Bilanzierung bereits mit dem Bau begonnen und ist dieser einigermaßen vorgeschritten, so kann unzweifelhaft diese Hypothekenforderung volle Berücksichtigung bei der Gewinnverteilung finden.

b) Man verkauft mit Einräumung von Priorität und der Verpflichtung Baugeld zu geben. Solide Gesellschaften pflegen derartige Forderungen bei der Gewinnverteilung zurückzustellen und den Gewinn erst zu verteilen, wenn das Geschäft tatsächlich abgewickelt ist.

Es wird aus dem Vorhergehenden ohne weiteres klar, daß gerade bei Terraingesellschaften mit größter Leichtigkeit hohe Scheindividenden verteilt werden können, ohne daß der Außenstehende den Bilanzen entnehmen könne, daß der Gewinn verteilt wird, wo in Wirklichkeit ein Verlust vorhanden ist. Von seiten der Bodenreformer wird den Terraingesellschaften allgemein vorgeworfen, durch ihre Tätigkeit werde das Bodenmonopol noch schärfer fühlbar gemacht, als es jetzt schon sei. Der Einwurf hat jedoch heute noch nicht Geltung. Vorderhand verhindert noch die scharfe Konkurrenz der einzelnen Gesellschaften untereinander die Schaffung einer Monopolstellung für eine oder einen Konzern von Gesellschaften und damit eo ipso das Bodenmonopol.

Auch der Vorwurf des Zurückhaltens baureifen Geländes ist m. E. dem Privatspekulanten gegenüber viel eher angebracht als der Terraingesellschaft. Die Terraingesellschaften, die doch meist Dividendengesellschaften sind, müssen bestrebt sein, möglichst am Ende des Jahres eine Dividende auszuschütten. Würden sie aber baureife Landstellen zum Zwecke des Hochtreibens zurückhalten, so müßte unfehlbar der Fall eintreten, daß die ihnen zur Verfügung stehenden flüssigen Geldmittel nach und nach aufgezehrt wären, und daß sie die Jahresdividenden durch verbotene oder doch nicht zu billigende Mittel wie Aufnahme von Hypotheken, bestreiten würden. Diese Fälle sind aber in der Tat höchst selten. Das Spekulationsrisiko, welches in den Geschäften der Terraingesellschaften liegt, ist noch dazu ein so enorm hohes, daß nur schneller Umsatz der erworbenen und zu erwerbenden Landstellen sie einigermaßen entlasten kann. Es ist deshalb auch durchaus nicht frappierend, daß bei näherer Betrachtung die Geschäfte der Terraingesellschaften durchaus nicht so glänzend sind, wie der Fernstehende häufig annimmt. Die schlechte Lage der Münchener Terraingesellschaften ist nachgerade bekannt geworden. Auch den Terraingesellschaften, deren Aktien an der Berliner Börse notiert werden (ich habe von ihnen 13 der bekanntesten ausgewählt und hierunter namentlich aufgeführt), ist ein hochbefriedigender Geschäftsgang nicht gerade nachzusagen. Von ihnen konnten im letzten Berichtsjahre eine 10% Dividende ausschütten, zwei 6%, drei 5%, eine 2% und sechs 0%. Wahrlich keine glänzenden Resultate, besonders wenn man die Dividenden der Industriegesellschaften damit vergleicht. Eine detailliertere

Übersicht der von mir als Beispiel herangezogenen Gesellschaften ergibt das folgende Bild.

Man urteile selbst:

| | |
|---|---|
| Aktiengesellschaft für Bauausführungen (gegr. Berlin, 1872)<br>Kapital: 2 500 000 M.<br>Reserven: 250 000 M. | Dividenden der letzten zehn Jahre:<br>6 5½ 5 5 5 5 5 0 0 5<br>Kurs Dezember 1911: zirka 110 |
| Allgemeine Häuserbaugesellschaft Berlin (1872)<br>Kapital: 1 928 400 M.<br>Reserven: 125 944 M. | Dividenden:<br>5½ 6 6½ 7½ 7½ 7 7 7 7 5<br>Kurs Dezember 1911: zirka 66 |
| Berliner Terrain und Bau<br>Kapital: 18 000 000 M.<br>Oblig.: 20 000 000 M.<br>Reserven: 1 961 330 M. | Dividenden:<br>5 5 1 0 10 10<br>Kurs Dezember 1911: zirka 70 |
| Bodengesellschaft Berlin-Nord<br>Kapital: 10 000 000 M.<br>Reserven: 939 658 M. | Dividenden:<br>5 6 6<br>Kurs Dezember 1911: zirka 97 |
| Gr.-Lichterfelde, Bauverein<br>Kapital: 1 133 000 M.<br>Reserven: 39 725 M. | Dividenden:<br>0 0 0 2 0 11 7½ 0 0 0<br>Kurs Dezember 1911: zirka 87 |
| Hannover Bau<br>Kapital: 2 218 500 M.<br>Obligat.: 1 061 000 M.<br>Reserven: 405 254 M. | Dividenden:<br>4¼ 4 4 1½ 1½ 4 6 3 0 0<br>Kurs Dezember 1911: zirka 52 |
| Hannov. Immobilien<br>Kapital: 2 900 000 M.<br>Obligat.: 767 000 M.<br>Reserven: 687 902 M. | Dividenden:<br>6 5 4½ 4 4½ 5 5 5 5 6<br>Kurs: zirka 132 |
| Terrain Großschiffahrtweg Berlin-Stettin<br>Kapital: 1 000 000 M.<br>Reserven: 35 191 M. | Dividenden:<br>0 0 0 0<br>Kurs: zirka 102 |
| Terrain Niederschönhausen<br>Kapital: 2 100 000 M.<br>Reserven: 7 555 M. | Dividenden:<br>0 0 3 0 0<br>Kurs: zirka 94 |
| Terrain Nordost<br>Kapital: 2 100 000 M.<br>Reserven: — | Dividenden:<br>0<br>Kurs: zirka 230 |
| Terrain Südwesten<br>Kapital: 12 400 000 M.<br>Reserven: 61 068 M. | Dividenden:<br>0<br>Kurs: zirka 130 |
| Süddeutsche Immobilien<br>Kapital: 11 710 800 M.<br>Reserven: 752 909 M. | Dividenden:<br>8 4 3 4 10 11 5 4 3 5<br>Kurs: zirka 78 |
| Baugesellschaft Kaiser-Wilhelm-Straße<br>Kapital: 6 000 000 M.<br>Reserven: 1 058 229 M. | Dividenden:<br>1 1½ 1⅛ 2 2 2 2 2 1¼ 2<br>Kurs: zirka 56 |

Aus einem reichen, mir zu Gebote stehenden Material wage ich zu verallgemeinern. Die Lage der meisten deutschen Terraingesellschaften ist keine rosige, beileibe nicht, das vorstehende Bild ist typisch. Sollen wir sie aber ihrer gewagten und häufig ungünstig auslaufenden Spekulation halber, wie das so häufig geschieht, verurteilen, sollen wir das Wort unterschreiben, daß der Terrainspekulant unter allen Umständen ein „Gauner" ist, ich glaube — nicht. Volkswirtschaftlich haben die Terraingesellschaften, im geraden Gegensatz zu den Bodenreformern mit und ohne Glacehandschuh, enorme Werte geschaffen. Darin liegt ihre Bedeutung — in der gewagten Spekulation, die sie treiben, die sie treiben müssen, liegt aber auch ihr Fiasko. Dem Kapitalisten, der sich nicht selbst spekulativ betätigen will, dürfte es wohl kaum anzuraten sein, Terrainaktien zu kaufen. Nur jene Gesellschaften, die neben dem Terraingeschäft auch das reguläre Bankgeschäft pflegen (es sind von ihnen einige weiter oben namhaft gemacht), die durch andere „sichere" Geschäfte eventuelle Ausfälle in der Terrainspekulation zu kompensieren vermögen, dürften für das „ruhige" Anlage suchende Kapital erhöhte Sicherheit bieten.

# PRAKTISCHE ARBEIT FÜR DIE STÄRKSTE PARTEI DES REICHSTAGS VON OTTO CORBACH

In Kopenhagen lebt ein wissenschaftlich ausgebildeter Arzt, der es sich zur Lebensaufgabe gesetzt hat, die europäisch-amerikanische Kulturmenschheit durch Wort und Beispiel zu lehren, wie sie sich viel gesünder und billiger ernähren kann, als sie es nach ihren bisherigen Gepflogenheiten getan hat. Er meint, schon heute leide überall ein großer Teil der Bevölkerung unter den Schwierigkeiten der Lebensmittelbeschaffung und die meisten arbeiteten bereits nur für das tägliche Brot. Es sei nicht anzunehmen, daß — infolge der starken Vermehrung der Menschheit — hierin eine wesentliche Veränderung eintreten werde. Er hat ein neues Ernährungssystem ausgearbeitet und es schon ein halbes Menschenleben hindurch an sich und seiner Familie — wozu vier blühende Kinder gehören, die nie, ebensowenig wie er selber, krank waren — erprobt. Er glaubt dadurch nachgewiesen zu haben, daß der Mensch sich wesentlich billiger, als man es bisher für möglich hielt, dabei aber in gar nicht eintöniger, reizloser und unschmackhafter Weise zwar überwiegend, aber nicht völlig vegetarisch ernähren und bei höchster körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit erhalten kann, also daß selbst ein Mann nicht zu hungern braucht, der nur 30 bis 35 Pfennig täglich für Essen zu erübrigen vermag. Die dänische Regierung hat ihm, dem Doktor Hindhede, eine Subvention von 16 000 Kronen jährlich bewilligt, außerdem noch einen Betrag für Einrichtung eines modernen Ernährungslaboratoriums, damit er imstande sei, seine bis jetzt vorwiegend auf dem Wege der Praxis gewonnenen Erfahrungen durch experimentelle Untersuchungen zu stützen und zu erweitern.

Müßte es nicht als eine dankbare Aufgabe für die sozialdemo-

kratische Partei in Deutschland erscheinen, sich mit dem System dieses Mannes näher zu beschäftigen, und, wenn es ihrer Prüfung standhält, ein wenig von ihrer gewaltigen Kraft und Macht für seine Einführung und Ausbreitung in Arbeiterhaushaltungen einzusetzen? Wenn sie sich berufen fühlt, den Arbeitern einen Himmel auf Erden zu bereiten, sobald sie erst die politische Macht erobert hätte, darf man da nicht billigerweise von ihr erwarten, daß sie den Arbeiter zunächst lehrt, sich den gegebenen Verhältnissen bestmöglichst anzupassen? Ist es ihr nicht bekannt, daß es um die Wirtschaftlichkeit der deutschen Arbeiterfrauen großenteils kläglich bestellt ist, jedenfalls schlechter als um die ihrer französischen Genossinnen? Und sollte nicht eine Partei, die das deutsche Volk auf den Zukunftsstaat vorbereiten will, den Ehrgeiz haben, ihre Anhängerinnen zu leuchtenden Vorbildern auf dem Gebiete des Ernährungswesens zu erziehen?

Noch in andern Beziehungen könnte die Sozialdemokratie die Wirkungen der herrschenden Lebensmittelteuerung abschwächen. Es ist bekannt, daß der Handel, besonders der Kleinhandel, einen sehr großen Anteil an der Heraufschraubung der Lebensmittelpreise gehabt hat. Bis in die jüngste Zeit hinein konnte man in den Kreisstädten Ost- und Westpreußens, Pommerns, sogar in Teilen der Mark den Zentner Kartoffeln mit 1,80 bis 1,90 Mark kaufen. Der Zwischenhandel hatte mit Rücksicht auf die allgemeine Furcht den Preis flugs verdoppelt und verdreifacht. Zum Teil hat gewiß eine längst empfundene wirtschaftliche Nötigung den Zwischenhandel dazu getrieben, den bequemen Anlaß zu benutzen, seine Preise mehr zu erhöhen, als es die Verteuerung der Produktion allein erheischte, zum andern Teil mag er seine Machtstellung mißbraucht haben, höhere Profite zu erzielen. Soweit eine Nötigung vorlag, hat das unter dem Protektorat der Sozialdemokratie stehende Proletariat ein gut Teil schuld daran. Man braucht sich nur bei Kleinhändlern in den Arbeitervierteln unserer Großstädte ein wenig umzuhören, um überall über Kreditmißbrauch durch die Arbeiterkonsumenten klagen zu hören. Was wunder, wenn der Handel keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen läßt, sich durch Preisaufschläge für die durch Kreditmißbrauch erlittenen Verluste schadlos zu halten. Die Gewissenlosigkeit, mit der oft ganz wohlsituierte Arbeiterfamilien Kleinhändler um ihren Verdienst prellen, ist zum Teil zweifellos auf die ewige Verhätschelung des Proletariats durch die sozialdemokratische Presse zurückzuführen. Wenn diese statt dessen vor der schärfsten Kritik aller in Proletarierkreisen um sich greifenden Unsitten nicht zurückschreckte, wenn sie den Proletariern vor allem Konsumententugenden anzuerziehen wüßte, so könnte sie es dem Zwischenhandel ermöglichen, bei billigeren Preisen besser auszukommen als bei den jetzigen hohen.

Damit sind die Aktionsmöglichkeiten der Sozialdemokratie gegenüber der Teuerung noch lange nicht erschöpft. Eine der wichtigsten bezieht sich auf die innere Kolonisation. Das städtische Proletariat hat die ungeheuren Geldmittel, die es bisher angehäuft hat, größtenteils derselben Kapitalistenklasse zur Verfügung gestellt, die es ausbeutet, so unglaublich das klingt. Warum entzieht es nicht wenigstens einen Teil dieser Mittel der Disposition ihrer Unterdrücker und kauft dafür Großgüter, um,

wie Franz Oppenheimer vorschlägt, Produzentengenossenschaften selbständiger Erbpächter oder Erbbaubesitzer oder Produktivgenossenschaften verbündeter Landarbeiter darauf zu organisieren? Träger solcher Aktion könnte entweder eine aus den Mitteln des Proletariats eigens begründete Landbank nach dem Muster der nationalpolnischen Landbanken unserer Ostprovinzen sein, deren Wirksamkeit die preußische Regierung nicht einmal zu hemmen imstande ist, oder die Genossenschaften oder Gewerkschaften der städtischen Arbeiter. Nicht besser kann die Arbeiterklasse der Lebensmittelnot steuern, als indem sie sich selbst an der Lebensmittelproduktion beteiligt.

Wenn die Sozialdemokratie es fertig brächte, die Arbeiterschaft zu befähigen und zu bewegen, alles zur Besserung ihrer Lage zu tun, was sich ohne Maßnahmen der Gesetzgebung durch sie ausführen läßt, so würde sich keine Regierung behaupten können, die nicht bestrebt wäre, alle die Lebensmittelteuerung verschärfenden politischen Einrichtungen aufzuheben.

Der Glaube an die Wunderkraft der Politik ist die größte Quelle der Not des Volkes. Dieser Glaube verführt die Notleidenden zu einer Passivität, die alle Kräfte, die auf die Preisgestaltung Einfluß ausüben, unmittelbar dazu anreizt, Vorteil daraus zu ziehen. Wenn z. B. wirklich die Grenzen der Vieh-, Fleisch- und Getreideeinfuhr möglichst vollständig geöffnet würden, wer sagt denn, daß nicht der Handel um soviel mehr Profit heischen würde, als die Produzenten einbüßten? In Frankreich gibt es keine Junker und doch eine schlimmere Lebensmittelteuerung als bei uns; und im freihändlerischen England lebt genau ein Drittel der Bevölkerung in bitterster Armut, zum Teil in gräßlichstem Elend. Eine Lebensmittelteuerung gibt es seit Jahren auch in der nordamerikanischen Union, trotzdem doch der beste freihändlerische Wille keine deutsche Regierung in absehbarer Zeit in den Stand setzen könnte, dem deutschen Volke ein so weites und reiches Freihandelsgebiet zu erschließen, wie es die Vereinigten Staaten vorstellen. Das alles ist gewiß auch sozialdemokratischen Politikern bekannt, und sie reden gleichwohl dem Volk ein, daß die Not großenteils daher rühre, weil die leitenden Staatsmänner nicht die ihnen zur Verfügung stehenden Zaubermittel anwenden wollten, sie fortzuhexen. Die Augurn, die sich unsere Proletarier zu politischen Führern erkürt haben, die Leiter der sozialdemokratischen Partei, sind nicht besser als andere politische Augurn; auch ihr Wahlspruch lautet: Dem Volke muß der Glaube erhalten werden.

## DER STROHMANN VON AUGUST STRINDBERG (STOCKHOLM)

Zu den barocksten Gesellschaftsordnungen in dieser Welt der Täuschungen dürfte wohl die englische gehören. Auf dem Papier ist der Monarch beinahe Alleinherrscher, hat Veto gegen das Parlament, erklärt Krieg und Frieden, schließt Bündnisse, ernennt die Mitglieder des Oberhauses, löst das Unterhaus auf, besitzt aber auch „den ganzen Boden von

England", ist Papst von England, ernennt Bischöfe, hat allein das Recht, Festungen, Häfen, Leuchttürme zu bauen, Münzen zu prägen. Er genießt beinahe göttliche Verehrung, denn „der König kann kein Unrecht tun", ganz wie die wilden Tiere auf dem römischen Kaiserthron, die sich selber Tempel errichteten. Seine Handlungen, auch tyrannische und strafbare, können nicht gerügt werden. Ein Poeta Laureatus (Hofpoet), der zum Hofstaat gehört, mußte noch bis 1820 eine Ode zum Geburtstag eines jeden Königs dichten und seine „nationalen Siege" besingen. Die Stelle ist noch vorhanden, aber ich kenne nicht den Namen des jetzigen Tellerleckers, denn wir haben auf unsere eignen zu achten.

Einen solchen Herrscher hat das freieste Volk der Welt, einen römischen Dekadenzkaiser, der 25 Millionen Kronen jährlich zu verjubeln hat; aber dieser Monarch ist in Wirklichkeit nur ein machtloser Schatten, ein Namenstempel, ein Strohmann. Denn er hat seit 1707 sein Vetorecht nicht zu benutzen gewagt, und keiner seiner Minister würde es wagen. Er ernennt seine Minister nicht nach eigner Wahl, denn das Parlament bestimmt sie. Und „der König muß sein eignes Todesurteil unterschreiben, wenn beide Häuser es beschlossen haben", sagt der Engländer W. Bagehot. Aber das Parlament hat eine für uns eigentümliche Zusammensetzung: zwei Kammern, wo die erste Kammer beinahe ein Herrenhaus ist, mit „selbstverständlichen" Mitgliedern. Aber diese Aristokratie ist neutralisiert von einer rein demokratischen zweiten Kammer, von der die meisten Zivilbeamten ausgeschlossen sind. Das ist ein äußerst wichtiges Moment, da man weiß, wie dieser Dienerstand sich zu Herren aufgeworfen hat.

Aber auch dieses demokratische Moment in der Zusammensetzung des Unterhauses ist ein Schein: obwohl das Wahlgeld sehr niedrig ist, können nur Bemittelte gewählt werden, weil das Unterhaus keine Diäten kennt; und die Bearbeitungen zur Wahl werden auf 70000 Kronen angeschlagen. (In Frankreich soll es gegen 200000 Franken kosten, wenn man Deputierter werden will.)

Der Kampf um die Macht, um den Ehrenposten hat alle Konstitutionen so verfälscht, daß die Grundgesetze von Winkeladvokaten geschrieben zu sein scheinen, mit Schlupfwinkeln und Verdrehungen, zweideutigen Freiheitsbriefen mit Beschränkungen; ähnlich alten Maschinen, die bald stillstehen, bald rückwärts gehen, aber von solch mangelhafter Mechanik, daß sie selten vorwärts gehen. Und wenn man den Wirrwarr zu ordnen sucht, so bleibt man selber im Widerspruch stecken.

Bei einer sogenannten parlamentarischen Regierungsart fragt man sich: Wie kann ein Monarch, der Ehre und Charakter hat, sich zu einer solchen Strohmannrolle hergeben? Wie kann er sich darein finden, sein eigner Reichsmarschall zu sein, der nur fremde Gesandte empfängt, Orden austeilt, Eisenbahnen und Automobilausstellungen einweiht und Kongresse eröffnet, während Reichstag und Minister regieren und kontrasignieren.

Das sind ja die Rois Fainéants (Taugenichtse) der französischen Monarchie, als die Hofmeister (Majores Domus) das Reich lenkten.

Und die Gefahr liegt nahe, daß ein konstitutioneller Monarch seinen Vormündern (Ministern) zu entwischen sucht, um mit

Günstlingen zu regieren. Das heißt Kamarilla, und hat eben in einem andern Lande betrübende Folgen gezeitigt. Oder der Regent wird von seinen Ministern bewogen, sich der Regierung fernzuhalten, damit sie herrschen können.

„Jetzt regiere ich selbst!" sagte Karl XV. von Schweden als de Geer 1870 abging.

Aber das war auch ein Irrtum und der mannhafte, interessierte Regent wurde schließlich, auch er, ein Namenstempel. Als das Volk ihm die Pferde ausspannen und ihn heimziehen wollte, nachdem die Volksvertretung geändert war, stieg er aus dem Wagen, denn er wußte, was sie nicht wußten: daß er keinen Teil an der Ehre hatte, da er die Änderung mißbilligte.

Das Gefährlichste im System ist, daß die Minister, die verantwortlich sein, aber nicht regieren sollen, nun das Verhältnis umdrehen: sie regieren und machen den Regenten verantwortlich oder laden ihm wenigstens die Schuld auf. Und daß gewisse Vorrechte des Königs auf die Minister hinübergeglitten sind, das weiß man. Man weiß, wie an den Türen der Minister geklingelt wird, soll eine Ernennung geschehen, denn der Departementchef ernennt die meisten Beamten.

Wenn man die Norweger jetzt fragt, warum sie 1905 keine Republik geschaffen haben, so antworten sie allgemein: „Wir wagten es der fremden Mächte wegen nicht." Aber es ist nicht sicher, daß das der Hauptgrund war.

Ernst von Wolzogen teilte nach Björnsons Tode (in der „Woche") die Bestürzen erregende Neuigkeit mit, daß Björnson wirklich, nicht figürlich als König von Norwegen gedacht war, und daß er selbst auf die Stelle reflektiert haben soll. Wolzogen glaubt so lebhaft daran, daß er Betrachtungen anstellt über die eventuellen Folgen, falls die Familie Björnson in der Domkirche von Trondhjem gekrönt worden wäre. Wer Björnson näher gekannt hat, weiß nicht, was er in diesem Falle glauben soll; denn einen Lappen hatte Björnson in jeder Wäsche; alles und alle mußten seinem grenzenlosen Ehrgeiz dienen, von der Hütte bis zum Schloß. Und wenn er, der Republikaner, „sein Land verraten" hätte, so hätte er so lange leben müssen, bis er die Folgen gesehen.

„Verschenkt" ist ein furchtbarer Ausdruck in der Armee, der bedeutet: Freiheit verloren, Name verloren, eine Nummer geworden im Kronarbeiterkorps. Wenn sich eine Nation in Abhängigkeit von einer oder zwei fremden Nationen stellt, politisch oder wirtschaftlich, so hat sich die Nation „verschenkt", ist bürgerlich tot. Aber solange die Staatskunst nicht ehrlich, uninteressiert für das allgemeine Wohl getrieben, sondern „gemacht" wird, trügerisch als Geschäft oder um privaten Gewinn, kommt es dazu. Als Swedenborg den Wohlstand und das Gedeihen in Holland sah, schrieb er das der Republik zu, „die Gott mehr gefällt als Alleinherrschaft. Die Gesetze müssen gemacht sein nicht vom König, sondern von Gesetzgebern die weise sind, gottesfürchtig und rechtskundig. Und der König muß ihnen ebenso nachkommen wie seine Untertanen. . . . Nur der ist wirklich König der dem Gesetze nachkommt!"

Für „Die Zeitschrift" aus dem Manuskript übertragen von Emil Schering.

# ZUR ORIENTIERUNG ÜBER EIN WAHRSCHEINLICH KOMMENDES PROBLEM VON DR. M. UEBELHÖR

Frankreichs spanische Marokkopolitik hat derart schwere Fehler begangen, daß diese ohne den guten Willen Deutschlands nicht mehr auszulöschen sind. Von Deutschland allein hängt es ab, ob die Verhandlungen zwischen Spanien und Frankreich zu einem Spanien wie Frankreich befriedigenden Abschluß gelangen oder nicht.

Die Ansprüche Spaniens auf große Teile des nördlichen Berberlandes wurden durch drei mit Frankreich abgeschlossene Verträge anerkannt, die fernerhin bestimmten, daß beide Staaten in Marokko gemeinsam vorgehen sollten. Wie bekannt, hat sich Frankreich nicht an diese Vereinbarung gehalten, sondern ging eigenmächtig in Marokko vor. Der große Fehler der französischen Politik war aber die Zurückweisung des Verlangens Spaniens, gleichzeitig mit den deutsch-französischen auch französisch-spanische Verhandlungen zu führen. Frankreich schlug dies seinem westlichen Nachbar ab, weil es hoffte, mit diesem rasch fertig zu werden, wenn es nur erst mit Deutschland handelseinig geworden sei. Als der Marokkovertrag vom November 1911 jedoch abgeschlossen worden war und Frankreich nun von Spanien eine bedeutende Reduzierung von dessen Ansprüchen verlangte, da Frankreich ja das „Lösegeld" auch für Spanien durch die Abtretung des Kongogebiets mitbezahlt habe, erwiderte ihm Canalejas, der spanische Ministerpräsident, kühl, er habe niemanden damit beaufrfagt, in seinem Namen über Marokko zu verhandeln. Frankreich wurde grob, mußte aber rasch einen sanfteren Ton anschlagen, als es sah, daß hinter dem kleinen Spanien dessen großer Freund England stand, dem nichts an einer zu starken Festsetzung Frankreichs im atlantischen Marokko gelegen schien. Derart rächte sich auch hier die französische Politik, die sich das Recht anmaßte, ohne Rücksicht auf seinen östlichen wie seinen westlichen Nachbar über Nordafrika nach eignem Gutdünken entscheiden zu wollen.

Wichtig für Deutschland ist es aber, daß Frankreich durch das Marokkoabkommen für das ganze Berberland verantwortlich ist und also niemals die Ansprüche Spaniens, das volle Autonomie für seine Zone verlangt, befriedigen kann. Die Lösung des Problems, wie sich nun die Machtverhältnisse zwischen Frankreich und Spanien in Marokko gestalten sollen, ist unmöglich, solange Spanien nicht nachgibt oder das Marokkoabkommen für null und nichtig erklärt wird. Spanien denkt aber nicht daran, nachzugeben, und so bleibt für Frankreich kein anderer Ausweg übrig, als in den sauren Apfel einer nochmaligen Verständigung mit Deutschland zu beißen. Dieser Ausweg, den Frankreich früher oder später betreten muß, ist heute für Deutschland doppelt beachtenswert. Denn einerseits käme das Deutsche Reich mit seiner Zustimmung zur Umänderung des

Marokkoabkommens Frankreich entgegen, das hierfür einen Entgelt zu entrichten hätte, und anderseits Spanien, dem durch das Entgegenkommen Deutschlands allein seine beanspruchte volle Autonomie zugesagt werden könnte. Man wird sich hierbei erinnern, daß sowohl die Abgrenzung des Kongogebiets definitiv noch nicht erfolgt ist, und daß unsere Bestrebungen zur Erlangung des spanischen Guinea bis jetzt wenig Fortschritte gemacht haben.

# DIE ABENTEUERLICHE LEBENSGESCHICHTE EINES JÜDISCHEN PHILOSOPHEN VON DR. JAKOB FROMER

Ist es schon ein Unglück, geboren zu werden, so ist es ein doppeltes Unglück, als Jude auf die Welt zu kommen; ein dreifaches, als polnischer Jude. Das Schlimmste aber, was einem geschehen kann, ist: dem Ghetto zu entstammen. Der wird selbst um das bißchen Kindheitsfreude, das den einzigen Lichtstrahl in seinem düsteren Dasein bilden könnte, betrogen.

Salomon Maimon (geboren 1754, gestorben 1800) ist wenigstens dieses Mißgeschick erspart geblieben. In einem Litauischen Dorfe, das sein Großvater in Pacht hatte, geboren, ist es ihm in seiner frühesten Kindheit vergönnt gewesen, mit der Natur in Berührung zu kommen. Freilich, ganz ungetrübt waren auch seine Kindheitsjahre nicht. Einst war die Brücke, die zu dem Dorfe gehörte, das sein Großvater in Pacht hatte, schadhaft geworden. Die Verwaltung, die zur Ausbesserung verpflichtet war, wollte kein Geld dazu hergeben. So blieb die Brücke als Menschen- und Tierfalle unausgebessert stehen. So oft nun die benachbarten Gutsbesitzer beim Passieren dieser Brücke ins Wasser fielen, liefen sie mit ihren Knechten zum Pächter und verprügelten ihn und seine Familie erbarmungslos. So lebte man in steter Angst und flüchtete bei jedem Geräusch in die Gebüsche. Bei einem solchen Hannibal ante portas-Ruf war die ganze Familie einst bestürzt davongelaufen. „ . . . Auch die Hausmagd", erzählt Maimon, „die mich auf dem Arme trug, eilte fort. Da aber die Bedienten des angekommenen Herrn ihr nachliefen, so beschleunigte sie ihre Schritte und ließ mich aus großer Eile von den Armen fallen. Wimmernd blieb ich am Gebüsch auf der Erde liegen, bis zum Glück ein vorbeigehender Bauer mich aufhob . . ." Aber von solchen und andern unerfreulichen Erlebnissen abgesehen, war doch das Kind glücklich zu preisen, weil es die ersten Eindrücke seines Lebens nicht in den dumpfen, düsteren und schmutzigen Gassen des Ghetto empfangen hat.

Es gab auch für das Kind entzückende Momente, wie es sie im Ghetto niemals hätte erleben können. Auf der Durchreise war einst die Prinzessin Radziwill bei Salomons Eltern eingekehrt. Entzückt über die märchenhafte Pracht, die die junge, blühende Fee mit den kostbaren Gewändern und den funkelnden Juwelen entfaltete, rief das Kind: „Ach wie schön!" Da flüsterte ihm der

Vater zu: „Närrchen! In jener Welt wird die Duksel (Prinzeßchen) bei uns den Ofen heizen."

Diese glückliche Kindheitszeit währte aber nicht lange. Mit sieben Jahren wurde Salomon in die Stadt gebracht, um die Talmudschule zu besuchen. Damit zog in sein Leben der schwere Ernst ein, der ihn nie mehr verlassen sollte. Die Schilderung, die Maimon von seinen Fortschritten in den nächsten Jahren entwirft, erinnert lebhaft an den typischjüdischen Wunderknaben, wie wir ihn in dem vierzehnjährigen Josephus kennen lernen, zu dem der Hohepriester und die Vornehmsten der Stadt gekommen sein sollen, um eine gründliche Auslegung des Gesetzes von ihm zu hören, und an den zwölfjährigen Jesus, dem ähnliches nachgerühmt wird. „Mit elf Jahren", so berichtet Maimon, „war ich ein fertiger Rabbiner." In diesem Alter wurde er aber auch schon verheiratet. Die Schwiegermutter, die um den Besitz dieses „Kleinods" kraftvoll mit einem Rivalen gekämpft hatte, versprach ihm sechs Jahre Beköstigung. Es stellte sich aber später heraus, daß sie nichts hatte und nebenbei noch eine Xantippe war. So verließ der junge Ehemann schon nach einem halben Jahre seine Frau und nahm irgendwo eine Hauslehrerstelle an, um von Zeit zu Zeit seine Frau zu besuchen. Fortan entfaltet Maimon eine erstaunliche geistige Regsamkeit. Er vertieft sich in die Religionsphilosophie des Maimonides, wirft sich auf die Kabbala, sucht den Meister der damals aufkeimenden chasidischen Sekte auf, um in seine Geheimnisse einzudringen. Schließlich wird in ihm der Wunsch rege, die deutschen Wissenschaften kennen zu lernen. Er errät das deutsche Alphabet aus den den Talmudfolianten beigedruckten Kustoden, reist zu einem in der Gegend wohnenden Rabbiner, von dem er gehört hatte, daß er deutsche Bücher besäße, erhält von ihm einige deutsche medizinische Werke, entziffert und studiert sie und hält sich nunmehr für einen fertigen Arzt. Er besucht Kranke und verschreibt ihnen Rezepte, die er in den Büchern gefunden hat, um schließlich das Unsinnige seines Treibens einzusehen.

„Da meine äußeren Umstände immer schlechter wurden, weil ich mich nicht mehr zu meinen gewöhnlichen Geschäften schicken wollte und mich daher überall außer meiner Sphäre befand, ich auch von der andern Seite meine Lieblingsneigungen zum Studium der Wissenschaften in meinem Wohnorte nicht genug befriedigen konnte, so beschloß ich, mich nach Deutschland zu begeben und da Medizin, und bei dieser Gelegenheit auch andere Wissenschaften zu studieren." Mit diesen Worten leitete Maimon den Bericht über seine Reise nach Deutschland ein, die er in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre angetreten hat.

In Lumpen, mit einem struppigen Bart und einem unmöglichen Idiome kommt er nach Königsberg und wendet sich an einige jüdische junge Leute, die hier Medizin studieren. Sobald sie erfahren, daß er ihr Kollege werden will, brechen sie in ein homerisches Gelächter aus. Die Heiterkeit steigert sich noch, als er ihnen in seinem Kauderwelsch klarzumachen sucht, daß er die deutsche Sprache gründlich beherrsche und ihnen zum Beweise aus dem zufällig auf dem Tisch liegenden „Phädon" Mendelssohns eine Stelle vorliest und kommentiert. Sie verstehen kein Wort. Schließlich läßt man ihn das Gelesene ins Hebräische

übersetzen. Das gelingt ihm meisterhaft. Der Spott schlägt in Staunen um. Man rät ihm, nach Berlin zu gehen und versieht ihn mit dem Notwendigsten.

Nach einer langwierigen Fußwanderung steht er endlich wie einst Moses auf dem Berge Nebo, vor dem Kanaan seiner Sehnsucht; vor dem Rosentaler Tor. Als „Betteljude" muß er draußen im Armenhause warten, bis ihm der Vorstand der jüdischen Gemeinde die Erlaubnis erteilen wird, Berlin zu betreten. Ein orthodoxer Rabbiner horcht ihn aus und erfährt, daß er einen Freidenker, einen „Epikuros" vor sich habe. „Nachdem er also", erzählt Maimon, „meine Gesinnungen und mein Vorhaben ausgeforscht hatte, ging er in die Stadt, benachrichtigte die Ältesten der Gemeinde von meiner ketzerischen Denkungsart, indem ich den More Newochim (das religionsphilosophische Werk des Maimonides) kommentiert neu herausgeben wolle, und daß mein Vorhaben nicht sowohl sei, Medizin zu studieren und als Profession zu treiben, sondern hauptsächlich mich in Wissenschaften zu vertiefen und meine Erkenntnis zu erweitern." Natürlich wird Maimon daraufhin die Erlaubnis, Berlin zu betreten, verweigert.

Nach einem überstandenen hitzigen Fieber kehrt er um und bettelt sich bis Posen durch. Hier nimmt sich der Ober-Rabbiner, der in ihm den Talmudgelehrten verehrt, in der rührendsten Weise seiner an. Er bekleidet und verpflegt ihn aus eignen Mitteln und verschafft ihm schließlich eine angenehme Hauslehrerstelle. Das gute Leben macht Maimon übermütig. Mit der Zeit läßt er alle Vorsicht außer Acht und macht sich durch sein ketzerisches Benehmen unmöglich. Den letzten Anstoß gibt ein Hirschhorn, das am Eingange des Gemeindehauses zu Posen sich befand, und das aus irgendeinem abergläubischen Grunde niemand zu berühren wagte. Eines Tages hält Maimon den Posener Juden folgende Ansprache: „Ihr Poser Narren, die ihr glaubt, daß derjenige, der dieses Horn berühre, auf der Stelle sterben müsse; seht, ich wage es". „Diese", berichtet Maimon, „erwarteten voll Entsetzen auf der Stelle meinen Tod, da er aber nicht erfolgte, so verwandelte sich ihre Bangigkeit für mich in Haß. Sie betrachteten mich als einen, der das Heiligtum entweiht habe. Dieser Fanatismus machte bei mir das Verlangen rege, nach Berlin zu reisen und den Rest des mir anklebenden Aberglaubens durch Aufklärung zu vernichten. Ich forderte daher von meinem Herrn den Abschied."

Als zivilisierter Europäer und als Postpassagier tritt er nach einem dreijährigen Aufenthalt in Posen seine zweite Berliner Reise an. Diesmal braucht er nicht mehr vor dem Tore zu warten. Berlin steht ihm offen. Durch einen Landsmann wird er in einige jüdische Familien eingeführt. Ein wohlhabender Berliner junger Mann will bei ihm die deutsche Sprache gründlich erlernen. Als Leitfaden soll Adelungs Grammatik dienen. Da es bei Maimon noch mit dem Lesen hapert, läßt er sich von seinem Schüler den Text vorlesen, um das Gehörte nach talmudischer Art zu kommentieren. Die Not zwingt ihn, das zu tun, was er schon längst hätte tun sollen: sich an Moses Mendelssohn zu wenden. Dazu bietet sich ihm eine günstige Gelegenheit. Er hatte zufällig Wolffs Metaphysik für einige Groschen erstanden. Sofort schreibt er eine hebräische Disputation über dieses Buch und schickt sie an Mendelssohn. Dieser findet die Angriffe, die Maimon in seinem Aufsatze

gegen Wolff vorgebracht hat, begründet, läßt Maimon zu sich kommen, sagt ihm viel Schmeichelhaftes und empfiehlt ihn an seine Freunde. Man sieht sich nun nach einer passenden Beschäftigung für Maimon um, und er wird zu einem Apotheker in die Lehre geschickt. Nach einer dreijährigen Lehrzeit wird er mit dem Zeugnis entlassen, das ungefähr gelautet haben mag: Du bist ein ausgelernter Kommis, taugst aber nicht für mich. Er hat, wie er selbst berichtet, der Apothekerkunst nur ein theoretisches Interesse entgegengebracht.

Zu diesem Fiasko kommen noch andere Momente hinzu, die auf Maimons Gönner verstimmend wirken. Maimon hatte sich jungen Leuten zugesellt, die ihm „Berlin bei Nacht" zeigten. Diesen neuen Entdeckungen brachte Maimon mehr als ein theoretisches Interesse entgegen. Auch in seinen Äußerungen über Religion und Philosophie wich er allzuhäufig von der wohlanständigen Linie ab. Mendelssohn machte ihm schließlich klar, daß er ihn in Berlin nicht länger halten könne.

In Amsterdam, wohin er sich von Berlin begibt, findet er durch Mendelssohns Empfehlungen eine gute Aufnahme. Aber er verdirbt sich alles durch sein unkluges offenes Wesen. „Er wurde am Ende auch so verketzert", berichtet Wolff, „daß ihn der Pöbel der dortigen Juden auf öffentlicher Straße mit Steinen warf". Unzufrieden mit sich und an der Zukunft verzweifelnd, beschließt er, sich zu ertränken. Als er aber ins Wasser springen will, versagen ihm die Beine. So steht er eine Weile über das Wasser gebeugt; im Kopfe der Kulturmensch, in den Beinen der Ghettojude. Schließlich wird er sich über das Komische der Situation bewußt und gibt nun alle Selbstmordgedanken auf.

Er reist nach Hamburg und gerät hier in die bitterste Not. Er glaubt seine Lage verbessern zu können, wenn er zum Christentum übertreten würde, kann sich aber nicht dazu verstehen, sich zu den christlichen Dogmen zu bekennen. Er schickt an einen evangelischen Geistlichen einen Brief, worin er die Sachlage offen und ehrlich schildert und fragt, ob er unter solchen Umständen die Taufe erhalten könne. Natürlich bekommt er einen ablehnenden Bescheid. Schließlich findet er einen Gönner, der ihm Zutritt zu einem Gymnasium in Altona verschafft und für seinen Unterhalt sorgt. Nach zwei Jahren verläßt Maimon das Gymnasium mit einem Zeugnis folgenden Inhalts: „Seine Talente, überhaupt zur Erlernung alles Schönen, Guten und Nützlichen, vorzüglich solcher Wissenschaften, welche starke Anstrengung der Geisteskräfte, abstraktes und tiefes Denken erfordern, sind, ich möchte beinahe sagen, außerordentlich. Jedes Wissen, was den meisten Aufwand von eigner Tätigkeit fordert, ist ihm das angenehmste und Beschäftigung der Denkkräfte scheint sein größtes, wo nicht einziges Vergnügen zu sein. Sein liebstes Studium ist bisher Philosophie und Mathematik gewesen, worin er Fortschritte zu meinem Erstaunen gemacht hat."

Nun eilt er nach Berlin und verlangt von seinen Gönnern, ihm auf dieses Zeugnis hin eine passende Beschäftigung zu verschaffen. Diese wollen oder können nichts für ihn tun. Er geht nach Breslau, gewinnt durch einen philosophischen Brief die Protektion Garves, bekommt Stipendien, erteilt Unterricht in allen möglichen Fächern, studiert Medizin, — natürlich wiederum nur

rein theoretisch. So vergehen viele Jahre und er ist noch immer keinen Schritt vorwärts gekommen.

Inzwischen sucht ihn seine Frau mit einem zwanzigjährigen Sohne auf und verlangt die Scheidung. Maimon weigert sich. Vor dem jüdischen Gerichte liest ihm der Rabbiner einen Paragraphen aus dem Schulchan Aruch vor, der lautet: „Ein Vagabund, der seine Frau auf viele Jahre verläßt, ihr nicht schreibt, und kein Geld schickt, soll, wenn er aufgefunden wird, zur Ehescheidung gerichtlich gezwungen werden". So kommt es schließlich zur Scheidung.

Wieder taucht Maimon in Berlin auf. Aber die Chancen sind jetzt womöglich noch ungünstiger wie früher. Mendelssohn war inzwischen gestorben. Ein Berliner Gönner, auf dessen Rat und Tat er sehr gerechnet hat, empfängt ihn im Korridor und macht ihm, ehe er noch zu Worte kommen kann, bittere Vorwürfe, daß er von Breslau weggegangen sei. „Als ich", erzählt Maimon seinem Biographen Wolff, „ihm darüber etwas sagen wollte, so fiel er aufgebracht mir ins Wort: „Euch Leuten ist nicht zu helfen, ihr wollt nicht hören, wollt nur immer eurem eignen Kopf folgen" — ging hinein und ließ mich stehen.

Um diese Zeit war Kants „Kritik der reinen Vernunft" erschienen. Maimon schreibt eine Abhandlung über dieses Buch und läßt es durch Markus Herz an Kant schicken. Dieser antwortet: . . . „Ich war schon halb entschlossen, das Manuskript sofort mit der vorerwähnten, so gegründeten Entschuldigung zurückzuschicken. Allein ein Blick, den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüglichkeit desselben zu erkennen, und daß nicht allein niemand von meinen Gegnern mich und die Hauptfragen so wohl verstanden, sondern daß auch nur wenige zu den gleichen tiefen Untersuchungen soviel Scharfsinn besitzen möchten, als Herr Maimon, und dieses bewegt mich" usw.

Dieses Schreiben bedeutet für Maimon den größten Triumph. Man war gewöhnt, diesen verrückten Polacken, so oft er sich ein Urteil über irgendeine anerkannte Autorität erlaubt hatte, zurechtzuweisen: „Das verstehen Sie nicht!" Diesen Menschen hat nun Kant für einen der Wenigen erklärt, die imstande wären, ihn zu verstehen! Auf den Kantischen Brief hin bekommt Maimon bald einen Verleger für seinen umfangreichen „Versuch einer Transzendental-Philosophie" und für das erste Stück eines großzügig angelegten philosophischen Wörterbuches. Angesehene Zeitschriften, wie die „Berlinische Monatsschrift", „Das Journal für Aufklärung", „Berlinisches Archiv der Zeit" u. a. drucken Beiträge von ihm ab. Nun holt Maimon zum Hauptschlag aus. Er schreibt seine Lebensgeschichte nieder und Karl Philipp Moritz gibt sie heraus. Seine Erlebnisse erregen ungeheures Aufsehen. Die Kunde von dem jüdisch-polnischen Faust dringt nach Weimar und Jena. Goethe erkundigt sich lebhaft nach ihm und wünscht, ihn in seinem Zirkel zu sehen. Auch Schiller bekundet ein großes Interesses für ihn. Die Kantgemeinde räumte ihm einen ehrenvollen Platz in ihrer Mitte ein. Maimon durfte jetzt auf eine wegwerfende Bemerkung, daß seine Lebensgeschichte doch nicht viel taugen könne, weil sie auf der Bierbank geschrieben sei, antworten: „Dafür wird sie in Kabinetten gelesen."

Aber trotz aller Erfolge war doch Maimons Lage in Berlin

 unhaltbar. Das kam hauptsächlich daher, weil er sich nicht dazu hatte entschließen können, einen praktischen Beruf zu erlernen.

Maimon teilt in seiner Lebensgeschichte die Juden seines Heimatlandes in drei Klassen ein: in eine arbeitsame ungelehrte, in eine gelehrte, die von ihrer Gelehrsamkeit „Profession macht", und in eine gelehrte, die sich bloß der Gelehrsamkeit widmet, „ohne sich mit irgendeinem Erwerbsmittel abzugeben, sondern von der arbeitsamen Klasse erhalten wird." Maimon gehörte in seiner Heimat zur dritten Klasse. Im Hause seiner Eltern, bei seiner Schwiegermutter und als „Belfer", wie noch jetzt drüben der jüdische Hauslehrer genannt wird, blieb er stets der „heilige Müßiggänger", der Theoretiker. So kam er nach Preußen.

Vielleicht hätte er sich hier zu einem praktischen Menschen umgebildet, wenn er etwa eine Generation früher in das durchaus utilitarische Preußen Friedrich Wilhelm I. gekommen wäre. Maimon fand aber bei seinem Eintritt in dieses Land Verhältnisse vor, die ihn in seiner kontemplativen Natur nur noch bestärken mußten.

Friedrich der Große hatte sich, nachdem er sich von seinen Feinden Ruhe verschafft hatte, ganz dem Kultus des Gedankens gewidmet und mit einem Stabe von Weisheits- und Schönheitspriestern umgeben. Dem Beispiel des Königs ahmte der Hof und — was nicht ausbleiben konnte — auch das Bürgertum nach. Es gehörte jetzt zum guten Ton, über Philosophie und schöngeistige Literatur zu sprechen. Familien, die etwas auf ihren Ruf gaben, verschafften sich Lehrer und ließen ihren Kindern eine dem herrschenden Geschmacke entsprechende Bildung angedeihen. Die Erwachsenen versammelten sich, so oft es ihnen die Geschäfte erlaubten, in Zirkeln und Konventikeln und unterhielten sich über Leibnitz, Wolff, über Shaftesburg, Locke und Hume, über Molière, Corneille und Racine. Gab es bisher in Preußen nur einen Adel, die Geburtsaristokratie, so erhob sich jetzt durch das Beispiel und die Protektion des Königs ein neuer Adel, die Geistesaristokratie. Zu diesem Adel konnte jeder, ohne Unterschied der Geburt, des Standes, der Konfession und Nationalität, durch Begabung und Fleiß sich emporschwingen.

In der Zeit dieses Bildungstaumels tauchte Maimon in Berlin auf. Er fand hier im Grunde dieselben Verhältnisse vor, die er verlassen hatte. Wie bei ihm zu Hause, wurde auch hier das „zwecklose Lernen" verehrt und geliebt, mit dem einzigen Unterschied, daß hier statt des Talmuds Plato, Aristoteles, Wolff, Leibnitz und Kant studiert wurden. Auch die gelehrte Klasse, die sich bloß der Gelehrsamkeit widmete, ohne sich um irgendeinen Erwerb zu kümmern, fand er unter den Männern, die sich in dem jüdischen Sanssouci in der Spandauer Straße um Mendelssohn gescharrt hatten, in nicht geringer Anzahl vor. In diesem Milieu fehlten also alle Bedingungen, die Maimon hätten anregen können, sich einem praktischen Berufe zu widmen.

Aber Maimon hätte sich in Berlin auch ohne einen festen Beruf halten können, wenn er es wenigstens verstanden hätte, sich den herrschenden Verhältnissen anzupassen. Allein er war eine jener problematischen Naturen, von denen Goethe sagt, daß sie keiner Lage gewachsen seien, in der sie sich befänden, und denen

keine genug tue, und daß daraus der ungeheure Widerstreit entstände der das Leben ohne Genuß verzehre.

Wie wenig es Maimon vermocht hat, sich den Menschen und Verhältnissen, unter denen er viele Jahre in Deutschland gelebt hat, anzupassen, bezeugen zahlreiche Anekdoten, die in Berlin über ihn umliefen.

In ruhiger Unterredung vermochte er das Deutsche noch leidlich zu sprechen. Sobald er aber lebhaft wurde — und das geschah fast in jeder Unterhaltung —, verfiel er in seinen unverfälschten jüdischen Jargon, den er mit den gewagtesten Bewegungen und dem üblichen talmudischen Singsang begleitete. In einer Diskussion, die Maimon einst in später Nacht auf der Straße mit einem Freunde führte, war das Wort „Harmonie" gefallen. In der Hitze des Gefechts schrie nun Maimon im reinsten Jüdisch laut in die Nacht hinaus: „Harmonie, Harmonie! Was heißt Harmonie?" Da ertönte aus dem Hintergrunde die Stimme des Nachtwächters: „Harmonie, Harmonie! Will der Jude wohl bei nachtschlafender Zeit ins Teufels Namen das Maul halten?" Wie mit der Sprache, konnte er sich auch mit den Sitten und Gebräuchen seines neuen Heimatlandes schwer befreunden. Er vermochte es nicht, den Menschen etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Selbst jemanden mit seinem Titel anzureden, war ihm zuwider. „Den Hut zu ziehen", berichtet Wolff, „war ihm unausstehlich. Denn, sagte er, ich weiß nicht, wovon die Sitte, beim Kompliment den Hut zu ziehen, herzuleiten ist."

Wurde ihm etwas vorgelesen, was ihm nicht gefiel, geriet er außer sich vor Wut und schrie: „Unsinn! Dummes, verworrenes und tolles Zeug ist es!"

Bei einer Tischgesellschaft, zu der er geladen war, war die Rede auf die Galanterie gekommen. Da brachte es Maimon fertig, der Dame des Hauses ins Gesicht zu sagen, daß es ein Mißbrauch sei, der sich von den Franzosen herschreibe, zu glauben, daß man den Frauenzimmern Hochachtung schuldig sei, daß sie vielmehr unser Mitleid verdienten.

In einer Beziehung scheint sich Maimon akklimatisiert zu haben: er war ein leidenschaftlicher Biertrinker geworden. Wenn er früh aufstand, befühlte er sich den Puls, auf den er sich von der Zeit her, da er in seiner Heimat die Arzneikunst ausgeübt hatte, gründlich zu verstehen glaubte und stellte die Diagnose, welche Biersorte heute seiner Gesundheit zuträglich sein dürfte: Heimisches, Kottbuser oder Englisches. Dabei verschmähte er aber auch nicht andere Getränke, besonders den ihm von seiner frühesten Jugend lieb gewordenen Branntwein. Durch seinen fleißigen Besuch von Schnapsdestillen geriet er nicht selten in arge Unannehmlichkeiten. „Einst", erzählt sein Freund Wolff, „ging Maimon in einen Laden, um ein Glas Branntwein zu trinken. Er fand dort einige, die schon ihre volle Ladung hatten; der eine griff in seine Tasche, brachte eine Münzsorte heraus und sagte zu Maimon: „Jude, sage mir doch, was ist das Stück Geld wert?" — „Das weiß ich so wenig als er", antwortete Maimon. „Hundsfott, wie kannst du mich „er" heißen?" Hier nahm der Wirt, der Maimon kannte, das Wort und versicherte, daß Maimon etwas anderes als ein Hundsfott wäre. Maimon entfernte sich und

hörte beim Weggehen, daß einer sagte: „Das sieht der Teufel dem Kerl nicht an."

Auch in seiner Denk- und Betrachtungsweise scheint Maimon in Deutschland nichts gelernt und nichts vergessen zu haben. So sehr man auch den ungeheuren Scharfsinn und die seltene Tiefe seiner philosophischen Schriften hochachten und bewundern muß, so ist es doch jedem, der an ein geordnetes Denken und an eine klare Diktion gewöhnt ist, beinahe unmöglich, ihnen zu folgen. Fast alles an ihnen ist talmudisch: die Haarspalterei, die planlose Schichtung der Materie und die Unbeholfenheit des Stils. Anderseits ist es sehr charakteristisch, daß Maimon da, wo er nicht „lernt", sondern — wie in seiner Lebensgeschichte geschieht — harmlos plaudert, äußerst fesselnd zu werden vermag.

Noch ein anderer spezifischer Zug macht sich bei Maimon stark bemerkbar: die Verachtung aller Menschen und Dinge, die außerhalb der talmudischen Sphäre liegen. Für Maimon steht es fest, daß er mit einem Blick mehr zu sehen vermag, als alle Menschen, die sich nie mit dem Talmud befaßt haben. Wen er auch immer in die Hand bekommt, Wolff, Leibnitz oder Kant, der wird sofort kritisch zersetzt. Er unternimmt es, ein Wörterbuch zu schreiben, worin er nachweisen will, daß alle Philosophen seit Erschaffung der Welt im Grunde dasselbe gesagt haben und sich nur durch ihre undeutliche Ausdrucksweise unterscheiden. Er überreicht der Berliner Akademie der Wissenschaften die Ankündigung einer allgemeinen Revision der Wissenschaften, worin er sämtliche Wissensdisziplin organisch zu gliedern unternimmt. Kein Zweifel, daß er in diesen und ähnlichen Versuchen eine geniale Kraft verrät. Aber ihm fehlt der Blick für die Distanz und die Fähigkeit, das Objekt richtig abzuschätzen. Aber schließlich sind ja die Dinge an sich weder wahr noch falsch; weder gut noch schlecht; weder schön noch häßlich; erst die Divergenz zwischen dem Sein und dem Schein macht sie dazu. Gewiß, Salomon Maimon war, trotz seines langjährigen Aufenthalts in Deutschland, ein Barbar geblieben. Aber das blieb er mit einer von rührender Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit zeugenden Konsequenz. An ihm war nichts Falsches, nichts Verlogenes. Er dachte, wie er empfand und sprach, und handelte, wie er dachte. Eine solche Natur mußte, so unästhetisch sie auch erscheinen mochte, auf tiefer denkende Menschen eine starke Anziehungskraft ausüben. So ist es begreiflich, daß Maimon in Deutschland überall, wo er auftauchte, Menschen fand, die ihn verehrten und liebten, wie noch jetzt im polnischen Ghetto der „gute Jude", der Wunderrabbi verehrt und geliebt wird.

Zum Unglück aber waren seine Verehrer und Freunde arm und einflußlos; die besser situierten Kreise aber hatten für einen Maimon nicht viel übrig. So war seine Lage trotz aller Erfolge in Berlin unhaltbar geworden.

Da geschah das Wunderbare.

Graf Adolph Kalckreuth war schon lange auf Maimon aufmerksam geworden und suchte seine Bekanntschaft. Die wiederholten Einladungen wurden aber von Maimon ignoriert. Als die Freunde in ihn drangen, den Grafen doch zu besuchen, lud er seinen Hund Belline und einen Landsmann, den er von der Straße aufgelesen hatte und bei sich hausen ließ, auf einen Wagen und fuhr in dieser

Gesellschaft zum Grafen, der sich damals gerade auf seiner Villa unweit Berlins aufhielt. Der Graf riet ihm nun, zu ihm zu ziehen. Maimon überwand durch das offenherzige und liebenswürdige Benehmen, das der Graf ihm entgegenbrachte, seine Scheu und willigte ein. Der Graf behielt ihn eine Zeitlang auf seiner Villa und nahm ihn auf sein Gut nach Groß-Siegersdorf bei Glogau mit.

Maimon war nicht leicht zu behandeln. Schon einige Tage nach seinem Einzuge in die Villa gab es Krach. „Die erste Zeit", erzählt Wolff, „als er beim Grafen wohnte, hatte er noch keinen Hausschlüssel. Er genierte sich dem ungeachtet nicht im mindesten, und fand er das Haus verschlossen, so schellte er, bis ihm aufgemacht wurde. So kam er einst etwas spät und fand das Haus verschlossen; es war ein sehr stürmisches Wetter, und als man auf sein wiederholtes Klingeln nicht sogleich hörte, so nahm er seinen ziemlich starken Rohrstock mit zur Hilfe und wechselte mit Schellen, Pochen und Fluchen ab. Der Herr Legationsrat B., welcher auf gleicher Erde in dem Hause wohnte, wurde davon aufgeweckt, öffnete das Fenster und fragte: „Wer ist denn da?" — „Ich, ich bin es!" — „Wer ist denn der Ich?" — „I, Maimon!" antwortete unser Philosoph aufgebracht. — „Sie ziehen an der unrechten Glocke!" — „I, Schwerenot, unrechte Glocke! Was heißt unrechte Glocke" . . . Der Herr Legationsrat B. mußte Anstalt treffen, daß Maimon hineingelassen wurde. Den folgenden Morgen schrieb der Herr Legationsrat B. wegen dieses Vorfalles ein sehr witziges Billett. Der Graf ließ Maimon zu sich rufen und las ihm unter herzlichem Lachen jenes Billett vor, dessen Inhalt mir Maimon so ungefähr erzählte: „Ihr Hausphilosoph . . . . . kam gestern abend etwas spät nach Hause und schien finsterer und stürmischer noch zu sein, als das Wetter selbst, und als er die Türe verschlossen fand, so schellte er an meiner Glocke und pochte ebenso heftig, wie es die Herren mit ihrem kategorischen Imperativ gewohnt sind. Es war aber nicht alles, was er sagte und bewies, transzendental. Ich vernahm viel Sinnliches, mitunter begleitet von einer guten Portion Schwerenoten; ich weiß nicht, ob a priori oder a posteriori. Zugleich wollte er durchaus den Unterschied der Glocken nicht anerkennen. War mir meine Ruhe lieb, so mußte ich schon Anstalt treffen, ihn hereinzulassen." Maimon bekam hierauf einen Hausschlüssel und konnte nun ganz nach seiner Bequemlichkeit zum Hause herein."

Auf dem Gute lebte er in fortwährendem Kriege mitder Dienerschaft, die sein Zimmer aufräumen und ausfegen wollte. In der Unterhaltung, die er bei Tisch mit dem Grafen führte, wurde er häufig derart lebhaft, daß die Leute erschreckt herbeiliefen.

Aber der Graf besaß doch mehr Kultur und Geduld, als die auf ihre Bildungsfreundlichkeit und Wohltätigkeit pochenden Berliner Kreise. Maimon durfte sich im Hause des Grafen ganz nach Belieben bewegen. „Es war ihm", so erzählt Wolff, „ganz freigestellt, ob er mittags beim Grafen speisen wollte oder nicht; gewöhnlich ließ ihn der Graf des Morgens darüber fragen und bloß nach Willkür oder Laune nahm Maimon die Einladung an oder schlug sie aus. Des Grafen sehr vortreffliche Bibliothek stand ihm stets zu Gebote und er ließ sie auch nicht unbenützt."

Fünf Jahre lang war es Maimon vergönnt, in dem Hause dieses hochherzigen Mannes sorgenlos und ungestört an seiner

 geistigen Fortbildung zu arbeiten. Im November des Jahres 1800 wurde Maimon krank. Ein evangelischer Pastor aus der Nachbarschaft, der ihm bekannt war, suchte ihn auf und fand seinen Zustand hoffnungslos.

„Es war mir", berichtete der Pastor, „aus psychologischer Hinsicht interessant, ihn in dieser Situation zu bemerken, ob er auf diesem gefährlichen Posten seinen Grundsätzen treu bleiben würde. Ich fing daher, als ich an sein Bett trat, mit Fleiß so an, daß das folgende Gespräch, welches ich wörtlich niederschreibe, sich entspann:

Ich: „Ich finde Sie heute sehr schlecht, lieber Maimon."

Er: „Es wird wohl besser werden."

Ich: „Ich finde Sie so schlecht, daß ich an Ihrem Aufkommen zweifle."

Er: „Was ist's weiter, wenn ich tot bin, bin ich weg."

Ich: „Das können Sie sagen, lieber Freund? Wie?" (Ich sagte dies mit voller Innigkeit) „Ihr Geist, der sich bei den ungünstigen Umständen emporschwang, der so schöne Blüten und Früchte trug, dieser Geist sollte mit der elenden Hülle, mit der Sie sich jetzt bekleidet sehen, in den Staub getreten werden? Sie sollten es in diesem Augenblick nicht fühlen, daß etwas in Ihnen ist, was nicht Körper — nicht Materie — nicht den Bedingungen des Raumes und der Zeit unterworfen ist?"

Er: „Ach, das sind schöne Träume und Hoffnungen."

Ich: (ihm schnell einfallend) „Die gewiß in Erfüllung gehen werden. Sie behaupteten neulich" (fing ich nach einer kleinen Pause an), daß wir es hier nur zur Legalität bringen könnten; dies angenommen, vielleicht gehen Sie nun bald in einen Zustand über, wo Sie die Stufe der Moralität ersteigen werden, da Sie und wir alle Anlagen dazu haben. Und wie? Sollten Sie es jetzt nicht wünschen, in die Gesellschaft des so sehr von Ihnen geehrten Mendelssohn zu kommen." (Ich gab mit Fleiß meinem Gespräche diese Wendung, um auch diese Seite seines Herzens zu berühren.)

Er: (nach einer Weile) „Ach! Ich bin ein toller Mensch gewesen, unter den Tollsten der Tollste — und wie sehr wünschte ich das anders."

Ich: „Diese Äußerung ist mir ein Beweis, daß Sie mit Ihrem Unglauben noch nicht ganz in die Richtigkeit sind. Nein," (ich nahm ihn bei der Hand), „Sie werden nicht ganz sterben, Ihr Geist wird gewiß fortdauern."

Er: „Glauben und hoffen kann ich viel, aber was hilft uns das."

Ich: „Es hilft uns zur Ruhe."

Er: „Ich bin ruhig", — sagte er ganz erschöpft.

Als man ihn zu Grabe trug, liefen die Gassenjungen der Glogauer Judenschaft hinter dem Sarge her und bewarfen ihn mit Steinen. Maimon wurde als Ketzer in einem Winkel außerhalb des jüdischen Friedhofes verscharrt.

So endete der jüdisch-polnische Ikarus.

# REMBRANDTS CHARAKTER VON EMILE VERHAEREN (BRÜSSEL)

Der letzte Wesensgrund von Rembrandts Charakter ist ein unbewußter, aber ungeheurer Egoismus. Alle ganz bedeutenden Menschen sind derart veranlagt. Sie leben ausschließlich für ihre Kunst und ihre Kunst ist nichts anderes als sie selbst. Sie handeln immer aus reinen Motiven, ohne sich des Erstaunens bewußt zu werden, das sie hervorrufen. Sie täuschen oft die Betrachter durch ihre freundlichen und manchmal bewunderungswerten Gebärden, sie sind groß und von erhabenem Ernste im Unglück, aber alle ihre Handlungen, so prachtvoll sie auch sein mögen, sind ausschließlich Betätigungen ihres inneren Stolzes. Ihr Tugendbegriff oder vielmehr das völlige Fehlen von morschen Massen, entsteht ausschließlich aus ihrer überlegenen Gleichgültigkeit gegen alles andere außerhalb ihrer selbst. Sie erheben sich zu einem höheren Lebensbegriff, wo das Gute und das Böse weder aus Bemühung noch durch Schwäche zu erklären sind. Die geistig Hervorragendsten von ihnen lächeln der Menschheit freundlich zu, bemitleiden sie, versuchen sie zu trösten, haben Erstaunen für all dies Unglück, das nie aber an ihr eignes Selbst heranreicht, sie nehmen Glück entgegen ohne davon berührt zu werden und leben so durch die Tage und Jahre hin, gleichsam unberührbar von all dem, was die menschliche Rasse sonst bewegt.

Rembrandt ist ein Schüchterner. Eines seiner ersten Bilder, das Knabenporträt aus der Sammlung Pierpont Morgan, zeigt ihn in einer aufmerksamen Haltung mit gleichsam verborgenen Gebärden, sanften Antlitzes und verinnerlichten Blicks. Hier tut sich eine Türe in seine eigne Natur auf und die große Innigkeit dieses Menschen wird klar.

Und dieser Schüchterne ist gleichzeitig kindisch knabenhaft. Er bleibt es in allen Wechselfällen seines Lebens bis zum Tode. Er hat eine naive Liebe für sich selbst. Ob es ihm gut geht oder schlecht, in Freude oder Trauer, immer bildet er liebkosend seine eignen Züge, seine Geste und seine Kleidung nach. Wie ein Kind vor dem Spiegel freut er sich, sein Lachen, seine Tränen, seine Grimasse zu betrachten. Er malt sie immer so, wie er sie sieht, ohne nur daran zu denken, daß er Angst haben sollte, damit lächerlich zu werden. Er findet alles, was er tut, für recht und will, daß mans wisse und sehe. Er gestattet nicht, daß man Interesse dem verweigere, was ihn beschäftigt. Seine Freude schäumt über bis zur Herausforderung, sie kennt keine Zurückhaltung, keine Scham. Und diese maßlose Selbstliebe erstreckt sich bei ihm auch auf die, die an seiner Seite leben. Die Seinen, das ist ja nochmals er selbst und für sein Empfinden leben sie ja nur in seinem Leben. Sind sie schön, so empfindet er Stolz, als ob ers selber wäre. Sein Vater, seine Mutter, sein Bruder, seine Schwester, seine Frau, seine Kinder seine Magd, seine Freunde, er malt sie alle mit derselben Freude, wie sich selbst. Er beleuchtet sie mit seinem Glanz, sie leben gemeinsam mit ihm, sie dienen seinem Glück, durch ihn werden sie ihrer eignen Existenz entrissen und emporgetragen, ganz empor in seinen Traum.

Aber — es ist ein merkwürdiges Phänomen — sobald eines dieser Wesen, die durch seinen naiven und wundervollen Egoismus von ihm aufgesaugt wurden, sich von ihm lösen, erscheint ihm ihr Verlust durchaus nicht so tief und schmerzlich fühlbar, als man es vermuten möchte. Als Saskia, die er so sehr liebte, starb, tröstet sich Rembrandt verhältnismäßig schnell. Es genügte, daß eine andere Frau, irgendeine einfache Magd, die seine Phantasie beschäftigte, sein Leben kreuzte, um den Schmerz verstummen zu machen, um die Lücke, die der Tod in seinen Lebenstraum gerissen hatte, wieder auszufüllen.

Und ebenso, wenn er, ohne die Arbeit auch nur für einen Augenblick zu unterbrechen, seinen Untergang ertrug, so war es, weil die Meinung der Welt ihn zwar aufreizen, nicht aber vernichten konnte. Solange er selber nicht getroffen ist, war noch nichts verloren. Im tiefsten Grunde seines Lebens blieb die Illusion, die Phantasie immer Herrscherin. Sie war für ihn der ewige Jungbrunnen, gleichzeitig seine Kunst und sein Leben, sie erklärt gleicherweise seinen Charakter und seine Malerei. Ich möchte ihn gerne darstellen, wie er nur dank ihr allein handelt und schafft, denn nur sie allein beleuchtet seine offenkundigen Widersprüche, sein Lachen über den noch kaum getrockneten Tränen, seine Niedergeschlagenheit, die sofort wieder neuem Kraftgefühl weicht, seine immer wieder erneuten Formen der Liebe, sein leichtes Vergessen, sein Geringschätzen und Verachten, seine großen Taten und seine Torheiten. Alle diese Antithesen weiß er in ein einziges Bündel zu flechten, weil er es mit den goldnen Bändern dieser einzigen, ihn ganz beherrschenden Phantasie verschnürt, um es dann aufrecht durch sein Leben zu tragen. Er scheint vielfältig und widerspruchsvoll, in Wahrheit aber ist er logisch, ohne es selber zu wollen.

Die Reinheit, die Naivität, dieses Geschenk der Kindheit, das er unverstümmelt bewahrte, panzerten ihn gegen die Menschen und gegen die Dinge. Die Gleichgültigkeit und jener brennende Egoismus, der in ihm bis zum letzten Tage wie ein Fest mit tausend Feuern glühte, sicherten ihm den Sieg, selbst dann, wenn er unterlag. Ein solcher Charakter war unbedingt vonnöten für seine Arbeit, für seine geistige Welt. Wäre er nicht dieser Art gewappnet gewesen, so wäre sein Werk auf halber Höhe unterbrochen worden und ermangelte jenes erhabenen Gipfels, mit dem es sein Alter so herrlich gekrönt hat.

---

Seit 1. September 1911 hat „Die Zeitschrift“ in Holland und den holländischen Kolonien in „Het Tijdschrift“ ein Schwesterblatt bekommen. „Het Tijdschrift“ wird herausgegeben von Herrn E. F. E. Douwes Dekker, einem Neffen Multatulis. Das Blatt wird in Batavia gedruckt, hat dasselbe äußere Gewand wie „Die Zeitschrift“, gelben Umschlag, längliche Form und dieselbe Anordnung des Satzspiegels. Der Umfang jedes Heftes beträgt gleichfalls 32 Seiten. Der Inhalt richtet sich nach dem Inhalt der „Zeitschrift“. Herr Douwes Dekker kam in Deutschland durch den Erfolg der „Zeitschrift“ auf die Idee einer für Holland erscheinenden Schwesterzeitschrift und hat hoffentlich viel Glück damit. „Het Tijdschrift“ macht für Deutschland, für deutschen Handel und deutsche Geisteswelt in Holland und im holländischen Osten eine schätzenswerte Propaganda.

---

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 10 17. FEBRUAR 1912

# BALLIN — DER DIKTATOR

Wir stehen heute vor einem ernsten Problem. Es ist wieder ein Mann von genialer Tatkraft und Bedeutung bis zu einer Größe gediehen, die vielleicht ihm selbst und andern gefährlich wird, weil sie ihm nicht mehr gestattet, mit Männern neben sich zu paktieren und zu regieren. Konstitutionelle Schranken sind ihm unerträglich geworden. Er allein ist der Herr. Er regiert den Aufsichtsrat. Er allein lenkt die Maschinen. Er allein hat alle Fäden in der Hand. Neben ihm steht niemand. Unter ihm ist keiner, der genügend Einblick hat. Heute geht noch alles in bester Ordnung, weil derjenige, dem die Gesellschaft ihren größten Aufschwung verdankt, der jede Kleinigkeit kennt, noch an der Spitze steht. — Wie aber, wenn er morgen stirbt? Wer ersetzt ihn? Wo sind die Leute, die in alle Geheimnisse eingeweiht sind und fähig, die Geheimnisse auszunutzen? Wo ist der Thronfolger, der ihm nachfolgt, wenn er müde wird und sich zur Ruhe setzen will? Wer hütet die Gesellschaft vor dem Schicksal, sich ihm unterwerfen zu müssen und seine Bedingungen zu akzeptieren, wenn es darauf ankommt, nur zum Scheine, nur auf ein paar Stunden zurückzutreten? Und wo sind die Gründe, die diesen Zustand erklären, diesen Zustand einer absoluten Monarchie, wie er in der Politik überall bedroht wird und der nun bei der Hamburg-Amerika-Linie von Jahr zu Jahr sich mehr gefestigt hat? Stimmt es oder stimmt es nicht? Wer spricht von der Hapag, ohne an Ballin zu denken. Was gilt sie ohne ihn. Als Bismarck abtrat, war ein Stab von Diplomaten vorhanden, der gerade in seiner harten Schule erzogen war, während heute bei der Hapag, man darf das kühne Beispiel ruhig aussprechen, das Gegenteil der Fall ist. Viel mehr als unter Bismarck ist hier alles auf einen Mann, auf einen Lenker gestellt, der wie jeder Sterbliche eines Tages gezwungen sein wird, zurückzutreten und die Geschäfte abzugeben. Er ist ein alternder Mann und hält keinen Nachfolger bereit. Die Hamburg-Amerika-Linie gehört zu den

 Zweihundertmillionen-Unternehmungen und Deutschland ist an ihrem Bestehen, Vergehen, Stillstand oder Fortschritt mehr interessiert, als an manchem Raubritterstaat, über den eine journalistische Pythia sich Leitartikel abzuringen sucht. Nun also, wer ist Ballin und was gibt es mit ihm? — Einen Augenblick, und meine Leser sollen einen Einblick erhalten in geschäftliche Diplomatie, kühne Wagestücke, raffinierte Schachzüge und glänzende Taten, die ans Grandiose streifen. Und es werden Vergleiche mit Usurpatoren der Politik aufsteigen, die aus dem Nichts herauswuchsen, alles auf sich selber stellten und schließlich stürzten, weniger, weil sie Versehen begingen, als weil sie unvorsichtigerweise in demokratischen Zeitaltern die Geste des Imperators annahmen und schließlich das verlernten, was sie emporgebracht hatte: die Fähigkeit, Kompromisse zu schließen und andere, wenn auch nur zum Schein, neben sich zu dulden. So fiel Bismarck, so brach Napoleon das Genick und so sündigte auch Witte gegen sein eignes Genie. Das ist die Lehre solcher Dinge (es sei auch hier zitiert, um den Aufsatz vor Mißverständnissen zu bewahren): Niemand kann heute Größen stürzen. Sie müssen sich selber stürzen. Keine politische Partei (in Deutschland zum mindesten) ist stark genug, den Kanzler zu stürzen. 'Kein Kritiker hat Einfluß genug, Gerhard Hauptmann vom Theater zu verdrängen. Aber die Größen morden sich selbst. Die Last ihrer Verantwortung ist riesengroß geworden. Die tausend kleinen und an sich wirkungslosen Nadelstiche rauben die Ruhe und machen nervös. Das Emporkommen gegen Tausende von Konkurrenten kostet so viel Selbstüberwindung, daß von Selbstüberwindung, die immer nötig ist, nicht viel mehr übrig bleibt, wenn das Ziel erreicht ist. Irgendeine Unvorsichtigkeit, die in früheren Zeitaltern vielleicht übersehen worden wäre, aber heute in alle Welt hinausgemeldet wird, bringt den Vielbeneideten in die Versenkung. So vollendet sich der Kreis und wir stehen wieder am Anfang, an einem Anfang, der die Bedenklichkeiten gesteigert hat und die Stimmung desto mehr bedrückt.

Wieder drängt sich die Frage auf: Was ist Deutschland heute ohne Hapag und Lloyd? Ein heute nicht denkbarer Fall. Wir haben uns daran gewöhnt, die deutsche Flagge in allen Meeren durch die Flaggen unserer großen Reedereien vertreten zu sehen. Was ist Hamburg ohne die Hapag? Und was ist die Hapag ohne Ballin? Eine Zahl, vor der man eine Null und ein Komma setzt. Ist das eine Tatsache, die man mit Gleichgültigkeit aufnehmen kann? Keineswegs. Um die Macht der Hapag zu vergegenwärtigen, sei darauf hingewiesen, daß abhängig von der Hapag folgende Reedereien sind: 1. Die Hamburg-Südamerikanische Paketfahrt-Gesellschaft, denn die Hapag ist mit einem Drittel an der südamerikanischen Fahrt beteiligt, 2. Kosmos, 3. die Afrika-Linien (Ostafrika und Woermann), 4. die Hansa-Linie; denn von den Fahrten dieser Gesellschaften besitzt die Hapag ein Fünftel Anteil. Von größe-

ren Reedereien, die frei von der Hapag sind, gibt es daher nur noch Austral-Linie und Levante-Linie. Und den Lloyd.

Mit dem Lloyd ist es aber schon eine bedenkliche Sache. Man könnte auf den Verdacht kommen, als sei die Hapag am Werk, den Lloyd aufzureiben. Wir werden später noch mehr davon hören. Über die ganze obengenannte Schiffsflotte gebietet Ballin. Gelingt es ihm, wie später ausgeführt werden soll, den Lloyd auszuschalten, so hat er es in der Hand, im Verein mit dem Kohlensyndikat der Nation die Preise zu diktieren, denn von Fracht- und Kohlenpreisen ist die Wirtschaftskonjunktur in erster Linie abhängig. Was sind neben Ballin die Herren von Tirpitz und von Koester und Prinz Heinrich, denen Admirale oder Ministerien bei- und vorgeordnet sind? Wo sind denn die Admirale, die Herrn Ballin ersetzen? Wo sind die Leute, die ihm dreinreden können? Da zeigt sich nämlich das Seltsame: Die leitenden Stellen einer Anzahl Reedereien, auf die die Hapag Einfluß hat, sind mit Nichtfachleuten besetzt. Den Kosmos leiten die Herren Bracht (früher Amtsrichter) und Wehrhahn (Salpeterkaufmann). In der Hamburg-Amerika-Linie finden wir Herrn Direktor Warnholtz (aus der Firma Aepli & Co., Ex- und Import mit Mexiko). Als der einzige wirkliche Fachmann der Hapag gilt Herr Thomann, dem aber wieder die repräsentativen Fähigkeiten fehlen. Die deutsche Levante-Linie leitet Geheimrat von Jacobs vom Kolonialamt. Im Norddeutschen Lloyd finden wir Direktor Heinecken, vor sechs Jahren noch ehrsamer Baumwollkaufmann, der nichts gegen Ballin selbständig zu unternehmen wagt, und Direktor Grewe, hineinbugsiert durch Bleichröder, kommt aus der Kaliindustrie. Selbstverständlich sind die genannten Herren im Besitze von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten. Selbstverständlich sind sie gewandt, eifrig und in manchem Gebiet erfahren, nur nicht in Dingen, die Herr Ballin beherrscht, nicht in der Reederei. Und das paßt wohl gerade Herrn Ballin. Sie nehmen es mit jedem Durchschnittskaufmann spielend auf — aber werden sie sich ihrer Haut zu wehren wissen, wenn Herr Ballin ausscheidet? Welchen Sinn hat es nun aber, einen Trust zu gründen, der wie ein napoleonisches Staatengebilde erst ungezählte Opfer fordert, um ins Leben gerufen zu werden und dann gleich wieder zerfällt. Sind die Herren ebenbürtig den Leitern der Cunard Line und White Star, der Union Castle Line, Österreichischer Lloyd usw., die ebenso lerneifrig sind, ebenso repräsentabel und gewandt und außerdem noch anführen können, daß sie mit der Reederei verwachsen sind und auf jeden Pfiff zu reagieren verstehen? Da liegt die eine Seite des Problems. Ist der jetzige Zustand geeignet, der Zukunft unserer deutschen Schiffahrt ruhig und mit den Händen im Schoß entgegenzusehen? Wahrlich nicht. Und es wäre unverantwortlich, zu schweigen. Weiter. Wem ist der jetzige Zustand von Nutzen? Eigentlich nicht der Hapag, sondern nur Herrn Ballin. An ihn,

 als dem Kundigen und Erfahrenen, muß sich heute alles

wenden, wenn irgendwo Verwirrung entsteht. Er besitzt auch die Fähigkeit, mit Rat und Tat alles zu schlichten und zu entwirren. Aber wer besitzt sie außer ihm? Den König sehen wir, aber nicht den Kronprinzen. Oder darf eine kaufmännische Gesellschaft Republik spielen? Das wäre nur eine Spielerei mit Fragen, denn in jeder Republik halten das Parlament oder die politischen Gruppen für alle Fälle schon einen Nachfolger bereit und lassen es nicht auf Glücksfälle ankommen. Es ist erklärlich: Als Roosevelt am Ruder saß, riskierte keiner seiner Anhänger, bevor er selber davon anfing, über seine Amtszeit hinauszurechnen. Die Macht der Persönlichkeit feiert hier ihre Triumphe und kann nur den Außenstehenden nicht daran hindern, den Mund zu öffnen. Habemus dictatorem! Das ist das Fazit. Ihr alle, die ihr heute klagt, die Politik sei sans culotte geworden und trappe in Holzschuhen einher, hier bietet sich als Ersatz ein Schauspiel dar, das euch erfreuen wird. Hier seht ihr einen Mann, dem Millionen von Menschen ihre Arbeit zutragen. Einen Mann, der über eine Flotte herrscht, wie sie in solcher Größe noch nie existiert hat. Da schaffen, tragen, karren, rechnen, schreiben, lobhudeln und mühen sich alle ab, einem Manne, einem einzigen Manne untertan zu sein. Die Klugheit Talleyrands ist hier wieder auferstanden. Auch hier galt es, Konkurrenten auszuschalten und unter Millionen sich durchzusetzen. Und es gelang. Vorhin hieß es wohl, der Lloyd sei in Gefahr, von der Hapag zerrieben zu werden. Unglaublich? Nein, sehr glaublich. Aber schwenken wir zum zweitenmal vom Thema ab und nehmen eine dritte Sache auf, damit die Spannung sich vergrößere und die zweite Sache vorerst noch ein wenig im Feuer schmore. — Wir sprachen eben von Talleyrand. Nun hatte Preußen früher einen großen Steuerzahler, die Vulkanwerft in Stettin. Heute hat es den Steuerzahler nicht mehr. Aber Hamburg hat ihn; und das ging seltsam zu. — Ballin stellte eines Tages das Ultimatum, er werde seine Schiffe nach England in Auftrag geben und England dadurch stärken müssen, wenn der Vulkan nicht nach Hamburg komme. Die Werft in Stettin könne die Meeresriesen der Zukunft nicht mehr auf ihre Helgen legen, und da helfe nichts als eine Übersiedlung. Ganz richtig. Es wurde aber noch ein größerer Apparat aufgeboten. Ohne Befürwortung des Kaisers wäre der Vulkan sicher nicht aus Stettin weggegangen! Stimmt das? Und der Vulkan übersiedelte nach Hamburg. Erst war es eine kleine Filiale. Bald wuchs die Filiale dem Stammhause über den Kopf. Die Direktion mußte übersiedeln und heute gibt es eigentlich nur einen Hamburger Vulkan und keinen Stettiner mehr. Also hatte Hamburg seinen Steuerzahler und Preußen, das um Einkommen und Steuern aller Augenblick in Verlegenheit ist, durfte den Leibriemen enger schnallen. Ballin hatte den Vulkan in seine Hand bekommen. Verweigerte er ihm die Aufträge, würden sich die Anlagen in Hamburg nicht verzinsen können. Eine große Werft mußte sich der Gefolgschaft des klugen Mannes anschließen. Hamburg aller-

dings hat einen Vorteil davon und darf es ihm ehrlich danken. Gab es nun aber in Berlin in allen Ministerien nicht einen Menschen, der Herrn Ballin gewachsen war? Da sitzen sie und studieren, wenn sie als junge Dachse in die Karriere treten, stolz ihren Macchiavell und lassen sich beim Anhieb von einem Hamburger Reeder schlagen? Ja, es gab nämlich einen Ausweg für Preußen, den es aber übersah. Mit einiger Geschicklichkeit konnte es immerhin den Versuch machen, seinen Steuerzahler zu behalten und Herrn Ballin von Aufträgen in England abhalten. Preußen hat an der Nordsee einen Hafen, von dem neulich schon in der „Zeitschrift" die Rede war und der sich für Werftzwecke vielleicht ebensogut eignet wie Hamburg. Dieser Hafen heißt Emden. Seine Wassertiefe würde selbst den größten Schiffen Ein- und Ausfahrt gestatten. Die Marinekarten verzeichnen eine Tiefe bei mittlerem Wasserstand von 11 Meter, während in Hamburg bei Ostwind oft kaum 16 Fuß Wasser vorhanden sind. — Hamburg macht Anstrengung, das Fahrwasser zu vertiefen und wird gewiß manchen Erfolg haben. Hamburg wird sich schon irgendwie salvieren. Aber darum handelt es sich jetzt weniger. Es sollte nur gesagt sein, daß Preußen die Konkurrenz wohl aufnehmen konnte. Der „Imperator" mit seinen 50000 Tons wird nicht allzuhäufig nach Hamburg kommen und irgendwo draußen liegen bleiben müssen. In Brunshausen, Brunsbüttel oder Cuxhaven. Aber der Fachmann weiß, daß die Konkurrenz über kurz oder lang zum Bau noch größerer Schiffe drängen wird. Und dann sitzt der Vulkan in Hamburg wieder nicht am rechten Platz und wird wieder auf Auswege und vielleicht wieder auf neue Filialen sinnen müssen. Aber après nous le déluge. Das ist seine Sache. Noch sitzt er in Hamburg und hat die Hapag als Brotherrn heute zu begrüßen, morgen vielleicht zu beweinen. So ließ sich Preußen ein Schnippchen schlagen und will immer noch nicht recht daran gehen, seine Diplomatie neu zu organisieren?

Es ist in der „Zeitschrift" häufig genug gesagt worden, daß sie es mit ausländischen Diplomaten selbstgewiß und ohne Zögern wagen darf, in die Arena zu treten. Aber bei kaufmännischen Geschäften wird sie, weil ihr Methode und Pflaster ungewohnt sind, versagen. Sie muß in ihren Studienplan ein neues Lehrfach aufnehmen und nicht nur daran denken, daß es Talleyrands gibt, sondern auch Rockefellers und Ballins, die jenen an Gewandheit gleichkommen und noch dazu den Vorteil neuer Methoden besitzen. — So entzog die Republik dem mächtigen, aber geldärmeren Königreich eine fette Pfründe — bis eines Tages unter dem Zwange der Zeit der Vulkan vielleicht seine Pforten in Hamburg schließt, seine Hämmer verstummen läßt und eine neue Filiale an einem tieferen Fahrwasser errichtet. Wir wollen doch den Tatsachen ins Auge sehen und einen Erfolg, den Hamburg errang, auch nicht überschätzen. Je früher ihr wißt, daß es regnet, desto eher

könnt ihr den Regenschirm aufspannen und aufpassen, daß ihr nicht naß werdet. Nach Emden fehlen vor der Hand die schnellen Verbindungen. Aber es hat nur den vierten Teil des Wegs bis zum rheinischen Grubenbezirk als Hamburg. Frachtenersparnisse werden ein bedenkliches Konto ausmachen. Steckt sich die preußische Regierung noch hinter die Sache und wirft den hundert Millionen, die sie bereits in Emden für Hafenanlagen investiert hat, weitere nach, dann wird der Vulkan, bevor sich dort Konkurrenten breitmachen, wieder vor eine schwierige Erwägung gestellt sein. Tot zu machen ist das Thema doch nicht mehr. Dafür ist es zu spät. Also seht zu, wie ihr euch mit der Sache am besten abfindet. Wir dürfen eben nicht nur für die Gegenwart leben und müssen vorsorgen; sagen das alle? Nicht nur für die Gegenwart? Nein, nicht alle. Das Wort „Nach uns die Sintflut" schlägt unser Mahnwort tot. — Aber weiter. Hier soll in kurzen, scharfen Zügen das Bild eines genialen Kaufmanns gezeigt werden und wir brauchen weitere Belege und Tatsachen und keine lobhudelnden Worte. Wir haben ihn eben gesehen in seiner Klugheit und überlegenen Tatkraft. Was sind weiter seine Pläne und wie sieht es aus in seinem Geheimkabinett, das die Maßnahmen seiner Geschäftsführung zur Ausführung weitergibt? Wir sahen ihn bisher nur in seiner Größe, die Millionen nach Millionen anhäuft und es verstehen läßt, daß im Segen fortwährender Erfolge diejenigen, die ihm ganz nahe stehen, das Fragen nach dem Ende vergessen. Wir müssen bedenken, daß die Hapag vor zirka dreißig Jahren eine kleine Reederei war mit ein paar Kähnen, die niemandem imponieren konnten und nicht verdienten, daß man weiter von ihnen sprach. Damals gab es eine Stunde, in der die Hapag wegen 60000 Mark fallieren sollte, also wegen einer Summe, die mancher Grünkrämer heute auf der Sparkasse zur Verfügung hat. Die 60000 Mark wurden von (wie es heißt zwei) Hamburger Kaufleuten in letzter Stunde zur Verfügung gestellt und retteten das Unternehmen.

Es war Ballins Arbeit, das Unternehmen aus dieser Kleinlichkeitskrämerei herauszuziehen; gewiß, wir loben ihn und bewundern ihn. Aber das ist nichts neues mehr. Man hat sich dran gewöhnt und ihm selbst wird wenig dran liegen. Wichtiger ist es jetzt zu helfen, zu raten und auf Fehler hinzuweisen. Und dieser Fehler liegt, nach dem was oben gesagt wurde, vor aller Augen: Ballin ist Diktator ohne Nachfolger. Es ist an die Gegenwart gedacht worden und nicht an die Zukunft. Es ist mit einem Manne gerechnet worden und nicht damit, daß er ausscheiden kann. Er selbst glaubt an sich und nicht an andre und denkt nicht daran, den Nachfolger zu erziehen. Immer größer wird sein Gebäude und riesiger werden die Summen, mit denen gearbeitet werden muß. Ein neues Machtgebiet soll erst noch erschlossen werden. Noch ein Riese soll sich vor ihm beugen: Der Lloyd. — Der Lloyd, bei dem Thema wollen wir jetzt vor Anker gehen und einige Erörterungen anstellen. Dies ist das interessanteste Ge-

biet. — Der Lloyd hat 1907 eine schwere Krise durchgemacht. Er hatte sich zu stark über seine finanzielle Position hinaus engagiert. Dabei hatte er aber die Verkehrsentwicklung durchaus richtig beurteilt. Tatsächlich hatte der Lloyd für alle damaligen Neubauten gute Verwendung gefunden. Der Fehler war nur, zu sehr auf eine Andauer der guten Verhältnisse zu rechnen, anstatt von vornherein für neues Kapital zu sorgen. 1909 starb Direktor Wiegand. Und sogleich wurde der Rückschritt offenbar. Es kam hinzu, daß sein Nachfolger ihm keineswegs gewachsen war. Sechs Jahre, bevor er die leitende Stellung beim Lloyd übernahm, war er noch Baumwollhändler. Ein tüchtiger Kaufmann, der aber in Dingen, die mit der Reederei zu tun haben, sich von einem Erfahreneren lenken lassen muß. Um sich die erste Stellung beim Lloyd zu verschaffen, mußte er von Wiegand deutlich abrücken. Das brachte ihn aber ohne weiteres in die bereitwillig geöffneten Arme Ballins, dessen Freundschaft Wiegand stets gemieden hatte, in dem Bewußtsein, daß nur ein selbständiges energisches Vorgehen den Lloyd halten konnte. 1909 sind nun die beiden letzten großen Dampfer des Lloyd abgeliefert worden, der „George Washington" und die „Berlin". Seitdem ist die Flotte nicht vergrößert sondern durch Verkäufe noch verringert worden. Kein Schiff befindet sich gegenwärtig im Bau für den Lebensnerv der Gesellschaft, die Route nach New York, kein Schiff für die gleichfalls glänzende Linie nach dem Osten (auf der vom Österreichischen Lloyd eine neue Eillinie eingerichtet wurde), nur für die La Plata-Fahrt sind vier Dampfer bestellt worden, während die Linie lange Zeit in ganz unmotivierter Weise vernachlässigt wurde. Die Schnelldampfer des Lloyd werden alt. „Kaiser Wilhelm der Große" geht ins fünfzehnte Jahr, „Kaiser Wilhelm II" vollendet sein zehntes Jahr. Inzwischen haben die Engländer weit schönere Schiffe gebaut und ebenso hat die Hapag drei Riesendampfer von 50 000 Tons in Auftrag gegeben. Der Lloyd ist schlafen gegangen. — Ja, was hat Ballin damit zu tun? Steht er nicht in der Vorstellung der Völker als treuer Bundesgenosse neben ihm, hilfsbereit und tatkräftig? —

Da kommt ein Brief, den ich aus meiner Mappe herausgreife und wörtlich zitiere. „Im Jahre 1903 veranstaltete der Lloyd Vergnügungsfahrten mit seinem Dampfer „Kaiserin Maria Theresia". Herr Ballin machte Schwierigkeiten wo er nur konnte und brachte es so weit, daß neue erhöhte Preisraten für diese Fahrten in Kraft treten mußten. Wer vor einem bestimmten Termin bereits wegen Platzbelegung in Unterhandlung stand, konnte noch zu den alten Preisen angenommen werden. Jeder Späterkommende sollte einen Aufschlag bezahlen. Es ist nun bekannt, daß bei einer Platzbelegung auf einem Dampfer sofort 100 Mark Angeld bezahlt werden müssen, weil ja sonst jede xbeliebige Persönlichkeit sich den Scherz erlauben könnte, unter irgendeinem fingierten Namen eine teure Kabine zu belegen, und bei Abfahrt des Dampfers

fehlt der Passagier, wodurch die Reederei schwer geschädigt wird. Wenn dieser Fall, sagen wir, bei zehn Kabinen einträte, hätte die Reederei zirka 15000 Mark eingebüßt. Ende des Jahres 1903 trat nun dieser Fall tatsächlich ein und zwar dadurch, daß die Hamburg-Amerika-Linie behauptete, Beweise dafür in Händen zu haben, daß der Lloyd, entgegen den Vereinbarungen, an Passagiere, welche nach dem betreffenden Termin kamen, zu den alten niederen Raten Plätze abgab. Die Hamburg-Amerika-Linie verklagte sogar den Lloyd wegen Vertragbruchs auf eine Entschädigung von 100000 Mark. Durch einen Zufall entdeckte der Lloyd, daß die Beweismittel der Hamburg-Amerika-Linie tatsächlich rechtskräftig vorhanden waren durch Quittungen über eine Reihe Anzahlungen für belegte Kabinenplätze. — Nun ist aber das Interessante an der Sache, daß festgestellt werden konnte, daß alle die Kabinenplätze unter fingiertem Namen im Auftrage der Hapag von einem Angestellten derselben belegt wurden. Es handelte sich demnach um zirka, sagen wir sechs bis sieben Kabinenplätze, für die 6 bis 700 Mark gezahlt wurden von der Hapag, während der Lloyd dadurch 7200 bis 9000 Mark Schaden erlitt, die Kabine zu zirka 1200 bis 1400 Mark gerechnet. Denn bei der Ausreise waren natürlich die betreffenden Kabinen leer, weil die betreffenden Passagiere überhaupt nicht existierten." — Ich gäbe was drum, wenn die Hapag sagen würde: Die Geschichte stimmt keineswegs. Ich war dabei, ein Heroenbild zu entwerfen und brauche keine dunklen Schatten. Es kann nicht stimmen. Oder stimmt es doch? Ich lasse mich gern belehren. Der Brief wäre ein deutliches Zeichen für den Kampf zwischen Lloyd und Hapag, wie er mit Hartnäckigkeit und Unerbittlichkeit ausgekämpft wird. — Rücksichtslos bis aufs Messer. — Natürlich stimmt es nicht, daß unsre beiden Schiffahrtsgesellschaften Schulter an Schulter stehen, oder, wenn das Bild doch bleiben soll, dann muß es dahin berichtigt werden, daß die Hapag kräftig mit ihrer starken Schulter gegen die schwächere des Lloyd drückt und ihn bald vom Podium verdrängt haben wird. Der Direktor des Lloyd, Herr Heinecken, reist nach Amerika, während die Subvention, von der der Lloyd lebt, am 1. April 1912 neu ausgeschrieben werden kann. Was sucht Herr Heinecken in Amerika? Neue Verbindungen? Die könnte ein Agent auch schaffen. Oder besorgt der Aufsichtsrat alle Geschäfte auch ohne Direktor? Das wäre der umgekehrte Fall wie bei der Hapag und die Achillesferse beider Unternehmungen wäre damit offensichtlich geworden. Ahnt denn der Lloyd nicht, was jetzt, wenn Herr Ballin will, gegen ihn gemacht werden kann? Vielleicht interessiert ihn dann ein Blick in ein Theater, dessen Marionetten von einer ausnehmend klugen Hand gelenkt werden. Von einer Hand, die es versteht den Teufel ebensogut wie den Engel tanzen zu lassen. . . . Wenn also am 1. April, oder auch später, der Postdampfersubventionsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und dem Lloyd neu ausgeschrieben

werden soll, dann wird das Reich sagen: Was bietest du mir für die 6 Millionen, die ich dir pro anno zahlen soll? Du hast seit Jahren keine neuen Schiffe gebaut, bist in der Schnelligkeit schon längst nicht mehr konkurrenzfähig und kannst dich nur noch durch Komfort halten, den wir unter dem Passus: Ausstattung der Subventionsdampfer zu zahlen haben. Das genügt nicht. Baue neue Schiffe. — Der Lloyd wird also, trotzdem sein Reservefonds für Schiffsbauten aufgeflogen ist und trotzdem als Bankguthaben nur die Kleinigkeit von 217 396 Mark vorhanden ist, zu den Werften gehen und Schiffe bauen wollen. Aber wo? Die Werften sind besetzt, sind mit Riesenaufträgen der Hapag auf längere Zeit belegt und für große Schiffsbauten nicht disponibel. (Hier wurde „Schach" geboten.) Gibt es noch einen Ausweg? England! Nach England darf aber der Lloyd nicht gehen, da er laut Vertrag seine Subventionsdampfer auf deutschen Werften bauen lassen muß. (Also „Schach dem König — und matt".) Was will der Lloyd machen? Nichts. Er kann nichts Stichhaltiges machen. Er ist lahmgelegt. Und was wird die Hapag tun? Die Subvention für sich zu kapern suchen? Das wäre gar nicht not und würde sich in der Öffentlichkeit schlecht machen. Aber Herr Ballin könnte vorschlagen, die Subvention einer andern Gesellschaft zu geben. Warum nicht? Eine solche Reederei könnte von der „Hapag", die in diesem Falle keine Schwierigkeiten machen würde, den notwendigen Dampferpark kaufen. Das wäre für alle Teile ein passabler Weg. Herr Ballin hat sich öffentlich gegen Subventionen ausgesprochen und erwirbt sie ja auch nicht für die „Hapag", sondern nur für eine andere Gesellschaft, er hat ja nur als Direktor der „Hapag" seine Abneigung gegen Subventionen ausgedrückt. — Herr Ballin hat es in der Hand, den Lloyd außer Spiel zu setzen. Verliert der Lloyd seine Subvention, ist er fertig. Zwei Jahre keine Dividende gezahlt. Das dritte Jahr drei winzige Prozent auf Kosten des Reservefonds, in Schnelligkeit und Dienstalter der Schiffe schon längst nicht mehr an erster Stelle. Sein Ende wäre besiegelt. Herr Ballin herrscht unumschränkt über die Meere. Der Schiffahrtstrust ist begründet und hat gesiegt. Fürsten müssen ihm dienen, Minister sind ein Nichts gegen ihn. Deutschland muß sich die Preise diktieren lassen für Aus- und Einfuhr und wir haben die Konflikte, die Amerika mit seinen Trustmagnaten seufzend und blutend auszufechten hat. Kurz ist die Blütezeit und bald versinkt alles wieder, so wie Napoleons Reich versank. Es ist kein Nachfolger da, der die Arbeit sichern und fortführen könnte. Es ist zwecklos, sich zu opfern und führt zu nichts. Im Gedanken an das eine Ziel der Übermacht in Deutschland mußte alles andere hintenantreten. Rotterdam, Antwerpen, Libau, Havre, Triest, vergrößern sich und wachsen an. Wenn auch die Hapag in Rotterdam und Antwerpen die meisten Frachten an Bord nimmt, so zieht schon das ziffernmäßige Anwachsen des Verkehrs die Trampreederei herbei: Wo für andere was zu holen

ist, wird auch für mich etwas abfallen! Stets ist es falsch, den ausländischen Konkurrenten erstarken zu lassen, weil er sich durch alle möglichen Präservativgesetze nachher schützen kann. Durch eine Einigung mit dem Lloyd, durch Ablenkung des Verkehrs nach Bremen oder Emden wäre Holland zu schlagen. Nichts davon. . . . Es geht das Gerücht an der Börse: Die Freundschaft des Kaisers zu Ballin habe einen Riß bekommen. — Der Lokalanzeiger schreibt tastend und stimmungsmachend: Nach einer Unterredung Sir Ernest Cassels mit Herrn Ballin werden beide Herren wahrscheinlich zur kaiserlichen Frühstückstafel zugezogen werden. Das „wahrscheinlich" traf nicht ein. Ballin wurde nicht geladen. — Und nun geht es hart auf hart. Kann sich der Diktator ohne Mitregenten halten, wenn das Dekorum kaiserlicher Gnade ihn nicht mehr umschwebt? — Er soll bleiben, was er ist, ein großer unersetzlicher Mann, dem ehrliche Bewunderung nur von kleinlichen Neidern versagt werden kann. Niemand kann seinen Platz einnehmen. Aber er soll sich von der Krankheit aller Diktatoren, sich von der Macht nicht trennen und nicht mehr konstitutionell regieren zu können, heilen und dadurch die Zukunft seiner Gesellschaft sichern. Das ist es, was den Ruf seines Namens erhöhen — und bewahren — kann.

## CHARLES DICKENS VON HERBERT EULENBERG

Devonshire Terrace in London. Das übliche, behagliche englische Haus, anständig und nicht auffallend wie ein echter Gentleman. Mit freundlichen saubern Fenstern, blankgeputzter Messingtürklinke und Hausglocke und mit vielen kleinen Schornsteinen, die allesamt eifrig Durham-Steinkohle rauchen. Nur der größere Garten, um das Haus herum, in dem jetzt im Februar die kahlen schwarzen Bäume Trauer tragen, hat etwas Ungewöhnliches in dieser Stadt, wo man mit dem Raum wie mit der Zeit zu geizen gewohnt ist. Drinnen im Hause sieht es freilich wieder wie in den meisten andern Londoner Häusern aus, behaglich und wohnlich. Comfortable scheint über jedem Zimmer als Motto zu stehen. Draußen um die nackten Bäume hängt der dicke braune Nebel, Londoner Echter, wie die Leute von Cheapside sagen, wenn die Cabs und Omnibusse stocken und in der mittäglichen Finsternis die Menschen wie Gespenster einhertappen und die Dächer und Giebel in den Wolken verschwimmen. Drinnen im Hause glüht das Kohlenfeuer aus jedem Kamin und das Gas, das im Flur und in den hintern Zimmern geisterhaft brennt, versucht das graue Licht, das von draußen hereindringt, zu durchstechen. Von dem Dachzimmer mit dem großen, heut wie Löschpapier trüben Atelierfenster, wo er am liebsten zu arbeiten pflegt, steigt pfeifend ein Mann, in dicken wollenen Hausschuhen die Stiege herunter. Er pfeift eine italienische Arietta, irgendein Liedchen, das er am Hafen von Genua aufgeschnappt hat und trällert: „Oh mio sol, dov'sono gli uccelli?" Wie sieht er denn aus, der Mann? Nicht zu groß und nicht zu klein. Ein breiter Spitzbart nach der damaligen Mode wie ihn

Napoleon der Dritte und Viktor Emanuel re galantuomo trugen, hängt ihm am Kinn herunter über den flott gebundenen Schlips und berührt mit seinen Spitzen die violette Samtjacke, die er trägt. „Sein Haar ist braun, sein Haar ist schön", wie es in der Ballade bei Coleridge heißt. Und seine Augen sind der beste Teil an ihm: Sie stecken voll Seele und manchmal leuchten sie feucht wie die schönen Augen eines Herzkranken. Sie blicken sehr weich und man glaubt leicht, daß hinter ihnen viele, viele Tränen sitzen. Ja, eine von diesen scheint fast immer auf seinen glänzenden Augen zu schwimmen.

Leise pfeifend kommt er die Stufen herab. Niemand begegnet ihm. Alle Türen sind fest verschlossen und schauen ihn hart und kalt an. Das ganze Haus scheint tot zu sein. Er schweigt und lauscht erlöst lächelnd auf den Lärm, der von Osten her durch die graue Scheibe, die den Garten zeigt, in seine Ohren hallt. Es tönt wie eine ferne Brandung der Lärm, den London erhebt, sein liebstes Geräusch, das tagaus, tagein, nur am Sonntage kaum ein Viertel so laut, um Newgate und Holborn Viadukt oder um den Strand und Piccadilly schallt. Er öffnet eine Zimmertür und hastig wieder eine andere. Niemand ist drinnen. „Sind sie denn alle fortgegangen? Hat man mich ganz allein gelassen?" spricht er wie ein Schauspieler einen Monolog deklamiert, und lacht dabei laut. Er will nach der Dienerschaft unten rufen. Da scheint ihm noch etwas Besseres einzufallen. Er öffnet sacht noch eine dritte Tür und tritt heimlich hinein. Es ist die Kinderstube. Ein kleines Mädchen, nicht ganz zweieinhalb Jahre alt, etwas zurückgeblieben in der Entwicklung, wie jede Mutter auf den ersten Blick sagen würde, sitzt still und einsam auf dem Sofa. Es ist sein Töchterchen, Nummer Drei, wie er wohl stolz zu sagen pflegt, so wie er in seiner Kindheit die Admirale in Portsmouth stolz von ihren Schiffen sprechen hörte. Sie hat ein Bilderbuch quer über ihre Knie gelegt und baumelt verträumt mit den schwachen, zarten Beinchen herum. Neben ihr hockt die Puppe, steif an die gepolsterte Sofawand gelehnt, in einem rotkarrierten schottischen Kleidchen, wie es, das offenbar aus einem Restchen Stoff, der von ihrem eignen übriggeblieben war, geschneidert ist. Die Puppe sieht mit ihren angemalten Backen richtig gesund neben dem blassen, spitzen Kind aus und tut, als ob sie ebenso eifrig in dem offenen Bilderbuche mitstudierte. Die beiden sind ganz allein, und die Gouvernante scheint es, unbeaufsichtigt, vorgezogen zu haben, ein bischen mit der Köchin und dem Diener unten über die Herrschaft ihre Ansichten zu tauschen.

„Pscht! pscht!" macht er ganz leise herankommend: „Erschrick nicht, meine kleine Dora Annie. Es ist dein Vater. Er ist heruntergeklettert von seinem hohen Turm in den Wolken, um mit seinem Nesthäkchen zu plaudern. Du mußt wissen, er denkt da oben über einen neuen Roman nach, den er den dummen Leuten aufbinden soll. ‚Bleak House' wird er heißen, ‚Das graue Haus'! Gruselts dich, kleine Dora Annie! Fürchte dich nicht, mein Liebling! Du brauchst dich noch nicht zu ängstigen vor Testamenten und Urkunden und Prozessen und Affidavits und all dem greulichen Zeug, was in Lincolns Inn und um das Kanzleigericht ausgebrütet wird und was in meiner Geschichte vorkommen soll. Dir kann es ganz gleich sein, was Lord Gumrich darüber denkt und was Sir Dumrich nicht darüber denkt und wie Lady Flumrich dazu steht und ob Herzog Mumrich damit einverstanden ist und nicht lieber vorher noch mit Advokat Jumrich oder mit Lordkanzler Sumrich beratschlagen soll, ob Numrich oder Pumrich wirklich der rechte Mann für den Ministerposten ist. Denn wenn

 Cuffy und Puffy hinzukommen und aus Feindschaft gegen Duffy

mehr für Muffy sind, kann es leicht geschehen, daß unter Übergehung von Fuffy und Juffy wirklich Luffy gewählt wird, oder gar Quumrich statt Numrich oder Pumrich."

Das Kind, das, wie aus einem Traum erwacht, von seinem Bilderbuch aufgeblickt hat, bald den unruhigen, rastlos im Zimmer umherfahrenden Vater betrachtend, bald in den kalten geballten Nebel im Garten hinausschauend, versucht über all die tollen ähnlichen Namen, die er hervorsprudelt, zu lächeln. Und das war ja offensichtlich der Zweck gewesen. Aber die mageren Bäckchen können es nicht hervorbringen und der kleine nach unten hängende zitternde Mund schneidet es mit einem traurigen Strich ganz und gar entzwei.

„Hat man meine kleine Dora Annie ganz allein gelassen?" fährt Dickens zärtlich zu ihr geneigt fort: „Ist die verehrte, stets um sich besorgte Frau Mama mit deinen beiden großen Schwestern in die City zum Shopping gefahren, und zeigt Mademoiselle Gouvernante indes der Köchin ihre neuen Dessous, auf daß sie die Gelbsucht vor Neid bekomme!" Er holt liebevoll einen der Drops aus einer Glasbüchse in seiner Tasche mit den von Tinte beschmutzten Fingern hervor. „O du mein kleines einsames Mädchen, du sollst es viel, viel besser haben, als dein armer alter Vater es in seiner Kindheit hatte! Denk dir, er mußte Schuhwichstöpfe spülen in einem scheußlichen alten Hof an der Themse und hernach mit Ölpapier und dann mit einem Stück blauen Papiers bekleben und mit einem Faden umwickeln. Und dann mußte er den Faden und das Papier glatt abschneiden. Und so ging es Flasche für Flasche, fünfundfünfzig in der Stunde. O, ich war damals ein kleiner Käsehoch und nicht viel größer als du, Dora Annie, und genau so blaß und noch viel dünner und elender als du! Es war eine harte Arbeit für mich, von neun bis dreizehn Jahren. Ich sehe mich noch dasitzen zwischen meinen Töpfen und Flaschen und Bütten in meiner Ecke neben einer wackligen, feuchten, hölzernen Treppe, die in den Keller führte. Ich glaube, ich habe manchmal selbst den Ratten leid getan, den großen grauen Tieren, die da unten sich herumzankten und quiekten. Sie schauten mich ordentlich wehmütig von der Seite an, wenn sie die Stiege heraufgerannt kamen und mich mit meinen roten gefrorenen Händchen, die mein bischen Atem nicht warm bekommen konnte, an meinen Schuhwichsfläschchen herumkleistern sahen.

Aber warum sorgte dein Väterchen derweile nicht für dich, wie du für mich? hör' ich dich fragen, liebe kleine Dora Annie. Weißt du, wo er sich indessen aufhielt? Im Marshalsea-Gefängnis. Nun ja, erschrick nicht, mein kleines Mädchen! Es war gar nicht so schlimm in diesem Gefängnis; ich habe selten so laut und so lustig lachen hören, wie in diesem Kasten. Es waren lauter Gentlemen dort, mit denen dein Großvater eingesperrt war, fröhliche, ehrliche Kerle, die sich nur etwas finanziell übernommen hatten oder gleich ihm es eine ruchlose Gemeinheit fanden, daß es Menschen gab, die ihr Geld zurückverlangten oder gar so niederträchtig waren, es einzuklagen. Da saß er nun und hielt kluge Reden wie Mister Micawber, den du noch kennen lernen wirst samt David Copperfield, diesem prächtigen Burschen, wenn du erst lesen kannst, mein Kind!

Er hatte gar keine Ahnung davon, daß es mir so schlecht erging, der gute alte Kerl, den wir wieder besuchen wollen, fein im Cab, wir zwei beide, Dora Annie, wenn du und er erst ganz gesund geworden seid und die Primeln im Hydepark blühen. Und meinst du, ich hätt' es mir merken lassen? O, da kennst du mich schlecht. Ich war der stolzeste Junge, der je Flaschen gespült hat. Und wenn auch allzuoft mir die heißen Tränen da-

bei in das eiskalte Wasser zischten, das mir siedendheiß unter den Nägeln brannte. Und weder Bob noch Poll, die Jungens, die mit mir klebten und kleisterten, mußt du wissen, haben jemals das leiseste Stöhnen von mir vernommen. Sieh dir meine Unterlippe an! Sie ist ein bischen größer als die andere, so oft habe ich auf sie gebissen! Ja, es waren harte, harte Zeiten, das kannst du mir glauben, und oft träume ich des Nachts so garstig davon, wie Mister Scrooge nach dem Weihnachtsabend, da er zu viel Kuttelflecke gegessen hatte. Aber ich habe es gründlich gelernt hinterdrein, das money making, liebes Kind, so gut wie irgendeiner in der City. Vom Advokatenschreiber und Stenographisten an bis zum Lokalreporter und Wahlberichterstatter und Skizzendichter. Und bald war Boz — so nannte ich mich damals nach dem Namen meines kleinen Bruders, mußt du wissen, der genau so lieb war wie du und genau so stotterte, wenn er aufgeregt wurde, wie du — sonst nicht, Dora Annie, sei nicht böse mit mir, sonst sprach er gerade so sauber wie du, da du mir vorgestern etwas zum Geburtstag aufsagtest und stammelte nicht Boz statt Moses und Chuzzlewitz, wenn er mehr Plumpudding haben wollte — — Sonst, sonst — — siehst du, nun hast du mich, auf Wort, ganz verwirrt gemacht, meine liebe Kleine, aus Angst vor dir und dem winzigen Boz, unter dessen Namen ich ein berühmter Mann geworden bin. ‚Du bist jetzt der Stolz der Familie!' pflegte Mister Micawber, dein Großvater natürlich, mich anzudeklamieren, als 40000 Hefte der Pickwickier abgesetzt worden waren. Und seit der Zeit bin ich es geblieben und der Titel ist der einzige, der zäh an mir kleben bleibt.

Weißt du, was das heißt, der Stolz der Familie zu sein, Dora Annie? Es ist etwas ganz gräßlich Feierliches: Großes Haus. Viele Verpflichtungen. Siebenzig Diners im Winter. Leuchtendes Vorbild. Laufendes Konto auf der Bank. Bedrohung mit Ehrenämtern. Notwendige Anwesenheit bei Festen. Anlegung eines Stammbaums. Sammlung alter Bilder. Wappenentwürfe. Ehrwürdiges Briefsiegel. Verhandlungen über einen Schloßankauf. Langweilige Bekanntschaften. Auftauchen alter, bisher völlig vergessener, verarmter Verwandter. Rührendes Erkennen. Uralte Beziehungen. Tränende Augen. Ergreifende Schuldbeichte. Notwendigkeit, beizuspringen. Erleichterte schnelle Trennung bis zum nächsten Mal! Siehst du, so würde der lustige Fremde aus den Pickwickiern, der mit dem grünen Rock, der den ehrwürdigen Herrn Pickwick aus dem Kampf mit den Kutschern befreite und mit Don Juan Tupman in Herrn Nimrod Winkles Frack auf den Ball in Rochester ging, dir erklären, was es heißt, der Stolz der Familie zu sein.

Das kranke Kind, das bisher mit sprechenden Augen den tausenderlei verdrehten Reden des komischen Vaters, den es in seiner Altklugheit nur halb ernst nahm, stumm gefolgt war, bekam plötzlich einen Krampfanfall, wie es solche als ein nervenschwaches Geschöpf seit seiner Geburt schon mehrere überstanden hatte. Leichenblaß vor Mitgefühl bückte sich der liebevolle Vater über das kränkliche Kind, das ihm über ein paar Wochen durch den Tod genommen werden sollte. Fest hielt er es mit den ruhigen, starken Händen, die den armen Oliver Twist mitleidig durchs Leben geleitet hatten. „Es geht vorüber, mein liebes, liebstes Kind", flüsterte er, „wie alles vorübergeht in diesem Dasein, Leid und Freud und was dazwischen ist!" Er hätte sie am liebsten so warm an sich gedrückt, wie das gute alte Mädchen Pigotty im Copperfield es mit Kindern zu tun pflegte, und der vor lauter Zärtlichkeit immer die Knöpfe von der Taille gesprungen waren. So konnte er sie nur trösten, aber so schön, wie es kein andrer Mensch

je vermocht hat. „Wir werden zusammen verreisen, meine kleine Dora Annie, nach der Schweiz, nach Lausanne wieder, wenn du willst, und zu wärmeren Ländern und Menschen. Du mußt Mut haben zum Leben, hörst du, Mut und Freude, sonst hält man es nicht aus. Sonst stirbt man wie der arme kleine Paul Dombey, von dem ich dir noch viel erzählen werde, der auch so etwas wie der Stolz der Familie werden sollte und schließlich nichts anderes wurde als ein schwaches, unglückliches Kind.“ Ganz ängstlich starrt Dickens das blasse Mädchen in der Sofaecke an, das sich langsam unter seinen Worten zu beruhigen beginnt. Sein Blick irrt auf die Puppe der Kleinen, die zur Seite gerutscht ist und auf ihrem Gesicht liegt. „Komm! Wir wollen spielen, Dora Annie!“ lacht er gequält auf: „Mit deiner Puppe, wir drei. Wir spielen Abzählens. Wie nennen wir sie denn? Dora, wie dich oder die zarte, verwöhnte Dora in „David Copperfield“ oder Florence, wie Paul Dombeys liebliche Schwester, oder einfach Nell, wie die kleine elfenhafte Nell aus dem „Raritätenladen“, die mit ihrem alten Großvater durch die Welt zog und jetzt ein Engel geworden ist wie deine gute, einzige, süße Tante Mary, Mamas jüngere Schwester, der du so ähnlich siehst!“

Wie er fragend noch zwischen seinem bleichen Kind und dem ewig roten bemalten Puppenangesicht hin- und herschaut, überkommt ihn plötzlich ein gräßliches Grauen, als sähe er sein Kind schon vor sich im Sarge wie in einer Wiege liegen und er schnitt ihr eine blonde Locke ab, ganz genau so, wie es nach vier Wochen geschehen sollte. „Laß uns die Puppe fortwerfen, Dora Annie!“ schreit er und reißt das Fenster auf: „es steckt ein böser Geist in ihr. Das kann ja nicht sein, was sie mit ihrem ständigen häßlichen Lachen sagt, daß die Gleichgültigkeit über uns regiert, und daß dem Himmel die Schlechten wie die Guten sind und die Puppen wie die Menschen!“

Er hat das Spielzeug hinausgeschleudert und den Porzellankopf am Baume draußen zerschmettert. Bestürzt ist die Bonne des Kindes hinzugekommen, die sich aufgeregt entschuldigt. „Bleiben Sie bei ihr!“ herrscht er sie an, „ich renne zum Arzt hinüber. Beten Sie mit ihr, französisch oder englisch! Gott versteht alles. Das Gute siegt in der Welt und das Böse findet auf Erden seine Strafe. Ich möchte lieber auf der Stelle sterben, wenn das nicht wahr wäre!. . . .“

## DIE HOCHZEIT EIN KULTURBILD VON DR. JOACHIM VON BÜLOW

Der Schwiegervater geht umher und klopft jedem auf die Schulter, die jüngeren Familienmitglieder schwimmen in eitel Freude, Kuchen und Wein. Herum stehen die Brautgeschenke, die sich, wenn es nicht Blumen sind, heut in fröhlichen Andeutungen bewegen, die ja sonst erst zu Polterabendscherzen Verwertung fanden. Rodelbahnen aus Marzipan und Watte, die zu erkennen geben, daß der Bräutigam sich dort ein Bein und der Braut das Herz gebrochen, Tirolerhüte aus Chokolade, weil sich das Paar auf dem letzten Alpenball gefunden usw.

Dann erfährt man auch die Verlobungsgeschichte, die die Braut-

mutter vorzutragen sich nicht nehmen läßt, und die immer etwas ganz Besonderes ist, noch nie dagewesen und geeignet, Romanschriftstellern Millionen einzutragen. Erzählt wird sie so, daß man das Gefühl des Auswendiggelernten hat und geglaubt wird sie schließlich nur von den Angehörigen.

Mich rührt sie aber jedesmal und ich wische mir eine Träne aus dem linken Auge, heimlich, seitdem es mir passierte, daß mich der Vater beiseite nahm und zu mir sagte: „Hätte ich gewußt, daß Sie solchen Anteil an meiner Cläre nehmen, wer weiß, ob ich mein Jawort so schnell gegeben."

Beinahe hätte der gute Mann damals die Verlobung rückgängig gemacht, auf alle Fälle pries er mir seine folgenden Töchter an.

Etwas später ist dann Hochzeit. Das richtet sich danach, ob die Leute Zeit haben, was verschieden nach Rang und Stand. Vielen ist es aus Frömmigkeit noch heut ein Bedürfnis, sieben Jahr zu warten. Noch nie habe ich gehört, daß Brautpaare vier oder fünf oder sechs Jahre gewartet hätten, wer es eben bis zu drei Jahren ertragen, der schafft aus Stilgefühl auch noch die vier weiteren. Schnell nach der Verlobung heiraten gilt für unangemessen und wirft auf die jungen Leute zweifelhafte Lichter, es sei denn, daß der zukünftige Gatte eine eilige überseeische Tätigkeit hat. Daß zwei sich so gern haben können, daß sie aus Liebe an sich schnell heiraten, ist etwas ganz Unerhörtes. So sehr man sich hütet, den wahren Grund der weitaus meisten Ehen, die materielle Versorgung des Mannes bei den oberen, der Frau bei den mittleren und der Kinder bei den unteren Zehntausend (mal 100) zu nennen, ebensosehr scheut man sich, die Einrichtung der Ehe als etwas anderes wie die Zusammenknüpfung ideeller Rosenketten zu behandeln.

Die Hochzeit selbst ist ein Freudenfest hauptsächlich für die anderen. Das junge Paar, dessen „Ehrentag" ist, hat davon wenig Vergnügen. Mittelpunkt mit Geschmack sein ist Übungssache, Mittelpunkt aber einer der größten Geschmacklosigkeiten unserer sozialen Weltordnung sein ist selbst für den gewandtesten Diplomaten schwer mit Grazie lösbar.

Der meist joviale Standesbeamte, der sie zusammentut, glaubt durch ein paar Witzchen über den Ernst der Lage hinwegtäuschen zu müssen. Noch besteht in vielen Kreisen die Ansicht, daß die Ziviltrauung eine fluchwürdige Neuerung ist, der man sich zähneknirschend fügt wie dem Impfzwang oder der Abstammung vom Affen.

Nachher geht es in die Kirche. Alle machen Gesichter wie bei einem Begräbnis. Von den verschiedensten Weltgegenden kommen die Verwandten und Freunde zusammengeströmt, nach vielen Jahren trifft man Onkel und Kusinen wieder, aber man muß in der Kirche so tun wie wenn man sich am Abend vorher voneinander getrennt. Das ist ungemein nützlich, denn man hat sich jene durch die Ferne verklärt meist schöner vorgestellt und die nun folgenden weihevollen Minuten dienen hauptsächlich dazu, daß man sich langsam wieder an den Anblick des andern gewöhnt. Fein säuberlich werden die Böcke von den Schafen getrennt, links die Männlein, rechts die Weiblein. Mütter und Tanten haben selbstverständlich rote Nasen, entferntere Ver-

wandte bemühen sich vergeblich durch Reiben mit den Taschentüchern einen gleichbeteiligten Eindruck hervorzurufen.

Hat eine Kusine ein paar minderjährige Kinder mit weißen Kleidern auf Lager, so müssen sie Rosen auf den Pfad des Paares streuen, auf denen nachher das Brautgeleit ausrutscht. In den Bänken, durch deren Mitte man züchtig gesenkten Auges zum Altare wallt, stehen die nicht geladenen Bekannten, die man zu ignorieren hat. Sie sind unfeierlich gekleidet und machen einen banalen, außerehelichen Eindruck.

Endlich darf man sich setzen. Andächtig schweift das Auge hinüber zu dem andern Geschlecht, frivole Gemüter nicken sich erkennend zu.

Da ist die Tante, die inzwischen fromm und älter geworden, auf ihrem zum Kropf leicht anschwellenden Fetthalse liegt ein goldenes Kreuz in schlichter Einfachheit und hilft uns vergessen, daß sie einst in ihrer Jugend Hosenrollen gab und erst nach bitteren Kämpfen in die anständige Familie äußerlich zugelassen wurde. Wohingegen Tante Lina der früheren Bescheidenheit Lebewohl gesagt und in ihrem weißen Haar ein schauerliches, aber um so kostbareres Diadem von Brillanten trägt, das um die Wette mit den Hals- und Armspangen blitzt, sie kann sichs leisten, seitdem ihr Heimatsort Villenstadt geworden. Annchen ist noch immer eine hübsche Frau.

Onkel Heinrich kommt schon oben durch, Vetter Karls Frack sitzt wie wenn er ihn geborgt hätte, und nun gar die Stiefel, damit pflanzt man sich doch nicht in die erste Reihe! Da ist ja auch der Fritz, sieht ganz frech aus, obgleich er vor 20 Jahren durch den Referendar gerasselt ist. Schließlich hat er sich ja heraufgearbeitet und verdient ganz nett, aber so ein Schriftsteller ohne Amt und Titel, nehmen würde ich ihn auch, wenn er mich heut früge, denkt Malchen in ihrem hellrosa Tarlatankleidchen, das den Uneingeweihten eine Jugend vorspiegeln soll, die sie vor manchen Lustren vergeblich in die Ballsäle geführt. Hochzeiten sind aber eine gute Gelegenheit, meint sie, das wirkt ansteckend.

Leider fährt ihr da der Pastor in die Gedanken, die gerade kühn zum Onkel Major überhupften, der, auch noch Junggeselle, die Reservehoffnung der ganzen Familie ist. Der geistliche Mann bemüht sich, den jungen Leuten, die jetzt Jahr und Tag verlobt sind und nichts weiter taten, als sich auf diesen Tag innerlich wie äußerlich, sie mit Ammon, er mit leichtfertigeren Schriften, vorzubereiten, den Ernst des Schrittes klar zu machen, den sie heut unternehmen. Eindringlich schildert er alle alt- und neutestamentarischen Ver- und Gebote und preist das altjüdische Mutterrecht als ein ideales Institut von noch heut unzweifelhafter Geltung.

Er weckt so in dem Bräutigam rebellische Gefühle gegen Staat und Kirche, denn der Gedanke, daß er in das Haus seiner Schwiegermutter übersiedeln sollte, macht ihn innerlich zum Sozialdemokraten und Atheisten. Doch die Braut lächelt verschämt bei den Worten: „Er soll Dein Herr sein", nimmt sich tapfer vor, alles genau so zu halten, wie der Pastor es von ihr erwartet.

Endlich schallt erleichternd das doppelte „Ja" durch den Raum und nun sind die zwei unrettbar verheiratet.

Draußen stehen die weißbebänderten Kutschen und durch ein Spalier von schnoddrigen Straßenjungen und alten Portierfrauen der Nachbarschaft schreitet man stolz zum Wagen. Schon fangen die Lackschuhe an zu drücken, Mägen knurren vor Hunger hörbar, worüber ihre Besitzerinnen tief erröten und zerstören manch keimend Lebensglück.

Im Hochzeitshause fällt sich zunächst noch einmal alles heulend um die Hälse, Väter schneuzen sich donnernd, Rücken werden liebevoll geklopft und die Verwandten des Mannes sind beleidigt, weil man sie nicht unaufhörlich vorstellt, die Erbtante nimmt es übel, daß der kurzsichtige Rat ihr zum dritten Male seinen Namen zuflüstern läßt. Die sieben Stehlampen, die acht silberplattierten Teekessel werden staunend bewundert, das Paar wandert herum und sagt von jedem Stück, auch wenn sie es zehnmal bekommen haben, zu jedem Geber, daß sie gerade das sich gewünscht hätten und erkundigen sich hinterrücks, wo es gekauft ist. Die malende Freundin placiert heimlich zwei mit Farbe bedeckte Tafeln auf den Tisch, indem sie dann stolz bemerkt, die junge Frau möge sich aussuchen. Auf dem einen ist ein Akt, der auch eine Weißbierflasche sein kann, auf der andern ein blühendes Roggenfeld, das einer Mayonnaisensauce frappant ähnlich sieht und mit innigen Danksagungen gewählt wird.

Noch immer kommt das Essen nicht, die alten Damen sitzen und schwingen taktmäßig ihre Straußenfächer und rufen in unschuldigen Kindergemütern durch eine unangebrachte Schnürung eine Verwirrung aller anatomischen Begriffe hervor.

Schließlich erscheinen einige entlassene Zuchthäusler in Fracks, die besser sitzen wie die der Gäste und laden zum Male. Jeder ergreift mit süßem Lächeln die ihm zugewiesene Tischdame, mit der er nie zufrieden ist, ebenso wie sie sich im Range gerade durch den Begleiter herabgesetzt fühlt und unterstützt sie schonungsvoll auf dem schweren Gange zur Tafel.

Schnell röten sich die Wangen unter dem hochzeitlichen Sekt und ein allgemeines ohrenzerreißendes Geschrei beginnt, bis die Tischredner an das Glas schlagen, was etwa dieselbe Wirkung hat, als ob man ein Tuch über ein Vogelbauer breitet. Der Pastor benutzt noch einmal die Gelegenheit, dasselbe zu sagen wie vorher, die jungen Leute werden in den neuen Familien begrüßt von den mehr durch ihr Alter wie durch ihre oratorischen Fähigkeiten hierzu prädestinierten Onkeln, dann kommt schließlich der jüngste Brautführer, der die Brautjungfern leben läßt, indem er sich unweigerlich auf die alten Aegypter bezieht, vorher aber noch allen den Rat erteilt, sich recht viel Mühe zu geben, doch ja bald unter die Haube zu kommen.

Nie fehlt der Witzbold, der, wenn ihn auch niemand zur Rede ermutigt, es sich nicht nehmen läßt, womöglich in Knittelversen, bei denen Eleve und Käse als Reime erster Klasse anzusehen sind, die ganze Familie zu veralbern, aus dem Namen der Braut oder des Bräutigams geistlose Kombinationen zu formen, die immer jemand übel nimmt. Er wird auch nie verfehlen, zum Schluß mit dem Storche zu plänkeln und so die allgemeine Entrüstung auf sein Haupt zu ziehen.

Er ist es auch, der nachher aufpaßt wie ein Schießhund, wenn sich das Pärchen üblicherweise heimlich drücken will und alle

mit taktlosem Geschrei darauf aufmerksam macht. Ohne ihn würde es vielleicht gelingen, die Barbarei, welche sich in dem Institut unserer offiziellen Hochzeitsfeiern bewahrt hat, wenigstens äußerlich zu verkleiden, aber er fehlt nie. Und ihm werden spätere Generationen es vielleicht zu danken haben, wenn sie auf unsere Hochzeitsgebräuche mit derselben verwundernden Verachtung zurückblicken dürfen wie wir auf das altdeutsche Beilager oder die Hexenprozesse.

# BANKIERS KONTRA DIPLOMATEN

## VON H. FERNAU (PARIS)

Frankreich:

| | Heeresstärke: | Ausgaben fürs Heer: |
|---|---|---|
| 1875 | 382000 | 675 Millionen Frank |
| 1885 | 385000 | 565 „ „ |
| 1895 | 475000 | 595 „ „ |
| 1905 | 475000 | 610 „ „ |
| 1910 | 513000 | 790 „ „ |
| 1912 | — | 910 „ „ |

Deutschland:

| | Heeresstärke: | Ausgaben fürs Heer: |
|---|---|---|
| 1875 | 361000 | 500 Millionen Frank |
| 1885 | 392000 | 495 „ „ |
| 1895 | 549000 | 710 „ „ |
| 1905 | 593000 | 817 „ „ |
| 1910 | 607000 | 1010 „ „ |
| 1912 | — | 1119 „ „ |

Diese Ziffern, die ich einer französischen Statistik entnehme, sind eine ziemlich klare Illustration der Volksweisheit von „der Schraube ohne Ende“. Die Erhaltung des bewaffneten Friedens auf Grund der immer fieberhafter betriebenen Kriegsrüstungen ist heute in der Tat ein drückendes und immer schwerer lösbar werdendes Finanzproblem für die modernen Staaten geworden. Die Unterhaltung einer ständig kriegsbereiten (und unproduktiven) Armee und Marine, die ständige Erneuerung, Modernisierung und Bereicherung des Kriegsmaterials kostet heute bereits (in Friedenszeiten) jeden deutschen Bürger jährlich etwa 28 und jeden französischen etwa 25 Fr. Und kaum wagt man auszurechnen, was ihr Unterhalt zu Kriegszeiten kosten würde. — Mit dem früheren feudalistischen Regierungssystem war die Regelung dieser finanziellen Seite der Kriegsführung ziemlich einfach. Wenn ein König durch willkürlich dekretierte Abgaben seinen Kriegsschatz als groß genug erachtete, konnte er Krieg führen, ganz ebenso wie ein Privatmann sich eine gewisse Summe seiner Einkünfte zur Seite legt, um damit etwas zu unternehmen, was ihm vielleicht gelingen könnte. Denn der absolute König betrachtete sich als den Eigentümer seiner Länder und seine Untertanen zahlten ihm die Abgaben wie eine Pachtrente. Für den absoluten König hatten daher die Kriege den deutlichen Zweck, sein Eigentum zu vergrößern resp. die Zahl der steuerzahlenden Untertanen zu vermehren. Heute

dagegen gleichen die Regierungen der parlamentarisch regierten Staaten einem am Gewinn beteiligten Direktor eines riesigen Handelshauses; sie verlangen hohe Gehälter und Tantiemen, aber ihre Forderungen bedürfen einer Begründung und Zustimmung und bleiben im Bereiche des Möglichen. Die Regierungen wissen nicht nur, daß der Wohlstand ihrer Bürger die Vorbedingung für eine normale Geschäftsführung ist, sondern sie wissen namentlich auch, daß man da und dort schon öfter einen allzu anspruchsvollen Direktor entlassen und durch einen neuen ersetzt hat. Mit andern Worten: die Regierungen, deren wichtigste Aufgabe heute noch immer die Organisation der bewaffneten Nation ist, und deren etwaige Kriegslust nicht mehr wie früher den Wunsch nach Besitzvergrößerungen, sondern viel mehr nach Erschließung neuer, kaufmännischer Absatzgebiete als Ursache hat, sind auf Grund mannigfacher Faktoren, die ich hier nicht näher untersuchen kann, um mich nicht allzuweit vom Gegenstand zu entfernen, in eine deutliche Abhängigkeit von der finanziellen Gesamtlage der Nation gekommen. Je reicher eine Nation ist, um so leichter wird sie die Übelstände des kostspieligen bewaffneten Friedens ertragen können, aber um so abhängiger wird auch ihre Regierung von den Bankiers des Landes sein. Konnte ein absoluter König einem Nachbarstaate den Krieg erklären, nachdem er sich einfach mit seinen Ministern und Generälen verständigt hatte, so würde es heute für ein Land (selbst wenn der Krieg siegreich wäre) den sicheren Ruin bedeuten, wenn es sich trotz seiner schlechten Finanzlage und trotz der gegenteiligen Ansicht seiner Finanzmänner in Kriegsabenteuer stürzen wollte. Je parlamentarischer und demokratischer nun ein Land regiert wird, um so schwerer wiegen in den Entschlüssen seiner Regierung die Meinungen der Vertreter von Finanz und Industrie.

Und hiermit stehen wir vor einer ersten beachtenswerten Friedensgarantie, die uns durch die heut in Frankreich herrschenden Finanzmächte geboten wird. Die Franzosen nennen sich mit Stolz „die Bankiers der Welt" und jeder Finanzmann weiß, daß sie damit ein wenig recht haben. Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, warum die Franzosen trotz der herben Schläge von 1870 sich die „Bankiers der Welt" nennen dürfen, sondern meine Aufgabe ist, festzustellen, wie und ob ein Bankier aus dem System des bewaffneten Friedens Nutzen schlägt und inwieweit ein kapitalexportierender Staat wie Frankreich an der Aufrechterhaltung des Weltfriedens ein Interesse haben kann.

Theoretisch wird die dritte Republik durch eine Kammer und einen Senat resp. durch ein Ministerkabinett regiert, die der „Ausdruck des Volkswillens" sind. In Wirklichkeit aber ist jedes Ministerkabinett und jedes Parlament ein von der Hochfinanz stark abhängiges Geschäftskomitee für die Verwirklichung finanzieller und industrieller Unternehmungen, zu denen natürlich neben der Aufnahme gewinnbringender ausländischer Anleihen und industrieller Aufträge in erster Linie auch die offiziellen Lieferungen für Armee und Marine gehören. Eines Tages befragte der bekannte Romancier Anatole France einen französischen Minister über die Ursachen der offiziellen Ohnmacht zur Schaffung durchgreifender sozialer Reformen: „Was sollen wir tun?" antwortete dieser „unser Finanzministerium ist im Crédit lyonnais,

unser Marineministerium im Creusot (die französischen Kruppwerke) unser Kriegsministerium in den Verwaltungsräten unserer Metallurgie usw." — Frankreich wird dergestalt in Wirklichkeit weniger vom „Volkswillen" als vielmehr von seinen Lieferanten und Bankiers regiert, die, hinter den Kulissen der politischen Schaubühne stehend, die Fäden der Parlaments- und Ministerpuppen ziehen. In einer solchen kapitalistisch demokratisch hochentwickelten Gesellschaft kommt der „souveräne Volkswille" nur dort in Betracht, wo er imstande ist, selbst organisiert und gebietend aufzutreten oder wo er die Projekte der Hochfinanz nicht allzu sehr geniert. Diese Fälschung und Korruption des parlamentarisch-demokratischen Regimes ist nun aber der gesunden Fortentwicklung des Landes höchstens im Bereiche der innern sozialen Reformen hinderlich. Denn in der Außenpolitik der demokratisch regierten Staaten ist ein einziger solcher König der Finanz und Industrie mit seinen politischen Helfershelfern, mit seiner genauen Kenntnis des Handwerks, den Bedingungen von Produktion und Absatz, Lage des Weltmarkts usw. usw. durchschnittlich wertvoller als ein halbes Dutzend Diplomaten zusammengenommen. Den letzteren fehlt meistens nicht nur das Verständnis der internationalen Geschäftstechnik, sondern sie erachten es gewöhnlich überhaupt für unter ihrer Würde „Geschäfte" zu machen. In Deutschland, wo leitende Finanzmänner in der Regierung noch wenig Sitz und Stimme haben, ist folgerichtig seit einigen Jahrzehnten die Außenpolitik durchschnittlich sehr ungelenk.

Nun ist die besprochene in Frankreich allmächtige Finanzoligarchie auf der einen Seite hin zwar die treibende Kraft zu immer größeren Kriegsrüstungen (denn bedeutende Lieferungen von Kriegsmaterial sind zur Aufrechterhaltung ihrer Großbetriebe nötig und treiben die Kurse ihrer Aktien in die Höhe); auf der andern Seite aber sind heute, wo die Metallurgie ebenso der Aufträge des Auslandes bedarf und wo sich die Kapitalien in Frankreich selbst immer schlechter verzinsen, die Kapitalanlagen und sonstigen Geschäftsinteressen der französischen Hochfinanz und Industrie so international geworden, daß ein Krieg, wenn er selbst glücklich ausfiele, auf jeden Fall ein schlechtes Geschäft für sie wäre. Treiben sie also mit Hilfe ihrer Presse und sonstigen Bedientenschaft auf der einen Seite Parlament und Regierung vorläufig noch (solange das Volk an die „Schraube ohne Ende" als notwendiges Übel für die Sicherheit des Landes glaubt) zu immer enormeren Kriegsrüstungen, so sind sie auf der andern Seite heute bereits doppelt vorsichtig geworden, von dieser Rüstung praktischen Gebrauch zu machen. Woraus sich ergibt, daß der französischen Hochfinanz zwar viel an der Aufrechterhaltung des bewaffneten Friedens, aber nichts an einem europäischen Kriege liegt. Denn die beständigen Kriegsrüstungen sind eine ebenso fruchtbare Einnahmequelle für sie (hohe Dividenden der nationalen Industrie) als der dauernde Weltfrieden. (Möglichkeit für ausländische Kapitalanlagen und Lieferungen, hohes Agio für Anleihen usw. usw.). — Um es anders auszudrücken: die französische Hochfinanz gebärdet sich dem Volke gegenüber zwar bei passenden Gelegenheiten sehr national und kriegerisch, sie ist aber im Grunde so eminent international und friedliebend,

daß man sie als eine wesentliche Friedensgarantie in Europa betrachten darf.

Ich sehe den Leser über diese „haltlosen Hypothesen“ lächeln. Vielleicht aber kann ich ihm diese Skepsis durch die umgeschminkte Erzählung eines noch halb aktuellen Beispiels rauben. Ich meine die Marokkoaffäre.

* * *

Deutschlands großartige wirtschaftliche Entwicklung wird von niemand abgeleugnet und die „Erbfeinde“ sind die ersten, sie zu bewundern. Aber leider hat Deutschlands Regierung, wie der bekannte deutsche Finanzmann Gwinner im Mai 1910 im preußischen Herrenhause ausführte, „keine Idee von den finanziellen Prinzipien, mit denen ein moderner Staat regiert werden muß“. Die schlechte Finanzverwaltung Deutschlands ist daher ein ernsthaftes Hindernis und eine ständige Bedrohung für die volle Entfaltung seiner Industrie. Der Nationalökonom Melholle hat berechnet, daß jeder Franzose 620 und jeder Deutsche 480 Fr. Jahreseinkommen besitzt, wogegen jeder Franzose 142 und jeder Deutsche 165 Fr. Steuern zu zahlen hat. Der Grund für diese (erst seit wenigen Jahren) um 29 % höhere Besteuerung des deutschen Bürgers liegt in den immer enormeren Ausgaben Deutschlands für den bewaffneten Frieden (zu den oben angeführten Ziffern sind noch 531 Millionen Frank für den Unterhalt der Marine und 284 Millionen für Neukonstruktionen zu zählen, während für Frankreich diese Ausgaben 375 resp. 121 Millionen Frank betragen). In dem kurzen Zeitraume von nur 16 Jahren haben Deutschlands Ausgaben für die Landarmee um 98 % und für die Kriegsmarine um 430 % zugenommen; in den letzten vier Jahrzehnten sind die Ausgaben für Kriegsrüstungen in Deutschland um rund 350 % gestiegen. Und während unsere Regierung ohne Besinnen diese fabelhaften Summen für den bewaffneten Frieden opferte, während die deutsche Staatsschuld sich infolgedessen von 4304 Millionen in 1875 auf 17 Milliarden in 1900 und auf 25½ Milliarden in 1910 erhöhte und die deutsche 3prozentige Staatsrente eigentlich nie so recht über den für einen kreditfähigen Staat beschämenden Satz von 85 Mark hinausgekommen ist, hat sich der deutsche Gesamthandel von etwa 7 Milliarden in 1880 auf fast 20 Milliarden in 1910 erhöht. Es gibt in der Geschichte fast kein zweites Beispiel, wo eine enorme Staatsverschuldung und ständig zunehmende Steuerbelastung so nahe mit einer so glänzenden Entwicklung von Handel und Industrie Hand in Hand gegangen sind, als im modernen Deutschland. Diesem mächtigen und stoßweisen Aufblühen deutscher Produktion und Handelstätigkeit war die unkaufmännische Regierung mit ihrer innern Finanz- und äußern Gesamtpolitik beständig hinderlich. Die deutsche Industrie findet also, da sie einmal zugunsten der Landwirtschaft zu hoch belastet ist, und anderseits jährlich einen Bevölkerungszuwachs von zirka 900 000 Köpfen neu ernähren muß, seit langem keine genügenden Kapitalien mehr im eignen Lande. Sie ist daher nicht nur gezwungen, alle ihre Profite resp. Kapitalverfügbarkeiten sofort wieder in Vergrößerungen usw. festzulegen und durch immer höhere Abgaben zu sühnen, sondern sie muß sich auch an Bankkredit und an ausländisches, namentlich aber an billiges französisches Kapital wenden, um sich entwickeln

zu können. Und sie muß sich beständig entwickeln und vergrößern, denn jeder Stillstand wäre eine Katastrophe schlimmster Art. Dies sind, freilich ungenügend skizziert, die Gründe, weshalb heute Deutschlands Handel und Industrie, der Stolz der Nation, in eine bedauerliche finanzielle Abhängigkeit vom Auslande, namentlich aber von Frankreich, gekommen sind. Denn die „Erbfeinde", die keinen Bevölkerungszuwachs zu ernähren haben, die auf dem Weltmarkte wenige, aber gewinnbringende Produkte verkaufen und deren 3prozentige Rente andauernd mit etwa 95 M. bezahlt werden muß, haben keinen Augenblick gezögert, ihr Geld vorteilhaft auf hohe Zinsen in Deutschland anzulegen. Dies geschieht meistens in der Weise, daß die deutschen den Pariser Banken ihre „Wertpapiere in Pension" geben, das heißt, die Pariser streckt der deutschen Finanz beständig mehrere hundert Millionen Bargeld gegen Hinterlegung von Papieren vor, eine Operation, aus der sowohl die deutsche Industrie als auch die Pariser Finanz großen Gewinn ziehen. — Die Machthaber der deutschen Industrie und Finanz beklagen lebhaft, daß es vorläufig auf Grund der politischen Spannung noch unmöglich ist, solche Geschäfte an der breiten Öffentlichkeit zu machen resp. deutsche Papiere an der Pariser Börse zu handeln. (Aber der Tag dieser offiziellen Zulassung deutscher Papiere zur Pariser Börse wird kommen und an diesem Tage dürfen alle Friedensfreunde ihre Häuser beflaggen.)

Als nun die Schwierigkeiten um Marokko ausbrachen, das heißt, als Deutschland seine Bedürfnisse nach Eisen und Kunden so laut durch die Entsendung des „Panther" nach Agadir manifestiert hatte, wurden die französischen Geldleiher unruhig. Die Chefs der Pariser Hochfinanz hielten Rat. Das Protektorat über Marokko (lies die Ausbeutung seiner reichen Minen und sonstigen Gewinnmöglichkeiten) gehörte zu ihrem Geschäftsplane. Sie hatten sich sehr wohl auf einen Widerstand Deutschlands gefaßt gemacht, aber nicht auf einen so kriegsdrohenden Widerstand. Ihre Profite an der neuen Kolonie hätten auf keinen Fall ihre Verluste in einem Kriege mit Deutschland aufgewogen. Was tun, um Marokko zu behalten und den Krieg doch zu vermeiden? Sie beschlossen, die Krallen des deutschen Panthers zunächst mit der Kündigung eines Teils ihrer Gelder zu beschneiden. Mehrere hundert Millionen Frank würden dergestalt an einem bestimmten Tag aus der deutschen Zirkulation gezogen werden. — In den Tagen des 22./23. August 1911 verbreitete sich an der Berliner Börse das Gerücht, die Pariser Banken würden nächste Woche einen Teil ihrer Kapitalien zurückziehen. Trotz der Intervention der offiziellen Seehandlung brach auf diese Nachricht hin eine Panik aus, die von den professionellen Spekulanten schnell auf das große Publikum übergriff und sich in zahlreichen deutschen Städten bekanntlich durch einen Sturm auf die Sparkassen zeigte. Am Tage der Börsenliquidation mangelte es den Banken an Gold; sie erhöhten ihren Gelddiskont und eine Serie von Konkursen brach über die deutsche Industrie herein. Herr Kiderlen-Wächter wurde von allen Seiten bestürmt, das Land durch eine Erklärung zugunsten des Friedens zu beruhigen. Aber noch glaubten die deutschen Diplomaten stärker zu sein als die französischen Finanziers, noch konnte die deutsche Regierung nicht begreifen, welche

ganz andere Macht die französischen Banken mit ihrem Kredit gegenüber der drohenden deutschen Kriegsrüstung in Händen hielten. Also begnügte sich Herr Kiderlen-Wächter mit der vagen Erklärung, daß die „Befürchtungen unbegründet" seien, und am 8. September übermittelte er Herrn Cambon, dem französischen Gesandten, jene famose deutsche Gegenproposition, die für Deutschland „ökonomische Garantien" in Marokko forderte. Diese „ökonomischen Garantien" lagen durchaus nicht im Geschäftsplane des französischen Marokkosyndikats; die Spannung begann aufs neue und die französischen Banken schoben in diesem gefährlichen Schachspiel ihren zweiten Bauern vor: Schach dem König. — Am 10. September schrieb die sonst so kriegslustige „Tägliche Rundschau" kleinlaut: (Ich rückübersetze diese Stelle aus dem Französischen, die Worte mögen also nicht genau sein.) „Man hatte an der (Berliner) Börse auf eine Verständigung mit Frankreich gehofft, die eine Regelung der Verpflichtungen erleichtert hätte. Da diese Verständigung verzögert worden ist, muß man verkaufen, verkaufen um jeden Preis, aber die Käufer sind abwesend und die Kurse fallen." Und die „Tägliche Rundschau" konstatierte betrübt, daß in weniger als einem Monat die Kurse der hauptsächlichsten deutschen Banken ganz bedenklich gefallen seien. Das finanzielle Unbehagen in Deutschland war infolge der ablehnenden Haltung der Pariser Marokkobeutegeier so groß geworden, daß sich der Direktor der Deutschen Bank selbst zu Herrn Kiderlen-Wächter begab und von ihm nochmals eine Erklärung erbat, die das Publikum beruhigen konnte. Der Herr Staatssekretär erklärte gelassen, „daß nichts zu befürchten" sei. Aber diese freundlichen Worte brachten das französische Gold nicht zurück. Und je mehr der Börsenabrechnungstermin herannahte, um so mehr fürchtete man, daß Paris noch weitere Kapitalien kündigen würde. Am 10. September erhöhte die Reichsbank plötzlich ihren Diskont von 5 auf 6% (der Diskont der Banque de France war in dieser ganzen Zeit auf 3% geblieben). Und hier entschied sich im Publikum das Schicksal Marokkos: „Wir haben genug Ruin und Konkurse. Man lasse den Franzosen ihr Marokko und uns den Frieden und das französische Gold." Dieser Entrüstungsschrei der kommerziellen und finanziellen Welt wurde so laut und drohend, daß sich die deutsche Hochfinanz nunmehr selbst entschlossen an den Kopf der Protestbewegung stellte. Am folgenden Tag erbaten die Chefs der drei hauptsächlichsten deutschen Finanzgruppen, die Direktoren der Deutschen Bank, der Nationalbank und der Handelsgesellschaft, eine Audienz beim Unterstaatssekretär des Äußern, Rat Zimmermann; und sie ersuchten ihn ebenso höflich als bestimmt, der deutschen Geschäftswelt jetzt keine wohlwollenden Versprechungen, sondern im Namen der deutschen Regierung die formelle Zusicherung zu geben, daß die Diskussion mit Frankreich eine befriedigende Wendung nehmen und man zu einer schnellen Verständigung gelangen werde. Diese offizielle Erklärung mußte in Anbetracht der bedrohlichen Situation gegeben werden und die Presse übertrug sie alsbald dem unruhigen Publikum. Spätere Geschichtschreiber werden diese „formelle Zusicherung" ein geschichtliches Ereignis nennen, denn sie war der entscheidende Höhepunkt der Marokkoverhandlungen. Mit ihr verpflichtete sich

der von der Finanz bedrohte Panther zur Einziehung seiner drohenden Kriegskrallen. Bis hierher hatte Herr Kiderlen-Wächter den französischen Kolonialpolitikern mit der als unentbehrlich geltenden Friedensgarantie, der kriegsbereiten deutschen Armee, gedroht. Die französische Regierung alias Hochfinanz aber kannte nur allzugut die Achillesferse des deutschen Kolosses; sie verhielt sich ruhig ablehnend und verteidigte ihre Beute Marokko im wesentlichen mit — ihrem Kredit, was sie natürlich nicht hinderte, das Volk mit einer Ausstellung der nationalen Wehrkraft (Herbstmanöver in den Vogesen, Flottenschau in Toulon usw.) zu beruhigen.

Wer also hat in diesem beängstigenden Schachspiele zwischen Finanziers und Diplomaten gesiegt? Wer hat den Frieden wirksamer garantiert: die schlagbereiten Kriegsheere der Kulturnationen oder das kaufmännische Soll und Haben der internationalen Hochfinanz? — Die patriotischen Heißsporne, die bei dieser Gelegenheit die „Feigheit" der deutschen Regierung beklagt haben, vergessen ganz, daß, wenn auf Grund jener „formellen Zusicherung" die Pariser Banken nicht im September 1911 der deutschen Finanz aufs neue etwa 120 Millionen Frank Bargeld vorgestreckt und damit den deutschen Geldmarkt wieder normal gestaltet hätten, zunächst eine Serie von Konkursen, Teuerungskrisen und Revolten über Deutschland hereingebrochen wäre, die als nächste Folge wahrscheinlich mit dem Kriege nach außen auch den Krieg nach innen verursacht hätten. Und die Möglichkeit einer Revolution im Innern kann unmöglich eine Regierung kriegslustig stimmen. — Diese unheildrohende Marokkoaffäre hat jedem Klardenkenden deutlich bewiesen, was längst ein öffentliches Geheimnis für alle heute Regierenden ist: daß nämlich in den modernen Industriestaaten die Finanz kommandiert und ihr die Regierung bei Strafe eventueller Absetzung gehorchen muß. In Deutschland hat die Marokkoaffäre der Finanzwelt die erste Gelegenheit geboten, aus ihrer bisherigen Reserve herauszutreten und indirekt handelnd in die Ereignisse einzugreifen. Wenn unsere Finanzmachthaber morgen, ähnlich wie in Frankreich, regierungsmächtig geworden sein werden, wird die Sache des Friedens einen weiteren Schritt voran getan haben. Geschäftsleute haben sich noch immer leichter miteinander verständigt als Diplomaten.

## DIE „NEUE PHALANX" VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Die wirtschaftliche Freiheit scheint zu einem Schema hinabzusinken. In straff organisierten Unternehmerverbänden kapitalkräftiger Großunternehmungen droht ihr der Untergang von oben, in Innungs- und Zunftorganisationen der Ruin von unten. Überall sehen wir die Tendenz zum Zusammenschluß — zur Aufstellung einer „neuen Phalanx" im Konkurrenzkampfe, im Kampfe um den Konsumenten. Als eine frühere Epoche die Gewerbeunfreiheit abschaffte, hatte sie damit das große Ziel im Auge, durch Neubelebung der freien Konkur-

renz den wirtschaftlich fähigeren Individuen den Vorrang vor den schwächeren einzuräumen; zwar nicht, um hier Großbetriebe — dort Kleinunternehmungen zu schaffen und eine Kluft aufzutun, die bis dahin nicht existiert hatte, wohl aber um den freien Wettbewerb wie ein elektrisches Fluidum durch den Wirtschaftskörper der Nation zu schicken, anregend, gestaltend. Das Ziel ist erreicht. Den wirtschaftlichen Aufschwung unserer Nation haben wir in erster Linie der freien Konkurrenz mit ihren unzähligen Betätigungsmöglichkeiten zu danken — das steht fest — aber jener Kampf hat Opfer gefordert, Opfer, die im heißen Ringen um die Daseinsmöglichkeiten unterlagen. Und wie ein unersättlicher Moloch mußte er stets neue fordern, je weiter die Entwicklung ging. Aber wie jede Wirkung ihre Gegenwirkung schon in sich trägt, so auch hier. Der wirtschaftliche Wettbewerb mit seinen tausenderlei Möglichkeiten der Betätigung, mit seiner unkontrollierbaren, durch nichts gehinderten Massenproduktion, mußte von Zeit zu Zeit Stadien der Überproduktion schaffen, Anhäufungen von Gütern zeitigen, die in keinem Verhältnis zum Bedürfnis, zur Nachfrage standen, und so Krisen heraufbeschworen, die den Wirtschaftsorganismus bis ins tiefste erschütterten. Unsere Großunternehmungen mußten solche Stürme im Wirtschaftsleben naturgemäß am schwersten treffen, sind sie es doch, die dank ihrer exponierten Lage den Anstoß von außen, von welcher Seite er auch immerhin kommen mag, zuerst und in seiner ganzen Schwere auszuhalten haben. Der Gedanke des Zusammenschlusses, der Kartellierung, wie wir es hier nennen wollen, gleichinteressierter Produzenten lag daher während ungünstiger Konjunkturperioden gleichsam in der Luft. Und in der Tat ist er denn auch zuerst unter derartigen Konstellationen des ökonomischen Lebens in die Praxis umgesetzt. Mit Recht nannte deshalb Kleinwächter die Kartelle „Kinder der Not", während Brentano von ihnen sagte, daß sie „Fallschirme seien, deren sich die zu hoch geflogene Produktion bediene, um wieder auf festen Boden zu gelangen". Ist dem auch vom geschichtlichen Standpunkte durchaus beizustimmen, so müssen wir doch sagen, daß dieser Entwicklungsprozeß mit der allgemeinen Verbreitung der Kartellidee eine durchgreifende Änderung erfährt, da die Erfahrungen der neuesten Zeit ganz zweifellos dartun, daß die Kartelle nicht nur nach Krisen, sondern auch während günstigerer Wirtschaftsverhältnisse entstehen, um einmal die Unternehmerposition mit größtmöglichem Nutzen auszubeuten, zum andern aber auch, um der späteren ungünstigen Reaktion vorzugreifen. Heute werden so viele Ursachen namhaft gemacht, die zur Kartellbildung führen, daß von einer Aufzählung hier gar nicht die Rede sein kann, die mir auch, im Gegensatz zu manchem Theoretiker und Nationalökonomen, als durchaus sekundär erscheint, da gewöhnlich nicht eine, nein viele meist einander bedingende Ursachen nebeneinander herlaufen, die dann in ihrer Gemeinsamkeit die Unterlage für die Kartellierung schaffen. Eins scheint mir jedoch festzustehen: Ohne Konkurrenz gibt es kein Kartell und je hartnäckiger und verzweifelter der Kampf gewesen, desto leichter und sicherer entsteht der Frieden. Daneben läuft als wichtigstes Moment die Kapitalfrage. Je größer das Kapital der Einzelunternehmung ist, desto notwendiger wird, so paradox das klingen mag, ihre

Vereinigung mit andern, denn die Einschränkung oder Reduzierung des Betriebes infolge von Überproduktion bedeutet nicht nur entgangenen Gewinn, sondern auch tatsächlichen Schaden, da die Entwertung und mangelhafte Verzinsung des Kapitals ebenfalls in Betracht kommt. Was soll nun das Kartell, die Vereinigung einer Anzahl gleichinteressierter Produzenten, bewirken. Dreierlei — erstens die Regulierung der Produktion — durch Festsetzung der Erzeugungsmengen bei den einzelnen Mitgliedern prophylaktisch der Überproduktion und der Krise entgegentreten — durch Verminderung der Gesamtproduktion, Hochhaltung der Preise und somit Sicherung der Rentabilität. Zweitens: Vernichtung der schädigenden Schleuderkonkurrenz. Drittens: Hebung des Exports durch sogenannte Ausfuhrprämien, Unterbietungen auf dem Weltmarkte usw. Wie weit die Kartellierung in der deutschen Industrie unter eben diesen Gesichtspunkten aber schon vorgeschritten ist, mögen die folgenden Zahlen lehren. Nach einer dem Reichstage im Spätherbst 1905 vorgelegten Denkschrift weist die deutsche Industrie 385 kartellähnliche Vereinigungen auf. Es werden 15 Einzelgruppen unterschieden, und zwar die Kohlenindustrie mit 19 Verbänden, die Eisenindustrie mit 62, Metallindustrie 11, chemische Industrie 46, Textilindustrie 31, Leder- und Kautschukwarenindustrie 6, Holzindustrie 5, Papierindustrie 6, Glasindustrie 10, Ziegelindustrie 132, Industrie der Steine und Erden 27, Tonwarenindustrie 4, Nahrungs- und Genußmittelindustrie 17, Elektroindustrie 2, sonstige 7. Diese 385 kartellähnlichen Vereinigungen umfassen zirka 12000 Betriebe.

Erst seit dem Jahre 1880 kann man eigentlich von einer Kartellära in der deutschen Industrie sprechen. Einige ältere Vereinigungen, wie Weißblechsyndikat, Kalisyndikat und Bromkonvention kommen dabei nicht in Betracht. Bis 1895 nimmt die kartellfreundliche Entwicklung allmählich und gleichmäßig zu. Dann aber zeigt sich ein starker Aufschwung und im Jahre 1904 übersteigt die Zahl der gegründeten Verbände die der bisher bestandenen. Eine derartig rapide Entwicklung mußte selbstverständlich auch Neuerscheinungen im Wirtschaftsorganismus der Nation hervorrufen. Wie äußerten sich diese? Einmal, und gerade heute mehr denn je, in der mehr oder minder weitgehenden Ausschaltung des Zwischenhandels und zum andern, wenn wir ein Schlagwort gebrauchen dürfen, in der möglichst durchgreifenden Entrechtung des Konsumenten. Will man aber dieses, so darf man jenes nicht lassen. Wenn man die Preise aufs äußerste in die Höhe schrauben, den Konsumenten soweit wie irgendmöglich ausbeuten und gefügig machen will, sich auch den härtesten Bedingungen zu unterwerfen, so muß man die Sicherheit haben, daß ihm im Handel kein Helfer erstehe, der ihm die Mittel gewähre, sich gegen seine Bedrücker aufzulegen. Anderseits wäre der freie Handel als natürlicher Widersacher unfreier Organisationsformen der Industrie auch nur allzusehr geeignet, den Kartellen die Kontrolle des Marktes vollständig zu entziehen, eine Maßnahme, die naturgemäß eine der wichtigsten Existenzbedingungen der Kartelle durchaus in Frage stellen würde. Deshalb muß das Kartell, um seine eigne Lebensfähigkeit aufrecht zu erhalten, den Handel, und zwar in erster Linie den kleineren Zwischenhandel,

in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zwingen. Es muß ihm das Recht nehmen, selbständig Ware zu kaufen und zu verkaufen. Die Ware, die ihm das Kartell liefert, darf er nur unter ganz bestimmten, vom Verbande vorgeschriebenen Bedingungen wieder verkaufen, seine Tätigkeit muß lokal begrenzt, auf einen bestimmten Kundenkreis beschränkt, die Preise, die er nehmen darf, müssen ihm vorgeschrieben sein. Somit hat das Kartell die Wirkung, daß der doch immerhin als freier Kaufmann zu bezeichnende Zwischenhändler, der früher nach eignem Ermessen von beliebigen Produzenten beziehen und an beliebige Konsumenten wieder verkaufen konnte, mählich ausgeschaltet wird und an seine Stelle der unfreie Vermittler, der sogenannte Agent oder Makler tritt, dem das Kartell seinen Unternehmergewinn, wenn man überhaupt noch von einem solchen reden darf, besser wohl seine Provision, zumißt. Diese Ausschaltung des kleinhändlerischen Mittelstandes wäre ja, solange sie in der Art vorgeht, daß dem Kleinhändler nur die Selbständigkeit, nicht aber die Erwerbsquelle genommen wird, vom nationalökonomischen Standpunkte gar nicht so unbedingt zu verurteilen — daneben läuft aber ein anderes Moment, die Verteuerung des Konsums seitens der fast Monopolstellung besitzenden Kartelle. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß die Versicherung der Kartelle, sie wollten nicht „hohe", sondern nur „auskömmliche" Preise sich sichern, zum mindesten auf einer glatten Selbsttäuschung jener Vereinigungen beruhen. Braucht das Kartell nicht mehr mit der Konkurrenz zu rechnen, hat es die Preisbildung allein in der Hand, so wird es sie stets so einrichten, daß der Verkaufspreis höher ist, als der Preis, welcher das freie Produkt von Angebot und Nachfrage ist. Solches bedarf ja weiter keiner Begründung als etwas psychologischen Verständnisses. Damit haben wir aber den Kernpunkt getroffen. Volkswirtschaftlich ist das Kartell zu verurteilen, weil es als alleiniger Produzent, unter Ausschaltung der Konkurrenz, also des freien, auf die Preisbildung einwirkenden Wettbewerbs, eine Monopolstellung einzunehmen sucht, und damit die gesamte Preisbildung auf irgendeinem Gebiete festzulegen vermag. Dieses aber darf der Staat, gehört er doch einmal selbst zu den Großkonsumenten, sodann aber auch aus Gründen der Räson (die Unparteilichkeit ist das vornehmste Gesetz der Staatsgewalt) nicht dulden. Wie aber will er sich dem widersetzen? Die wirtschaftliche Entwicklung, der ja allein die Kartelle zu verdanken sind, durch Besteuerung oder Belastung ihrer Schöpfungen nach dieser oder jener Richtung hin eindämmen zu wollen, wäre Sisyphusarbeit. Dagegen wäre in andrer Richtung vielleicht Erfolg zu hoffen. Unter den vielen Vorschlägen, die gemacht sind, dünkt mir als beachtenswertester die Forderung der „Offenkundigkeit der Kartelle." Sie ist jedenfalls das vornehmste Erfordernis jeder staatlichen Kartellpolitik. Wie aber dieser Forderung den nötigen Nachdruck verschaffen? Die Verheimlichung des Kartellvertrages wird oft mit Vermögensvorteilen verbunden sein, denen gegenüber die üblichen Strafsätze als Bagatelle erscheinen. Die zu normierende Geldstrafe würde also eine gewisse, sonst von Gesetzes wegen unbekannte Höhe von vornherein haben müssen. Fernerhin wären Geheimkartelle außerhalb des Rechtssystems zu stellen. Ihnen würde somit die Fähigkeit, sich einem Schiedsgerichte zu unterwerfen, ab-

gesprochen werden, und somit auch die Verweigerung der Vollstreckung von schiedsgerichtlichen Urteilen in Kartellsachen. Auch die Frage der absoluten Rechtsfähigkeit der Kartelle wäre zu erwägen. Den offen angemeldeten wäre sie zweifellos zu gewähren, hätte doch der Staat die Mittel der Kontrolle von vorneherein in der Hand. Den Geheimkartellen wäre sie dagegen zu verweigern. Im übrigen würde sich der Staat selbstverständlich das Auflösungsrecht auch der offen hervortretenden Kartelle, sollten sie seinen Zielen zuwiderlaufende Preispolitik treiben, vorbehalten müssen. So allein denke ich, wäre eine Reform des modernen Kartellwesens möglich. Von einer hohen Steuerbelastung der Kartelle wäre von vorneherein abzusehen, da sie die hochgeschraubten Abgaben ja doch nur auf den Konsumenten abwälzen würden. Auch Versuche, die große Masse der Konsumenten gegen die „neue Phalanx" der Industriellen zusammenschließen, müssen scheitern. Die Form, in welcher die Konsumgenossenschaft dem heutigen Weltverkehr standhalten könnte, ist noch nicht gefunden.

Die wirtschaftliche Entwicklung unserer Zeit begünstigt, verlangt die Kartelle. Sie ausschalten zu wollen, wäre ein Nonsens. Ihnen aber die Gefährlichkeit gegenüber dem Konsumentenpublikum zu nehmen, ist eine Forderung, die unsere Gesellschaft an den Staat stellt, stellen muß. Unter den oben freilich nur skizzenhaft wiedergegebenen Gesichtspunkten halten wir eine Lösung für möglich, ja sogar für aussichtsreich. Die Zeit aber drängt, die Entwicklung zu kartellähnlichen Gebilden schreitet immer weiter vorwärts — von jenseits des Ozeans droht das Gespenst der Trusts. Warten wir nicht ab, bis wir dieselben Zustände haben, sondern benutzen wir die Frist, die uns noch bleibt.

# EIN MEDIZINISCHES SCHRECKGESPENST VON DR. DIETZE

Der Alkohol ist dem Menschen bekannt, solange er Genußmittel überhaupt kennt. Man kann vielleicht sagen, daß er das erste ihm bekannte Genußmittel ist. In der Tat findet er sich in der Natur derart weitverbreitet vor, daß man ihm sozusagen auf Schritt und Tritt begegnet. Der Laie freilich vermutet ihn nur im Bier, Wein, Schnaps, in den Likören und zum Teil in Medikamenten. Allein auch im frischen Brod, in den tieferen Strähnen der Baumstammwurzeln, im Erdboden, selbst in den tierischen Geweben, im Blut, im Urin der Zuckerkranken, im Steinkohlenteer, in der Atmosphäre, im Schnee, im Regen- und in allen Trinkwässern ist Alkohol durch äußerst scharfe Reaktionen bestimmt worden. Man sieht, er ist im vollsten Sinne des Wortes ein Lebenselement sine qua non. Und doch ist ihm der Krieg erklärt worden. Zweifellos mit Recht.

Seit Jahrtausenden zwar hat man seine berauschende Wirkung bei Mensch und Tier gekannt, aber erst in den jüngsten Zeiten hat man angefangen, diese Wirkung des Alkohols auf Herz und Nervensystem als schädlich, ja gemeingefährlich zu erkennen. Anfangs nur ex cathedra, wird er jetzt schon im Wege sozialer Organisationen mit lebhaftestem Eifer und fanatischer Ausdauer

bekämpft. Er ist der Sündenbock für die tausenderlei und hunderttausendfältigen Schadhaftigkeiten am Riesenorganismus der Gesellschaft. Gleichwohl ist es erstaunlich, wie selbst die erlauchtesten Vertreter der Generationen, denen die Nachwelt Denkmäler aus Dankbarkeit für ihr Streben und Wirken zum Heile der Allgemeinheit gesetzt, dem Alkoholgenuß mehr als jedem andern fröhnten und den Alkoholrausch über alles liebten.

Nach den modernsten Theorien der psychiatrischen Forschung müssen sie blastophthorisch verseucht sein. Ihre Kinder und Kindeskinder müssen von derselben Beschaffenheit sein. Nicht bloß das trinklustige und, wie man zu sagen pflegt, trinkfeste Ritter- und Raubrittertum, die fahrenden Sänger, das Mönchtum und die wüsten Landsknechte älterer Kulturepochen, sondern auch die geistige Hoffnung auf unsern heutigen Hochschulen und Universitäten, in deren Mitte das Saufen bis zur Bewußtlosigkeit, neben Hungern auf jeden Fall, „wenn kein Geld in Bänken“ systematisch betrieben wird, sie alle samt und sonders müssen ohne Gnade dem furchtbaren Anathem unserer Psychiater verfallen. Die Kulturmenschheit ist alkoholisch durchseucht. Tausend andere Seuchen hat die Alkoholseuche nach sich gezogen, wenn man Forels Versicherungen in seiner „Sexuellen Frage“ glauben kann. Die Kulturmenschheit ist aber gewiß nicht der Mob; sie setzt sich vielmehr zusammen aus den Elementen, die die Herrschaft für sich in Anspruch nehmen. Das sind die Juristen, Richter, Staatsanwälte, Advokaten, Ärzte, Pädagogen, Theologen und Techniker; die Kaufleute und Künstler, die Journalisten und Beamten aller Kategorien. Es überläuft einem ein eisiger Schauer, wenn man angesichts dessen die Tragweite ermißt, welche aus den Maßnahmen und Handlungen von Menschen mit alkoholverseuchtem Gehirn für das Menschheitsschicksal von rein sozialen, politischen, juristischen oder öffentlich-wirtschaftlichen Gesichtspunkten erkennbar wird.

Um nicht ganz zu verzweifeln, muß gefragt werden, ob denn die Theorie der klinischen Psychologen, welche a priori auf alle chemische Erkenntnis aus purer Selbstgefälligkeit achselzuckend verzichten, richtig sei .... Im zweiten Vierteljahr des verflossenen Jahres 1911 ließ ich in der rühmlich bekannten Pariser Revue médicale des Prof. Dr. med. Archanbaud eine Abhandlung erscheinen, welche die Überschrift führte: „Sur l'empoisonnement alcoolique du système nerveux.“ Meine Untersuchung beschränkte sich keineswegs auf rein chemigraphische Erörterungen; sie erstreckte sich vielmehr im wesentlichen auf das biochemische Gebiet. Allerdings mußte es zunächst meine Aufgabe sein, meine vorwiegend medizinisch vorgebildeten Leser, welche gelernt haben, die Chemie quasi als Beiwerk des medizinischen Studiums auf Universitäten während ihrer Fuchsenzeit zu betrachten, in die Chemie der Alkohole (denn es gibt deren verschiedene Arten) einzuführen. Es konnte dabei nicht genügen, zu sagen, daß alle Alkohole Ableitungen gesättigter oder ungesättigter Kohlenwasserstoffe darstellen. Damit würde sich für die Erforschung ihrer Giftnatur wenig oder gar nichts anfangen lassen. Denn es ist auffällig, daß der eine Alkohol giftiger wirkt als der andere.

Die Giftigkeit eines Alkohols ist proportional den im Molekül an seine Kohlenstoffatome direkt gebundenen Wasserstoffatomen. Das wird noch anschaulicher dadurch, daß man die Gewinnung des Äthylalkohols oder Äthanols nicht durch Gärung bewirkt, sondern auf synthetischem Wege und ihn mit dem durch trockene Destillation erzeugten Methanol = Methylalkohol vergleicht. Nicht etwa weil letzterer kein Gärungsprodukt darstellt, ersterer hingegen ein solches bildet, ist jener giftiger als dieser, sondern nur deshalb, weil seine molekulare Zusammensetzung es bedingt. Die Bildungsweise des einen oder andern ist durchaus nebensächlich. Das synthetische Äthanol unterscheidet sich tatsächlich in nichts vom sogenannten Gärungsalkohol oder Weingeist. Daß man ihn lieber durch Gärung erzeugt, geschieht nur deswegen, weil dieses Verfahren billiger oder einfacher ist. Die synthetische Methode eignet sich ausschließlich für wissenschaftliche Zwecke, beispielsweise zur Befestigung einer Theorie oder Hypothese. Wichtig für die biochemische Erkenntnis ist die Kenntnis des Ausgangsmaterials eines Alkohols.

Das Methanol wird gebildet aus dem Methan, das allen bekannt ist unter dem Namen Gruben- oder Sumpfgas. Das Äthanol hat seinen Urstoff im Äthan; das Butanol und Propanol im Propan bzw. Butan. Das Methan oder Grubengas, das auch im menschlichen Darm, namentlich nach reichlichem Genusse von Erbsen auftritt, ist zusammengesetzt aus fünf Atomen, und zwar vier Wasserstoffatomen und nur einem Kohlenstoffatom. Sein Wasserstoffkomplex ist also viermal so groß wie sein Kohlenstoffanteil. Das Äthanmolekül besteht aus acht Atomen, nämlich zwei Kohlen- und sechs Wasserstoffatomen; sein Wasserstoffkomplex ist also nur dreifach so groß wie der des Kohlenstoffs. Daher die größere oder geringere Giftigkeit des einen gegen den andern Alkohol. Es ist der Wasserstoffanteil, welcher bei diesen Verbindungen entscheidet, nicht allein hinsichtlich ihrer chemischen Beschaffenheit, sondern auch ihrer physikalischen Wirkung. Der Wasserstoff allein ist das Urgift. Seine Verbindung mit dem Kohlenstoff vermag seine Giftigkeit nicht abzuschwächen, wenn dieser nicht mindestens fast gleichstarken Anteil am Aufbau des Moleküls hat. Das Hydroxyl hat darauf keinen Einfluß.

Muß nun die Giftigkeit der beiden einwertigen Alkohole Methanol und Aethanol als gegeben angenommen werden, so entsteht die weitere Frage, ob überhaupt, und in welchem Maße sie im lebendigen Organismus verarbeitet, umgesetzt werden. Die Lehrmeinungen hierüber gehen weit auseinander. Forel, Kraepelin und ihre Anhänger behaupten, daß eine einmalige Alkoholvergiftung zu Keimverderbnis führe. In dieser Behauptung ist zugleich die Ansicht verborgen, daß der Alkohol im menschlichen Organismus nicht umgesetzt werden kann. In der Tat finden sich in der Fachliteratur Stellen, wo Alkohol im Gehirn und in der Nervensubstanz nachgewiesen wird. Daraus haben die Psychiater den Trugschluß gezogen, es müsse eine Stauung der Alkoholmengen in den Nervenbahnen stattfinden. Das ist indes durchaus irrig. Unter der Einwirkung des Sauerstoffs wird der Alkohol verbrannt. Im menschlichen Organismus geschieht dies durch die Sauerstoffatmung. Setzt man 5 g Alkohol in offenem Gefäß der Einwirkung des Luftsauerstoffs aus, wird man nach

entsprechender Zeit bemerken, daß die alkoholische Flüssigkeit verdunstet ist. Sie ist aber in Wirklichkeit gar nicht verdunstet, sondern verbrannt, d. h. das Alkoholmolekül ist zerlegt worden durch den zu ihm dringenden Sauerstoff. Würde man dieselbe Alkoholmenge mit 200 g Wasser vermischt, einem erwachsenen Menschen zu trinken geben, so wird man experimentell nachweisen können, daß der Alkohol schon nach wenigen Minuten aus dem Körper gänzlich verschwunden ist. Allein er ist weder durch die Poren der Haut noch durch die Harnwege ausgeschieden worden. Das Alkoholmolekül, $C_2H_5OH$ oder auch $CH_3 \cdot OH$, ist vom aktiven Atmungssauerstoff zerlegt worden . . . der Wasserstoff in $H_2O$ = Wasserstoffoxyd, der Kohlenstoff entweder mit andern Elementen in neue Verbindungen umgewandelt oder zu $CO_2$ oxydiert worden. Allerdings hängt die Oxydationsenergie des Alkoholmoleküls ab von derjenigen, welche durch die Lungenatmung erzeugt wird. Sie nimmt nicht progressiv mit der zugeführten Alkoholmenge zu, sondern ab. Je mehr also Alkohol genossen wird, desto schwieriger, langsamer wird die Atmung und damit naturgemäß die Sauerstoffzufuhr geringer: der Oxydationsprozeß ist suspendiert. Die „Vergiftung" beginnt; mit der Veränderung des Körperzustandes tritt gleichzeitig eine Störung des seelischen Gleichgewichts in die Erscheinung: der Alkoholtrinker ist berauscht und vermag sich von seinem Zustande nur schwerlich, unvollkommen oder gar nicht Rechenschaft zu geben. Im Darm erscheint Schwefelwasserstoff, in den Nervenzentren die Phosphorhydrüre und im Blute treten Cyanhydrine auf. Ein solcher Zustand, wobei das seelische wie körperliche Gleichgewicht vollständig aufgehoben ist, kann die Vernichtung menschlichen Lebens sehr wohl zur Folge haben und tatsächlich sind die Fälle nicht allzuselten, bei denen Alkoholvergiftung die Todesursache war. Der Tod tritt durch Gehirn- bzw. Herzlähmung ein und zwar verursacht durch Anlagerung von Stickstoff-Kohlenstoffverbindungen an das Blutmolekül. Es hieße Gespenster an die Wand malen, wollte man im Alkohol gleichsam den obersten aller Teufel der organisch-chemischen Verbindungen wittern. Er wird im Gegenteil sofort zum Wohltäter des kraftbedürftigen Menschen, wenn er in kleinen Mengen genossen wird. Und auch der Methylalkohol erleidet keine Ausnahme. Gewiß wird 1 g Carbinol = Methanol unter den gleichen Voraussetzungen langsamer oxydiert werden, als gleichviel Methylcarbinol. Die Oxydation des Carbinols setzt eben eine energischere Sauerstoffatmung voraus.

In der letzten Zeit ist nun viel die Rede gewesen von Vergiftungen mit Methylalkohol. Es sind durch die Tagespresse, die sich so gern von Polizisten bedienen läßt, über diese Vergiftungen innerhalb und außerhalb des Asyls der Berliner Obdachlosen geradezu unerhörte Märchen verbreitet worden, nachdem es nicht gelungen war, den botulinischen Bazillus von der Berliner Polizei am Leben zu erhalten oder einzufangen. Äußerst befremdlich mußte es aber erscheinen, daß die Berliner und auswärtige Ärzteschaft bisher nicht Stellung zur Sache selbst genommen hat. Es wäre doch sicherlich Sache der Ärzte mehr denn irgendeines andern Berufs, durch praktische Versuche mit Methylalkohol festzustellen, ob die Behauptungen der Polizei auf Wahrheit beruhen. Oder ist das überhaupt nicht mehr nötig? — Zur Alkohol-

forschung liegen in der Tat nicht weniger als 200 wissenschaftliche Beiträge aus berufenster Feder vor. Und im zweiten Bande von „Hagers Handbuch der gesamten Pharmacie“ wird der Methylalkohol unbedenklich als billigeres Ersatzmittel gegen den teureren Weingeist verzeichnet. Noch mehr. In der neuesten Bearbeitung von „Königs Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel“, Band 11, wird die Anwesenheit des Methanols im Branntwein als etwas Gewöhnliches erwähnt. Nichts soll mir ferner liegen, als hier, sei es dem Äthyl-, sei es dem Methylalkohol das Wort zu reden. Um der Sache auf den Grund zu gehen, muß indes gesagt werden, daß der Methylalkohol allein nicht die Ursache der Vergiftungen sein konnte. Es muß berücksichtigt werden, daß der dem Körper sicherlich in größeren Mengen einverleibte Methylalkohol die Sauerstoffzufuhr umsomehr verhinderte, als die Asylinsassen in einer so ungeheuren Anzahl von 4200 dicht zusammengepfercht, nicht die erforderliche Sauerstoffmenge für die Atmung zur Verfügung hatten. Mit Sicherheit muß daraus weiter gefolgert werden, daß aus dem nicht oder nicht vollständig oxydierten Carbinolmolekül eine neue Methylverbindung entstanden war, was um so wahrscheinlicher ist, als durch die Inhibierung des Oxydationsprozesses während einer Dauer von wenigstens 10 Stunden die sehr schnell eintretende Fäulnis des Blutmoleküls begonnen hatte. Die Erkrankungserscheinungen sowie die Todesarten lassen die Deutung zu, daß das tödliche Gift nichts anderes sein kann, als das Methyl-Guanidin, wenn man nicht annehmen will, daß eine Einwirkung von Säuren auf den Alkohol stattgefunden habe und sich ein Äthylnitrat gebildet haben mußte. Das chemische Verhalten des Wasserstoffatoms der Hydroxylgruppe weist ja deutlich genug darauf hin, daß eine Verschiebung bzw. ein Ersatz durch die im Blute angereicherten Metalle möglich ist. Dann aber würde man erst recht nicht das Carbinol als Grundursache benennen dürfen. Die biochemische Denkweise lehnt jedoch diesen Schluß zunächst ab, weil die Assimilations- bzw. Dissimilationskraft der lebenden Substanz, des Gewebes, eine so enorme ist, daß ein Organismus schon ein todgeweihter sein muß, wenn er nur eine einzige Alkoholvergiftung nicht zu überwinden vermag.

---

Das „Mannheimer Tageblatt“ schreibt über „Die Zeitschrift“: Sie ist eine Halbmonatsschrift von eigenartigem Charakter. Sie pflegt die Interessen des internationalen geistigen Verkehrs in einer Art und Weise, die man vor ihrem Erscheinen nicht kannte. Hervorragende Mitarbeiter aus allen Ländern der Welt, bis in Minister- und Fürstenkreise hinauf, geben sich in den Spalten der „Zeitschrift“ ein Rendezvous, tauschen die Erfahrungen ihrer Berufe, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung usw. aus, üben sachliche und vornehme Kritik an allen verbesserungsbedürftigen Zuständen des öffentlichen Lebens. Ein Organ dieser Art möchte man nicht mehr missen, und so wenig man vor ihrem Dasein eine Lücke empfand, so groß müßte diese Lücke jetzt sein, müßten wir „Die Zeitschrift“ entbehren.

---

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. HEFT 11 2. MÄRZ II. Jahrg. 1912

# BREMEN — ODER DER LLOYD!

Der Aufsatz „Ballin — der Diktator“ in Heft 10 schilderte die Machtstellung der Hapag, die überlegene und beispiellose Machtstellung ihres klugen Leiters, seine Persönlichkeit, sein geheimes und offenkundiges Wollen. Er, der es in der Hand hat, unumschränkter Trustmagnat, von dem die Nation abhängig ist, zu werden, wurde verglichen, um ihn verstehen zu lernen, mit Usurpatoren der Völkergeschichte. Mit jenen Usurpatoren, deren Geschick es ist, schließlich ihr eignes Interesse in Widerspruch zu setzen mit den Interessen der Gesellschaft, die sie schufen und die ihnen alles verdankt. Ballin besetzt in einer Zeit, in der die Schiffahrt vielmal komplizierter geworden ist als vor 30, 40 Jahren, die Direktorenposten mit Nichtfachleuten. Ihn drückt nicht die Frage nach dem Thronfolger. Er kann sich den Zeitpunkt, der ihn von seinem Werke trennen wird, gar nicht vorstellen. Die Gesellschaft braucht, um ihre Zukunft zu sichern, eine Konstitution. Er ist Autokrat und kann nur Mitarbeiter brauchen, die vorläufig noch auf seine Instruktionen angewiesen sind. Habemus dictatorem. Wir stehen auf schwankem Boden. Das Leben des Diktators bedeutet zuviel — das Vorwärtskommen und Bestehen der Gesellschaft hängt davon allzusehr ab. In jenem Aufsatze wurde mit großen Zahlen operiert. Jede Zahl sagte für die Gegenwart und die bisherige Leitung der Hapag das Beste und Schönste. Die Gegenwart ist und bleibt gefestigt, solange der sachkundige Leiter, der jede Materie beherrscht, an der Spitze steht. Aber was dann? Solange wir nur die Gegenwart im Auge behalten, dürfen wir ruhig sein. Noch tragen die stolzen Schiffe, die weitgespannten Netze nutzbringender Unternehmungen, die liquiden Mittel gute Zinsen.

Nun aber zu einem neuen, gleichwichtigen Kapitel: Bremen und der Norddeutsche Lloyd. Wir müssen uns daran gewöhnen, das Wachsen unserer großen finanziellen Unternehmungen ebenso aufmerksam zu verfolgen, wie die politischen Handlungen eines Nachbarstaats. Und wir wollen recht mit Zahlen alles belegen. Ziffern sind

keine toten Zeichen mehr, wenn sie Hunderte von Millionen ausdrücken. Hinter jeder Ziffer, wenn sie Schlechtes sagt, schmeckt es nach Auflösung und Zusammenbruch. Hinter Ziffern, die uns günstig scheinen, liegt vielleicht Rettung vor Klagen und Elend. Und denken wir doch daran, daß alle Ziffern und Zifferchen eigentlich Menschen sind, leibhaftige Menschen. Wie sorgfältig ist jeder Posten ausgeklügelt. In dunklen, langen Nächten am grünen Tisch. Ostasien, Südsee, Menschen, Tiere, Korallen, Meere, Schiffskolosse, hunderttausend Kilometer — alles das scheinbar wirr und doch haarscharf gegliedert und geordnet steckt in den Ziffern, die wir betrachten wollen. Sie sind nur äußerlich langweilig, etwa wie ein Telephongehäuse oder ein Telegraphendraht, die aber Wunder und Geheimnisse bergen. Wenn man die Dinge verstehen lernt und zu benutzen weiß, steht eine ganze Welt von Seltsamkeiten, Kämpfen und Leiden hinter ihnen auf. Wir wollen also Disraeli Tschingis-Khan, Rhamses, Pharao und alle veralteten Kulissen politischer Schriftstellerei fortlassen und mit Zahlen hantieren. Wir wollen den Lloyd betrachten und Bremen. Wir sind ja alle interessiert. In großen Städten im Binnenlande, weit von allen Meeren entfernt, ist eine Lloyd-Agentur. Im Fenster ist eine Erdkarte zu sehen, auf der jeden Tag auf bestimmten Routen kleine Bleischiffchen, hübsch angestrichen, mit Takelage und rauchenden Schornsteinen ein Stückchen weiter geschoben werden. Aha, heute ist also der „Kleist" im Suezkanal, morgen schon im Roten Meer. Das interessiert den Mann in Frankfurt, wenn er auch keine Aktien hat. Aber wie viele haben solche zarten Papierchen, die einige Jahre nichts brachten, dann auf drei magere Prozente kletterten und im Durchschnitt weit hinter rentablen Unternehmungen im Rückstande sind. Die deutsche Post nach Ostasien und Australien wird vom Lloyd besorgt. Sechs Millionen bekommt er Reichssubvention. Steuerzahler, der du darum besorgt bist, ob dein Vaterland vor den andern Mächten als kluger oder schlechter Wirtschafter dasteht, hier fängt nun dein Interesse an. 1914 läuft der Vertrag mit dem Reiche ab. Im April 1912 kann er bereits zur Ausschreibung gelangen. Was soll dann werden? Seit dreißig Jahren subventioniert das Reich den Lloyd. So wie ein Geldgeber ein Unternehmen finanziert. Der kluge Rechner ist darauf bedacht, die Zuschüsse möglichst bald zu verringern und am Gewinne teilzunehmen. Er will das Unternehmen nur in der ersten Zeit über Wasser halten. Dann wird er am Gewinne partizipieren. So ist es auch im Subventionsvertrag ausgedrückt. Aber der Finanzier, das Reich, hat, statt an einem Gewinn partizipieren zu können, immer größere Summen ins Geschäft werfen müssen. Dreißig Jahre lang hat der Lloyd die Linien nicht rentabel gestalten können, während links und rechts neben ihm andere Schiffahrtslinien mit Gewinn arbeiten und ihren Geldgebern gute Zinsen bringen. Woran liegt das. Die Berichte des Lloyd sagen, daß auf den subventionierten Strecken an Fracht und Passage kein Mangel sei. Nur

zwei Fälle sind denkbar: Entweder sind die Rechnungslegungen des Lloyd einer Nachprüfung bedürftig, oder es sind in der Organisation des Lloyd Fehler vorhanden, die ein gewinnbringendes Arbeiten unmöglich machen. Sehen wir also die Rechnungslegung des Lloyd an. Das Unternehmen ist auf die sichere, garantierte, regelmäßig an jedem Monatsersten einlaufende Subvention angewiesen, weil es sonst nirgends gewinnbringend arbeitet. Das Unternehmen steht vor der Versuchung, eine Unterbilanz herauszurechnen, weil es in diesem Falle dem Reiche, seinem Geldgeber, keinen Gewinnanteil auszahlen muß und alle Gelder im Betriebe für sich selbst verwenden kann. Das ist das berechtigte Mißtrauen, das der eine geschäftliche Kontrahent dem andern entgegenbringen darf und muß, wenn er Rechnungen prüft. Der Geschäftsmann hat es in der Hand, einen Gegenstand, von dem er Abschreibungen macht, gefühlsmäßig höher zu bewerten, als ihm sein Kontrahent vielleicht zugestehen wird. Im Reichstage, bei der Erhöhung der Subvention im Jahre 1910, ist bei den Abgeordneten ein Mißtrauen rege gewesen, und es ist deutlich gefragt worden, ob denn die Berechnung nach § 36 des Subventionsvertrags aufgestellt sei. In einem angesehenen Finanzblatt ist 1910 behauptet worden, die Abrechnungen seien vertragswidrig aufgemacht. Am Regierungstische wurde auf die Interpellation Raab geantwortet, der § 36 sei erfüllt. Wo ist in öffentlicher Verhandlung der Nachweis geblieben? Wem kann es verargt werden, wenn er nun mißtrauisch wird? Wir haben doch offiziöse Organe, deren Beruf es ist, zu sagen: „Alles, was du behauptest, ist nicht wahr." Warum schweigen sie bei so wichtigen Dingen?

Bremen, die alte stolze Hansestadt, steht und fällt mit dem Lloyd. Manche Existenz steht und fällt mit ihm. Unser Stolz auf die Überlegenheit unserer Handelsflotte, der erste Zwang zur Erbauung einer Kriegsflotte als Schutz für unsere Handelsmarine — alles das scheint unsicher geworden zu sein. Ein großmächtiger Teil dieser Handelsflotte rentiert sich nicht gehörig, zahlt im Durchschnitt 4,3 %, während Peninsular und Oriental Line 9 % auswerfen. Unsere Schiffahrt steht vor der Gefahr, daß ihre Aktien schließlich wie Minenpapiere als zu riskant gemieden werden. Das wäre nach dreißigjähriger Zuversicht und Glauben an die Eroberung der Meere ein fürchterliches Erwachen. Sir Thomas Southerland erklärte, seine 9 % seien für ein so riskantes Unternehmen wie Reederei gar keine hohe Dividende. Nun zahlt aber Hapag im Durchschnitt der letzten zehn Jahre 7,05 %, die Hamburg-Südamerika-Linie 7,1 %, die Deutsch-Austral-Linie 7,9 %, die Hansa-Linie 8,6 %, der Lloyd 4,3 % und nur die Kosmos-Linie 10,5 %. — Vor einiger Zeit machte sich die Berliner Kritik an den Fürstenkonzern heran. Er arbeite nicht solid und man müsse einschreiten, um das Kapital der Aktionäre zu schützen. Die Fürsten arbeiten zu zirka 80 % mit eignem Gelde. Und wegen der zwei oder drei Millionen fremder

Aktien solcher Lärm? Wen geht es an, was die Fürsten mit ihrem Gelde machen. Es ist ihre Sache und nichts berechtigt zu so viel Lärmen. Vor allem nicht, wenn es Dinge gibt, die wichtiger, bedeutender und größer sind. Hier beim Lloyd handelt es sich um ein Zweihundertmillionenunternehmen. Hier stehen, wenn das Unternehmen nicht gedeiht, wirklich allgemeine Interessen auf dem Spiel. Und die Kritik schweigt. Die deutsche Presse hat vor unsern Schiffahrtslinien einen allzu hohen Respekt. Jahrelang hören wir nur Lobpreisungen und lesen nur Nachdrücke aus den Korrespondenzen der Reedereien, den Hamburger Beiträgen und dem Leuchtturm. Und die Kritik? Da sitzt so ein armer, kleiner Redakteur und will es mit den großen Reedereien nicht verderben. Die großen Reedereien sind generös mit Freifahrten. Wer hat das Geld, um mit Familie nach Ostasien oder Australien, Indien oder nach Konstantinopel reisen zu können. Bei der Hapag und beim Lloyd kannst du es haben. Gratis, Luxuskabine. Du verpflichtest dich nur, ein Buch oder eine Broschüre oder eine Serie von Artikeln in verbreiteten Zeitungen zu veröffentlichen. Als Titel hast du zu schreiben: „Mit dem „Meteor“ oder dem „Kleist“ (oder sonst einem Dampfer) nach Neapel, Indien oder China“. Du erwähnst recht häufig, wie gut du verpflegt wirst an Bord, wie köstlich der Aufenthalt ist, lobst die Reederei und fährst dann auch gratis wieder nach Hause. Die Reederei betreibt dies System nicht etwa als Mäzen, sondern nur als Reklame suchender Geschäftsmann. Das ist nicht so, als ob eine Theaterdirektion dem Theaterkritiker Billette zur Verfügung stellt. Bis jetzt ist es noch nicht geschehen, daß einer dieser Reisekritiker an den Einrichtungen des Schiffes etwas bemängelt hätte, was er vielleicht doch getan hätte, wenn er die Reise auf eigne Kosten unternommen hätte. Welcher Pressemann wird es mit solchen Unternehmungen verderben wollen. Da sitzt er mit kleinem Gehalt irgendwo den ganzen Tag herum und schreibt und schreibt und schreibt. Läßt er die Reederei zeitlebens in Frieden, bringt keine Aufsätze, die ihr Unangenehmes sagen und verpflichtet er sich, für sie in einem Reisefeuilleton Reklame zu machen, dann winkt ihm die Möglichkeit, eines Tages in Brasilien unter Palmen zu wandeln, Athen und Konstantinopel zu sehen und dort glücklich zu sein. Es ist ja so verständlich. Aber ist diese Form der Reklame dem Zeitungsleser auch bekannt? Nimmt er nicht alles für bare Münze, was in einem Reisefeuilleton Lobendes gesagt wird? Ist es richtig von unserer Tagespresse, diese Sache mitzumachen und genau zu wissen, wie die Dinge liegen? Ist es nicht besser, seine Unabhängigkeit zu wahren und ein mutiges Wort zu wagen, wenn irgend etwas nicht in Ordnung scheint? Mit diesen Verschleierungsversuchen wird nichts Gutes angerichtet. Das ist voreingenommene Kritik, verkappte Reklame. Darum steht der Lloyd, der eine Kritik seit Jahren nötig hat, überall als unbestrittenes Unternehmen da, das niemand zu beraten wagt. Schicke du heute an irgendeine

Tageszeitung eine sachlich ernst gehaltene Kritik über eine der großen Reedereien. Ich wette, daß es niemand wagt, sie zu bringen. Wir wollen uns doch um Gottes willen nur klar machen, was das bedeutet! Es bedeutet, daß Unternehmungen, an deren Wohlergehen Tausende von Aktionären interessiert sind, der Kritik entrückt sind. Ist das in Ordnung? Wir dürfen hier ruhig Umwege machen. Wir lernen das Gelände, das vor uns noch keiner beschritten hat, dabei kennen und das Ziel: das Schicksal des Lloyd verlieren wir nicht aus den Augen.

Bremen und der Lloyd sind untrennbare Begriffe. Das Schicksal einer Stadt ist hier mit dem Schicksal einer Reederei verschmolzen. Bremen, die alte stolze Hansastadt, von der Sagen und Geschichten gehen wie von einer Königin der Meere, ist nichts, ein Schatten ohne ihn. Und der Lloyd ist mächtig geworden durch die Zufuhrstraßen seiner Stadt. So heißt es in Schulbüchern. Ist es aber auch wahr? Bremer Speditions- und Exporthäuser kommen nach Hamburg, weil die Heimatstadt in der Ausfuhr nicht mehr Schritt halten kann. Die Wasserverhältnisse bei Bremen sind schlecht. Bei Ostwind liegen die Schiffe fest. Der Verkehr muß stocken und Schiffe von nur ein paar Tausend Tons haben Mühe, im Fahrwasser durchzukommen. Ein großer Seehafen ist Bremen nicht mehr. Die Zukunft gehört ihm nicht. In Statistiken spricht man von Antwerpen, Hamburg, Rotterdam, London. Bremen zählt nicht mehr mit. Es hat nur noch den Lloyd. Aber der Lloyd beherrscht auch alles. Jeder Bremer steht in Beziehung zu ihm. Fällt der Lloyd, so verliert die Stadt ihr Gepräge, ihren Regenten, ihren Geldgeber, Ernährer, ihr Oberhaupt und ihr Reklameschild. Für 1911 zeigte sich folgende merkwürdige Tatsache: die einheimischen 14 Vorstandsmitglieder des Lloyd sind insgesamt als Aufsichtsräte in Bremen 43 mal an 21 Gesellschaften beteiligt. Sie sitzen im Lloyd zusammen, sie treffen sich in dieser oder jener Gesellschaft wieder, beraten auch über deren Schicksal und regieren so die Stadt. Herr Plate ist fünfmal Aufsichtsrat, Fr. Achelis sechsmal, Melchers einmal, Kaspar G. Kulenkampff fünfmal, Nolze zweimal, Wätjen viermal, J. K. Vietor und H. Kulenkampff gar nicht, desgleichen der neu hinzugekommene Herr Dr. Greve; dagegen F. Hincke achtmal, Ph. Heinecken viermal, Fr. Bremermann viermal, Chr. Leist einmal, A. Petzet dreimal. Dies Verzeichnis bezieht sich nur auf Stellungen im Aufsichtsrat und sagt nicht, wievielmal die Herren noch als Direktoren oder Aktionäre an weiteren finanziellen und industriellen Unternehmungen beteiligt sind. In Bremen findest du stets dieselben Namen wieder, stets dieselben Männer. Hinter allen steht der Lloyd. Dieser liefert ihm, jener arbeitet für ihn, der wieder schreibt für ihn, bezieht Pension von ihm. Immer nur der Lloyd. Hier siehst du Bremen, wie ehemals Venedig, von einem kleinen Kreise mächtiger und kluger Kaufleute beherrscht. Hier siehst du eine Stadtrepublik wie Venedig über die Meere

 herrschen. Und während im fernen Osten eine große Republik neu errichtet wird, siehst du hier eine kleine Republik, vielleicht an allzu strenger Inzucht, ihrem Niedergang entgegenziehen. Eine Republik, die jahrzehntelang für den Ruhm und das Ansehen Deutschlands mitgesorgt und gearbeitet hat. Der Abend kommt, die Blütezeit ist vorbei, die Straßen werden still. Oder möchte einer helfen? Dann laßt uns klar in eure Bücher sehen.

„Wirtschaft, Horatio", das kleine Bremen muß sich mit Preußen anlegen. Der Riese, der Titan, von 100 Diplomaten beraten, zieht gegen diesen Kleinen, der aber um sein Leben kämpft, den kürzeren. Wir wollen uns an ein paar Daten aus diesem Zwerg-Riesenkampf erinnern. „Es ist für Lustigkeit gesorgt. Ihr sollt sie haufenweise haben!" — Der Lloyd und Bremen waren also durch ungünstige Wasserverhältnisse in der Entwicklung gehemmt. Preußen und Oldenburg haben die Flußgewalt und ziehen Vorteil daraus, daß die Schiffe nicht bis Bremen-Stadt gelangen können und in Bremerhaven oder Geestemünde anlaufen müssen. Bremen fühlt sich unbehaglich, sieht seine Existenz bedroht, handelt, bietet, spricht bedrohlich, bittet und setzt es endlich durch, daß die beiden großen Brüder, Preußen und Oldenburg, ihm das Recht einräumen, die Weser auf fünf Meter zu vertiefen. Die Sache ist also in Ordnung. Nach Jahr und Tag fragt sich aber ein ganz Schlauer: „Wie geht denn das eigentlich zu . . ? Im Hafen liegen Schiffe von sechs Meter Tiefgang und die Weser ist nur fünf Meter tief!" Die Frage geht von Mund zu Mund. Ja, natürlich, die Sache hat ihre Richtigkeit. Die Weser ist fünf Meter tief und von der See kommen Schiffe mit sechs Meter Tiefgang ungehindert hereingeschwommen. Eine Kommission beginnt — sicherheitshalber — eine mit würdiger Emsigkeit betriebene Lotung, fährt auf dem Strome spazieren, lotet hier, lotet da und stellt fest, daß wirklich nicht daran zu zweifeln sei: die Weser ist sieben Meter tief. Wer hat nun das gemacht. Wer hat den Vertrag gebrochen. Ja, da muß man sich an den Oberbaudirektor Frantzius halten. Aber Oberbaudirektor Frantzius sagt, er sei Angestellter der Stadt Bremen und man möge sich an die Stadt Bremen halten. Das tat Preußen auch. Aber was sollte es denn nun machen? Sollte es verlangen, daß Bremen mit großen Kähnen dahergeschwommen käme und die Weser wieder zuschütte? Das wäre die eine Möglichkeit gewesen. Die andere war, daß man sich mit den sieben Metern, so wie die Dinge lagen, zufriedengab. Und das war denn auch das Resultat. Stolz zogen die Schiffe des Lloyd an Geestemünde vorbei. Mit Musik und Paukenschlag fuhren sie die Weser herauf bis nach Bremen und feierten ihren Sieg. So verging einige Zeit. Da genügten sieben Meter schon nicht mehr und die Frage entstand, wie man das Preußen und Oldenburg begreiflich machen könne. Recht augenfällig, so daß an der Notwendigkeit weiterer Vertiefungen nicht mehr zu zweifeln wäre. Man hätte den beiden Großen das Recht zur Vertiefung viel-

leicht abkaufen können. Aber ein tüchtiger Hanseat versucht erst die Sache so billig wie möglich zu bekommen. Damals ließ die Aktiengesellschaft „Weser" das Kriegsschiff „Westfalen" vom Stapel. Das Schiff wurde mit Kanonen beladen, soviel nur irgend Platz hatten, dann wurde alle mögliche Ausrüstung darauf gepackt, was man ja auch hätte draußen machen können. Aber man erreichte doch glücklich, daß das Schiff bei der Ausfahrt festsitzen blieb. Da saß es nun in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und demonstrierte so eindringlich wie nur irgend möglich die Notwendigkeit einer weiteren Vertiefung der Weser. Das sind so kleine Schachzüge, die lustig anzuhören sind und im Grunde eher Mitleid verdienen. Muß sich die große stolze Stadt schon auf solche Mätzchen einlassen, um ihre Existenz zu sichern. Ist es schon so weit gekommen? Und wie lange dauert es, bis die Weser wieder nicht mehr genügt und kein Baggern und Bohren hilft. Dann ist es mit der Weser für moderne Riesenschiffe endgültig vorbei. Bremen wird ein Museum für Fremde, wie es heute Lübeck ist. Still und verschlafen wird es daliegen. Ein trauriger Zeuge für vergangene Größe. Aber ist denn nichts zu machen? Ist denn alles verloren? Ist nicht der Lloyd zu retten und rentabel zu gestalten? Vielleicht kann er alles wieder gutmachen und die Existenz der Stadt irgendwie retten. Aber auch er ist alt geworden. Wenn geholfen werden soll, dann muß es jetzt sein. Wie wird am Lloyd gewirtschaftet! Unrentabel und nochmals unrentabel. Mag der Himmel wissen, woran es liegt. Wahrscheinlich daran, daß der Lloyd für Bremen da war und sich nicht auf sich selbst besann, auf seine eignen Vorteile und Ziele. Der Lloyd ist schon lange keine Reederei mehr, sondern ein Finanzierungsinstitut für eine Unzahl von dritten Unternehmungen, die mit Schiffahrt nichts zu tun haben. Die Schiffe laufen nur noch als Dekoration, um das Bankgeschäft zu kaschieren. Wie aber wird das Bankgeschäft geleitet? Unrentabel! (Dies Wort wird von jetzt an durch die Zeilen laufen wie ein Echo.) 1901 betrug die Beteiligung an dritten Unternehmungen 3200000 Mark. Der Gewinn daraus belief sich auf 1618191 Mark. Nun ist aber das Merkwürdige, daß sich die Anteilsummen an dritten Unternehmungen unaufhaltsam vergrößern, erst auf 14, dann auf 17, 18, 24, 30, 34 und 40 Millionen Mark. Dagegen stagniert die Gewinnsumme und wächst niemals an. Nein, sie verringert sich sogar! Also an 40 Millionen verdient der Lloyd heute 1 200 000 Mark, während er früher an 3 Millionen ganze 400 000 Mark pro Jahr mehr herauswirtschaftete. Was ist darauf zu sagen. Wem nutzt denn dieser ganze Betrieb. Sind Direktoren an den dritten Unternehmungen beteiligt? Es wäre verständlich. Aber sie müßten zurücktreten. Ihr Interesse hat dem Lloyd zu gehören. Sollen sie doch öffentlich sagen: „Uns geht die ganze Wirtschaft nichts an. Keiner von uns gehört zu einer Gesellschaft, von der der Lloyd Gebrauchsgegenstände bezieht".

328 Die Direktoren sind als achtbare Kaufleute und ehrenwerte Männer anzusehen. Gegen jedes Mißverständnis sei das erklärt. Die Frage erklärt sich aus dem ehrlichen Bemühen, irgendeine Erklärung zu erhalten, aus der zu ersehen ist, daß die Unrentabilität des Lloyd und seiner Gelder meinetwegen Force majeure ist. Nur durch eine solche Erklärung könnte der hohe Ruf des Unternehmens für den Finanzier wieder hergestellt werden. Ist es ihm zu verdenken, wenn er mißtrauisch wird und fragt und mit Fragen nicht mehr anfhört? Das Unternehmen, an dem jeder Reichsdeutsche als Staatsbürger beteiligt ist, an dessen Florieren er interessiert ist, weil der Staatssäckel am Überschusse beteiligt ist, arbeitet — unrentabel. Also warum? Nun zu unsern Statistiken. — Sie wurden

Betriebsergebnisse des Norddeutschen Lloyd bezüglich der vom Reiche subventio
lustkonto der Jahresberichte des Norddeutschen Lloyd erscheinen

| Lfd. Nr. | Bezeichnung der Einnahmen bzw. Ausgaben | 1900 | 1901 | 1902 | 1903 |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | a) Ein- |
| 1. | Betriebsgewinn . . . . . | — | — | — | — |
| 2. | Subvention der Hauptlinien . | 5 292 857,05 | 5 292 857,05 | 5 292 857,05 | 5 292 857,0 |
| 3. | Subvention der Zweiglinien . | 270 000,—*) | 270 000,— | 270 000,— | 270 000,— |
| | Summe der Einnahmen . . | 5 562 857,05 | 5 562 857,05 | 5 562 857,05 | 5 562 857,0 |
| | | | | | b) Aus |
| 1. | Betriebsverlust der Hauptlinien | 3 157 258,55*) | 3 105 487,75 | 3 838 104,10 | 3 637 986,3 |
| 2. | Betriebsverlust der Hongkong-Australien-Linie . . . . | 165 769,—*) | 307 961,20 | 325 568,40 | 397 501,— |
| 3. | Außergew. Reparatur „München“ . . . . . | 102 200,50 | — | — | — |
| 4. | Anteil an H. A. P. A. G. . . | 55 269,95 | 347 361,30 | 419 104,90 | 417 419,7 |
| | Summe der Ausgaben . . . | 3 480 498,— | 3 760 810,25 | 4 582 777,40 | 4 452 907,1 |
| | Ergibt die in den Jahresberichten erscheinenden Betriebsüberschüsse . . . . | 2 082 359,05 | 1 802 046,80 | 980 079,65 | 1 109 945,9 |
| | Nach § 36 des Vertrages vom $\frac{12.\ 9.\ 98}{30.\ 10.\ 98}$ sind auf diese Einnahmen in Anrechnung zu bringen: | | | | |
| | 1% v. Buchwert d. Schiffe als Generalunkosten . . . . | 325 731,66 | 397 647,10 | 441 389,56 | 405 716,2 |
| | 5% Abschreibung v. Anschaffungswert der Schiffe . . | 2 565 700,— | 2 890 700,— | 3 335 500,— | 3 150 000,— |
| | 1½% Erneuerungsfonds v. Anschaffungswert . . . . | 738 743,75 | 827 207,50 | 962 126,27 | 903 119,9 |
| | Summe der Abschreibung usw. | 3 634 175,41 | 4 115 554,60 | 4 739 015,83 | 4 458 836,1 |
| | Davon ab: nicht in Berechnung zu ziehender Anteil der H. A. P. A. G. . . . . | 55 269,95 | 347 361,30 | 419 104,90 | 417 419,7 |
| | | 3 578 905,46 | 3 768 193,30 | 4 319 910,93 | 4 041 416,4 |
| | Mithin Verlust des N. D. L. . | 1 496 546,41 | 1 966 146,50 | 3 339 831,28 | 2 931 466,4 |
| | Davon entfallen auf: | | | | |
| | Hauptlinie nach Ostasien . . | 1 149 955,45 | 1 449 805,— | 1 161 393,60 | 1 010 793,3 |
| | Hauptlinie nach Australien . | 212 906,55 | 348 900,30 | 1 980 252,— | 1 587 868,— |
| | Hongk. — N.-Guinea — Sydney | 133 624,41 | 167 441,20 | 198 185,68 | 332 805,1 |
| | Insgesamt . . . . . | 1 496 546,41 | 1 966 146,50 | 3 339 831,28 | 2 931 466,4 |

mir überreicht mit der Erklärung, daß es die einzige Rechnungslegung sei, die den Abgeordneten bei den Verhandlungen über eine Erhöhung der Postdampfersubvention vorgelegt worden sei. Ist das möglich? Sind das die Rechnungslegungen, die er dem Reiche zu geben hat? In § 36 des Subventionsvertrags heißt es, daß die Einnahmen für Personen- und Frachtverkehr anzugeben seien! Was steht aber in unserer Tabelle? Kein Wort davon. Da heißt es ganz summarisch „Betriebsergebnisse — nichts, nichts, nichts". Ein Schiff hat doch, wenn es ausläuft, Einnahmen, auch noch außer der Subvention. Und diese Einnahmen sollen nach Vertragsbestimmung genau angegeben werden, damit kontrolliert werden kann. Kontrolle ist doch an sich kein verletzen-

nierten Linien unter besonderer Berücksichtigung der in dem Gewinn- und Verden Betriebsüberschüsse. (Aufgestellt im Reichsamte des Innern.)

| 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|
| nahmen | | | | |
| — | 1 138 108,65*) | — | — | *) Ostasiatische Hauptlinie |
| 5 292 857,05 | 5 292 857,05 | 5 292 857,05 | 5 292 857,05 | *) 5½ Monate Singapore-Neu-Guinea |
| 270 000,— | 270 000,— | 270 000,— | 270 000,— | 6½ Monate Hongkong-Australien |
| 5 562 857,05 | 6 700 965,70 | 5 562 857,05 | 5 562 857,05 | |
| gaben | | | | |
| 2 164 397,85 | 1 858 018,55 † | 1 951 304,60 | 2 801 815,— | *) Hierin enthalten der Betriebsverl. |
| 323 618,— | 565 230,50 | 743 006,65 | 736 838,25 | der Singap. — N.-Guinea-L. für 5½ Monate |
| — | — | — | — | †) Austral. Hauptlinie |
| 267 056,55 | — | — | — | *) für 6½ Monate |
| 2 755 072,40 | 2 423 249,05 | 2 694 311,25 | 3 538 653,25 | |
| 2 807 784,65 | 4 277 716,65 | 2 868 545,80 | 2 024 203,80 | |
| 386 502,50 | 402 249,60 | 384 212,50 | 446 697,90 | Die Versicherungsprämie in Höhe v. 4% vom Buchwert der Schiffe ist in dem Betriebsverlust mitenthalten |
| 3 075 000,— | 3 168 000,— | 3 206 000,— | 3 272 900,— | |
| 887 365,— | 908 043,75 | 907 905,50 | 886 663,70 | |
| 4 348 867,50 | 4 478 293,35 | 4 498 118,— | 4 606 261,60 | |
| 267 056,55 | | | | |
| 4 081 810,95 | | | | |
| 1 274 026,30 | 200 576,75 | 1 629 572,20 | 2 582 057,80 | |
| 108 954,50 | *1 963 487,25* | *263 441,65* | 650 765,90 | Die Zahlen in Schrägschrift sind Gewinn |
| 1 082 042,80 | 1 503 843,45 | 972 587,20 | 1 103 383,65 | |
| 300 938,— | 660 220 50 | 920 426,65 | 827 908,25 | |
| 1 274 026,30 | 200 576,70 | 1 629 572,20 | 2 582 057,80 | |

| Jahr | Ostasiatische Hauptlinie | Australische Hauptlinie | Hongkong-Neu-Guinea Sydney-Linie | Zusammen | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|
| 1900 | 1 149 955,45 | 212 906,55 | 133 624,41 | 1 496 486,41 | Die Zahlen in Schrägschrift sind Gewinn. |
| 1901 | 1 449 805,— | 348,900,30 | 167 441,20 | 1 966 146,50 | |
| 1902 | 1 161 393,60 | 1 980,252,— | 198 185,68 | 3 339 831,28 | |
| 1903 | 1 010 793,30 | 1 587,868,— | 332 805,15 | 2 931 466,45 | |
| 1904 | 108 954,50 | 1 082,042,80 | 300 938,— | 1 274 026,30 | |
| 1905 | *1 963 487,25* | 1 503,843,45 | 660 220,50 | 200 576,70 | |
| 1906 | *263 441,65* | 972 587,20 | 920 426,65 | 1 629 572,20 | |
| 1907 | 650 765,90 | 1 103 383,65 | 827 908,25 | 2 582 057,80 | |
| Sa. der Verluste | 3 086 829,85 | 8 791 783,95 | 3 541 549,84 | 15 420 163,64 | |

der Mißtrauensbeweis. Wenigstens bei Geschäften nicht. Es ist doch wichtig, im einzelnen nachzuprüfen, wie es sich erklärt, daß keine Überschüsse erzielt werden. Der neue Reichstag dürfte diese Angelegenheit bei Neuausschreibung der Subvention nicht übersehen. Der alte Reichstag hat, wenn die Tabelle stimmt, einen argen Fehler gemacht. Der Subventionsvertrag hat Lücken. So zum Beispiel fehlt eine Bestimmung darüber, wann der Lloyd Rechnung abzulegen hat. Ich sage es ehrlich heraus: Ich habe niemals eine so unkaufmännische Vertragslegung für möglich gehalten. Es ist doch üblich, nötig, selbstverständlich bei allen Geschäften, daß, sagen wir einmal im Jahr, Rechnungslegung stattfinden muß. Ich kann doch nicht auf Gnade und Ungnade darauf angewiesen sein, erst nach beliebiger Frist eine Rechnungslegung über die Verwendung meiner Gelder zu erhalten. Der Lloyd ist kein Unternehmen, das bis in alle Ewigkeit hin sicher ist. Wir haben gesehen, wie unsicher seine Finanzen sind. Wir haben gehört, daß er, statt seinen aufgeflogenen Reservefonds wieder zu füllen, darangegangen ist, 3% Dividende auszuschütten und nun also wieder ohne Deckung dasteht. In hansea-

Betriebsergebnisse der Linie Neu-Guinea—Hongkong—Japan, Neu-

| Jahr | Betriebsausgaben | Gemäß Artikel 36 d. Vertrags v. 12. 9. 98 / 30. 10. 98 | | | Summe der Ausgaben |
|---|---|---|---|---|---|
| | | 1% v. Buchwert der Schiffe als Generalunkosten | 5% vom Anschaffungswert d. Schiffe als Abschreibung u. 20% vom Inventar | 1½% v. Anschaffungswert der Schiffe zum Erneuerungsfonds | |
| 1900 | 338 465,30 | 5 696,66 | 65 375,— | 20 533,75 | 430 070,71 |
| 1901 | 658 592,10 | 9 625,00 | 91 800,— | 28 055,— | 788 072,10 |
| 1902 | 677 299,00 | 11 852,91 | 99 800,— | 30 964,37 | 819 916,28 |
| 1903 | 916 483,85 | 19 689,15 | 144 000,— | 41 615,— | 1 121 788,— |
| 1904 | 886 213,80 | 29 720,— | 172 000,— | 45 600,— | 1 133 533,80 |
| 1905 | 1 741 024,40 | 36 260,— | 257 000,— | 71 730,— | 2 106 014,40 |
| 1906 | 1 841 304,70 | 33 690,— | 342 000,— | 71 730,— | 2 288 724,70 |
| 1907 | 1 834 756,80 | 24 570,— | 290 900,— | 45 600,— | 2 195 826,80 |
| | 8 894 139,95 | 171 103,72 | 1 462 875,— | 355 828,12 | 10 883 946,79 |

tischen Geschäften herrscht die Sitte, alles ruhig, solide, d. h. sicher und ohne Überstürzung zu machen und stets für Deckung zu sorgen. Der Lloyd? Ich weiß nicht, ob er ruhig genug arbeitet. Die Hapag fuhr 5 Jahre gemeinsam mit dem Lloyd auf Postdampfersubvention, d. h. sie stellte zwei ihrer Dampfer in die Lloydroute nach Ostasien ein, um an dem Geschäft beteiligt zu sein. Es war schon ein Beweis großer Schwäche, daß der Lloyd sich darauf einließ. Nachdem aber die Hapag fünf Jahre gemeinsam mit ihm gefahren war, zog sie sich aus dem Geschäft zurück und gründete auf eigne Rechnung eine Linie nach Ostasien, die sich gut verzinst. Der Lloyd mußte doch der Hapag seine Geschäftsbücher zeigen während der Zeit gemeinsamer Arbeit. Als dann die Hapag unterrichtet war, ging sie ihrer eignen Wege. Nirgends ist der Lloyd der klügere, überlegene Geschäftsmann. Überall arbeitet der Lloyd unrentabel. Immer wieder ist das Wort das Endergebnis. Die Jaluit-Gesellschaft fährt nach Australien mit Gewinn, gleichfalls die Deutsch-Australische. Trotzdem der Lloyd jedoch nichts gewinnt auf dieser Linie, läßt er seit 1905 noch außerhalb der Subventionslinie eine eigne Frachtlinie nach Australien laufen, die sich rentiert. Im Vertrage heißt es, daß der Kanzler, wenn er sieht, daß die Reederei sich auf den Subventionsrouten selbst Konkurrenz macht, Gegenmaßregeln ergreifen kann. Welche Maßregeln sind also ergriffen worden? Danach sei in aller Höflichkeit gefragt. — Und nochmals wieder die Rechnungslegung: Warum ist von den Ausgaben, den Abschreibungen kein Posten fortgelassen, dagegen die gesamte Einnahmedetaillierung? Ich weiß, daß die Rechnungslegung unkaufmännisch ist und beinahe an Dilettantismus grenzt. Ich hätte der Tabelle auch nicht eine Minute den geringsten Glauben geschenkt, wenn nicht schon im Jahre 1910 der Abgeordnete Raab sein Mißtrauen ausgesprochen hätte und wenn nicht eine Finanzzeitschrift denselben Verdacht kurze Zeit später hätte aussprechen dürfen. Aber jetzt muß ich

Guinea—Sydney des Norddeutschen Lloyd für die Jahre 1900—1907.

| Betriebseinnahmen | Subvention | Summe der Einnahmen | Mithin Verlust | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|
| 172 696,30 | 123 750,—*) | 296 446,30 | 133 624,41 | *) Für 5½ Monate 4% Versicherungsprämien sind in den Betriebsausgaben enthalten. Die Kosten der Unterhaltung der Piere in Simpsonhafen sind in den aufgeführten Zahlen mitenthalten. |
| 350 630,90 | 270 000,— | 620 630,90 | 167 441,20 | |
| 351 730,60 | 270 000,— | 621 730,60 | 198 185,68 | |
| 518 982,85 | 270 000,— | 788 982,85 | 332 805,15 | |
| 562 595,80 | 270 000,— | 832 595,80 | 300 938,— | |
| 1 175 793,90 | 270 000,— | 1 445 793,90 | 660 220,50 | |
| 1 098 298,05 | 270 000,— | 1 368 298,05 | 920 426,65 | |
| 1 097 918,55 | 270 000,— | 1 367 918,55 | 827 908,25 | |
| 5 328 646,95 | 2 013 750,— | 7 342 396,95 | 3 541 549,84 | |

doch im guten Glauben vorgehen. — Nun kommt aber noch das Schlimmste: Während hier solche Sachen auftauchen, besteht die Möglichkeit, daß die kanadische Regierung mit englischen Geldgebern auf Basis von 25 Millionen Dollar eine neue Linie einrichtet. Desgleichen veranlaßt die russische Regierung die Freiwilligenflotte, eine Schnelldampferlinie nach La Plata und dem Schwarzen Meer einzurichten. Die bevorstehende Eröffnung des Panamakanals wird eine ganz neue Konstellation im internationalen Verkehr herbeiführen. Die Deutsche Bank, der frühere Geldgeber des Lloyd, arbeitet mit dem Fürstenkonzern, dem Besitzer der Levante-Linie, zusammen, hat dadurch Verbindung mit einer rentablen Gesellschaft bekommen und braucht den Lloyd nicht mehr, wenn die Bagdadbahn etwa später eine Dampferlinie zur Frachtbeförderung fordert. Und in einer solchen Zeit will der Lloyd als konkurrenzfähig auf dem Plan erscheinen? Ist denn der Versuch überhaupt möglich?

Entweder fällt Bremen jetzt oder der Lloyd. Die Verquickung beider Interessen hat den jetzigen bedenklichen Augenblick herbeigeführt. Das ist ein Weg zur Lösung. Der Lloyd darf nicht mehr Bremens Wohltäter sein, wenn er sich sanieren will, er darf kein Bankinstitut mehr sein, kein Trust, der in sich selbst alles deckt aus eignen Produktionsanstalten, was er braucht. Der Lloyd ist beteiligt an Mineralwasser-, Selterswasserfabriken, einem Kohlenbergwerk (dessen Kuxe er aber wahrscheinlich schon im stillen wieder abgestoßen hat), an Möbelfabriken, einer Verlagsbuchhandlung, an einem Tonwerk usw. Was das Herz nur wünscht. Das ist ein Geschäftsbetrieb, der nicht mehr zu überblicken ist. Entweder verstehe ich das Kohlengeschäft oder den Verlagsbuchhandel und bin dann auch imstande, darüber zu urteilen, ob meine Gelder auf diesen Gebieten richtig arbeiten. Aber ich kann nicht wissen, ob meine Geschäftsführer in hundert andern Geschäftszweigen auch die Konstellation gleich gut ausnützen. Hier trennen sich die Wege: Schiffahrtsgesellschaft oder Bankinstitut. Bremer Mäzen oder Eigenbetrieb. So, wie es jetzt läuft, könnte es dahin kommen, daß beide zugrunde gehen. Im andern Falle rettet sich vielleicht der eine noch. In diesem Jahre soll der Lloyd auf seiner Subventionslinie einen Überschuß herauswirtschaften. Plötzlich, dicht vor Abschluß des Vertrags, wird dem Reiche die Perspektive vorgehalten: Jetzt endlich beginnen die sieben fetten Jahre auch für dich. Und wer macht darauf aufmerksam? Herr Ballin. In Form eines Lobes. — Nein, es kann nicht helfen, wir müssen erst eine Nachprüfung der alten Rechnungslegungen früherer Jahre verlangen. Wenn die hier abgedruckte Tabelle wirklich den Abgeordneten vorgelegen hat, dann ist eine gründliche Prüfung der vertraglich nötigen Rechnungslegungen noch gar nicht erfolgt. — Statt freudig und siegesgewiß für unsre Schiffahrt zu reden, muß der Eingeweihte jetzt abmahnen und zur Ruhe raten. Es ist ja noch nicht alles verloren. —

So sind die Kolonnen von Zahlen hier vorübermarschiert und haben von der Größe und dem Niedergang eines Unternehmens gesprochen, das mehr reale Macht besaß, als Staaten mit Königen und Präsidenten an der Spitze. Neben der Hapag hält sich der nunmehr schon Geschwächte nicht mehr. Legt die Aktien zusammen. Das rät man an der Börse. Und wie schön wäre es, wenn man jetzt mit zusammengebissenen Zähnen und eiserner Sparsamkeit doch noch hindurchkäme. Es wäre so eine Leistung für Hanseaten. Eine hanseatische Leistung, an der das ganze Deutsche Reich mit Freuden teilnehmen könnte. Aber sprich von Träumen, während die Zahlen in den Bilanzen traurig wie geschlagene Krieger dastehen und während kein Führer dasteht, der mit einem Strich alles ändert. In Hamburg droht der Schiffahrtstrust. In Bremen droht der Zusammenbruch. Nun, das Deutsche Reich mag zwischen den beiden bitteren Dingen, die tief in sein Leben einschneiden wie verlorene Kriege, seine freudlose Wahl treffen.

## DIE RADIKALE PRESSE VON DR. ADOLF GRABOWSKY

Eduard Bernstein, der vor, während und nach der Blockpolitik und auch jetzt wieder nach den Reichstagswahlen ständige Zusammenarbeit seiner Partei mit dem Freisinn empfohlen hat, ist sich doch sehr klar darüber, daß die Freisinnigen in ihrer Mehrheit außerordentlich kühle Freunde des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts sind. Es will schon etwas heißen, wenn dieser unentwegte Freund der fortschrittlichen Volkspartei immer wieder betont, daß seine Hoffnungen auf den Freisinn in dieser Hinsicht sehr dicht beim Nullpunkt seien. Nur an der Abänderung der Wahlkreise sei die Volkspartei unmittelbar interessiert, und in der Tat hat der Fortschritt diese Frage im neuen Reichstag gleich wieder aufs Tapet gebracht.

Bernstein sieht richtig: in der Tat ist der Freisinn enthusiasmiert nur für eine größere Berücksichtigung der Städte bei der Wahlkreisbildung. Wird auf diese Weise das Recht der Fläche zugunsten des Rechts der Zahl verkürzt, so kann der Freisinn mit Sicherheit auf einen Zuwachs an Mandaten rechnen. Das Reichstagswahlrecht für Preußen aber ist ihm innerlich so verhaßt wie nur möglich, trägt er doch schon schwer genug an dem gleichen Wahlrecht im Reiche.

Wie aber ist dann die Haltung der freisinnigen Presse zu verstehen, die immer und immer wieder das Reichstagswahlrecht für Preußen als politische Hauptforderung verlangt? Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf die außerordentlich interessante Psychologie der Presse des bürgerlichen Radikalismus.

Wenn ich behaupte, daß die sogenannten Freisinnigen mit ihrer Presse innerlich absolut nicht harmonieren, und zweitens, daß die Leser dieser Presse zum größten Teil aus Nichtfreisinnigen bestehen, so habe ich schon das merkwürdige Problem, das Haltung und Stellung der freisinnigen Presse bietet, seinen Grundzügen nach umschrieben.

Hat jemand schon einmal einen überzeugten Freisinnigen gesehen? Man redet von dem echten Freisinn der Berliner Bezirksvereine. Und hier ist wieder das Phänomen zu konstatieren, daß die Bezirksvereine an sich wohl freisinnig sind, die einzelnen Mitglieder aber keine Freisinnigen. Es wird zum Beispiel ein großartiger Vortrag gehalten, worin sich die Phrasen von volksverräterischer Steuerpolitik, Junkergelüsten und industrieller Begehrlichkeit überschlagen. Am Schluß des Vortrags ungeheurer Beifall. Spricht man aber nachher mit denen, die am eifrigsten die Hände bewegt haben, so entpuppt sich der wilde Fortschrittsmann als ein demütiges Hühnchen. Und mit Staunen sieht man, daß er zwar an den freisinnigen Prinzipien hoch und heilig festhält, zu derselben Zeit aber diese Prinzipien gar nicht ernst nimmt. Es ist genau dieselbe Sache wie mit der keuschen Jungfrau, der auf der Bühne die Kameliendame eine Heroine ist, die sich aber sehr davor hüten würde, im gewöhnlichen Leben ihr auch nur die Hand zu reichen. Ja, je toller es auf der Bühne kommt, desto lieber ist es dem Jüngferchen. Weil es keinen Sturm im Herzen hat, läßt es sich einen Sturm auf der Bühne vormimen. Weil es sich nicht ins Leben traut, geht es ins Theater.

Mehr noch als die Bezirksvereinsreden ist für die sogenannten waschechten Freisinnigen ihre Presse das Theater. Es ist ihnen höchst angenehm, wenn die Späne da nur so fliegen. Und die Redakteure dieser Blätter wissen genau, was ihr Publikum verlangt: sie ziehen sich die Jacke aus und hobeln in Hemdsärmeln, triefend von Schweiß und Zerstörungslust. Einige merken es, andere aber auch nicht, daß sie im Grunde nichts anderes sind als der Hofnarr ihres Publikums. Die, die es nicht merken, sind meist im Grunde Sozialisten.

Hieraus entspringt zweierlei, das für die radikale Presse charakteristisch ist. Einmal ihre Inkonsequenz, die sich nicht nur darin äußert, daß die gegenteiligsten Meinungen im Laufe einer Woche vertreten werden, nein, sogar darin, daß in einer und derselben Nummer die verschiedensten Meinungen zu Worte kommen. Der freisinnige Leser nämlich versteht nur so lange Spaß, als nicht an seine materiellen Interessen gerührt wird. Der Radikalismus seines Blattes ist ihm höchst ergötzlich. Aber wo sich dieser Radikalismus gegen ihn selbst wendet, da remonstriert der Bürger. An den Geldbeutel darf nicht getippt werden! So ist die freisinnige Zeitung denn genötigt, sich immer wieder selbst zu berichtigen. Auf einen Artikel, der das Portemonnaie der Leser kitzelt, folgen Dutzende von Einsendungen und Abbestellungen. Natürlich desavouiert man sich daraufhin nicht selber: das würde allen modernen Pressegrundsätzen ins Gesicht schlagen. Man schreibt das Gegenteil und tut so, als ob man nie etwas anderes behauptet habe. Oder wenn das gar nicht geht, nimmt man ohne Kommentar eine Notiz auf, die beginnt: „Man schreibt uns:“ Darin kann dann lustig alles Frühere auf den Kopf gestellt werden.

Noch ergötzlicher ist die Diskrepanz zwischen politischem Teil und Handelsteil in einer und derselben Nummer. Im Gegensatz zum politischen Teil nehmen die Leser den Handelsteil sehr ernst, weil sie daraus positive, ihren Geschäften dienliche Mitteilungen schöpfen. Nun ist es höchst spaßig, wenn vorn in der Zeitung

etwa die Wertzuwachssteuer als weiseste Maßregel gepriesen, hinten aber jede neue Steuer auf den Grundbesitz schroff abgelehnt wird. Oder wenn man vorn wieder einmal eine neue Belastung der Unternehmer aus sozialpolitischen Rücksichten fordert, während man hinten mit der gleichen Entschiedenheit erklärt, endlich einmal müßte die Vergrößerung der Spesen aus der Sozialpolitik aufhören, die unsre internationale Konkurrenzfähigkeit schmälere. Weitere Beispiele anzuführen, ist unnötig: beinahe jede Nummer eines freisinnigen Blattes bringt sie in schönster Fülle.

Dieses ganze Doppelspiel hängt eng mit der jüdischen Zusammensetzung der fortschrittlichen Volkspartei zusammen. Man wird nicht übertreiben in der Annahme, daß sich ein bedeutender Bruchteil — und gerade ziemlich der einflußreichste — der Volkspartei aus Juden rekrutiert. Der Jude ist infolge seiner immer noch bedrückten Lage, wie ich das ja mehrfach in der „Zeitschrift" auseinandergesetzt habe, direkt in eine Oppositionsstellung gedrängt, wird sich doch aber anderseits, sofern er nur einigermaßen im geschäftlichen Leben steht, der antikapitalistischen Sozialdemokratie nicht anschließen können. Was Wunder, daß er prinzipiell einen scharfen bürgerlichen Radikalismus vertritt! Da er aber eben durch und durch kapitalistisch denkt und fühlt, wird bei ihm der Radikalismus niemals weiter reichen, als es sein geschäftliches Interesse erlaubt. Augenblicklich ist ja die Volkspartei nichts als die Vorhut der Sozialdemokratie, aber wie verkauft wäre der Sozialismus, wenn er sich auf diese Vorhut verließe. Am besten weiß das Mehring, der sich selbst im bürgerlichen Lager als Bekämpfer der Sozialdemokratie versucht hat.

Dieser Halbheit und Inkonsequenz der radikalen Presse gesellt sich ihre Einflußlosigkeit. Kampfrufe, die von den eignen Parteigenossen nicht ernst genommen werden, können doch unmöglich bei der Regierung und bei den politischen Gegnern für wichtig gelten. So kommt es denn, daß freisinnige Zeitungen, die über einen ungeheuren Leserkreis verfügen, doch politisch einflußloser sind, als irgendein Winkelblättchen, das ständiger Zuschüsse aus offnen und geheimen Quellen bedarf. Diese riesigen Blätter können schreien, als ob sie am Spieße steckten, gerade die maßgebenden Politiker gehn an dieser Gesangsaufführung mit stillem Lächeln vorüber.

Desto mehr ziehen solche Varietékunststückchen die Massen an. Daher eben die große Auflage dieser Blätter. Aber das breite Publikum, das den ebenfalls im Schreien geübten Zeitungsverkäufern die noch nicht trocknen Blätter aus den Händen windet, hat natürlich noch weit weniger als der prinzipientreue Leserstamm mit dem Freisinn zu tun. Dort nennt man sich und wählt doch wenigstens freisinnig, hier aber bestehen kaum irgendwelche Verbindungslinien mit dem Fortschrittslöwen. Man läßt sich etwas vorschimpfen und ist befriedigt. Man liest mit Feuereifer und räsoniert nachher über die „Judenblätter". Der Redakteur als Bajazzo!

So wird das Reichstagswahlrecht für Preußen einige hunderttausendmal täglich gefordert — laut und stürmisch — und niemand denkt im Ernst daran. Dies ist die Psychologie der radikalen Presse in Deutschland.

# ÜBERSEEGESCHÄFTE VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Unsere Großbanken befinden sich heute in einer merkwürdigen Lage. Dem regulären Bankgeschäft als Hauptzweig ihrer Unternehmungen, haben sie längst „Valet“ sagen müssen. Bei Kontokorrent, Wechseldiskont und Lombard springen keine 7% Dividende heraus und das ist doch schon das Minimum, was man als Reingewinn aus den Betriebsergebnissen einer Großbank verlangt. Sie alle, ich nenne nur die Deutsche Bank, die Diskonto-Gesellschaft, die Dresdner Bank, den A. Schaaffhausenschen Bankverein, die Berliner Handelsgesellschaft, die Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) und die Nationalbank für Deutschland, müssen ihre Tätigkeit auf andere Gebiete verlegen, müssen im irregulären Bankgeschäft jene Unternehmergewinne zu erzielen suchen, die ihnen der niedrige Zinssatz des regulären verweigert. Das reguläre Geschäft wird dadurch immer mehr in die Rolle einer Art passiven Geschäfts gedrängt, während das irreguläre durchgehends als Hauptaktivgeschäft zu bezeichnen sein wird. Die Ausdrücke sind kraß gewählt, vielleicht sogar etwas zu kraß, doch ich wollte die Tendenz zeigen und nicht mit Worten rechten. Und wohin diese Tendenz geht, das haben auch unsere maßgebenden Stellen längst erkannt. Seit der Bankenquete ist die Forderung nach reinen Depositenbanken zu wiederholten Malen aufgeworfen. Wir müssen Banken haben, die die Depositen ihrer Gläubiger im regulären, kurzfristigen Geschäft zinstragend anlegen, die sich fernhalten von den gewagten Unternehmungen der großen Aktienbanken. Bis jetzt ist der Ruf wirkungslos verhallt. Unsere Großbanken sind im weitesten Sinne zu Finanzierungs- und Emissionsbanken, sind zu Spekulationsgesellschaften geworden. Schon in meiner Arbeit über „Finanzierungsgesellschaften“ (Heft 25 der „Zeitschrift“, Jahrgang 1911) sagte ich einiges darüber, sprach auch von der abfälligen Kritik, die man einer solchen Tätigkeit zeitweise angedeihen ließ. Die Banken haben ihre Lehre daraus gezogen und sind in der Heimat seltener denn je mit offener Finanzierungstätigkeit hervorgetreten. Über ihre verdeckte Tätigkeit hinter reinen Finanzierungsgesellschaften wird sich ja der Laie nur selten ein Bild zu machen wissen. Es möchte sogar nörglerisch erscheinen, an der Tätigkeit unserer glänzend reussierenden Großinstitute Kritik üben zu wollen — unfehlbar sind aber auch sie nicht — Geld ist hier so gut wie dort zu verlieren. Man sollte vor allem in unsern politisch bewegten Zeiten die Krisengefahr in Betracht ziehen und bedenken: Je ausgedehnter die Spekulationstätigkeit unserer Großbanken wird, desto mehr gehen sie in ihrer Qualität als Versicherungsanstalten gegen derartige, den ganzen Volkskörper erschütternde Umwälzungen, zurück. Dem Unbefangenen wird meist ein guter Teil aller jener Spekulationsgeschäfte, namentlich solche, die Banken nach Übersee entrieren, verborgen bleiben, er hört wohl hin und wieder von Aktienemissionen dieses oder jenes transozeanischen Unternehmens durch deutsche Großbanken, aber es handelt sich hierbei doch nur um kurzfristigen Kredit, der die Betriebsmittel des emittierenden Instituts nur vorübergehend schwächt, von lang-

fristigen Finanzierungen übersee hört er nichts. Und doch sind sie es gerade, die unsere Großinstitute durch ihre Tochterunternehmungen überall betreiben. Ein Überblick über die in der Hauptsache von den sieben deutschen Großbanken gegründeten Tochterunternehmungen Übersee, mag einen Begriff von der Ausdehnung des Überseegeschäfts unserer führenden Geldinstitute geben:

| Banken | Kapital in 1000 | Währung |
|---|---|---|
| **1. Asien** | | |
| Deutsch-Asiatische Bank (1889) . . . | 7 500 | Shantung-Taels |
| **2. Südamerika** | | |
| Brasilian. Bank für Deutschland (1887) . | 10 000 | Mark |
| Deutsche Überseeische Bank (1893) . . | 30 000 | „ |
| Bank für Chile und Deutschland (1895) . | 10 000 | „ |
| Deutsch-Südamerikanische Bank (1906) . | 20 000 | „ |
| **3. Nord- und Mittelamerika** | | |
| Amerika-Bank A.-G. (1906) . . . . . | 25 000 | „ |
| Banco Central Mexicano (1899) . . . | 30 000 | Dollar mex. |
| Mexikanische Bank für Handel und Industrie (1906) . . . . . | 10 000 | Mark |
| Zentralamerikabank A.-G. (1905) (übergegangen in die A.-G. für überseeische Bauunternehmungen . . . . . | 10 000 | „ |
| **4. Afrika** | | |
| Deutsch-Westafrikanische Bank (1904) . | 1 000 | „ |
| Deutsch-Ostafrikanische Bank (1905) . . | 2 000 | „ |
| Deutsche Orientbank (1906) . . . . . | 16 000 | „ |
| Deutsche Afrikabank A.-G. (1906) . . | 1 000 | „ |

Mit Hilfe der Tochterunternehmungen beginnt nun eine ausgedehnte Finanzierungstätigkeit über die ganze Welt. Anleihen fremder und exotischer Staaten kommen an die deutschen Geldmärkte. Mit deutschem Golde bezahlt China einen Teil seiner Kriegsschuld an Japan, deutsches Gold fließt in die Konzessionskassen südamerikanischer Gemeinwesen, geht nach Siam, Kuba, Mexiko und Ägypten. In Asien, Süd- und Mittelamerika, in Afrika werden Bahnen gebaut, finanziert, mit deutschem Gelde betrieben. Die Bonds nordamerikanischer Eisenwege finden ihren Weg an die deutschen Börsen. Afrikanische Goldminenshares, Aktien überseeischer Elektrizitätsunternehmungen wandern nach Deutschland. Überallhin fließt deutsches Gold, wie ein feiner Sprühregen, bald befruchtend, bald keimtreibend.

Das typische Bild einer deutschen Spekulationsgroßbank bietet entschieden die Diskontogesellschaft. Sie ist die älteste und ihre überseeischen Beziehungen waren lange Zeit die ausgedehntesten, werden jedoch wohl heute von jenen der Deutschen Bank übertroffen. Schon früh, im Jahre 1872, gründete diese ihre erste Überseebank, die Deutsch-Belgische Laplatabank, die indessen bereits im Jahre 1874 wieder in Liquidation trat. Erst fünfzehn Jahre später wagte sie einen neuen Versuch, als sie auf Anregung der Norddeutschen Bank mit dieser gemeinschaftlich die Brasilianische Bank für Chile ins Leben rief. Dann aber schien das Eis gebrochen. Schon damals machte sich eine gewisse Konzentration im Bankwesen bemerkbar, und so schritten dann die sieben Großbanken auf den Rat der Diskontogesellschaft zur Gründung der Deutsch-Asiatischen Bank. Ein paar Jahre später errichtete die Diskontogesellschaft wiederum mit der Norddeutschen Bank

und einigen andern Handelshäusern die Bank für Chile und Deutschland und 1906 in Gemeinschaft mit C. Woermann, der Damara-und Namaqua-Handelsgesellschaft und der Norddeutschen Bank die Deutsche Afrika-Bank A.G. Sie beteiligte sich ferner mit der Deutschen Bank an der Errichtung der Deutsch-Ostafrikanischen Bank und übernahm mit Mendelssohn & Co., S. Bleichröder und der Berliner Handelsgesellschaft den deutschen Gründungsanteil an der Staatsbank von Marokko in Höhe von 1 Million Frank. Neben jenen Bankgründungen betätigte sich die Bank hauptsächlich auf dem Gebiete des überseeischen Eisenbahnbaues. War sie auch anfangs wenig glücklich, z. B. in der Übernahme der 5% Prioritätsanleihe der brasilianischen Oeste de Minas Eisenbahngesellschaft, der 5% Obligationen der Brasilianischen Südwestbahngesellschaft, oder in der Gründung der großen Venezuela-Eisenbahngesellschaft (1888), so hat sie doch in neuerer Zeit gerade auf diesem Gebiete ihre größten Erfolge erzielt. Ihre führende Rolle bei Gründung der Shantung-Eisenbahngesellschaft, der Deutsch-Chinesischen Eisenbahn-Gesellschaft m. b. H. und damit im Zusammenhang der Shantung-Bergbau-Gesellschaft stellten sie neben die „Deutsche Bank" an die Spitze der deutschen Großbanken. Die Teilnahme an der Errichtung der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, der Santa Catharina-Eisenbahnaktiengesellschaft und der Kamerun-Eisenbahngesellschaft zogen die Bank von neuem in das überseeische Gründungsgeschäft. Auch an den großen nordamerikanischen Bahnen ist sie in größerem Umfange interessiert. Daneben läuft eine starke Beteiligung an überseeischen Bergbauunternehmungen. So nahm sie 1896 an der Gründung des Ostafrikanischen Irangi-Syndikats, 1899 der South West Africa Co. Ltd. und 1900 der Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft teil. Auch bei einigen südafrikanischen Minengesellschaften wie „General mining and Finance Corporation" ist die Diskontogesellschaft engagiert. Schließlich befaßte sie sich in neuerer Zeit (1909) mit der Gründung zweier neuer westafrikanischer Bergbauunternehmungen, der „Deutschen Diamant-Gesellschaft m. b. H." und des „Otavi Exploring Syndicate". Durchaus geringes Interesse scheint die Bank dagegen für überseeische Industrieunternehmungen zu besitzen. Sie ist nur Mitbegründerin der Valpareiso Elektrischen Straßenbahn A.-G. und war an der Übernahme neuer Aktien der Deutsch-Überseeischen Elektrizitätsgesellschaft beteiligt. Endlich wären noch die Neuguinea-Kompagnie und die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft als Gründungen der Diskontogesellschaft zu erwähnen.

Ich habe ein Schulbeispiel angeführt. Die Beteiligung der andern Großbanken an überseeischen Geschäften hat nicht einen derartigen Umfang angenommen wie bei der Diskontogesellschaft. Von bekannten überseeischen Unternehmungen und deren Gründern, Mitgründern respektive Aktien- oder Obligationsbesitzern zitiere ich nur unter Banken: die Deutsche Überseeische Bank (Gründer: Deutsche Bank), die Deutsche Westafrikanische Bank (Dresdner Bank), die Deutsche Orientbank (Dresdner, Schaaffhausenscher Bankverein, Nationalbank). Unter Eisenbahnen: die (Ägyptische Kenneh-Assouan Eisenbahn-Gesellschaft (1895) Darmstädter). Unter Bergwerksgesellschaften: Roodepoort Cen-

tral Deep Ltd. (Deutsche Bank, Handelsgesellschaft), Lancaster West Gold Mining Co. Ltd. (Deutsche Bank, Handelsgesellschaft). Unter Industrieunternehmungen: American Smelting and Refining Co. (Berliner Handelsgesellschaft), E. Friedländer & Co. Ltd. (Nationalbank), Koloniale Bergbau-Gesellschaft m. b. H. (Handelsgesellschaft).

Aus dem allen ergibt sich mit Naturnotwendigkeit die Frage, wieweit sich so gefährliche Engagements für die Banken überhaupt verlohnen. Man kann sich hierbei auf den Standpunkt des Depositengläubigers oder den des Aktionärs stellen. Es ist zweifellos, daß der Depositengläubiger sein Geld durchaus spekulativen Engagements fern wissen will. Aber auch der Aktionär wünscht möglichste Sicherheit und ist keineswegs damit einverstanden, eine Dividendenerhöhung mit einer Erhöhung des spekulativen Risikos zu bezahlen. Das sollten sich auch unsere Großbanken gesagt sein lassen. Auch ohne spekulative Tätigkeit sind hohe Dividenden zu erzielen — nur das Feld muß dafür geebnet werden. Ich weise hier wieder auf die englischen Depositenbanken hin, die z. T. 15—19% p. a. verteilen, gegen die Höchstdividende der Deutschen Bank von 12½%! Man wird einwenden, daß in Deutschland reine Depositenkassen viel weniger verdienen würden, da hier noch nicht ein so ausgeprägter Kredit- und Scheckverkehr besteht wie in England. Aber die Aufgabe der Depositenbanken wäre es eben, solchen Kreditverkehr zu schaffen. Durch die Ausbreitung ihres Filialnetzes sind sie, glaube ich, auf dem besten Wege dazu. Als Beispiel eine englische Depositenbank. Die London- and South Western Bank unterhält in London und andern Städten zirka an 150 Filialen und Nebenstellen. Auf diese Weise ist es ihr gelungen, Depositen zu erhalten, deren Betrag ihr eingezahltes Aktienkapital um mehr als das 14fache übersteigt. Sie kann daher, sollte sie selbst diese Gelder zum großen Teil in 2¾% Konsols anlegen, immer noch hohe Dividenden auf das Aktienkapital verteilen. Die Depositeneinleger werden so nicht nur durch die weite Verzweigung des Instituts, sondern auch durch seine Sicherheit angezogen. Denn gerade weil das Aktienkapital nur zu einem geringen Prozentsatz eingezahlt ist, die Aktionäre also zu Nachzahlungen herangezogen werden können, ist die Sicherheit der Depositen eine erhöhte. Auch in Deutschland ertönt schon lange der Ruf nach einer großen Depositenbank. Keine Spekulationsbanken mit Depositen! Nur reine Aktienbanken sollten in Zukunft im Umfange ihres Aktienkapitals die Spekulation und namentlich die überseeische, betreiben dürfen. Wann wird die erste deutsche Depositenbank gegründet werden?

# DER WAHLSIEG DER ÜBERPARTEIISCHEN VON JULIUS HART

Fast will es mir scheinen, als ob sich seit der Gründung des Deutschen Reiches die lebendige Seele des deutschen Volkes noch niemals so verflucht gescheit erwiesen hätte, als in diesen Januartagen des Jahres 1912. Die Wagschalen stehen einander gleich, und der Politiker muß mit besse-

ren, edleren Waffen kämpfen, als mit seiner alten, plumpen Steinzeitaxt einer bloßen Kriegs- und Gewaltmethode, durch Majoritäten Minoritäten zu unterdrücken. Das deutsche Volk hat seine Staatslenker und Staatsweisen vor die höchste Probe gestellt: Jetzt zeigt, was ihr könnt. Für diesen neuen Reichstag scheint es nur zwei Möglichkeiten zu geben. Entweder bleibt er zur völligen Unfruchtbarkeit verdammt. Er bringt nichts, gar nichts zustande. Und morgen ist er wieder zerfallen. Aber damit würden unsere Politiker auch nur ihre Hilf- und Ratlosigkeit erweisen, ihre Unfähigkeit, wirklich lenken und leiten zu können. Anderseits haben wir noch nie einen so glücklich zusammengesetzten Reichstag besessen, fähig, wie noch nie, die allerfruchtbarste Arbeit zu leisten und eine wirklich schöpferische Tätigkeit zu entfalten, die allein wieder ein Volk aus allen Verbitterungen und Zersplitterungen herausführt und mit großen, alle durchflutenden Begeisterungen erfüllt.

Wer in diesem Wahlkampf des Januars zu Boden geworfen wurde, das ist im Grunde einzig und allein der Parteipolitiker. Zur Ohnmacht verurteilt, an Händen und Füßen gefesselt, kann er nunmehr durch sich allein nichts ausrichten. Auch die einzige Partei, die diesmal ohne Verluste und mit so gewaltig gesteigerter Stimmenzahl vom Schlachtplatz zurückkehrte, kann wohl einen äußerlich lauten Triumphruf anstimmen, doch eine ganz innerliche Stimme wird auch hier fragen, ob es nicht doch ein Pyrrhussieg war. Und gerade der Parteifanatiker, je parteiprinzipieller er denkt, je schlauer und klüger er ist, wird mit um so gemischteren Gefühlen und Beklommenheiten auf die neue Wendung hinblicken. Aus den Träumen von einem Zukunftsstaat wird auch die Sozialdemokratie immer mehr in die Wirklichkeitszeit eines Gegenwartsstaates hineingeweckt und hineingerissen. Das macht gerade die Kraft und das Glück des Zukunftspolitikers aus, daß er Wechsel ausstellen kann, soviel er will, rein nur vom Kredit lebt, und um so besser für ihn, je intensiver er die Fiktion von unermeßlichen, ihm zur Verfügung stehenden Schätzen zu verbreiten vermag. Sich Kredit zu verschaffen, das kann zunächst ihn allein beschäftigen und befriedigen. Aber je mehr ihm der zuteil wird, um so rascher rückt auch der Zahltag heran. Und so ein Zahltag wird auch den Zuversichtlichsten mit ganz neuen Sorgen und Ängsten erfüllen. Der Parteifanatismus, Parteiglaube, Parteiidealismus gedeiht am stärksten in kleinen Parteien und Sekten, und diesen sozialdemokratischen Parteiidealismus habe ich nie so groß und wild erlebt, als Ende der siebziger Jahre, unter den ersten härtesten Schlägen des Sozialistengesetzes. Da lag man sich gegenseitig in den Armen, stammelte, weinte: Bruder, Bruder! und war sehr glücklich zu leiden und zu opfern. Je mehr aber die Parteien wachsen, je realer sie wollen und müssen, um so reicher strömt das Wasser in den Wein, und alle Suppen werden um so abgekühlter gegessen.

Mit reinen, ungemischten Freuden kann kein einziger Parteipolitiker aus diesem Wahlkampfe nach Hause gehen; eine solche ganz reine, ganz ungemischte Lust wurde allein nur dem Menschen zum Teil, der sich eins und verwachsen fühlt mit jener Volksseele und nur ihr Vertreter sein will, jener Volksseele, die diesmal so deutlich redete und wieder hinweisen will auf ihre

Zinne über allen Parteien, — die alle — alle, ohne Ausnahme, als ihre Kinder weiß, und in jeder ein Recht sieht, aber wie auch jedes Recht hier als seine Gegenmacht ein Unrecht in sich einschließt, und über solchem Recht und Unrecht hinausführen will zu einem Leben schöpferisch-fruchtbaren, gegenseitigen Ineinanderwirkens und Schaffens aller für alle, eines Kampfes der Kräfte, der nicht auf gegenseitige Vernichtungen, sondern Forderungen, Stärkungen, Hilfen abzielt. In dem es nicht darauf ankommt, Hammer und Amboß zu spielen, sondern Eisen zu schmieden, — und schlechteres Eisen in besseren Stahl zu verwandeln.

Die Lehre, daß der Staat durch Gewalt entstehen, durch die Unterwerfung Schwächerer durch einen Stärkeren sich jemals bilden und erhalten konnte, ist die Wahnlehre eines Menschen, der immer nur ein gefesselter Parteimensch und beschränkter Egoist zu sein vermag. Aber, indem der Mensch sich Götter schuf, gründete er Staaten. Und fähig, berufen, Staaten zu lenken, zu leiten, galten ihm ursprünglich nur die, welche er ganz zuversichtlich-gläubig für Götter, Gottsöhne hielt. Und auch der römische Caesar mußte Gott werden, um regieren zu können. Diese Lehre vom Gott-Fürsten, noch im 17. Jahrhundert von Bossuet, Hobbes urgläubig gepredigt, haben wir ja auch in unsern Tagen heut genug vernommen. Alle unsere Staaten aber sind nur Modifikationen dieses ältesten und einzigen, dieses theokratischen Staates, und ganz gewiß auch der sozialdemokratische. Das große Gefühl, das ewige Recht in der Lehre dieser ältesten Staatsgründer lebt weiter auch im entschiedensten Atheisten, und nur aus ihrer Scham heraus, aus der Erkenntnis ihrer Beschränkung, Dummheit, Torheit heraus schufen die Parteimenschen sich selber freiwillig die höhere Instanz, welche das vermag, was sie nur gerade nicht vermögen, andern Wesens als sie. In dieser Instanz über den Parteien existiert nur der Staat, und nur der Mensch über den Parteien ist der einzige Träger seines lebendigen Bewußtseins, in dem jenes Gottfeuer weiterlebt — der allein zu lenken und zu führen weiß, — er allein der Politiker, im eigentlichen Sinne des Wortes, der wunderbare Künstler, der Paradoxe, Problematische, der Undurchdringliche, der Ränke- und Rätselspinner, der Diplomat und Puppenspieler, der alle Parteien an seinen Drähten tanzen läßt. Und in ihren Nöten blicken sie alle doch nur zu ihm als zu ihrem Helfer auf, wie gerade heute Mandschu und Chinesen, Kaiserliche und Republikaner mit gleicher Sehnsucht nur nach ihrem Juanschikai die Hände ausstrecken.

Und diese Instanz, die über allen Parteien steht . . ., die Regierung scheint doch auch durch diese Wahlen in eine so glückliche Situation versetzt, wie sie sich das eigentlich kaum besser wünschen kann. Ein gedeckter Tisch voller Schüsseln, — nehmen kann sie, wie und was sie will. Und wenn unser Reichskanzler am Abend vor der Schlacht vielleicht als weinender Philosoph zu Bette sich legte . . ., er wahrlich konnte als lachender Philosoph am Morgen nach der Schlacht wieder aufwachen. Und gerade nur sein Wort und Philosophenbekenntnis von seinem Stand über den Parteien, ihm von diesen am meisten verdacht und verübelt, darum am meisten geschmäht und angegriffen . . ., es wurde, ohne daß es einer ahnte, zur einzig wirklich lebendigsten Parole und ging als heimlicher Kaiser durch die Reihen der Kämpfer.

Diejenigen aber, die am empörtesten darüber gegen ihn auffuhren, die ihn herabziehen wollten von den Zinnen der allein wahren und echten Staatsreligion, . . . sie wurden am ärgsten dezimiert . . . Fast könnte man meinen, das wäre gerade der Mann, wie er heute allein nottut, — wenn, wenn . . . . .

Ach, der Glaube, die Sehnsucht nach dem Gottstaat und dem Staatsgott, der noch von anderem Wesen ist als von ihrem Fleisch und Blut, der ist den Völkern wohl nur deshalb ins Schwanken gekommen, weil sie nur zu oft merkten: Unsere Lenker und Regierer sind auch nur so unglückliche und beschränkte Parteimenschen wie wir, zittern vor uns, wie wir vor ihnen, und lassen nur über uns alle nicht ihre Sonne leuchten . . , das einzige, was wir von ihnen wollten. Und alle Staaten kamen immer wieder nur ins Schwanken, wenn auch diese Lenker von ihren Zinnen herabstiegen . . .

Und weil auch er noch nicht der ganze Philosoph war . . ., seine Nerven nicht aufs vollkommenste vibrierten vom Imponderabil dieser Januarschlacht . . ., da schrie auch die Volksseele wider ihn auf: Nein, nein, nein! Über allen — allen Parteien! Alle — alle sind meine Kinder . . . Und wenn es Bürgerliches Gesetzbuch heißt, so ist das nur leerer Name und Etiquette, gestern erst geboren und morgen vergessen . . . Gesetze schaffen nicht die Gemeinschaft, sondern die Gemeinschaft, nur aus ihrem Willen heraus zusammenzuhalten, sich gegenseitig zu schützen und zu fördern, kann Gesetze schaffen.

Und nur das ist die Frage der neuen Stunde.

Vor diese Entscheidung allein wurde das deutsche Volk gestellt.

Von ihr hängt es ab, ob dieser Reichstag der unfruchtbarste von allen, ein Spott und Hohn, ein Händereiben der Gegner und Neider Deutschlands wird, oder segensreich über alle werden, ja eine ganze volle Wiedergeburt heraufführen kann.

Ist es denkbar, ist es möglich, nur irgendwie faßbar, daß alle diese Millionen, diese weitaus stärkste Partei ein Feind von Volk und Reich, ein Zerstörer sein kann, nur bedacht auf den Untergang. Und nur mit ihnen soll man nicht geschlossen Hand in Hand gehen? . . .

Nein, umlernen kann nur die Rechte, umlernen die Linke . . ., neue Bahnen der Entwicklung tun sich auf für jene, neue für diese. Und nur das sind die hohen Zeiten im Leben der Völker . . . Und nur wie jener der große Führer war, der uns über die kleinstaatliche Zwietracht und Zersplitterungen hinweg hinbrachte zum Einheitsstaate . . ., so wird diesmal auch nur der es sein, der über alle die Engen und Beschränktheiten, das Hassen und Wüten der Parteien den Einheitsgeist des deutschen Volkes heraufführt, in dem alle wieder sich zusammenfinden.

Große Parlamentarier könnten uns wieder erstehen. Eine Geburtstunde ist für sie gekommen. Alle Sterne stehen günstig. Die Armseligen, bei denen es gerade reicht, daß sie den Parteikatechismus herbeten können, die still eingefriedigt im Pferch ihrer Fraktionen am ewigen Stroh ihrer Theoriechen, Prinziepchen und Regelchen kauen, alles, was man schon längst weiß, noch einmal geschwätzig in den Versammlungen breittreten: überdrüssig sind wir dieser Leute genug. Mit dem Quieta non movere ist freilich nichts

getan. Unser Schicksal hängt davon ab, daß schöpferische Geister, Männer neuer Ideen uns werden, welche wieder die großen, einzig fruchtbaren Synthesen aus den Antithesen der Parteien gewinnen und aus der Begattung die neue Geburt erzeugen.

Der französische Sozialist und Antimilitarist Hervé bekannte sich dieser Tage überwunden vom Geiste der deutschen Sozialdemokratie und er, bisher ihr hämischer, übelwollender Kritiker, nahm alles zurück und stammelte nur in Bewunderung von dieser Kraft, Disziplin und Organisation. Aber das ganze deutsche Volk hat mit diesem Reichstag eine Organisation und Disziplin, Einsicht und Kraft an den Tag gelegt, daß die Völker nur allen Grund haben, staunend und in Ehrfurcht aufzumerken.

Mit einem doppelten Antlitz, die Wage mit den gleichliegenden Schalen aufrecht haltend, steht das deutsche Volk vor euch da, — nur Ernst, nur gehaltene Würde im Antlitz, — nur bereit! Wie der alte Römer, in seiner Toga tragend Krieg und Frieden. Ihr könnt haben, was ihr wollt. Diese Wahl ist die größte und gewaltigste Friedensmanifestation, die von einem Volke gegeben wurde. Noch lebt in diesem Volke der ganze alte Idealismus! Doch wenn — wenn . . . Auf die andere Schale kann auch das Schwert geworfen werden! Und wenn ihr es wagt, trotz dieses weißen Banners anzugreifen, dann lehrt euch dieser Idealismus, wie nur er allein kämpfen kann.

Mit gleichem Munde aber spricht auch die Seele zu ihrem deutschen Volke.

Ihr steht vor der Entscheidung. Gelingt es Parteihaß, Fanatismus, Gewaltsinn, Beschränktheit, Egoismus und Eigenwillen diesen Reichstag zu zertrümmern, — so habt ihr das Chaos. Bittersten Kampf widereinander! Und euren Feinden könnt ihr nicht besser und gründlicher in die Hand arbeiten. Doch hält er zusammen, — dann kann eine Zeit neuer Blüte, gemeinsamer Arbeit aller anbrechen, und seit dem Tage von Sedan habt ihr noch keinen besseren Sieg errungen.

# DIE LÖSUNG EINES GEHEIMNISSES DER VOLKSSEELE VON PROF. DR. P. SINITZIN (ST. PETERSBURG)

Bei Barbarenvölkern findet sich die grauenhafte Sitte des Vatermordes ausgeprägt, eine Sitte, die darauf beruht, den Vater, das Oberhaupt und den Ernährer der Familie, aus dem Wege zu räumen, sobald er alt und hinfällig wird und seinen Ernährerfunktionen nicht mehr nachkommen kann. Dem Kulturmenschen ist das eins der schwersten und unerklärlichsten Probleme. Ihm ist das Gefühl der Pietät eingepflanzt, ihm ist es undeutbar, wie das enge Band, das Eltern und Kinder verbindet, das Bindeglied der Liebe, Dankbarkeit, Anhänglichkeit durch den brutalen Akt des Mordes zerrissen werden kann. Ihm ist die Seele des Mörders ein Rätsel, ebenso wie die Seele des Volkes, das in seiner Gemeinschaft das System — ich möchte gerade dieses Wort gebrauchen — das System des Elternmordes duldet und

pflegt. Moderne Psychologen mühen sich immer noch damit ab, eine Erklärung zu finden, wenn sie auf materielle Beweggründe hindeuten. Sie geben an, daß bei Barbarenvölkern nur derjenige das Recht auf Leben habe, der sich selbst ernähre oder später einmal dazu imstande sein werde. Dagegen sei derjenige, der seine Kraft erschöpft habe und von den andern durchgeschleppt werden müsse, eine Last für die andern unter äußerster Not lebenden Individuen, die sie wohl oder übel abschütteln müßten. Ich glaube aber, daß diese leichte Deutung längst nicht tief genug sieht. Es ist auffällig, daß der Vatermord nur bei solchen Völkerschaften gang und gäbe ist, bei denen der Vater das jus primae noctis besitzt. Es ist z. B. bis vor kurzer Zeit noch bei den Bauern im Norden Rußlands gebräuchlich gewesen, daß der Familienvater das Recht auf die Braut oder Frau seines Sohnes besaß. Diese Tatsache ist bei dem Thema von grundlegender Bedeutung! Sie erklärt erst das Gefühl vollkommener Gleichgültigkeit, das der Sohn für seinen Vater hegt. Es ist verständlich, daß der Sohn seinen Vater, der ihm die Braut oder die Frau vorwegnimmt, von diesen Momenten an nur noch als einen brutalen Machthaber ansehen kann, dessen Leben für ihn keine heilige Bedeutung hat. Alle Bande der Innigkeit sind gelöst. Die beiden rivalisieren auf einem Gebiet, auf dem die Rivalität sich am heftigsten in Gefühle der Abneigung, des Hasses oder der Verachtung umsetzt. Es existieren von diesem Moment zwischen Vater und Sohn keine Gefühle der Scheu und Zurückhaltung mehr. Kraft herkömmlicher Gewalt hat der Vater dem Sohne das genommen, was diesem zu besitzen am wertvollsten ist. Wir brauchen gar nicht anzunehmen, daß überschwengliche Liebesgefühle zwischen dem jungen Manne und der jungen Frau herrschen; wir können sogar das Axiom anerkennen, daß der russische Barbar oder der Wilde in Afrika sein junges Weib mit ungleich kälterem Gefühl ansieht und nicht das überfeinerte Bewußtsein für Eigenbesitz hat, wie der Kulturmensch. Trotzdem wird es uns verständlich sein, daß sich hier der eigentliche Grund für die Möglichkeit des Vatermordes findet. Der Zwang dazu mag sich immer noch aus materieller Not erklären. Aber hier liegt die Erklärung für die uns unmenschlich anmutende Grausamkeit, die zur Ausführung des Mordes gehört. Der Barbar gibt dem gealterten und kraftlosen Vater einen Schlag und räumt ihn aus dem Wege wie er ein Tier aus dem Wege räumt. Wir mußten aber erst sehen, daß der Vater sich dem Kinde gegenüber aller Autorität vergeben hatte und sich einem Tiere gleichgemacht hatte, um uns Verständnis zu einem neuen Stück der menschlichen Seele zu verschaffen.

## DER MENSCH AM SCHEIDEWEG VON ERNST SCHUR

Der moderne Mensch ist von dem Wunsche beseelt, zu handeln. Nichts ist für ihn so bezeichnend, als die Sucht, irgend etwas zu tun, seine Kräfte künstlich zu steigern. Er flieht die Ruhe wie etwas Verbotenes und selbst seine Erholung muß den Stempel höchstmöglicher Steigerung

aufweisen. Er flieht das Natürliche, in der Hoffnung, aus dem Unnatürlichen einen ihm dienlichen Vorteil zu ziehen, der sich, für den Augenblick wenigstens, rentieren wird. Ob dieses Unnatürliche ihn für später schädigt, ob augenblicklicher Verzicht ihm dienlicher wäre, ob seine Nerven Schaden nehmen, der viel schlimmer in seinen Organismus eingreift, ob seine Seele, diese moderne, differenzierte, empfindliche Seele, nicht gerade Schonung, Ruhe, Nichtstun mehr gebrauchte, als Betäubung, künstliche Aufstachelung — wo wäre die Zeit dazu, diese Überlegung anzustellen, wo die Besinnung, diese Schlußfolgerung zu ziehen und wo die Energie, dieser als notwendig erkannten Maßregel zu folgen? Die drängende Zeit reißt auch die Möglichkeiten, sich abzusondern und eine kurze Spanne sich von dem Treiben des Alltags zu emanzipieren, in ihre Verwirrungen.

* * *

Wenn der moderne Mensch sich aus dem Alltag retten will, den Gewohnheiten der gleichmachenden Pflichten, die ihn zu erdrücken drohen, entfliehen will, reist er. Die Sommerfrische soll ihm Erholung bringen. Aber er begnügt sich nicht mit dem Genuß ruhiger Tage. Nirgends und zu keiner Zeit hat die Reisewut solche Ausdehnung erfahren, wie in unserer Gegenwart. Wo früher Einsamkeit herrschte, wimmeln ganze Scharen. Wer früher nach Tirol ging, geht jetzt noch einmal so weit. Entfernungen spielen keine Rolle. In den Alpen ist kaum eine Wohnung zu haben. Wer früher die Umgegend von Berlin aufsuchte, frequentiert jetzt die Ostsee oder die Berge. Und so ist jetzt das Reisen zu einer Modesache geworden, der der eigentliche Sinn, die Ruhe, die Erholung zu fehlen beginnt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter wird gereist; recht schnell, kurz und hastig. Man will einen Rekord schaffen, man will andern den Rang ablaufen. Man will in ein paar Tagen ganze Länder abgrasen. So kommt es einmal, daß aus dem Reisen eine Anstrengung wird, eine Aufstachelung müder Sinne. Zu zweit kommt der Umstand hinzu, daß durch die Auswanderung der Massen dieselbe nervöse Unruhe in die Erholungsorte getragen wird. Man schwatzt, amüsiert sich, schlägt die Zeit tot, stachelt sich gegenseitig an und abgehetzt, künstlich erregt kehrt man dann nach Hause zurück, so daß der eigentümliche Effekt eintritt, daß der, der ruhig zu Hause blieb, Erholung fand, von dem verwirrenden Treiben seiner Mitmenschen verschont blieb und, da er auch alle seine Bequemlichkeiten zur Verfügung hatte, wirklich eine ideale Sommerfrische sich geschaffen hatte. Spaziergänge, Ausflüge, vielleicht auch ein gutes Buch, Einsamkeit, Selbstbesinnung, geregelte Lebensweise, all das gab seiner Seele Ruhe und Erfrischung.

* * *

Der moderne Mensch hat — aus Schwäche — die Sehnsucht nach der Kraft. Also treibt er Sport. Mit Maß betrieben könnte er segensreich wirken und ein erfolgreiches Gegengewicht gegen den Alkohol bilden.

Aber wo soll der moderne Mensch die Zeit hernehmen? Er muß die Gelegenheit, Sport zu treiben, seinem Beruf abstehlen. Müde, abgehetzt kommt er zu den Muskelübungen und nimmt seinem Körper, seinen Nerven das bischen Spannkraft, das sie

noch besitzen. Statt den Sport mit Maß und Muße zu betreiben, wird er Pflicht. Vereine nehmen ihm noch die Zeit, die er abends zur Verfügung hat. Vergnügungen schließen sich an. In rauchigen Kneipen werden Tagungen abgehalten. Und wenn der moderne Sportjüngling auch weiß, daß der Alkohol ihn schädigt, wenn er sich auch, um seine Leistungen auf der Höhe zu halten, des Alkohols enthält, so bringen ihn die Anstrengungen, die das Blut in Wallungen versetzen, doch dahin, nach dem Spiel, in den darauffolgenden Sitzungen, die Flüssigkeitsaufnahme zu steigern, und es ist sehr die Frage, ob ihm dabei der Alkohol fernbleibt.

Sobald mehrere Sport gemeinsam treiben, feuert einer den andern an. Es beginnt das Trainieren. Man will sich zu besonderen Leistungen anstacheln. Die Zeit dazu muß man in den Abendstunden, an den Feiertagen dem Berufe, der schon alle Kraft bis zur Besinnungslosigkeit in Anspruch nimmt, abstehlen. Abgemergelte Körper erhoffen sich davon Kräftigung. Bleiche Wangen röten sich unter der Anstrengung zeitweilig, vorübergehend. Und während die Höchstleistung bejubelt wird und der Sieger selbst glaubt, ein Kraftathlet zu sein, ist dem Körper gerade das letzte an Kraft genommen.

Das ist eben der Widerspruch: Sport ist sehr lobenswert, er tut sehr gute Dienste. Aber wir müssen ihm besondere Zeit widmen können, er müßte in unser Leben eingefügt werden als nationales Heilmittel; er fordert Ruhe, Vorbereitung, Erholung; er ist etwas für sich. Er ist aber kein Anhängsel für müde Großstadtmenschen; für diese ist auch das Trainieren vom Übel, und so bleibt für den Sport nicht viel des Guten übrig, wenn man ihn vom Standpunkte des abgenutzten Großstadtmenschen betrachtet, dem Ruhe viel nötiger täte. Sport als Luxus, das hätte in unserer Zeit noch Sinn. Die andern, die man da wandern, rudern, segeln sieht, opfern für eine Illusion den letzten Rest von Kraft.

* * *

Der moderne Mensch, der so seine Schwäche, seine sowohl angeborene, angeerbte, wie anerworbene Schwäche fühlt, sieht sich nach Hilfsmitteln um. Er weiß nicht — oder er will es nicht wissen —, daß sein Organismus verpfuscht ist, daß unsere ganze Lebens- und Arbeitsweise von Grund auf geändert werden müsse, damit nachfolgende Generationen in ihrem Organismus gesund zur Welt gebracht werden könnten.

In seiner Hilflosigkeit macht er den Anfang.

Er enthält sich des Alkohols.

Er raucht keine Zigarren.

Da er aber von den süßen Gewohnheiten nicht ganz lassen kann, greift er zu den Surrogaten.

Er trinkt eine Flüssigkeit, die aussieht wie Bier, aber keins ist.

Er steckt sich einen Glimmstengel in den Mund, der braun ist und qualmt, dem aber jeder Geschmack entzogen ist.

Er trinkt keinen Kaffee, um sich nicht zu erregen.

Überall fahndet er nach Surrogaten; die Wissenschaft des „Als ob" bildet er zu höchstem Raffinement aus und ist glücklich, wenn er aus einem Sammelsurium von Kräutern einen „nahrhaften Gesundheitstee" braut.

Es wäre verkehrt, wollte man nur darüber lächeln. Unsere

Vorfahren, sie waren glücklich dran. Sie aßen, tranken, rauchten und ließen sichs wohl sein.

Wir aber, die Gesundheitsfexe, besehen jedes Nahrungsmittel und drehen es dreimal um, ob auch nichts Schädliches daran sei. Aber wir werden nicht gesünder davon. Als Ersatzmittel nimmt der moderne Mensch allerlei andere Sachen zu sich, Cakes, Nüsse, vor allem Kuchen, Chokolade, Süßigkeiten.

Ganze Industrien bauen sich auf diesen Zeitströmungen auf. Geschäfte, die die seltsamsten Sachen führen, tun sich auf. Blättert man die Kataloge auf, so glaubt man in einer andern Welt zu sein. Da ist nichts mehr natürlich. Alles sind Surrogate, künstlich verfertigt, erklügelt, ersonnen, kombiniert.

Und nach all dem greift der moderne Mensch und glaubt, das Heil gefunden zu haben.

Schließlich ißt er, ganz angst geworden, kein Fleisch mehr. Er wird teils aus ethischen, teils aus hygienischen Gründen (genau kann man es nie feststellen) Vegetarier. Da er der Koteletts nicht entraten will, gibt es Pflanzenfleisch. Außerdem füllt er sich den Magen mit Nüssen und vor allem mit Milch. Vegetarier essen immerzu. Und vor allem lieben sie Kuchen und Mehlspeisen.

Es ist immer eine sonderbare, kuriose Gesellschaft, die du in solchen vegetarischen Speisehäusern sitzen siehst. Sie haben ein besonderes Aussehen. Sie wittern in den Suppen und Speisen auf zehn Meilen eventuell das Fleischerne: ob z.B. eine Bouillon aus Maggi oder aus Pflanzenwürfeln bereitet ist. Still sitzen sie in den Räumen, die wie Wohnzimmer aussehen; still zerbröckeln sie ihr Schrotbrot; still verlassen sie das Lokal.

Man denkt, am liebsten hörten sie vor lauter Angst überhaupt auf, etwas zu essen.

Aber man soll, so nahe es liegt, nicht darüber spotten. Dieses Kapitel ist beinahe traurig, denn es zeigt, wie angefressen unser Organismus ist. Die einzige Hoffnung wäre, daß von hier aus vielleicht doch ein Anfang einsetzt. Einer von vielen.

* * *

Im weiteren Verfolg dieser Tendenzen kommt der moderne Mensch fast todsicher zu den beliebten Kraftnahrungsmitteln, die allerseits angeboten werden und alle Tage neu auf der Bildfläche erscheinen. Sie heilen mit Bestimmtheit alle die Krankheiten, für die es keine Heilmittel gibt; außerdem aber sind sie für alle die bestimmt, denen nichts fehlt, die nur an der modernen Krankheit der Unruhe der Nerven leiden, die so unsäglich peinigen kann; für die spekulative Industrie ein gefundenes Fressen.

Diese Heilmittel, mit deren Anpreisung die halben und ganzen Seiten der Zeitungen gefüllt sind, endigen alle — man weiß es — mit seltener Einmütigkeit auf ogen, ose oder citin, auch min. Manchmal sind Abbildungen beigefügt von einem Manne mit zerrüttetem Gesichtsausdruck. Auf der gegenüberstehenden Seite lächelt dieser Mann. Im Text werden alle Seligkeiten der Genesung versprochen, nachdem dem unglücklichen Patienten vorher mit der Schilderung der Leiden das Fegefeuer eingeheizt war. Oft ist gleich — denn diese Firmen haben es sehr eilig, die Inseratkosten und den Gewinn einzustreichen — eine Postkarte beigeheftet, auf der man sich Probepillen kommen

lassen kann. Überall spielt die Bluterneuerung, die Säftebildung eine große Rolle. Aber niemand denkt daran, daß man sich das durch gute Nahrung, Ruhe usw. viel sicherer selbst verschaffen kann. Man denkt, das sich viel besser auf Umwegen verschaffen zu können. Zu anderm hat man keine Zeit. So zwischendurch soll die Wirkung kommen. Geld ist schließlich da. Mögen die Mittel dreimal überteuert sein. Man kann dabei den abhetzenden Beruf weiter nachgehen. Morgens, mittags, abends ein Löffel oder eine Pille — mehr Zeit ist nicht da. Beruf und Vergnügen drängen.

Und so entsprechen diese „Heilmittel" so recht der Tendenz der Zeit. Sie versprechen alles und ob sie auch nur einen Teil dieser Versprechungen erfüllen, niemand kontrolliert es. Sie stacheln vielleicht — wieder der gleiche Erfolg — für kurze Zeit auf und befähigen zu erhöhter Leistung und täuschen dadurch. Nach einiger Zeit wirken sie dann nicht mehr und man geht dann zu neuen Heilmitteln über. Da man überall eine gehörige Summe loswird, glaubt man an die Wirkung. Denn man will sein Geld nicht umsonst ausgegeben haben. Man empfiehlt es weiter, weil man nicht allein der Dumme sein will. Hat man einen guten Charakter, so warnt man davor. Oft treibt auch die Klugheit dazu, offen zu sein, denn dann gibt man zu verstehen, daß man sich nicht ins Bockshorn jagen läßt.

Den Firmen aber schadet das nichts. Sie schießen immer wieder üppig ins Kraut; wenns not tut, unter neuem Namen. Wer hätte die Zeit, sie zu entlarven? Man sagt dabei, die Dummen werden nicht alle. Aber auch hier ist Spott leichter als Verstehen.

Warum diese Sucht, gewissermaßen hinterrücks Heilung zu suchen? Woher dieser sehnsüchtige Glaube, der an Gesundbeterei grenzt, in unserer so zweifelsüchtigen Zeit? Ja, der moderne Mensch ist vielleicht eher geneigt, an diese ganz primitiv zu glauben, als dem Doktor sich anzuvertrauen. Da dieser auch ein Mensch und kein Gott ist und nicht imstande ist, aus einem minderwertigen Organismus einen vollwertigen zu machen, so hat er schlechte Chancen in unserer heutigen Zeit. Die typischen, lokalen Krankheiten sind vielleicht zurückgegangen, aber der allgemeine Organismus ist degeneriert. Daher kann der Arzt wenig helfen und der moderne Mensch, die moderne Seele flüchtet sich zu allerhand unklaren Heilmitteln und gestattet der Sehnsucht die Wege zu dunklen Zufluchten.

Wer hätte auch die Zeit, krank zu sein und den durch den Organismus gebotenen, langwierigen Heilungsprozeß abzuwarten?

* * *

Der moderne Mensch hat die Sehnsucht nach der Natur. In der Großstadt geboren, aufgewachsen zwischen grauen Mauern, hat er eine oft unausgesprochene Sehnsucht nach dem Grün der Bäume, nach dem Blau des Himmels, nach der Frische der See. Durch alle möglichen Umstände wird diese Sehnsucht in ihm genährt. Er gesteht sie nicht ein, aber wenn man die überfüllten Züge sieht, die Sonntags die Scharen hinausbefördern, wenn man beobachten kann, daß selbst am Alltag die Großstadt ihre

Ausflügler stellt, wenn man wahrnimmt, wie sich die Scharen blindlings in die Fluten der Freibäder stürzen, und stundenlang darin verweilen, gleich, ob ein Kaltwasserbad ihnen zuträglich ist oder nicht, oder ob das dichte Beieinander, das Untertauchen usw. nicht Ansteckungsgefahren mit sich bringen, so wird man nicht umhin können, zu konstatieren, daß dem Großstädter etwas fehlt, das er krampfhaft sucht: die Berührung mit der Natur. Der Landbewohner, der in und mit der Natur lebt, sucht sie nicht so.

Diese Sehnsucht äußert sich oft in merkwürdiger Weise, die der Komik nicht entbehrt. Man ist auch hier versucht, zu lächeln. Da sitzen sie unter mageren Bäumen und besäen den Boden mit Butterbrotpapier. Sie ziehen durch den Wald und gröhlen. Sie sitzen an Ufern und geben vor, zu angeln; in Konservenbüchsen tragen sie winzige Fischlein nach Hause. Gewöhnlich endet der Ausflug in der Kneipe und der Montag sieht graue, übernächtige, fahle Gesichter.

Wie soll es auch anders sein? Die Zeit drängt, man will in Eile genießen und der Trunk ist der schnellste Beförderer des Vergnügens. Er hat auch den Vorzug, schließlich einmal dem Vergnügen eine Grenze zu setzen.

* * *

Wenn so der Großstädter, der ein wenig aufgeklärt ist und die groben Vergnügungen meidet, still seines Weges zieht, sieht er aus dem Grün abseits gelegener Gärten Landhäuser hervorugen, die ihm den Traum eines dolce far niente vorgaukeln. Genug hat er gehört von den Reizen des Eigenheims, das er nicht erschwingen kann.

Aber vielleicht sieht er in einem Dörfchen ein kleines Haus und da hängt ein Zettel und er geht hinein und erfährt, daß er hier für lächerlich billiges Geld sich ein Zimmer für das ganze Jahr mieten kann.

Eine idyllische Aussicht! Alle Sonnabend kann er hinaus, kann über Sonntag draußenbleiben, die Ferien bringt er ganz draußen zu, Möbel werden hinausgeschafft.

Damit beginnt schon die Misere. Arbeit an allen Enden. Die Möbel werden ausgesucht. Kaum findet sich ein Fuhrmann. Sandwege erschweren die Zufahrt. Mit jedem Kilometer erhöht sich der Fahrpreis.

Dann gilt es, das Zimmer einzurichten. Jede Stunde, die sonst der Erholung dient, wird dafür geopfert. Ist endlich das mühevolle Werk gediehen, so kommt die Beköstigungsfrage. Natürlich ist kaum ein Fleischer, kaum ein Kaufmann am Ort. So schleppt man sich mit Vorräten von der Stadtwohnung hinaus, und umgekehrt bringt man vom Dorfe das Überflüssige wieder mit hinein. Pakete und Postsachen und Zeitungen wandern hin und her, und man bildet sich mit Virtuosität zum Packesel aus. Und draußen holt man sich mühselig Wasser vom Brunnen und voltigiert über Misthaufen. Nachts bellen die Hunde und man kann nicht schlafen.

Niemals hat man in der Laube, die so lockte, gesessen, höchstens wenn Bekannte kamen, denen man eine dekorative Sommerfrische vorzauberte. Niemals ist man im Winter draußen gewesen, wie man sich das so poetisch vorstellte, um unverfälschte

Natur zu genießen; höchstens vielleicht einmal, hat fünfzig Briketts in den Ofen geworfen, die Nacht über klappernd im Bett gelegen, und als man abziehen mußte, am nächsten Tage, begann die Stube sich zu erwärmen.

Es war ein Traum. Das Erwachen war hart. Aber man muß wohl solche Erfahrungen machen. Mit Wonne ersehnt man den Tag, an dem man alles wieder auflädt, seine Möbel nach Hause karrt, und schließlich wieder in seinen vier Wänden sitzt. Man war weder hier noch da zu Hause; die Möbel befanden sich zum Teil in der Stadt, zum Teil draußen und nirgends gab es das, was man brauchte: Ruhe, Behaglichkeit, Bequemlichkeit. Die Idylle auf dem Lande ist eine Illusion; eher kann man sie sich in der Stadt bereiten.

Und man beginnt zu ahnen, daß auch all die schönen Reden vom Eigenheim Phantasien sein werden, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Schlechte Verbindung, mühselige Beköstigung, kalte Zimmer im Winter, Mangel an Hilfskräften, die man weder für Geld noch für gute Worte bekommt. Schließlich greift man selbst zu und steht im Garten und gräbt und gießt; ehe man sichs versieht, ist einem der Schlauch oder die Gießkanne in die Hand gedrückt, auch faßt man ein Beil und macht Holz klein. Hat man die Zeit, sich diesen Luxus in der Verschwendung der Zeit zu gönnen, so ist das sehr schön und sehr gesundheitsgemäß. Sonst aber sieht man diese Idylle mit gemischten Gefühlen sich entwickeln.

Man beginnt die Häuschen, die so traulich aus dem Grün hervorlugen, kritischer zu betrachten. Sie kommen einem wie Kulissen vor, hinter denen Tragödien lauern, wie Atrappen, in denen Böses sich verbirgt und plötzlich hervorspringt.

Und man beginnt die Vorteile der Mietwohnung in der Stadt zu schätzen . . . .

* * *

Zeit, Zeit, Zeit!

Das ist es, was dem modernen Menschen fehlt.

Er kann sich manches gönnen, denn er hat Geld, er kann es verdienen.

Aber es fehlt ihm die Gelegenheit, es wieder richtig anzuwenden.

Nun kann man sagen: Arbeite weniger, diszipliniere deine Arbeit, teile deine Zeit in Arbeit und Erholung sinngemäß ein.

Aber wie soll er das machen? Ist er Herr seiner Arbeit? Kann er sie einteilen, sie bestimmen? Er ist ein Teil, ein Glied in der großen Maschinerie.

Es müßte eine Liga gegründet werden, die die ganze Menschheit umfaßte; die müßte dekretieren: Laßt uns die Arbeit, die wahnsinnige, hetzende einschränken, damit Ruhe in unser Leben einkehre, auf daß unser Dasein in sich selbst Zweck und Sinn bekäme. Jagt dann, wenn ihr auf diese Weise Zeit bekommen habt, nicht sinnlosem Vergnügen nach, sondern gebt eurer Muße Zweck und Ziel. Auf daß eure Arbeit dann wieder euch Abwechslung sei.

Es wäre eine Riesenarbeit, diese Liga zusammenzubringen. Man müßte sich unserer ganzen Kulturentwicklung entgegenstemmen. Aber wer hätte die Zeit dazu?

Inzwischen dreht sich das große Rad unbarmherzig weiter und der einzige Rat, den man dem geplagten modernen Menschen geben kann, besteht darin: Nutze die geringe Zeit, die dir gelassen ist, so aus, daß du einfach nichts tust, die Hände in den Schoß legst und gänzlich ausspannst. Unternimm nichts, so erholen sich Sinn und Seele am besten.

Sitze still und tue nichts, das ist die Lehre, die die Gegenwart dem modernen Menschen gibt. Gewiß keine ermunternde, aber den Umständen nach die beste.

Denn immer bedenke: Das große Rad dreht sich unablässig weiter, und du mußt nach einer kleinen Muße wieder hinein in die Maschinerie.

## SCHAUSPIELER VON FRIEDRICH NIETZSCHE

Das Problem des Schauspielers hat mich am längsten beunruhigt. Ich war im ungewissen darüber (und bin es mitunter jetzt noch), ob man nicht erst von da aus dem gefährlichen Begriff „Künstler" — einem bisher mit unverzeihlicher Gutmütigkeit behandelten Begriff — beikommen wird. Die Falschheit mit gutem Gewissen; die Lust an der Verstellung als Macht herausbrechend, den sogenannten „Charakter" beiseite schiebend, überflutend, mitunter auslöschend; das innere Verlangen in eine Rolle und Maske, in einen Schein hinein, ein Überfluß von Anpassungsfähigkeiten aller Art, welche sich nicht mehr im Dienste des nächsten engsten Nutzens zu befriedigen wissen: alles das ist vielleicht nicht nur der Schauspieler an sich? . . . Ein solcher Instinkt wird sich am leichtesten bei Familien des niederen Volkes ausgebildet haben, die unter wechselndem Druck und Zwang, in tiefer Abhängigkeit ihr Leben durchsetzen mußten, welche sich geschmeidig nach ihrer Decke zu strecken, auf neue Umstände immer neu einzurichten, immer wieder anders zu geben und zu stellen hatten, befähigt allmählich, den Mantel nach jedem Winde zu hängen und dadurch selbst fast zum Mantel werdend, als Meister jener einverleibten und eingefleischten Kunst des ewigen Versteckenspielens, das man bei Tieren mimicry nennt; bis zum Schluß dieses ganze von Geschlecht zu Geschlecht aufgespeicherte Vermögen herrisch, unvernünftig, unbändig wird, als Instinkt andere Instinkte kommandieren lernt und den Schauspieler, den „Künstler" erzeugt (den Possenreißer, Lügenerzähler, Hanswurst, Klown, Narren zunächst, auch den klassischen Bedienten, den Gil Blas: denn in solchen Typen hat man die Vorgeschichte des Künstlers und oft genug sogar des „Genies"). Auch in höheren ge-

sellschaftlichen Bedingungen erwächst unter ähnlichem Druck eine ähnliche Art Mensch: nur wird dann meistens der schauspielerische Instinkt durch einen anderen Instinkt gerade noch im Zaum gehalten, zum Beispiel bei dem „Diplomaten", — ich würde übrigens glauben, daß es einem guten Diplomaten jederzeit noch freistände, auch einen guten Bühnenschauspieler abzugeben, gesetzt, daß es ihm eben „freistünde". Was aber die Juden anbetrifft, jenes Volk der Anpassungskunst par excellence, so möchte man in ihnen, diesem Gedankengange nach, von vornherein gleichsam eine welthistorische Veranstaltung zur Züchtung von Schauspielern sehen, eine eigentliche Schauspieler-Brutstätte; und in der Tat ist die Frage reichlich an der Zeit: welcher gute Schauspieler ist heute nicht — Jude? Auch der Jude als geborener Literat, als der tatsächliche Beherrscher der europäischen Presse, übt diese Macht auf Grund seiner schauspielerischen Fähigkeit aus: denn der Literat ist wesentlich „Schauspieler" — er spielt nämlich den „Sachkundigen", den „Fachmann" . . ."

Paul de Lagarde schrieb in der Einleitung zu seinen Deutschen Schriften die schönen Worte: „Deucht vieles, was man in diesem Bande finden wird, jetzt alltäglich, so ist es erst durch mich alltäglich geworden. Es wird immer meine Freude und mein Lohn sein, wenn mein Buch bald durch und durch langweilig scheint." — Und wie steht es damit im Zusammenhang mit den Worten Nietzsches über Schauspielkunst, wie sie oben aus seiner „Fröhlichen Wissenschaft" zitiert wurden? Das was jetzt die meiste Freude an ihnen weckt, ist das Bewußtsein, sie als Allgemeingut zu wissen. Aber in was für Fassungen werden sie umhergetragen. In Feuilletons und allerlei kritischen Schnickschnack findet man sie wieder. Schmock hat als Schlauberger die Steine herausgebrochen und unterschlägt die Fassung, weil er die Ansicht als seine eigne Entdeckung zitieren will. Ich zitiere hier Nietzsches Worte aus reiner Freude an ihrer klaren Prägung und ihrem immer zeitgemäßen Gehalt. Wenn aber ein allzu neuigkeitsgieriger unter meinen Lesern sein sollte und am Zitieren „alter Sachen" Anstoß nehmen möchte, dann will ich versuchen, mich mit einem wunderschönen Worte Goethes zu salvieren, das der Ansicht Ausdruck gibt, man müsse auch das Selbstverständliche immer wieder sagen. Warum? Weil ja auch das Dumme und Törichte immer und immer wiederholt würde.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 12 16. MÄRZ 1912

# BALLIN—DER FREUND DES KAISERS

Zweimal, in den Heften 10 und 11 war die Rede von Ballin und dem Norddeutschen Lloyd. Ballin wurde geschildert als Diktator und kommender Trustmagnat, an dessen Handlungen die ganze Nation schon jetzt interessiert sein müsse, wie die Nordamerikanische Union an den Plänen Morgans und Rockefellers. Ballins Lebenslauf, vom unbeachteten kleinen Clerk bis zum Machthaber, zog an unsern Augen vorüber. Das Thema darf auch heute noch nicht abgeschlossen werden; es ist noch allzuvieles nicht berührt. Der Niedergang des Lloyd, der seltsame Kampf, den Bremen gegen Preußen führte, wurde dargestellt; von Emden, Postdampfersubvention, deutscher und englischer Schiffahrt ist gesprochen worden. Nicht mit Millionen, sondern mit Hunderten von Millionen mußte operiert werden. Und nach alledem sah es aus, als ob ein Thema zum ersten Male angeschnitten war, das jeden, der mit wachen Augen in die Welt sieht, angehen muß. Es ist zweimal davor gewarnt worden, immer nur von hoher Politik zu reden und die Aktionen und Kriege, die Spanien oder Frankreich, Uruguay oder Paraguay führen möchten, wichtiger zu schätzen, als die Kriege großer wirtschaftlicher Konzerne. Der Unterschied besteht nur darin, daß bei Kriegen zwischen zwei Nationen mehr Lärm gemacht wird, während ein einzelner Revolverschuß in stiller Kammer nicht so auffällt. Im einen Falle sterben die Massen durch Pulver und Blei und im andern etwas stiller durch Hunger und Entbehrung. Die Resultate sind nicht sehr verschieden und gleich interessant. Nun wieder zu der Frage: Warum spricht die Tagespresse nur von Völkerkriegen? Weil es sie nichts kostet, an England harte Kritik zu üben. England hat keine Inserate zu vergeben. England lädt nicht zu Freifahrten ein. Aber unsere Schiffahrtsgesellschaften. Da liegt der Knoten. Und darum ist es nicht genug, einmal die peinliche Sache zu berühren und dann zuzusehen, wie sie von besorgten Totengräbern in Vergessenheit gesenkt werden soll. Es ist in der „Zeitschrift“ schon wiederholt die unschöne Methode französischer Blätter, den textlichen Teil auf der ersten Seite, die

„Echos", als Reklame gegen Bezahlung zu schreiben, erwähnt worden. Und bei uns soll es ebenso werden? Nein, es ist ja schon dahin gekommen, wenn auch die äußere Form bei uns noch anständig geblieben ist. Der Lloyd und die Hapag geben jedem Journalisten Gratisfahrten mit voller erstklassiger Verpflegung, wenn er Blätter hinter sich stehen hat, die seine Reklameaufsätze nachher drucken. Und seht euch nur die Presse durch: Wieviele unserer größten Blätter sind jahrelang darauf eingegangen. Die Redaktion wußte genau, um was es sich handelte: Um Feuilletons, die laut Abmachung mit der Reederei Berichte von der Fahrt des Schiffes geben sollten und die Reederei, die Ausstattung der Schiffe und die Verpflegung an Bord in lobender Weise zu erwähnen hatten. Die Redaktionen wußten, um was es sich handelt, weil häufig die Redakteure selbst sich auf die Reise machten. Im textlichen Teil der großen deutschen Tagesblätter erscheint dann die verkappte Reklame als harmloses Feuilleton, als poetische Reiseschilderung verputzt. Kein Wort des Tadels, wo Passagiere manchmal dies und jenes auszusetzen haben; nur Lob. Aber damit nicht genug: einem überarbeiteten und nicht hoch begüterten Zeitungsmanne soll der Wunsch nach einer Sommerreise nicht allzu stark verübelt werden. Aber mußte die deutsche Presse es soweit treiben, fast durchwegs vor jeder Kritik, wie sie an Banken, Kohlensyndikaten, Krupp, Fürstenkonzern geübt wird, zurückzuschrecken — wenn es sich um Hapag oder Lloyd handelt? Für offene Bestechung ist die deutsche Presse nicht zugänglich. Das ist von jeher ihr besonderer Stolz gewesen. Mit pedantischer Exaktheit wachte sie darüber, ihr Ehrenschild ganz rein zu halten. Aber verliert sie nicht ihre Unabhängigkeit, wenn sie ihre Feuilletonisten auf Dampfern gratis fahren und in einer Weise, die über die Lebensgewohnheiten der Herren hinausgeht, verpflegen läßt? Der Theaterdirektor hat keine Unkosten, wenn er dem Rezensenten ein Billett anweist. Die Reederei bezahlt dem Journalisten alles, was er auf der Reise braucht und hat die Unkosten unter Reklamekonto zu verbuchen. Das ist der erste Schritt. So oder ähnlich fing es wohl in Ländern an, über deren abhängige Presse wir heute noch die Achsel zucken. Es ist aber nicht schön, versteckt für ein Unternehmen Reklame zu treiben und dem Leser glauben zu machen, es handle sich um begeisterte Berichte eines völlig Unabhängigen. Es ist peinlich, solche Dinge hören zu müssen, und ich erwarte nicht, daß man sie diskutiert. Aber es soll auch genügen, wenn man jetzt zur Einsicht kommt und sich dann die freie Stellung gegen Riesenunternehmen schafft, die der Kritik ebenso wie jede Bank unterworfen sein müssen.

Alles andere ist und wird niemals in Ordnung sein. — Ballin. Ja, wir wollen erst noch eine andre Sache erledigen, die ebenso eilig und gewichtig ist. Wir müssen immer daran denken, daß sich niemand vorher die Mühe gemacht hat, Material zu sichten. Wir stehen hier allein. Deutsche Schiffahrt, Ballin, Lloyd. Alles hängt zusammen. Blätter-

berichte, Daten, Bilanzen, Zahlen, alles haben wir alleine zu bewältigen. Wohin greifen — womit beginnen — alles ist bezeichnend und darf im Gesamtbilde nicht fehlen. Ballin — der Freund des Kaisers. Da ist das Thema; aber nur schrittweise ist ein Vorwärtskommen möglich. Mit leeren Vermutungen ist es ja nicht getan. Ballin, der des Kaisers Ohr in höherem Maße hat als Delbrück, Kiderlen-Wächter, — Ballin, der unverantwortliche Minister hinter den Kulissen. Wir müssen uns an diese Perspektiven erst gewöhnen. Es klingt absurd und fremd und kann nicht schaden, wenn wir vorerst eine Sache regeln, die die Presse und die Hapag in gleichem Maße angeht. Und es ist peinlich, Dinge zu berühren, die von Sensationshaschern aufgeschnappt werden könnten und für ihre Ohren nicht bestimmt sind. Arbeiten wir also, um den Neuigkeitslüstlingen den Genuß zu erschweren, mit Zahlen.

Ballin erreicht während der Hochkonjunktur 1911/12 einen glänzenden Abschluß. Das steht fest. Nun bringt der „Hamburgische Korrespondent", ein altberühmtes, verdientes und für Schiffahrtsinteressenten maßgebendes Blatt am 8. März in seiner Abendausgabe eine Aufstellung über die Gewinne der Hapag. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Waschzettel? Das wäre noch schlimmer. Die Gewinnaufstellung scheint nicht ganz zu stimmen. Ich muß jedem Kenner empfehlen, sie nachzurechneñ, weil ich glaube, daß er Differenzen von zwei bis fünf Prozent bei den einzelnen Jahren feststellen wird:

In der Gesamtübersicht werden folgende Zahlen veröffentlicht:

| | Gesamtgewinn inkl. ersparter Prämien usw. | | in Millionen Mark Gesamtkapital Aktien und Obligationen |
|---|---|---|---|
| | in Millionen Mark | in Prozent des Gesamtkapitals | |
| 1911 | 47,3 | 20,0 | 197,9 |
| 1910 | 42,7 | 22,4 | 199,3 |
| 1909 | 35,7 | 11,8 | 200,4 |
| 1908 | 18,7 | 9,3 | 201,4 |
| 1907 | 30,6 | 18,3 | 172,5 |
| 1906 | 37,3 | 24,0 | 153,6 |
| 1905 | 40,0 | 27,0 | 149,6 |
| 1904 | 31,2 | 27,0 | 137,7 |
| 1903 | 23,4 | 17,0 | 138,8 |
| 1902 | 19,1 | 14,0 | 139,1 |

Der Gesamtgewinn ist aber nicht nur durch Verwertung aus dem Aktienkapital und den Obligationen erzielt worden, sondern auch durch Verwertung der Reserven. Diese müssen also unbedingt zu dem Gesamtkapital hinzugeschlagen werden.

Geschieht das, dann ergeben sich von 1911—1904 folgende Ziffern für das Gesamtkapital:

| | |
|---|---|
| 1911 | 235,8 |
| 1910 | 235,8 |
| 1909 | 235,2 |
| 1908 | 234,5 |
| 1907 | 205,5 |
| 1906 | 186,6 |
| 1905 | 176,6 |
| 1904 | 162,3 |

und die Rentabilität berechnet sich dann auf nur folgende Prozente:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1911 | 20,0 % | statt ausgewiesene | 25 | % |
| 1910 | 18,1 % | „ „ | 21,4 | % |
| 1909 | 15,2 % | „ „ | 17,8 | % |
| 1908 | 8,0 % | „ „ | 9,3 | % |
| 1907 | 14,9 % | „ „ | 18,3 | % |
| 1906 | 20,0 % | „ „ | 24,0 | % |
| 1905 | 22,7 % | „ „ | 27,0 | % |
| 1904 | 19,2 % | „ „ | 23,0 | % |

Nun wird aber der Hauptgewinn aufgeführt, ohne daß ein Abzug von Einkommensteuer und Handlungsunkosten gemacht wird. Ist es aber nicht selbstverständlich, daß diese unter allen Umständen erst abgezogen werden — genau wie Kosten für Reparaturen, Assekuranz usw., die stets erst abgeschrieben werden müssen, bis man auf den Gesamtgewinn kommt.

Werden also von dem Gesamtgewinn auch diese Handlungsunkosten und Einkommensteuer gekürzt, dann ergeben sich folgende Ziffern:

| | Gesamtkapital in Mill. Mark | Gewinn in Mill. Mark | in Prozent des Gesamtkapitals | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1911 | 235,8 | 43,8 | 18,5 % | statt ausgew. | 25 % |
| 1910 | 235,5 | 39,9 | 16,9 % | „ „ | 21,4 % |
| 1909 | 235,2 | 33,0 | 14,0 % | „ „ | 17,8 % |
| 1908 | 234,5 | 15,9 | 6,8 % | „ „ | 9,3 % |
| 1907 | 205,5 | 22,4 | 13,3 % | „ „ | 18,3 % |

Ich kann mir nicht helfen, nach meiner Meinung muß hier ein Versehen vorliegen. Ein Versehen, für das sich eine Erklärung erst später finden wird. Die Gewinne der Hapag sind an sich groß genug und sollten keiner Frisierung bedürfen. Der Abschluß des Geschäftsjahres ist gut. Nur herrlich, wie die im „Hamburgischen Korrespondenten“ veröffentlichten Angaben glauben machen, ist er nicht! 25 Prozent ist allerdings eine runde Summe, mit der sich besser prunken läßt als mit den bescheidener klingenden $18^1/_2$ Prozent. Die Hapag will ihr Kapital erhöhen um 25 Millionen. Dazu braucht sie nicht die Angabe erhöhter Gewinnziffern. Es muß also irgendeine Ungeschicklichkeit vorliegen. Bist du aber hier bedenklich geworden, dann siehst du zum Lloyd hinüber, der weniger glänzend wirtschaftet. Unverändert bleibt der Kurs der Aktien auf 104 und 105. Aber wie lange ist der Stabilität zu trauen? Das Geschäftsjahr soll, weil wir in einer Hochkonjunktur stehen, den Aktionären Dividende bringen. Der Geschäftsmann wird nicht so närrisch sein, Papiere zu verkaufen vor dem Termin, der ihm nach langer Wartefrist Gewinn bringen soll. Später aber wird der Großaktionär mehr aufkaufen müssen, als heute, um die Kurse zu halten. Und das wäre nicht gar so schlimm. Ist das Papier in der Hand weniger Großaktionäre, dann könnte durch Zusammenlegen saniert werden. Da zeigt sich endlich ein Ausweg.

Hat Ballin zu tun mit den nach meiner Meinung versehentlichen Berechnungen, wie sie oben zitiert und richtiggestellt worden sind? Nein. Die Kleinigkeiten gehen ihn nichts an. Er weiß natürlich nichts davon. Aber die Rech-

nungslegung zeigt, wie wenig Leute es bei uns gibt, die für Schiffahrt und Rechnungslegung in Schiffahrtssachen Verständnis haben. — Bei uns liegen die Verhältnisse anders als in England. Nach Ballin, dem Tüchtigen und Unterrichteten, kommt eine Schar von weniger gut orientierten Männern. Ballin müßte vorsorgen und einen Thronfolger und Mitarbeiter, der die Veröffentlichung solcher Rechnungen, wie der aus dem Korrespondenten zitierten, unmöglich macht. Die Pointe des Aufsatzes „Ballin der Diktator" war richtig, ganz richtig. Ballin steht allein und hält allzu wenig tüchtige Mitarbeiter bereit. Die Triumphe unserer Schiffahrt sind und bleiben unsicher, weil sie zu sehr an die Arbeitskraft und Lebensdauer eines einzelnen Mannes geknüpft sind, eines Mannes, der sich Freund des Kaisers nennen darf, weil er große, bewunderungswerte Erfolge hatte, und der sich neue Erfolge schaffen kann, weil er dieser Freundschaft sicher ist. Wir haben eine Beweiskette sich eben schließen sehen und machen uns nun an die zweite. — Hat sich jemand darum zu kümmern, ob der Kaiser diesen oder jenen zu seinem Freunde macht? Hat der Kaiser auf privates Leben gar kein Recht? Und ist es nicht herzlich unsympathisch und gemein, sich um private Dinge eines Mannes zu kümmern, der mehr zu arbeiten hat und mehr geleistet hat, als mancher unter uns? Ja, gewiß; aber man darf ein Prinzip nicht zur Prinzipienreiterei benutzen. Und gibt es nicht eine Art, sachlich und schlicht auch sehr diffizile Dinge anzufassen? Und wenn es immer ein Wagnis ist, — warum sollen wir vor einem Wagnis zurückschrecken, wenn durch ein gutes Gelingen niemandem geschadet und allen genutzt werden kann. Vor vier Wochen hieß es, das Verhältnis zwischen dem Kaiser und Ballin sei abgekühlt. Wer hatte Interesse daran? Mancher, der dem Schicksal der Hapag nicht gleichgültig gegenübersteht. Mancher, der erkannt hatte, daß die Interessen der Hapag mit denen ihres Leiters, weil er nicht konstitutionell regieren will, nicht unbedingt und in allen Punkten mehr die gleichen sind. Verstehen wir uns recht: Ballin ist Fanatiker, der keine pekuniären Vorteile sucht, wenn seine Gesellschaft, die ihm ihre Größe dankt, Nachteile davon hätte. Er liebt nur seine Machtstellung und will nicht einsehen, daß es ihr nicht allzusehr schaden könnte und für die Hapag von Nutzen wäre, wenn er sich Mitarbeiter suchte, die ihn einstmals ablösen könnten und ihm ebenbürtig wären, wenn er abtritt. Das Dekorum, das ihm die kaiserliche Freundschaft leiht, befestigt ihn in seiner Stellung mehr, als es heute nützlich ist. Wir müssen daran denken, daß ein Freund des Kaisers in Hamburg eine größere Seltenheit ist, als in Berlin. Er geht den Bürgermeistern Hamburgs voran und wird ihnen vorgezogen. Der Abstand wird allen fühlbar. Ergo fällt es ihm nicht schwer, beim hamburgischen Staate die Lösung von Verträgen durchzusetzen, die ihm aus irgendwelchen Gründen lästig geworden sind. In Cuxhaven ist mit großen Unkosten ein Anlegeplatz für die Hapag gebaut worden.

Ein Riesendampfer verunglückt (weil nach Ansicht vieler Fachleute die Trossen nicht rechtzeitig losgefiert wurden und das Schiff sich senkte, als Ebbe eintrat). Ballin löst aber, ohne sich auf eine gründliche Erörterung über die Ursachen des Unglücks einzulassen, seine Verpflichtungen und Hamburg darf sich nicht wehren. In der riesigen Anlegehalle wurden dann getrocknete Fische aufgezogen, in langen Reihen hingen sie da, Staub tanzte gemächlich in der Luft. Jeder Schritt hallte laut in den verlassenen Räumen. Die Summen, die der Staat investiert hatte, waren vorderhand unnütz hinausgeworfen. Aber an der Sache war nichts mehr zu ändern. — Vor drei Wochen war Ballin in Berlin und wurde in einer hochpolitischen Angelegenheit zu Rate gezogen, so wie es früher schon geschah. Er sitzt wieder im Sattel. Von Verstimmung kann nicht mehr die Rede sein. In den Reichsministerien, die für das, was unter Ballins ausschlaggebenden Meinungsäußerungen beschlossen wurde, vor dem Lande verantwortlich sind, gärt manche bittere Verstimmung. Und das ist recht. Wenn Ballins Rat in solcher Weise gewünscht wird, dann soll er Minister werden und vor dem Reiche offen alle Verantwortung tragen. Oder er soll Freund des Kaisers sein und nicht mehr. Solange er in dessen Räumen verkehrt und persönliche Gespräche mit ihm führt, hat sich kein Mensch darum zu kümmern. Es geht nur nicht: Direktor einer Reederei zu sein, die ihn mit Arbeit überlastet und in dieser Stellung die Macht eines Trustmagnaten zu gewinnen, außerdem aber Minister ohne Verantwortung zu sein. Die Macht der Freunde des Kaisers muß an den Türen der Amtsstuben enden. — Oder sie sollen, wenn sie die Schwelle überschreiten, sich auch nicht scheuen, ein Portefeuille, wie es der Kaiser wollte, zu nehmen. Dann würde Klarheit herrschen. Das ist kein Dreinreden in persönliche Verhältnisse. Niemand neidet Ballin den Einfluß, den er besitzt, solange er sich in den Grenzen bewegt, die in einem konstitutionellen Staate üblich sind. Hier aber handelt es sich um mehr. Die Handlungen eines jeden Ministers sind kontrollierbar. Die Handlungen des Kaisers werden durch seine Person gedeckt. Der Einfluß unverantwortlicher Ratgeber kann von Nutzen sein. Das ist nicht festzustellen. Wer Vieles und Wichtiges zu sagen hat, dem wird der Posten eines preußischen Ministers nicht zu gering sein. Wer in einer andern Stellung mehr auszurichten glaubt, darf nicht über die Minister hinweggehen. So gehört es sich und anders ist es nicht möglich. — Wir standen diesen Sommer vor den schwerwiegendsten Entscheidungen. Die Marokkoaffäre brachte eine Kriegsgefahr. Unsere Banken glaubten unruhig werden zu müssen. England drohte mit Krieg. Der Italienisch-Türkische Krieg stellte Deutschland vor die Alternative, zu wählen zwischen rechts oder links, oder aber geschickt zwischen beiden hin und her zu balancieren und jeden Augenblick die Gefahr des Ausrutschens vor sich zu sehen. Eng-

land zog die Krallen ein und kam mit Abrüstungsvorschlägen. Persien wurde aufgeteilt und in China stand man vor der Gefahr eines Aufruhrs, der auch deutsche Interessen schädigen konnte. Ist es nicht verständlich, daß ein Mann, wie der Kaiser, unter der Last aller Verantwortung, die auf ihm liegt, in einem solchen Jahre nervös und krank wird, die Herrschaft über seine Nerven zeitweise verliert, an Überarbeitung leidet? Die Gefahren, die dem Reiche drohen, sieht er zuerst. In seiner Hand liegt die erste und wichtigste Entscheidung. Sein Wort entscheidet über Krieg und Frieden. Der König von England darf die Arbeit seinen Ministern, die mehr Verantwortung vor dem Lande tragen als er, getrost überlassen. Ebenso darf der König von Italien, der von Schweden, der von Norwegen handeln. In Frankreich und der Nordamerikanischen Union wechseln die Präsidenten nach einer kurzen Spanne Zeit und können sich in behaglicher und ruhiger Häuslichkeit, die keine Politik, kein Völkerschicksal, keine Verantwortung, kein Kampf mit Volksmehrheit und Ministerium zu erschüttern braucht, erholen. Der Kaiser regiert ein Menschenalter lang, hat Kriegsgefahren vermeiden müssen und die Gefahren doch nie für die Ewigkeit im Keim ersticken können. Darf nur ein Bankdirektor nach einem Menschenalter von Arbeit, Mühe und Sorgen ermatten? Hat nur ein Fürst die Kraft, nie zu erlahmen? Sind die Zeitungsberichterstatter, die beherzt und unentwegt die frische Gesichtsfarbe des Kaisers loben, wenn er in Cuxhaven nach erfrischender Seefahrt an Land steigt, unfehlbare Wahrheitssager? Man muß ihnen nicht alles glauben. Die Schwätzerei ist ihr Geschäft, von dem sie leben. Es ist schon früher viel am Kaiser herumgedeutelt worden. Die Last der Arbeit, die auf ihm ruht, wurde als zu groß für eine Menschenkraft bezeichnet. Das Maß der Verantwortung, das er trägt, wurde ihm als verhängnisvoll bezeichnet. Gerade weil er gewissenhaft arbeitet, ist die Gefahr einer Überspannung seiner Nerven klarer geworden und denen, die um ihn sind, nicht mehr verborgen geblieben. Wer sind nun die Leute, die mehr als andre um ihn sind und Einfluß auf seine Entschlüsse haben. Fürst Egon Fürstenberg, Tirpitz, von denen vielleicht ein anderes Mal zu sprechen ist, und Ballin. Es ist des Kaisers tragisches Geschick, mit seinen Freundschaften Unglück zu haben. Die Freundschaft für Ballin ist für Ballin selbst, für seine und seines Werkes Zukunft nicht mehr segenbringend. Die Freundschaft hat ihm zu einer Stellung verholfen, die einem Kaufmanne nicht zuträglich ist. Sie hat ihn hinausgehoben über die Einflüsse von Aktionären und Aufsichtsrat seiner Gesellschaft. Sie stützt ihn in seiner unumschränkten Macht. Das Gute und Bewunderungswerte an Ballin mag die kaiserliche Freundschaft nicht zu heben, weil es auch ohne sie existiert. Das Schädliche an ihm, sein diktatorisches Machtgelüste aber wird dadurch verstärkt. Stünde er allein, wie Woermann oder Laeisz standen, dann würde ihm schon längst geraten und geholfen worden sein. Stünde er allein, dann

würde ihm heute noch geraten und geholfen werden. Würde er morgen Minister: er könnte vor dem Lande seine Fähigkeiten auch in dieser Stellung zeigen. Er würde bekämpft und gelobt wie Dernburg, würde bleiben, wenn sein Nutzen wirklich frucht- und segenbringend wäre und würde stürzen, wenn es anders käme. Ballins Einfluß könnte, wenn er Minister wäre, politisch auch nicht größer sein als heute, wo er außerdem Direktor unserer größten Reederei ist und die größte Schiffahrtsflotte, die auf den Meeren umherschwimmt, lenken darf. Seine Macht als Minister wäre geringer als sie es heute ist. Aber er hätte als Minister Gelegenheit, sich enger mit dem Kaiser zu befassen, als es ihm jetzt möglich ist. Das Übermaß der Arbeit ist bei ihm immens, die Last der Verantwortung wächst auch ihm über den Kopf. Ballin scheint nervös geworden zu sein, wie es der Kaiser ist. Der Einfluß, den er jetzt auf ihn ausübt, ist wahrscheinlich nicht in allen Stunden segenbringend für das Reich. Liegt in dieser Freundschaft jene Ruhe und ständige Sicherheit, wie sie Fürstenfreundschaften zeigen sollen? Die Wärme und Bewunderung, die beide füreinander hegen, schlägt beiden nicht zum Nutzen aus. Ballin hat nicht Zeit, sich auf den Kaiser und das Land zu konzentrieren. Unruhig und nervös wie beide Männer sind, ist auch im Grunde ihre Stellung zueinander. Unruhig und nervös, während jeder eine feste, ruhige und besonnene Person, weniger ein Genie als ein Talent, neben sich gebraucht.

Worauf will Ballin hinaus? Seine Vertrustungsideen liegen klar zutage. Drei Reedereien sind noch frei von seinem Einfluß, die Levantelinie, die Deutsch-Australische und der Lloyd. Auf die Levantelinie hatte er schon seine Hand gelegt und wurde nur mit Mühe in letzter Minute noch hinausgedrängt. Von der Deutsch-Australischen gehen unkontrollierbare Gerüchte, daß auch sie bereits in den Konzern einbezogen sei. Und der Lloyd steht am Rande seiner Lebensfähigkeit. Weiß der Kaiser nichts davon? Dann müßte es ihm gesagt werden. Er hegt Sympathien für Roosevelt, den Bekämpfer der Trustmagnaten, und hegt Sympathien für Ballin, weil er dessen Pläne nicht kennt. Wir haben zwei Herrscher im Reiche, wenn Ballin sein Ziel erreicht. Und er darf es nicht erreichen. Hier muß ihm eine Grenze gezogen sein. Wer heute auf Ballin schlagen möchte, schweigt, weil er auch den Kaiser zu treffen glaubt und ein Einverständnis für alle Maßnahmen voraussetzt. Die Hapag hat für Deutschland viel getan — bis heute. Aber sie würde alles doppelt wieder hereinbringen für sich selbst, wenn sie sich die Übermacht und Alleinherrschaft sichern könnte. Es wäre noch die eine Möglichkeit: zu sagen, Ballin ist ein Mann, der sein Ziel erreichen wird — so oder so. Es ist auf jeden Fall unnütz, sich gegen ihn zu stemmen. Da liegt die Fehlspekulation. Er wird sein Ziel kurz vor dem Ziel in Trümmer gehen sehen. Er strebt einer Utopie nach, wie es die genialen Spekulanten in Zolas Romanen tun. Er wird zu-

sammenbrechen und weichen müssen. Die Hapag legt einen Dampfer von 50000 Tons auf und glaubt die Welt zu erobern. Schon bauen die Engländer einen Nebenbuhler von 80000 Tons. Ballin könnte nur, wenn er Deutschland ganz beherrschte, den Engländern einmal endgültig die Spitze bieten. Er wird aber die Konkurrenz in Deutschland nie ausschalten. Die Reichsregierung kann die Auswandererkonzession nicht einer Gesellschaft als Monopol überlassen. Heute teilt sich noch der Lloyd mit der Hapag in die Freuden der Konzession. Selbst wenn es nicht mehr gelingen sollte, den Lloyd zu sanieren, würde eine jüngere Gesellschaft die Konzession zu erlangen wissen. Und damit kommt schon das ganze Gebäude ins Wanken. Ballin erklettert mit aller Anstrengung einen riesenhohen Berg, um schließlich, wenn er nicht rechtzeitig zur Einsicht kommt, oben vor Erschöpfung zu sterben. Es wird eine Schlacht geschlagen für ein Imperium von kurzer Dauer; für ein Sommerkönigtum wird nutzlos Geist und Herz verschwendet.

Der Kaiser aber muß aus dem Spiele bleiben. Die Spielerei in Kadinen bringt ihn noch nicht in eine Interessensphäre mit Ballin. Die beiden Männer sollten sich bewundern — aber aus größerer Ferne. Sie sollten ihre Kreise nicht aneinander schieben. Ihre Welten sind verschieden. Eines Tags steht Ballin mit seinem Trust gegen den Kaiser, der die Interessen des Reiches zu wahren hat. Eines Tags wird es heißen: Warum hast du, Kaiser, deine Hand nicht früher von ihm gezogen und ihm das Dekorum deiner Freundschaft genommen. — Siehst du nicht, daß er im Grunde gar nicht mal der kühle Geschäftsmann ist, als den du ihn bewunderst, sondern ein Träumer, ein Spekulant? Ein Mensch, der Unerreichbares erlangen wollte und sich schließlich selber schadete, wie er dir und allen schadete, die mit ihm in Berührung kamen? Außer denen, die sich den Luxus leisten können, sich als Künstler an seiner Kühnheit zu erfreuen. Bringt dich vielleicht dein künstlerisches Temperament zu diesem Manne, mit dem du weiter gar nichts gemein hast? Du bist als Besitzer von Kadinen noch kein Geschäftsmann. Er ist als Reeder noch kein Diplomat. Du entfremdest dich mit deinen Ministern, je mehr du dich mit ihm einläßt, weil sie letzten Endes für seine Ratschläge einzutreten haben vor dem Lande. Er sieht die Dinge unter einem Gesichtswinkel an, der dir nicht eigen ist. Du bist nervös, wie alle es sind, die heute, wo alles sich tausendfältig kompliziert, als Lenker einer großen Sache vorstehen. Du überschätzest ihn auch, und müßtest dich von ihm trennen. Du hast die Tugend der Treue, du hältst zu deinen Freunden. Aber dein größter Freund ist schließlich dein ganzes Land, worin der einzelne verschwindet. Du hilfst vor allem ihm selbst, wenn du ihn allein gehen läßt. Er ist der kleine Kaiser in Hamburg, wie du es in Berlin bist. Du hast einen Erben und Thronfolger, und dein Werk wird nicht vergehen, wenn du stirbst.

24 Er aber steht allein, und hat vielleicht an deiner Freundschaft

so viel ehrgeizige Freude, daß gerade sie es ist, die ihn, um ihrer eher würdig zu scheinen, dazu verleitet, Autokrat und Diktator zu bleiben, ohne Nachfolger und Mitarbeiter. Mit Fürstenfreundschaften geschehen so viel seltsame Dinge. Und du mußt vielleicht am meisten darunter leiden. Du siehst in Deutschland wenig glänzende Köpfe, die du zu dir ziehen möchtest. Dann mußt du eben allein bleiben, wenn du mit Freunden Unglück hast. Das Volk würde es dir gewiß zu danken wissen.

---

„Die Zeitschrift" brachte von Roald Amundsen, dem Entdecker des Südpols, zwei ausführliche Beiträge, die er an Bord der „Fram" vor der Überwinterung verfaßt hatte. „Der erste Originalbericht von meiner Südpolexpedition" in Heft 22 vom 29. Juli 1911 und „Ergänzender Bericht von der norwegischen Südpolexpedition" in Heft 25 vom 9. September 1911.

---

# ZWEI GESCHICHTEN VON VERNER VON HEIDENSTAM (STOCKHOLM)

## DER TROLL HUMLEMUMLE

Im Walde drinnen, wo das Moos niemals von Hufen oder Schlittenkufen aufgerissen wird, wohnte Troll Humlemumle in seinem aus Rollsteinblöcken selbsterbauten Hause, welches so geschickt mit aller Art gestürzter Waldbäume bedeckt war, daß nichts als ein schwarzes Guckloch in die Welt hinausspähte. Humlemumle war schon zu Jahren gekommen und ziemlich glatzköpfig, nur eine graue Haarzotte stand an je einer Schläfe gerade in die Luft, und seinen klugen Augen sowie dem breiten zusammengebissenen Munde sah man es an, daß er ein Troll von Überzeugung war. Er selbst war hierauf ebenso stolz, wie auf seine eben herangewachsene Tochter, die unten im Kellergang saß, das glänzend schwarze Pferdehaar von einem runden, rindenbraunen Gesicht mit schiefen Augenspalten glatt zurückgestrichen. Bei alledem war er ein Biedermann und so oft er Sonntag morgens die Glocken aus entlegener Ferne läuten hörte, schlug er die Hände klatschend zusammen, steckte den Kopf durch die Fensterluke und sang:

Gar sparsam zu des Herren Ehr
Verwahrt' ich wie ein König
Für Winterszeit an Preiselbeer
Und Honig gar nicht wenig.

Als er eines Morgens diesen Gesang just mit einem neuen Klatschen in die Hände abgeschlossen hatte, sah er Troll Graubein vor der Luke stehenbleiben. Graubein war noch jung und schlank, aber sehr kurz von Gestalt und wirbelte übermütig seinen Wacholderstock zwischen den Fingern. Die spitze Rindenhaube war in den Nacken geschoben und um die schmalen Hüften trug er nur einen eng zusammengeknüpften Gürtel aus Eichhörnchenfellen. Wenn er ging, hatte er eine Art, den Fuß seitwärts zu schlenkern, die den alten, selbst ein wenig humpelfüßigen Humlemumle ärgerte.

Wie hell spielte das Sonnenlicht zwischen den Stämmen auf den zottigen Felsblöcken, die so hoch aufgetürmt waren, daß sie ihre Farrenbüschel in gleiche Höhe mit den Fichtenkronen hoben und die feinen Blätter durchsichtig gegen den Himmel

abzeichnen ließen! Rings um Humlemumles Haus standen die Wacholderbüsche, steif und schwermütig, als bewachten sie einen Grabhügel, und an einer morschen Birke hing ein Knäuel von Bienen.

„Ich bin gekommen, um deine Tochter zur Frau zu begehren", begann Graubein und seine Stimme zitterte.

Humlemumle strich sich über die Schläfenbüschel. Wenn er sprach, sah man, daß sein rechter Vorderzahn ausgeschlagen war und die Zunge sich in der Lücke bewegte.

„Gemach, gemach! Ich will mich nicht an die Verschiedenheiten zwischen uns kehren, obwohl ich an meiner Meinung festhalte, daß all die kleinen Narren, die wie du nicht einmal einen anständigen, bis an die Füße reichenden Mantel tragen, zeitlebens Narren sind und bleiben. Aber in einem Punkte bin ich entschlossen. Eine Mitgift kann der alte Humlemumle nicht geben. Es ist meine Ansicht, daß Schwiegersöhne ihr Glück selbst begründen sollen. Natürlich darfst du das nicht als Selbstsucht auffassen. Es ist eben meine Überzeugung."

„Na ja", sagte Graubein und ging in das Rollsteinnest und hob des Alten Tochter auf den Rücken. „Eine Überzeugung muß man respektieren. Aber sag mir nun, Humlemumle, wieviele Gemahlinnen soll ein Troll haben?"

„Eine, natürlich eine."

„Warum nicht geradesogut zwei?"

„Weil es unpassend für einen Troll ist."

„Das ist leicht gesagt, aber warum sollte es dann gerade passend sein, eine zu haben? Gar keine zu haben, das ließe ich gelten . . . Zwei zu haben ist höchstens doppelt so unpassend, wie eine zu haben. Aber hast du nur eine, so ist dein Hof verlassen. Fünf halte ich für das richtige. Das ist meine Überzeugung."

Humlemumle erhob sich beleidigt, stolperte aber über seinen langen Mantel und sah gerade noch zwischen den Wacholdern Graubein im Laufschritt mit seiner Last auf dem Rücken verschwinden.

Der Sommer verging und erst als die Enten in Humlemumles Waldsee aufzufliegen begannen, begab der alte Humpelfuß sich nach Graubeins Haus.

Dieses lag an einem wilden Abgrund über einem Wasserfall und an der Bergwand gerade gegenüber lag ein anderes Haus, in dessen Türe alle Gemahlinnen und Sklavinnen Graubeins saßen. Hui! Irr! Hoho! Unter lautem Gelächter warfen sie glühende Tannennadeln, die sie aus einem angezündeten Ameisenhaufen holten, hoch in die Luft, und vor ihnen standen große Steinschüsseln mit Preiselbeeren und Honig. Um ihre kurzen Hälse, die das Aussehen von braungebeiztem Holz hatten, trugen sie auf Schnüre aufgereihte hellgrüne Käfer, die noch lebten, und deren Flügel glitzernd schwirrten.

Quer über dem Wasserfall kletterte Graubein auf einem Weidenstrick, auf dessen beide Enden er je ein Felsstück gelegt hatte.

Unschlüssig und verlegen neigte Humlemumle sich über den Rand des Abgrundes und sah auf Graubein hinab.

„Du kennst die Geheimnisse des Herzens. Du hast das Haus deiner Gemahlinnen auf die andere Seite des Abgrundes verlegt, so daß du, sooft du Lust hast hinüberzuklettern, das Leben wagen mußt. Recht tiefsinnig erdacht! Solchermaßen bewahrt das Spiel seinen Reiz. Aber nun, mein lieber Schwiegersohn, ist es auch deine Pflicht, mir Armem zu helfen, denn gestern nacht hat der Bär meinen ganzen Honig genommen."

„Nichts wollte ich lieber“, erwiderte Graubein, ängstlich weiterkletternd, denn die gähnende Tiefe riß mit unsichtbaren Händen an seinem Kleide. „Aber ich kann es nicht. Es ist deine Ansicht, daß Schwiegersöhne selbst für ihr Glück sorgen sollen. Nun sollst du aber auch meine letzte Überzeugung hören.“

Humlemumles Mund wurde immer runzliger und kleiner, und seine Augen blitzten. Er schob das Felsstück beiseite, faßte das Strickende und ließ es langsam nach.

„Na, was ist deine letzte Überzeugung?“ fragte er, als Graubein zuletzt bloß den Kopf über dem Wasser hatte.

„Die ist, daß Schwiegerväter selbst für ihr Glück sorgen sollen“, rief Graubein und verschwand im Wasserfall.

„Das war meiner Seele ein Troll von Überzeugung!“ sagte Humlemumle und strich sich die Haarzotten.

## DER MESSIAS DER TIERE

Die Winternacht ist kalt und über den Hügeln von Galiläa leuchten die Sterne. Wenig an der Zahl, aber groß und unbeweglich, als eilte unter ihnen ein Menschenalter rascher dahin als ein Abend.

An der felsigen Straße nach Endor liegt ein Stall, und soeben löschen einige Ankömmlinge ihre Fackeln durch ein paar kräftige Schläge gegen die Steinwand. Der eine von ihnen, ein bartloser Jüngling, bleibt stehen und hält die Hände über den noch glühenden Schaft, um sich zu wärmen. Sein Hemd ist um den Leib von einem abgenutzten Ledergürtel zusammengehalten, die Stirne ist gerade, fast wie die eines Hellenen, das Haar hoch zurückgestrichen, und die hintersten Wanderer flüstern einander zu: — Dies ist der Menschen Sohn, dies ist der Messias.

Da beginnt es ringsum im Dunkel zu seufzen und zu jammern, und entsetzt neigen seine Begleiter sich zueinander und ziehen die Mäntel über sich. In dem Stall erheben sich Esel und Pferd aus dem Stroh und die Halfter klirren. Die Kamele, die in Reihen draußen liegen, wiegen ängstlich die großen Ziegenköpfe und die Hunde, die, Wölfen gleich, in grauem Streifen an der Wand herangeschlichen kommen, stoßen langgezogene Klagerufe aus. Auf dem Begräbnisplatz ist den ganzen Abend die Hyäne umhergehuscht mit ihren weichen und zugleich raspelnden Schritten, die an den Laut eines hüpfenden Vogels erinnern; nun steht sie schnaubend und schnuppernd still. In der Wüste wirft das Löwenmännchen sich in den Sand und brüllt, aber so erstickt, daß seine Stimme der eines Weinenden gleicht, und alle die Tiere sprechen zueinander:

„Kommt denn niemals unser Messias, er, der den starken, wilden, blutgierigen Menschen des Erbarmens Bruderworte auch über uns sagt? Oder ist er etwa schon gekommen? Ist es vielleicht jener ernste Fremdling, der seine Hände über der Fackel wärmt? Sicherlich muß er es sein, wenn auch diejenigen, die ihm folgen, ihn heute noch nicht ganz verstehen.“

Bei den letzten Worten wurde es stiller, aber das Seufzen wurde tiefer, als löse es sich in Erleichterung und die Singvögel begannen zu singen — zuerst ganz leise, zuerst bloß zwei oder drei, bloß die allerkleinsten und schwächsten, die am tiefsten verkrochen sitzen unter dem Laubwerk und niemals recht zu schlafen wagen, sondern beständig die Köpfchen neigen, um zu lauschen. Bald aber ziehen sie die stärkeren mit sich, und durch die weitgestreckten Wälder bis hinauf gegen Tabor klingen schließlich die Vogelstimmen in der sternhellen Winternacht, hoch und klar in zahlloser Menge, obwohl es noch weit, weit bis zum Tagesgrauen ist.

Gudrun“ von Ernst Hart ist das erfolgreichste Schauspiel der Saison. Wahrscheinlich, weil das Publikum des Rülpsens und Spuckens, das schließlich wohl nur noch aus doktrinärer Liebe zu einer Theorie getrieben wurde, auf der Bühne satt ist und nach Abwechslung, Pathos, Versen, Schiller verlangt, wo früher in unverständlichen Dialekten geschimpft und gebrummelt wurde. Das wäre das Charakteristische. Aber in der Hast wurde ein Wechselbalg auf den Thron gesetzt und als Erbe gefeiert. Das ist schade; denn diese „Gudrun“ ist nicht mehr als ein magerer kurzer Wechselbalg in dem langen Prokrustesbett. Man hat den Balg in die Länge zerren und strecken müssen, um ihn bettgerecht oder ohne Gleichnis gesprochen: abendfüllend und erfolgversprechend zu machen. Dieses Stück keucht mühsam seinem Ziele zu. Ohne Humor, ohne Seitensprünge, ohne Genie. Wollen wir einmal „Hamlet“ zum Vergleich heranziehen? Es geschieht ja nicht um einem Manne, dessen guter Instinkt zu loben ist, den Erfolg zu neiden, sondern um den andern, denen er den Weg gewiesen hat, zu sagen, daß sie einen Wegweiser noch nicht zum Propheten stempeln dürfen, und sich über eine gute Weile wieder nach andern Führern umsehen sollen. Wie paßt doch auf „Gudrun“ und „Hamlet“ das Gleichnis Hebbels, durch das er Talent und Genie charakterisieren wollte. Er stellte sie als zwei Wanderer dar, die einem Ziele zustreben. Aber während der eine den geraden Weg nimmt und mühsam verfolgt, setzt der andere übermütig rechts und links über die Gräben, pflückt Blumen und nimmt alles Schöne, das am Wege steht, mit. Dann aber kommt er noch gerade so zeitig wie der andere Wanderer zum Ziel und hat den Vorteil, die Blumen zu dem Kranze, den man ihm winden wird, selbst mitgebracht zu haben. Wollen wir uns das Vergnügen machen, einige Verse aus „Hamlet“ zu lesen? — Dann nehmen wir die Szene, in welcher der erste Schauspieler auf Hamlets Geheiß den Kampf um Troja schildert. Hamlet mit schwermütiger Miene folgt andächtig den Worten. Polonius, der närrische Kauz, gähnt und spintisiert über Hamlet und Ophelia. Der Schauspieler arbeitet sich in seine Schilderung hinein und spricht die hinreißenden Worte:

Heiß von Zorn und Feuer,
Bestrichen mit verdicktem Blut, mit Augen
Karfunkeln gleichend, sucht der höllische Pyrrhus
Altvater Priamus. Er find't alsbald ihn,
Wie er den Feind verfehlt: sein altes Schwert
Gehorcht nicht seinem Arm, liegt, wo es fällt,
Unachtsam des Befehls. Ungleich gepaart
Stützt Pyrrhus auf den Priam, holt weit aus:
Doch bloß vom Sausen seines grimmen Schwertes
Fällt der entnervte Vater. Ilium
Schien, leblos, dennoch diesen Streich zu fühlen;
Es bückt sein Flammengipfel sich hinab,
Bis auf den Grund und nimmt mit furchtbarm Krachen
Gefangen Pyrrhus Ohr: denn seht! sein Schwert,
Das schon sich senkt auf des ehrwürdigen Priam

366 Milchweißes Haupt, schien in der Luft gehemmt;
So stand er, ein gemalter Wütrich, da
Und, wie parteilos zwischen Kraft und Willen,
Tat nichts.
Doch, wie wir oftmals sehn vor einem Sturm
Ein Schweigen in den Himmeln, still die Wolken,
Die Winde sprachlos und der Erdball drunten
Dumpf wie der Tod — mit eins zerreißt die Luft
Der grause Donner; so, nach Pyrrhus Säumnis,
Treibt ihn erweckte Rach' aufs neu zum Werk;
Und niemals trafen der Cyklopen Hammer
Die Rüstung Mars', gestählt für ew'ge Dauer,
Fühlloser als des Pyrrhus blut'ges Schwert
Jetzt fällt auf Priamus. —
Pfui, Metze du, Fortuna! All ihr Götter
Im großen Rat, nehmt ihre Macht hinweg;
Brecht alle Speichen, Felgen ihres Rades,
Die runde Nabe rollt vom Himmelsberg
Hinunter bis zur Hölle. — Doch wer, o Jammer!
Die schlotterichte Königin gesehn —"

Hamlet:

Die schlotterichte Königin?

Polonius:

Die schlotterichte Königin? Das ist gut .....

Erster Schauspieler:

Wie barfuß sie umherlief und den Flammen
Mit Tränengüssen drohte, einen Lappen
Auf diesem Haupte, wo das Diadem vor kurzem stand,
Und an Gewandes Statt
Um die von Weh'n erschöpften magren Weichen
Ein Laken, in des Schreckens Hast ergriffen;
Wer das gesehn, mit gift'gen Schelten hätte
Der an Fortunen Hochverrat verübt .....

Ist das nicht die prachtvollste, herrlichste Schilderung, die sich finden läßt? Heute gültig wie vor 300 Jahren? Und von einer dramatischen Wucht, die kein Beispiel kennt? Von einer Kühnheit, die fast alles andere schal erscheinen läßt? Der Schauspieler schildert eine Szene, die zu Tränen rühren und ergreifen kann. Und mitten in die ernsteste Schilderung hinein fragt Hamlet: „Die schlotterichte Königin?" Polonius, der bis hierher geschlafen hat, sieht Hamlet an, greift das Wort: „Die schlotterichte Königin" auf und treibt, der alte Lüstling, zu den Höflingen gewandt, meckernd, seine Scherze damit. In der nächsten Sekunde schon setzt der Schauspieler, der sich die Hand vor die Augen gehalten hat, wieder ein und donnert mit mächtigem Organ und von langen, großen, malenden Bewegungen begleitet, seine Rede bis zum Ende. Der Hörer oder Leser ist im ersten Moment erschüttert, im zweiten durch Polonius' groteske Albernheit zum Lachen gebracht und in der nächsten Sekunde bei den ersten Worten des Schauspielers schon wieder in die andächtigste Stimmung versetzt. In diesem Wagnis offenbart sich der ganze Shakespeare. Er bricht die Stimmung, um die ein anderer Dichter ängstlich besorgt ist. Er springt hier und dorthin und nimmt dich immer mit. Vom Entzücken zur Trivialität. Und nicht eine Minute läßt er dich

los. — Da ist von einer Ökonomie des Stückes keine Rede. Es geht nicht trocken und geradlinig her. Da suchen wir Überschwang und ein Übermaß an Reichtum. Da aber führen sie in Berlin, Hamburg, Wien, Dresden, Leipzig jede Woche „Gudrun" auf und gewöhnen den Schauspieler an Witzarmut, magisterliche Steifheit, Engherzigkeit und leere Rhetorik, die ihn später fast jede Shakespeare-Aufführung zu Falle bringen lassen. Das ist der Nachteil solcher „Gudrun"-Erfolge.

## DER ARZT ALS SÜNDER VON BERNARD SHAW (LONDON)

Es ist nicht die Schuld unserer Ärzte, daß die medizinische Behandlung der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie gegenwärtig geübt wird, ein mörderischer Unsinn ist. Wenn eine gesunde Nation, die beobachtet hat, daß man für den Bedarf an Brot vorsorgen kann, indem man Bäckern ein pekuniäres Interesse am Backen einräumt, deshalb einem Chirurgen ein pekuniäres Interesse daran einräumt, einem das Bein zu amputieren, so genügt diese Tatsache vollauf, um einen an der politischen Menschenfreundlichkeit verzweifeln zu lassen. Aber genau das haben wir getan. Und je entsetzlicher die Verstümmelung ist, desto teurer bezahlen wir den Verstümmler. Wer die ins Fleisch wachsenden Fußnägel in Ordnung bringt, bekommt ein paar Schillinge. Wer einem die Eingeweide herausschneidet, bekommt Hunderte von Guineen, ausgenommen wenn er es zur Übung an einem armen Menschen tut.

Empörte Stimmen murmeln, daß diese Operationen nötig seien. Sie mögen es sein. Es mag auch nötig sein, einen Mann zu hängen oder ein Haus niederzureißen, aber wir hüten uns wohl, den Henker und den Demolierer über die Notwendigkeit entscheiden zu lassen. Täten wirs, so wäre keines Menschen Genick, keines Menschen Stellung in Sicherheit. Aber wir lassen doch den Arzt darüber entscheiden und er wird sechs Pence, ja sogar mehrere hundert Guineen verlieren, wenn er entscheidet, daß die Operation nicht nötig sei. Ich kann mir das Schienbein nicht ernstlich verletzen, ohne einem Chirurgen die schwere, an sich selbst gerichtete Frage aufzudrängen: Wären mir nicht eine Handvoll Guineen nützlicher als diesem Menschen sein Bein? Könnte er nicht ebensogut mit einem Bein schreiben oder sogar besser als mit zweien? Und die Guineen würden mir gerade jetzt so außerordentlich nützlich sein. Meine Frau — meine lieben Kleinen — das Bein mag brandig werden — es ist immer sicherer zu operieren — in vierzehn Tagen wird er gesund sein — künstliche Beine werden jetzt so gut gemacht, daß sie wirklich besser als die natürlichen taugen — die Evolution führt zu Automobilen, zur Beinlosigkeit usw. usw.

Es gibt aber keine Berechnung, die ein Ingenieur mit Bezug auf das Verhalten eines Balkens unter einem Druck, oder ein Astronom mit Bezug auf die Wiederkehr eines Kometen anstellen könnte, und die sicherer stimmen würde, als die Berechnung, daß wir unter solchen Umständen unnötigerweise nach allen Richtungen von Chirurgen, die Operationen für nötig halten, nur weil sie sie ausführen wollen, unserer Gliedmaßen beraubt werden. Der

figürliche Vorgang, den man „dem reichen Mann zur Ader lassen“ nennt, wird täglich nicht nur figürlich, sondern wörtlich von Chirurgen geübt, die genau so anständig wie die meisten von uns sind. Was ist denn schließlich Unrechtes dabei? Der Chirurg braucht ja dem reichen Manne (oder der reichen Frau) nicht gerade das Bein oder den Arm abzunehmen, er kann den Blinddarm oder die Gaumenzäpfchen entfernen und der Patient wird sich nach vierzehntägiger Bettruhe gar nicht schlechter befinden, während die Krankenpflegerin, der Hausarzt, der Apotheker und der Chirurg sich viel besser befinden werden.

Und wiederum höre ich entrüstete Stimmen alte Phrasen murmeln über den glänzenden Ruf einer edlen Genossenschaft und die Ehre und das Gewissen ihrer Mitglieder. Ich muß darauf antworten, daß die ärztliche Genossenschaft keinen glänzenden, sondern einen schlechten Ruf hat. Ich kenne keinen einzigen nachdenklichen und wohlunterrichteten Menschen, der nicht empfände, wie sehr die Tragik der Krankheit heutzutage darin besteht, daß sie einen hilflos in die Hände einer Genossenschaft liefert, der man tief mißtraut, weil sie nicht nur auf der Suche nach Wissenschaft die empörendsten Grausamkeiten befürwortet und verübt und diese mit Gründen rechtfertigt, die die Ausübung derselben Grausamkeiten an euch oder euren Kindern oder die Niederbrennung Londons, um ein Feuerlöschpatent zu erproben, ebenso rechtfertigen würde, sondern auch, wenn diese Grausamkeiten das Publikum empört haben, dieses mit Lügen von atemraubender Unverschämtheit zu beruhigen versucht. Das ist der Ruf, den die ärztliche Genossenschaft gerade jetzt genießt. Er mag verdient oder unverdient sein: so ist er unbedingt beschaffen und jene Ärzte, denen das nicht klar geworden ist, leben in einem Narrenparadiese. Was die Ehre und das Gewissen der Ärzte betrifft, so haben sie davon so viel wie jede andere Menschenklasse, nicht mehr und nicht weniger. Und welche andere Menschenklasse wagt es zu behaupten, sie sei unparteiisch, wo ein starkes Geldinteresse auf dem Spiele steht? Niemand behauptet, daß Ärzte weniger tugendhaft als Richter seien. Aber ein Richter, dessen Gehalt davon abhängt, ob das Verdikt für den Kläger oder für den Angeklagten, ob „Schuldig“ oder „Unschuldig“ lautet, fände ebensowenig Vertrauen wie ein General, der im Sold des Feindes stünde. Mir einen Arzt als meinen Richter vorzuschlagen und seine Entscheidung dann mit einer großen Geldsumme als Bestechung und einer tatsächlichen Garantie zu beeinflussen, daß, wenn er sich geirrt hat, man es ihm nicht einmal wird beweisen können: das heißt die Versuchungen weit überschreiten, denen die menschliche Natur bis jetzt hat widerstehen können. Es ist einfach unwissenschaftlich, zu behaupten oder zu glauben, daß Ärzte unter den jetzigen Verhältnissen nicht auch unnötige Operationen ausführen oder einträgliche Krankheiten herbeiführen und verlängern. Die einzigen Ärzte, die verlangen dürfen, daß man sie als über jeden Verdacht erhaben betrachten soll, sind jene, die so sehr beschäftigt sind, daß ihre geheilten Patienten immer sofort durch neue ersetzt werden. Und dann muß man noch einer merkwürdigen psychologischen Tatsache eingedenk sein: eine schwere Krankheit oder ein Todesfall macht dem Arzt genau so Reklame, wie eine Hinrichtung dem Anwalt Reklame macht, der den Ge-

henkten verteidigt hat. Man nehme z. B. an, daß im Halse eines Königs etwas nicht in Ordnung sei, oder daß er einen innerlichen Schmerz empfinde. Wenn ein Arzt nur eine geringfügige Kur mit einem nassen Umschlag oder mit Pfefferminzpastillen durchführt, schenkt ihm niemand auch nur die geringste Beachtung. Wenn er den Hals aber operiert und den Patienten tötet, oder ein inneres Organ entfernt und die ganze Nation tagelang in Bangen hält, während der Patient sich zwischen Leben und Tod im Fieber wälzt, ist sein Glück gemacht: Jeder reiche Mann, der es unterläßt, ihn zu rufen, wenn bei einem Mitgliede seiner Familie dieselben Symptome auftreten, wird als ein Mensch betrachtet, der seine höchste Pflicht dem Patienten gegenüber nicht erfüllt hat. Es ist nur zu verwundern, daß noch ein König oder eine Königin in Europa am Leben bleibt.

Es gibt noch etwas, das es schwer macht, in die Ehre und das Gewissen eines Arztes Vertrauen zu setzen. Die Ärzte sind genau wie andere Menschen, die meisten von ihnen haben keine Ehre und kein Gewissen. Was sie gewöhnlich irrtümlich dafür halten, ist Sentimentalität und die furchtbare Angst, etwas zu tun, was jeder andere nicht auch tut oder etwas sein zu lassen, was jeder andere tut. Das führt natürlich zu einer Art von alltäglichem oder oberflächlichem Gewissen, aber es führt auch dazu, daß man irgend etwas, ob es gut oder böse, tun würde, vorausgesetzt, daß es genug Menschen gäbe, die einen dadurch unterstützten, daß sie es gleichfalls täten. Es ist die Art von Gewissen, die es möglich macht, auf einem Piratenschiff oder in einer Räuberbande die Ordnung aufrechtzuerhalten. Man kann dagegen einwenden, daß, wenn man der Sache auf den Grund geht, es eigentlich überhaupt keine andere Art Ehre oder Gewissen gibt — daß die Zustimmung der Majorität die einzige Sanktion ist, welche die Ethiker kennen. Das gilt zweifellos was die politischen Sitten anbelangt. Wenn die Menschen die Tatsachen kennten und den Ärzten zustimmten, dann wären die Ärzte im Recht und jeder Mensch, der anders dächte, wäre ein Irrsinniger. Aber die Menschen kennen die Tatsachen nicht und stimmen nicht zu. Zugunsten der Popularität der Ärzte kann man nur behaupten: solange man sozusagen gezwungen ist, blindes Vertrauen in den Arzt zu setzen, ist die Wahrheit über ihn so entsetzlich, daß wir es nicht wagen, ihr ins Antlitz zu sehen. Molière hat die Ärzte durchschaut, aber er mußte sie nichtsdestoweniger zu sich rufen. Napoleon hat sich keine Illusionen über sie gemacht, aber er mußte unter ihrer Behandlung genau so sterben wie der gläubigste Ignorant, der jemals sechs Pence für eine Flasche kräftigender Medizin gezahlt hat. In dieser Verlegenheit greifen die meisten Menschen, um sich vor unerträglichem Mißtrauen und Elend zu bewahren oder um nicht durch ihr Gewissen dazu getrieben zu werden, die Gesetze zu verletzen, auf die alte Regel zurück, daß man an das glauben muß, was man hat, wenn man das nicht haben kann, woran man glaubt. Wenn dein Kind krank ist oder deine Frau im Sterben liegt, und du sie zufällig sehr gern hast, ja selbst wenn du sie nicht magst, bist du menschlich genug, jeden persönlichen Groll vor dem Schauspiel eines Mitgeschöpfes, das in Gefahr oder Schmerz ist, zu vergessen: was du brauchst ist Trost, Beruhigung, etwas woran du

dich klammern kannst und wäre es nur ein Strohhalm. Das bringt dir der Arzt. Du hast ein unbestimmtes dringendes Gefühl, daß etwas gemacht werden müsse und der Arzt macht etwas. Manchmal tötet das, was er macht, den Patienten, aber du weißt das nicht und der Arzt versichert dir, sei alles geschehen, was menschliches Wissen zu tun vermochte und niemand hat die Roheit, dem eben beraubten Vater, der Mutter, dem Gatten, der Frau, dem Bruder oder der Schwester zu sagen, du hast deinen verlorenen Liebling durch deine Leichtgläubigkeit getötet.

Überdies ist das Herbeirufen eines Arztes in Krankheitsfällen jetzt obligatorisch, außer in Fällen, wenn der Patient erwachsen und nicht zu krank ist, um darüber zu entscheiden, ob der Arzt gerufen werden soll oder nicht. Wir laufen Gefahr, wegen Totschlags oder verbrecherischer Fahrlässigkeit angeklagt zu werden, wenn der Patient ohne die Tröstungen des ärztlichen Gewerbes stirbt. Diese Drohung wird dem Publikum durch Gesundbeter fortwährend ins Gedächtnis zurückgerufen. Die Gesundbeter, wie man sie nennt, verdanken ihren Namen dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Bibel und dem Unverstande, daß sie ihren Glauben ganz ernst nehmen. Die Bibel spricht sich sehr klar über die Behandlung von Krankheiten aus. Die Epistel von Jakobi, Kapitel V, enthält die folgenden, deutlichen Weisungen:

(Text) 14: Ist jemand krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde und lasse sie beten und sich salben mit Öl in dem Namen des Herrn.

15: Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten; und so er hat Sünden getan, werden sie ihm vergeben sein.

Die Gesundbeter gehorchen diesen Lehren und verzichten auf die Ärzte. Deshalb werden sie wegen Totschlags angeklagt, wenn ihre Kinder sterben.

Als ich ein junger Mensch war, wurden die Gesundbeter gewöhnlich freigesprochen. Die Anklage versagte, wenn der Arzt in der Zeugenbank befragt wurde, ob das Kind noch leben würde, wenn es ärztliche Hilfe gehabt hätte. Es war für jeden vernünftigen und anständigen Menschen selbstverständlich unmöglich, göttliche Allwissenheit zu beanspruchen und diese Frage bejahend zu beantworten oder auch nur zu behaupten, man sei fähig, sie überhaupt zu beantworten. Und darauf hin mußte der Richter die Geschworenen unterweisen, daß sie den Gefangenen freisprechen müßten. Auf diese Weise wurde ein Richter mit scharfem Rechtsgefühl (eine sehr seltene Erscheinung, nebenbei gesagt) der Möglichkeit enthoben, einen Angeklagten zu verurteilen (nach dem Gesetz gegen Gotteslästerung), weil er die Unfehlbarkeit der heiligen Schrift bezweifelte und einen andern, weil er aus Unwissenheit und Aberglauben und nach den Lehren der heiligen Schrift handelte. Heutzutage ist das alles anders. Der Arzt zögert nie, göttliche Allwissenheit zu beanspruchen und verlangt von dem Gesetz, daß es jeden Zweifel an die Unfehlbarkeit der Ärzte seitens des Publikums bestrafe. Ein moderner Arzt trägt gar kein Bedenken, einen Totenschein seiner eignen Diphtheritis-Patienten zu unterzeichnen und dann in die Zeugenbank zu gehen und einen Gesundbeter für sechs Monate ins Gefängnis zu bringen, indem er den Geschworenen unter seinem

Eide versichert, das Kind des Angeklagten, das an Diphtheritis verstarb, wäre nicht gestorben, wenn es seiner Behandlung statt der von St. Jakob anvertraut worden wäre. Er tut das auch nicht nur ungestraft, sondern von öffentlichem Beifall begleitet, obgleich die logische Folge sein sollte, daß man ihn entweder wegen Mordes an eignen Patienten oder wegen des Meineides im Falle von St. Jakob anklagen sollte. Dennoch fällt es keinem Rechtsanwalt ein, die Statistik zu verlangen über die Sterblichkeit der Diphtheritiskranken bei den Gesundbetern, beziehungsweise bei denen, die sich den Ärzten anvertraut haben, obwohl einzig und allein auf einer solchen Statistik ein gültiges Urteil gegründet werden könnte. Der Rechtsanwalt ist ebenso abergläubisch, wie der Arzt verblendet ist. Und der Gesundbeter geht unbemitleidet in seine Zelle, obgleich nichts gegen ihn bewiesen worden ist, außer daß sein Kind ohne die Einmischung eines Arztes starb, genau so wie Hunderte von Kindern an derselben Krankheit täglich, trotz der Behandlung des Arztes sterben.

Anderseits, wenn der Arzt auf der Anklagebank sitzt oder wegen eines Kunstfehlers auf Schadenersatz verklagt wird, muß er gegen das unvermeidliche Resultat seiner früheren Behauptungen grenzenloser Kenntnisse und unfehlbarer Geschicklichkeit ankämpfen. Er hat die Geschworenen und den Richter und selbst seine eignen Rechtsbeistände glauben gelehrt, daß jeder Arzt mit einem Blick auf die Zunge, einer Berührung des Pulses und dem Lesen eines klinischen Thermometers mit absoluter Sicherheit die Krankheit eines Patienten diagnostizieren könne. Auch daß er durch die Sektion eines Leichnams unfehlbar die Todesursache bezeichnen und in Fällen, wo Vergiftungsverdacht vorliegt, die Beschaffenheit des verwendeten Giftes angeben könne. Nun ist aber all diese vermeintliche Genauigkeit und Unfehlbarkeit Einbildung, und einen Arzt behandeln, als ob seine Fehler notwendigerweise boshafte oder bezahlte Missetaten wären (ein unvermeidlicher Rückschluß nach der Voraussetzung, daß der Arzt nicht irren könne, da er allwissend sei), ist ebenso ungerecht, als wenn man den nächstbesten Apotheker tadeln wollte, weil er nicht darauf vorbereitet ist, einen Menschen für sechs Pence mit einem Lebenselixier zu versehen; oder die nächste Automobilgarage zu tadeln, weil sie nicht Perpetuum mobile in zinnernen Gefäßen verkaufen kann. Aber wenn die Apotheken und die Automobilfabrikanten regelmäßig Lebenselixier und Perpetuum mobile ankündigten und es dahinbrächten, einen starken allgemeinen Glauben zu schaffen, daß sie sie liefern könnten, würden sie sich in einer bösen Lage befinden, wenn der Apotheker deshalb angeklagt würde, weil er einen Kunden sterben ließ, anstatt ihm das Leben mit dem Elexier zu verewigen oder die Automobilfabrikanten angeklagt würden, weil sie den Chauffeur verbrennen ließen, indem sie Petroleum statt Perpetuum mobile in seinen Wagen gossen. Das ist eine Verlegenheit, in der sich der Arzt befindet, wenn er sich gegen den Vorwurf unrichtiger Behandlung mit der Entschuldigung verteidigt, daß er unwissend und fehlbar sei. Seine Entschuldigung wird mit entschiedener Ungläubigkeit aufgenommen und er findet wenig Sympathie, selbst bei Laien, die sich auskennen, denn er hat sich die Ungläubigkeit selbst zuzuschreiben. Er kann nur freigesprochen werden,

wenn er den Geschworenen erklärt, daß die ärztliche Wissenschaft sich bis jetzt sehr wenig von der gewöhnlichen kurpfuschenden Zauberei unterscheidet, daß Diagnosen, obgleich sie in vielen Fällen (die Identifizierung pathologischer Bazillen unter dem Mikroskop inbegriffen) nur eine Wahl zwischen so lockeren Bezeichnungen bedeuten, daß man sie nicht als Definitionen in irgendeiner exakten Wissenschaft gelten ließe und selbst dann eine unsichere und schwierige Sache seien, über welche die Meinungen der Ärzte oft auseinander gehen, und daß selbst die beste ärztliche Diagnose uud Behandlung von Arzt zu Arzt sehr stark wechsle, so daß der eine praktische Arzt sechs oder sieben in Verwendung stehende Gifte für eine so bekannte Krankheit wie Bauchtyphus gebraucht, während der andere überhaupt keine Arzneien zuläßt. Der eine läßt den Patienten verhungern, während ihn der andere überfüttert; der eine besteht auf einer Operation, die der andere als unnötig und gefährlich betrachten würde; der eine gibt Alkohol und Fleisch, was der andere streng verbieten würde usw.: alle diese Widersprüche entstehen nicht zwischen den Ansichten guter und schlechter Ärzte (die medizinische Behauptung ist natürlich die, daß ein schlechter Arzt eine Unmöglichkeit sei), sondern zwischen praktischen Ärzten von gleichem Rang und gleicher Autorität. Gewöhnlich ist es unmöglich, die Geschworenen zu überzeugen, daß diese Tatsachen Tatsachen sind. Die Geschworenen nehmen selten Tatsachen zur Kenntnis und sind gelehrt worden, jeden Zweifel in die Allwissenheit und Allmacht der Ärzte wie Gotteslästerung zu betrachten. Sogar die Tatsache, daß Ärzte selbst an denselben Krankheiten sterben, die sie zu heilen vorgeben, wird nicht beachtet. Wir strecken die Unterlippen nicht vor, schütteln nicht den Kopf und rufen nicht aus: „Sie retten andere, sich selbst können sie nicht retten." Ihr Ruf steht wie der Palast eines afrikanischen Königs auf einer Grundlage von Leichnamen. Und das Resultat ist, daß der Angeklagte schuldig gesprochen wird, wenn er ein Arzt ist, der eines Kunstfehlers wegen angeklagt wird.

Zum Glück für die Ärzte kommen sie sehr selten in die Lage, weil es so schwer ist, irgend etwas gegen sie zu beweisen. Die einzigen Zeugen, die beweisen können, ob ein Kunstfehler vorliegt, sind die Sachverständigen, das heißt andere Ärzte, und jeder Arzt wird lieber einem Kollegen gestatten, einen Landstrich zu entvölkern, ehe er das Band kollegialer Etikette verletzen und ihn preisgeben würde. Die Krankenpflegerin ist es, die den Arzt heimlich preisgibt, weil jede Krankenpflegerin irgendeinen bestimmten Arzt hat, den sie leiden mag, und gewöhnlich versichert sie ihren Patienten, daß alle andern entsetzliche Dummköpfe seien. Sie vertreibt dem Kranken durch Geschwätz über ihre Schnitzer die Langeweile. Sie pflegt sogar auch einen Arzt preiszugeben, um den Patienten einzureden, daß sie mehr als der Arzt verstünde. Aber wegen ihres Lebensunterhalts wagt sie nicht, den Arzt öffentlich bloszustellen. Und die Ärzte halten um jeden Preis zusammen. Hier und da wird ein Arzt in einer unantastbaren Stellung, wie der verstorbene Sir William Gull, bis in die Zeugenbank gehen und sagen, was er wirklich über die Art und Weise denkt, wie ein Patient behandelt wurde. Aber ein solches Vorgehen wird von seinen Kollegen als beinahe niederträchtig betrachtet.

Die Wahrheit ist, daß es niemals eine öffentliche Verständigung zwischen Ärzten gäbe, wenn sie nicht damit einverstanden wären, über den Hauptpunkt, daß der Arzt immer Recht habe, einig zu sein. Der Zwei-Pfund-Arzt glaubt aber niemals, daß der Fünf-Schilling-Arzt recht hat. Wenn er das glaubte, würde er stillschweigend zugeben, daß er um ein Pfund 15 Schilling überzahlt werde. Und aus demselben Grunde kann der Fünf-Schilling-Arzt die Meinung nicht befürworten, daß der Sechs-Penny-Wundarzt aus der nächsten Straße ganz auf seiner Höhe sei. So muß denn selbst dem Laien zu verstehen gegeben werden, daß die Unfehlbarkeit nicht ganz unfehlbar ist, weil man davon zu zwei verschiedenen Preisen zweierlei Qualität haben kann.

Aber es gibt keine Einigkeit, auch nicht im selben Rang und zum selben Preise. Während der ersten großen Influenzaepidemie gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat ein Londoner Abendblatt einen kranken Journalisten zu allen großen Konsiliarärzten jener Zeit geschickt und ihren Rat und ihre Verordnungen veröffentlicht. Ein Vorgang, der von den medizinischen Zeitschriften als ein Vertrauensbruch gegenüber jenen hervorragenden Ärzten gebrandmarkt wurde. Der Fall war der gleiche, aber die Verordnungen waren verschieden, desgleichen der erteilte Rat. Nun kann ein Arzt seine eigne Behandlung und gleichzeitig die seines Kollegen nicht für richtig halten, wenn er bei dem gleichen Patienten eine verschiedene Behandlung vorschlägt. Jeder, der jemals Ärzte gut genug gekannt hat, um Medizinisches-aus-der-Schule-Schwätzen ohne Reserve zu hören, weiß, daß sie alle voll von Geschichten über die Irrtümer und Dummheiten der andern sind, und daß die Theorie ihrer Allwissenheit und Allmacht unter ihnen selbst nicht mehr gilt als bei Molière und Napoleon. Aber gerade aus diesem Grunde wagt es kein Arzt, den andern eines Kunstfehlers öffentlich zu beschuldigen. Er ist seiner eignen Meinung nicht sicher genug, um auf sie gestützt einen andern Menschen zugrundezurichten. Er weiß, daß keines Arztes Lebensunterhalt oder Ruf auch nur ein Jahr in Sicherheit wäre, wenn ein solcher Vorgang in seinem Berufe geduldet würde. Ich tadle ihn deshalb nicht, ich würde selbst das gleiche tun. Aber die Folge dieser Verhältnisse ist, daß der medizinische Beruf eine Verschwörung ist, die den Zweck hat, die eigne Unzulänglichkeit zu verbergen. Zweifellos kann das von allen Berufsgattungen behauptet werden. Sie sind alle Verschwörungen gegen die Laien. Und ich behaupte nicht, daß die medizinische Verschwörung schlimmer sei als die Juristenverschwörung, die priesterliche Verschwörung, die pädagogische Verschwörung, die königliche und aristokratische Verschwörung, die literarische und künstlerische Verschwörung und die unzählbaren kommerziellen und finanziellen Verschwörungen von den großen Arbeitervereinen bis zu den großen Börsen, die zusammen den gewaltigen Kampf darstellen, den wir „Gesellschaft" nennen. Aber die ärztliche Verschwörung wird beargwöhnt. Die Radikalen, die als eine unvermeidliche Einleitung der sozialen Reform die Erdrosselung des letzten Königs mit den Eingeweiden des letzten Priesters befürworteten, haben ohne zu zögern durch die obligatorische Impfung die obligatorische Taufe ersetzen lassen.

So steht alles auf der Seite des Arztes. Wenn die Menschen

an einer Krankheit sterben, so heißt es, daß sie an natürlichen Ursachen gestorben sind. Wenn sie gesund werden (und das geschieht meistens), so wird das dem Arzt zugute geschrieben, der sie geheilt hat. In der Chirurgie werden alle Operationen erfolgreich genannt, wenn der Patient das Spital oder das Krankenhaus lebendig verlassen kann, obgleich die Folgeerscheinungen des Falles derartige sein können, daß ein anständiger Chirurg ein Gelübde ablegen würde, nie wieder eine Operation zu empfehlen oder auszuführen. Die große Menge von Operationen, die darin besteht, daß man Gliedmaßen amputiert und Organe entfernt, sind von einer nicht direkt nachweisbaren Notwendigkeit. Es gibt eine Operationsmode, wie es eine Mode für Hemden und Ärmel gibt: der Triumph eines Wundarztes, der endlich herausgefunden hat, wie man eine bis dahin für unmöglich gehaltene Operation mit ziemlicher Sicherheit ausführen kann, hat gewöhnlich eine wahre Operationswut zur Folge, nicht nur unter den Ärzten, sondern sogar unter ihren Patienten. Es gibt Männer und Frauen, die der Operationstisch zu bezaubern scheint. Halb lebendige Menschen, infolge von Eitelkeit oder Hypochondrie oder eines gierigen Verlangens, der fortwährende Gegenstand ängstlicher Beobachtung zu sein oder aus irgendeinem andern Grunde, verlieren das bißchen Sinn, das sie für den Wert ihrer eignen Organe oder Gliedmaßen gehabt haben. Sie machen den Eindruck, als läge ihnen an Verstümmelung so wenig wie den Hummern und Eidechsen, die wenigstens die Entschuldigung haben, daß ihnen neue Scheren und neue Schweife wachsen, wenn sie die alten verlieren. Während dieser Aufsatz in Druck ging, beschäftigte das Gericht sich mit dem Fall eines Mannes, der eine Eisenbahngesellschaft auf Schadenersatz verklagt hatte, weil ein Zug ihn überfahren und ihm beide Beine amputiert hatte. Er verlor diesen Prozeß, weil nachgewiesen wurde, daß er den Unfall selbst freiwillig herbeigeführt hatte, damit er die Pension eines Müßiggängers auf Kosten der Eisenbahngesellschaft erhalte. Er war zu dumm, sich vorzustellen, wieviel mehr er bei diesem Handel zu verlieren als zu gewinnen hatte, selbst wenn er den Prozeß gewonnen und über alle seine Hoffnungen hinaus entschädigt worden wäre.

Dieser merkwürdige Fall macht mit einiger Aussicht auf Glaubwürdigkeit möglich, zu behaupten, daß in den Klassen, die sich die Bezahlung moderner Operationen leisten können, hie und da ein paar Menschen zu unfähig sind, die relative Wichtigkeit der Erhaltung ihrer körperlichen Vollständigkeit zu schätzen (die Fähigkeit für Elternschaft inbegriffen). Das Vergnügen, über sich als Helden und Heldinnen sensationeller Operationen zu sprechen und und andere darüber sprechen zu hören, ist so groß, daß Menschen Chirurgen dazu verleiten, sie zu operieren, nicht nur durch gewaltige Honorare, sondern durch dringende Bitten. Nun kann man nicht oft genug wiederholen, daß die Überflüssigkeit einer einmal ausgeführten Operation niemals bewiesen werden kann. Wenn ich mich weigere zu erlauben, daß man mir das Bein abnimmt, können sein Brand und mein Tod beweisen, daß ich unrecht hatte. Aber wenn ich mir das Bein abnehmen lasse, kann niemand jemals beweisen, daß es nicht brandig geworden wäre, wenn ich eigensinnig gewesen wäre. Die Operation ist daher für den

Chirurgen eine ebenso sichere wie einträgliche Sache. Deshalb spricht man von „konservativen" Chirurgen als von einer bestimmten Kategorie praktischer Ärzte, die es sich zur Regel macht, nicht zu operieren, wenn sie es irgendmöglich verhindern kann, und die von Leuten aufgesucht wird, die genug Lebenskraft haben, um in einer Operation die letzte Zuflucht zu sehen. Aber kein Chirurg ist gezwungen, die konservative Ansicht zu teilen. Wenn er glaubt, daß ein Organ bestenfalls ein nutzloses Überbleibsel ist, und daß, wenn er es entfernt, der Patient in 14 Tagen gesund und gar nichts davon spüren wird, während das Abwarten der natürlichen Heilung eine monatelange Krankheit bedeuten würde, dann ist er sicherlich berechtigt, die Operation zu empfehlen, selbst wenn die Heilung ohne Operation so sicher ist, wie irgend etwas Derartiges sicher sein kann. Es kann somit sowohl der konservative Chirurg, als auch der radikale oder ausrottende, soweit das letzte Ergebnis der Kur in Betracht kommt, im Rechte sein, so daß beiden das Gewissen aus ihren Meinungsverschiedenheiten nicht heraushelfen kann.

# FLOTTE UND KONTINENTALKRIEG

## VON GRAF ERNST REVENTLOW

Es ist nicht lange her, da schrieb der englische „Economist", von Jahr zu Jahr würden die englischen Chancen in einem Kriege gegen Deutschland geringer, denn dank einer klugen und weitschauenden Wirtschaftspolitik der deutschen Regierung sei die deutsche Landwirtschaft jetzt schon annähernd in der Lage, die ganze deutsche Bevölkerung, wenn schon notdürftig, zu ernähren. Die — frühere berechtigte — englische Auffassung, man könne das Deutsche Reich durch die Folgen einer Absperrung seines Seeverkehrs nach den Ozeanen auf die Knie zwingen, träfe also nicht mehr zu! — Dieses Wort ist wahr: heute bringt die deutsche Landwirtschaft Siebenundneunzig vom Hundert des Fleischbedarfs und sechs Siebentel des Getreidebedarfs der deutschen Bevölkerung hervor. Diese Tatsache ist unumstößlich, und man kann sich nur durch parteiliche und parteitaktische Wünsche erklären, wenn sie geleugnet wird. Zugegeben sei, daß in Friedenszeiten durch die Ein- und Ausfuhrziffern, besonders, was Getreide und Mehl anbelangt, das Bild etwas getrübt wird. In einem solchen großen Kriege aber würde natürlich die ganze Produktion im Lande bleiben. Ihre Verteilung unter die Verbraucher, insbesondere die Reglung der Tarife für den Transport aus dem überproduzierenden Osten nach dem bedürftigen Westen des Deutschen Reiches, müßte und würde die Regierung übernehmen. Ebensowenig kann bezweifelt werden, daß auch trotz der fortschreitenden Bevölkerungsvermehrung das deutsche Volk auch späterhin sich aus seinem eignen Boden in schweren Zeiten wird ernähren können, denn einmal ist mit der Intensität des landwirtschaftlichen Betriebs auch der Ertrag in den letzten Jahrzehnten, auf die Flächeneinheit berechnet, enorm gewachsen, und dann steht bekanntlich die energische Durchführung einer Innenkolonisation

in großem Stil unmittelbar bevor: beinahe vier Millionen Hektar von Unland werden im Laufe der kommenden Jahrzehnte ertragfähig gemacht werden. Der „Economist" hat also nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft recht, — falls nicht eine freihändlerische Wirtschaftspolitik die deutsche Landwirtschaft der Unterbietung durch ausländische Konkurrenz preisgibt. Ich glaube aber, daß der Gesichtspunkt der vom Auslande unabhängigen Selbsternährung doch bei unsern leitenden Leuten und vor allem auch beim Deutschen Kaiser so tief Wurzel gefaßt hat, daß er, wenn schon mit Kämpfen, sich auch fernerhin durchsetzen muß.

In Frankreich bildet man sich vielfach noch ein, die englische Hilfe im deutschen Kriege würde eine Aushungerung des Deutschen Reiches bewirken, aber doch mehren sich die Stimmen, welche mit einem gewissen Bedenken erklären, wie z. B. der frühere Marineminister de Lanessan, die englischen Dreadnoughts seien ja schätzbare Hilfstruppen, aber nach Berlin könnten sie doch nicht gehen, und ein anderer Franzose schrieb, im Tale der Maas könnten die englischen Schlachtschiffe nicht auftreten. Die französische Publizistik zeigt freilich im übrigen den alten Franzosenfehler, ausländische Verhältnisse nicht zu kennen. Noch immer wird das alte Mahnwort Caprivis wieder angeführt, — welches übrigens auch ursprünglich von einem Franzosen stammt, — daß das Deutsche Reich Waren oder Menschen ausführen müßte, und daß, weil es das erstere k ö n n e, das Land nicht annähernd mehr imstande sei, die auf seiner begrenzten Fläche zusammengepferchten Menschenmassen aus sich zu ernähren. Ich bin überzeugt, daß Franzosen wie Engländer das Risiko eines deutschen Krieges viel höher und ihre Gewinnaussichten viel niedriger anschlagen werden, sobald sie diese Tatsachen einmal wirklich verdaut haben werden. Zurzeit ist das noch nicht der Fall, und man kann sich darüber nicht wundern, denn die heilige Parteidoktrin will ja selbst in Deutschland, daß von der nationalliberalen Partei nach links gerechnet, von allen feierlich und nachdrücklich behauptet werden muß: weil der deutsche Boden das deutsche Volk immer weniger ernähren könne und schon jetzt nicht mehr annähernd dazu imstande sei, müsse „Weltpolitik" getrieben werden, und weil Weltpolitik getrieben werden müsse, so sei eben eine starke Kriegsflotte das gebieterische Gebot der Stunde. Wäre das richtig und verhielte es sich tatsächlich so, so müßte man die Weltpolitik sich nur auf der Basis einer in den wesentlichsten Punkten freihändlerischen Wirtschaftspolitik denken und das Deutsche Reich triebe einer Entwicklung entgegen, wie die, auf welche England zurückblickt, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Mittel untauglich wären, denn einmal befindet sich Deutschland gerade im Hinblick auf solche Entwicklungen und deren Möglichkeiten in einer geographischen Lage, welche seine strategischen Verhältnisse denkbar ungünstig gestaltet. Dann wären wir geradezu gezwungen, ein wirkliches Wettbauen mit England aufzunehmen, weil ja die Ernährungsmöglichkeit des deutschen Volkes in vollem Umfange zu einer Frage der Seeherrschaft geworden wäre. Bei jedem Festlandkrieg müßten wir zittern vor einer übelwollenden Neutralität Englands oder der Vereinigten Staaten und würden dadurch

mit Notwendigkeit einer dieser beiden Mächte gegenüber in ein Verhältnis hineingetrieben, das politischer Botmäßigkeit gleichkäme. Nun, wir brauchen uns dieses Bild nicht weiter auszumalen, weil die Verhältnisse glücklicherweise nicht so sind. Wir befinden uns vielmehr in der günstigen Lage, auf der Basis einer festgegründeten Heimatpolitik und Heimatwirtschaft Weltpolitik treiben zu können. Man kann auch sagen, daß wir Weltpolitik treiben müssen, aber doch nur deshalb, weil die deutschen Wirtschaftskräfte den Erdball umspannen, nicht aber wegen der legendären Überfüllung des deutschen Bodens. Es gibts nichts Törichteres, als das Gerede von dieser Überfüllung. Sie würde erst eintreten bei einer Entwicklung, wie sie sich im freihändlerischen England abgespielt hat, wo der Freihandel erst den Getreidebau ruinierte und damit das platte Land entvölkerte, die Großstädte übervölkerte und dann eine große steigende jährliche Auswanderungsziffer zur Folge gehabt hat. Das nennt dann der begeisterte Freihändler ein übervölkertes Land. In Deutschland ist noch ungeheuer viel Platz und ebensoviel Arbeitsgelegenheit, von einer Übervölkerung wird um so weniger die Rede sein können, je blühender die Landwirtschaft und der Kleinbetrieb überhaupt ist.

Was wollen wir also mit der Flotte? Ich will nicht in Wiederholungen verfallen und möchte nicht unendlich oft während der letzten zehn Jahre Gesagtes noch einmal ausführlich behandeln, also: die Flotte soll direkt und indirekt unserer Industrie und unserm überseeischen Handel nach ihren Absatzmärkten hin Stütze geben, ihr neue erschließen helfen, unsere Kolonialpolitik indirekt stützen, vor allem aber als einfaches, brutales Kriegswerkzeug dienen. Vor reichlich anderthalb Jahren schrieb ein englischer Seeoffizier in einer preisgekrönten Schrift:

„We do not go to war for sentimental reasons. I doubt, we ever did. War is the outcome of commercial quarrels; it has for its aims the foreing of commercial conditions by the sword on our antagonists, conditions which we consider necessary to commercially benefit us. We give all sorts of reasons for war, but at the bottom of all is commerce. Wheather the reason given be the retention or obtaining of a strategical position, the breaking of treaties, or what not, they come down to the bedrock of commerce, for the simple and effective reason that commerce is our life-blood!"

So ist es auch heute noch. Eine Ergänzung allgemeinerer Natur gibt eine Wendung, derer sich vor nicht langer Zeit ein Mitglied des englischen Unterhauses mir gegenüber bediente. Der Herr sagte, er bekenne sich zu der Lehre vom Überleben des Tüchtigsten (survival of the fittest). Er glaube, die Engländer seien die Tüchtigsten, die Deutschen glaubten augenscheinlich das gleiche von sich, also müsse die ernsteste der Kraftproben früher oder später zeigen, wer Recht habe. Es läßt sich nun gewiß endlos darüber streiten, ob nur einige Engländer, oder ob wirklich das englische Volk genügend auf diesem Standpunkte stehe, um einen derartigen Krieg in das Gebiet wirklicher Wahrscheinlichkeit zu rücken. Ich bin der Ansicht, daß die Möglichkeit entschieden besteht und daß es keine andere Mittel gibt, sie abzuschwächen, als wenn Deutschland sich selbst starkmacht, und da ist wieder

das Starksein auf dem eignen Boden, nämlich die Möglichkeit des Lebens aus dem eignen Boden die Grundvoraussetzung. Mit andern Worten, man muß sich, je nüchterner man über die Dinge denkt, um so fester auf den Grundsatz des „Risikos", auch für den stärksten Gegner, stellen, ein Grundsatz, den ja schon die Begründung des Flottengesetzes von 1900 in ihrer geschichtlich gewordenen Fassung ausgesprochen hat. Die Engländer haben das lange Zeit in denkbarer Entstellung des Sinnes als eine offensive Herausforderung gegen Großbritannien dargestellt. Dabei bedeutet jene Wendung, wie auch die ganze Organisation der deutschen Flotte eine Verkörperung des Grundsatzes der Defensive von seltener Klarheit. Im Laufe des letzten Jahres haben sich einige hundert englischer Admirale und Generale wieder mit dem Verhältnis der beiden Flotten beschäftigt und in einer Petition an den Premierminister den Grundsatz formuliert: niemals dürfe man eine fremde Flotte verhältnismäßig so stark werden lassen, daß ihre Bekämpfung auch nur das mindeste Risiko für Großbritannien böte. Mit Englands Weltstellung sei es in dem Augenblick unwiderruflich vorbei, wo eine großbritannische Regierung sich angesichts einer Meinungsverschiedenheit mit einer anderen Macht, etwa über koloniale Fragen, sagen müsse, es sei doch besser, nachzugeben, da sonst ein Krieg unvermeidlich wäre. — Unserm Grundsatze des Risikos stellen diese englischen Militärs also den des „Nichtrisikos" gegenüber; ein unüberbrückbarer Spalt! Die Praxis ist freilich insofern versöhnlicher, als, wie schon heute zu übersehen ist, der Nichtrisikostandpunkt für Großbritannien ein frommer Wunsch bleiben muß. Die Zeiten sind vorbei, wo er eine Tatsache war, und man kann sagen, daß Großbritannien sie verpaßt hat. Heute wird es daran nichts mehr ändern, vorausgesetzt, daß die deutsche Flotte immer den Bedürfnissen gemäß ausgestaltet wird.

Ich habe diese weiterliegenden Fragen vorweggenommen, weil man in Deutschland merkwürdigerweise gerade sie oft ausschließlich betrachtet. An die Rolle der Flotten in einem Kriege, der sich auf europäischem Boden abspielt, wird meist weniger gedacht. Wir sind gewohnt, über die englische Landung auf europäischem Festland zu spotten und das in den sechziger Jahren getane Wort Bismarcks gedankenlos zu wiederholen, wenn solche Truppen auf deutschem Boden landeten, so werde man sie „sofort arretieren". Heute liegen die Dinge doch recht ernsthaft. Ich glaube freilich kaum, daß man in England an Landungen auf deutschem Boden denkt und ebensowenig an solche, jedenfalls nicht in größerm Maßstabe, an oder nahe der jütischen Grenze, wenn auch sehr möglicherweise Handstreiche da versucht werden dürften, wo man ungenügende deutsche Wachsamkeit vorauszusetzen sich berechtigt glaubt. Daß aber die französisch-englischen Beziehungen in ihrer Stärke eben darauf beruhen, daß Großbritannien in den Festlandkrieg eingreifen soll und will, ist bekannt. Belgien und im besonderen Antwerpen wird der Landungsort sein. Schon seit Jahren, genau genommen seit dem Jahre 1905, beschäftigen sich die englischen Autoritäten mit den Vorbereitungen zur Lösung der Aufgabe, ein starkes englisches Landungskorps so rechtzeitig nach Belgien hineinzuwerfen, daß es den linken Flügel der französischen Armee verstärken bzw. verlängern

kann, ehe diese mit der deutschen handgemein geworden ist. Die Lösung dieser Aufgabe bedarf mehrerer Voraussetzungen: erstens die Schaffung eines Machtkontingents von genügender Quantität und Qualität auf englischem Boden, das in der Lage ist, ohne eine vorhergehende Übungszeit den Kampf mit erstklassigen deutschen Truppen aufnehmen zu können. Diese Frage ist sehr interessant, fällt aber außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung. Die zweite Frage ist, ob es möglich sein wird, diese Macht etwa innerhalb der ersten zehn Tage nach Beginn der Feindseligkeiten auf belgischen Boden zu bringen. Daß Großbritannien über die nötigen Transportmittel verfügt, um eine Armee von 100 000 bis 200 000 Mann in kürzester Zeit überzusetzen, kann nicht zweifelhaft sein. Dagegen wird die Ausführung dieses Unternehmens nicht nur wesentlich, sondern entscheidend dadurch beeinflußt sein, ob die deutsche Flotte in der Lage ist, den Transport zu gefährden oder nicht. Unbemerkt läßt sich der Transport nicht vorbereiten, geschweige denn durchführen. Die deutsche Flotte wird nicht dazu imstande sein, wenn die englische Flotte von Anfang des Krieges an die deutschen Seestreitkräfte entweder vernichtet oder fest, ja hermetisch, in die deutschen Flußmündungen und Häfen eingeschlossen hielte, also die Seeherrschaft besäße. Ist das aber nicht der Fall, so wird ungeachtet auch einer erheblichen Überlegenheit der englischen Flotte das Unternehmen eines größeren Truppentransportes über See ein so gefährliches, daß das Wagnis unbekümmert um die Lage der Dinge von keiner englischen Regierung unternommen werden würde. Günstig für uns ist hier hauptsächlich die zeitliche Bindung der großbritannischen Landungspläne. Man weiß dort ebensowohl wie in Frankreich, daß die englische Unterstützung der französischen Armee in dem Augenblick zwecklos wird, wo sie so spät kommt, daß sie nicht mehr den Anschluß an die französischen Streitkräfte findet. Kann Großbritannien also nicht auf ersten Anhieb die Seeherrschaft in der Nordsee erringen, so wird auch jene große Truppenexpedition nicht zur Tatsache werden. Umgekehrt muß es folgerichtig Sache der deutschen Flotte sein, sich die Bewegungsfreiheit derart zu sichern, daß sie vom ersten Augenblick der Vorbereitungen zur Einschiffung der englischen Truppen an eine genügende Unsicherheit in der Nordsee herstellt. Dazu gehört in allererster Linie, daß genügend große Geschwaderverbände stets und unmittelbar bereit sind, denn es wird sich in solcher Lage nicht um Tage, sondern um Stunden und halbe Stunden handeln. Je größer die Menge schlachtbereiter Verbände bei uns ist, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, daß sie im Laufe der ersten vierzehn Tage durch englische Übermacht vernichtet oder erstickt wird. Ein Vergleich der Zahlen und ein Überblick über die geographisch-strategischen Verhältnisse ergibt, daß jene Rolle der deutschen Flotte keineswegs eine aussichtslose ist, sondern daß sie, einen hohen Bereitschaftszustand vorausgesetzt, die englische Expedition verhindern kann. Damit würde sie mittelbar entscheidend in den Verlauf des Festlandkrieges eingegriffen, nämlich den Versuch der englischen Festlandshilfe von Frankreich gegen Deutschland verhindert haben. Diese durchaus logisch fundierte Perspektive gibt um so mehr zu denken,

wenn man berücksichtigt, daß die Festigkeit und Innigkeit der Entente Cordiale in der Hauptsache auf dem immer wiederholten Versprechen Großbritanniens beruht, man werde Frankreich nicht allein dem Anpralle der deutschen Armeen überlassen, sondern auf dem alten Schlachtfelde der großen Kontinentalkriege, in Belgien, den alten Alliierten von Waterloo ebenso aufs Haupt schlagen, wie einst mit ihm Napoleon. — Während der letzten Jahre mahnte die französische Presse, und wohl auch die Regierung, wieder und wieder, Großbritannien möge, im Interesse der Entente, seine Expeditionsarmee auf die Höhe bringen. Ob das geschehen ist, soll hier nicht beurteilt werden, daß aber unter allen Umständen die deutsche Flotte weit genug gefördert werden kann, um die Durchführung des englischen Truppentransports über See, zu rechter Zeit, unmöglich zu machen, ist nicht zu bestreiten. Für Landkrieg auf dem Festlande und für die politische Gruppierung der europäischen Mächte wäre also die deutsche Flotte von größter Bedeutung.

Deshalb muß jetzt auch das Nötige geschehen: vor allem organisatorische Erhöhung ihrer Bereitschaft.

# STREIFZÜGE DURCH DAS WECHSELRECHT VON H. PREHN-VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Was ist ein Wechsel? Die Begriffsbestimmung ist nicht ganz einfach. Wir müssen sie in zweifacher Weise fassen, für den eignen, trocknen oder Solawechsel und für den gezogenen Wechsel oder die Tratte. Ich denke so: 1. Eine in Deutschland im Text ausdrücklich als „Wechsel" bezeichnete Urkunde, in welcher der Aussteller verspricht, eine bestimmte Summe an einem bestimmten Orte, zu bestimmter Zeit an einen andern zu leisten, heißt Solawechsel. 2. Eine in Deutschland ausdrücklich im Text als „Wechsel" bezeichnete Urkunde, in welcher der Aussteller (Trassant) einen andern, den Trassaten oder Bezogenen beauftragt, einem Dritten (Remittenten) eine bestimmte Summe an einem bestimmten Orte, zu bestimmter Zeit zu bezahlen, heißt Tratte. Der Zweck des Wechsels ist die Erleichterung des Geldverkehrs. Der Schuldner verschafft sich durch Ausgabe von Wechseln Kredit, da der Wechsel dem Gläubiger die leichteste und schnellste Einziehung der Forderung gewährleistet. Der Wechsel dient zur Erfüllung von Zahlungspflichten (durch Anweisung eines Dritten zur Zahlung), zur Sicherung bereits bestehender Forderungen (Depotwechsel unter Ausschluß der Weitergabe) und mitunter zur Beseitigung bestehender Ansprüche durch Annahme eines Wechsels an Zahlungsstatt (Tilgungswechsel). Nach alledem hat man den Wechsel wohl „das Papiergeld der Kaufleute" genannt, ein Ausdruck, der zum beliebten Schlagwort geworden ist, aber dennoch durchaus anfechtbar ist. Es heißt das Wesen des Wechsels vollständig verkennen, ihn als Bargeld zu bezeichnen. Es ist eine Forderung, bei der Einreden sogar möglich sind. Beim Gelde aber gibt es keine Einreden. Das Wechselrecht, eine lex spe-

cialis des BGB., ist ein formales Recht, das formalste, welches wir wohl überhaupt haben. Daher ist denn auch der Wechsel selbst ein „Skripturwertpapier", d. h. alles kommt rechtlich auf die Schrift an, auf das geschriebene Wort. Hier tötet der Geist, nur das Wort macht lebendig. Dies wird schon ohne weiteres klar, wenn wir die durchaus notwendigen, gesetzlich festgelegten Erfordernisse des Wechsels betrachten. Der Wechsel muß enthalten: 1. die Bezeichnung als Wechsel im Text; 2. die Angabe der zu zahlenden Summe; 3. den Namen der Person oder Firma, an die zu zahlen ist; 4. die Angabe der Zeit, zu der bezahlt werden soll; 5. die Unterschrift des Ausstellers; 6. die Angabe des Ortes, Monats, Jahres und Tages der Ausstellung; 7. den Namen des Bezogenen, der die Zahlung leisten soll; 8. die Angabe des Zahlungsortes (1—8 für die Tratte, 1—6 für den Solawechsel gültig. Art. 4 der Wechselordnung). Ich möchte hier auf einige häufig vorkommende Formlosigkeiten aufmerksam machen, die den Wechsel ohne weiteres ungültig machen. Ein Wechsel kann z. B. nicht auf Waren oder Wertpapiere oder auf Zahlung „bis zu einer bestimmten Summe", z. B. „bis zu 10000 M." lauten. So macht die bei Wuchergeschäften häufig vorkommende Klausel „oder Ware" hinter der zu zahlenden Summe den Wechsel ungültig. Wechsel auf den Inhaber sind unzulässig. Der Name oder die Firma des Remittenten muß angegeben sein, und zwar der bürgerliche Name. Der oberste österreichische Gerichtshof erklärte kürzlich einen Wechsel für nichtig, der das allbekannte Pseudonym „Emmy Destin" enthielt. Für die Zahlung muß ein bestimmter Tag (Termin) angegeben sein, wenn der Wechsel nicht auf Sicht, nach Sicht, nach dato (z. B. 3 Monate nach dato) oder in der noch üblichen ältesten Form, auf eine Messe oder einen Markt (z. B. „Zur Leipziger Messe zahlen Sie usw.") gestellt ist. Als bestimmte Tage gelten auch Anfang, ultimo, medio des Monats, Johannis (24. Juni), Michaelis (29. September). Dagegen sind unzulässig Bezeichnungen wie „im Laufe des Monats", „zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten", da hier zwei Festtage in Betracht kommen. Zulässig aber ist wiederum die Bezeichnung „am 3. Tage nach Ostern", da ja hier wieder ein bestimmter Termin festgesetzt ist. Der Bezogene muß „wechselfähig" (wechselfähig ist jeder, der sich durch Verträge verpflichten kann) sein, da er sonst nicht rechtsgültig akzeptieren kann. Jedoch bleibt die Gültigkeit des Wechsels bestehen, wenn der Bezogene selbst wechselunfähig ist oder überhaupt nicht existiert. (Dieses ist der Fall bei dem sogenannten Finanz- oder Kellerwechsel.) Über den sogenannten Kellerwechsel, also einen vollgültigen Wechsel, der auch heute noch im Gebrauch, möchte ich hier ein paar Worte sagen.

Nicht selten erscheinen in großen Tageszeitungen und illustrierten Zeitschriften Annoncen folgenden oder ähnlichen Inhalts: „Akzepte und Wechsel, deren Valuta erst bei Fälligkeit zu zahlen, kreditiere soliden Firmen gegen geringe Provision. Adressen erbeten usw." Den auf diese Anzeige Antwortenden geht dann ein Schreiben etwa folgenden Inhalts zu: „Auf Ihre gefällige Zuschrift vom . . . teile Ihnen mit, daß Sie von mir Rimessen auf fast alle Börsenplätze in beliebigen Summen und Sichten bekommen können. Die Wechsel sind mit Aussteller und

Akzeptanten und auf Wunsch mit einem oder mehreren Giranten versehen (das letzte Giro blanco), sowie mit den gesetzlichen Stempeln und garantiere ich für die Richtigkeit der durch mich besorgten Wechsel, indem ich versichere, daß alle darauf befindlichen Namen stets von den betreffenden Herren eigenhändig vollzogen sind; daß ich aber für die Bonität dieser Wechsel nicht einstehe, ist selbstverständlich, denn Sie können sich sagen, daß Leute, welche gegen geringe Provision an ihnen ganz unbekannte Firmen beliebige Summen akzeptieren, nicht viel zu riskieren haben können. Dies ist aber für Sie doch wohl gleichgültig, denn wenn Sie z. B. einen von Becker in Königsberg auf Voigt in Magdeburg gezogenen und von diesem akzeptierten Wechsel, der dann durch blanco Giro von Schröder auf Sie übergegangen ist, an einen Ihrer Freunde, die gewohnt sind, öfter Wechsel von Ihnen zu diskontieren oder in Zahlung zu bekommen, geben, so wird er dieses mit Ihrem Giro versehene Papier ebenso gerne wie jedes andre von Ihnen nehmen. Sie können auch durch das Weitergeben dieses Wechsels schon deshalb nie kompromittiert werden, weil niemand wissen kann, ob Ihr Remittent, der in blanco stehende Schröder, der eine S. aus diesem, oder der andere S. in jenem Orte ist. Die Hauptsache ist, und nur unter dieser Bedingung besorge ich Ihnen die Wechsel, daß Sie zur Zeit der Fälligkeit für deren prompte Deckung sorgen; um Sie hierbei vor jeder möglichen Gefahr zu schützen, lasse ich die Wechsel selbst stets bei den namhaftesten Geldinstituten oder Bankiers zahlbar machen." Mit anerkennenswerter Offenheit wird hier wenigstens dem Käufer der Kellerwechsel mitgeteilt, daß die Wechsel einen greifbaren Wert erst durch ihn erhalten, da die übrigen Wechselverpflichteten für nichts gut sind. Großes Gewicht wird darauf gelegt, daß sie bei ersten Banken domiziliert sind. Das gibt ihnen ein gutes und vertrauenerweckendes Aussehen, namentlich da nicht jeder gleich daran denkt, daß der Aussteller jeden beliebigen Domizilvermerk auf den Wechsel setzen kann, ohne auch nur mit der betreffenden Bank in irgendwelcher geschäftlichen Verbindung zu stehen. Er braucht dieser ja nicht einmal dem Namen nach bekannt zu sein. Welchen Nutzen sucht nun der Käufer des Kellerwechsels aus diesem zu ziehen? In Zeiten sinkender Konjunktur, wenn die Banken ihre Kredite einschränken, macht sich in allen Geschäften ein gesteigertes Kreditbedürfnis geltend. Dies muß vorläufig befriedigt werden, soll das Geschäft die Krise überdauern. Aber wie? Die großen werden sich ja, wie stets, hinreichende Geldquellen verschaffen können, aber der kleine Unternehmer steht vor dem „va banque". Das mag manchen soliden Geschäftsmann dazu treiben bei einem solchen Zeitungsinserat Rettung zu suchen. Gelingt ihm die Weiterbegebung der Wechsel, d. h. besitzt er gute Wechselverbindungen, so ist er häufig in der Lage, die Krise, namentlich, wenn sie nur kurze Zeit andauert, zu überwinden. Weit schlimmer ist es, wenn diese Wechsel von unsoliden, nicht kreditwürdigen Firmen benutzt werden und die alten, stets mit dem Erlös neuer ausbezahlt werden. Die Wechselbeträge wachsen dann bis ins unermeßliche — schließlich bricht alles zusammen, der Konkurs ist da und die sämtlichen Gläubiger sind um ihr Geld betrogen. Daß die Kellerwechselfabrikanten strafbar sind, liegt ja auf der Hand. Die Kri-

terien des Betrugs und der Urkundenfälschung (der Urkundenfälschung wird gleich geachtet, wenn die Unterzeichnung mit dem Namen einer nichtexistierenden Person erfolgt) sind ja ohne weiteres gegeben. Aber auch der § 270 des Deutschen Strafgesetzbuchs: Der Urkundenfälschung wird es gleich geachtet, wenn jemand von einer falschen oder verfälschten Urkunde, wissend, daß sie falsch oder verfälscht ist, zum Zweck einer Täuschung Gebrauch macht, ist anzuwenden. Natürlich brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß die Kriterien des Betrugs und der Urkundenfälschung im Sinne des § 270 meist auch bei den Käufern und Wiederveräußerern der Kellerwechsel vorliegen.

Ein sehr interessantes Kapitel im Wechselrechte bilden die Einreden gegen die Wechselschuld. Sie sind im Interesse des redlichen Verkehrs nur in beschränktem Maß zugelassen, nämlich nur die aus dem Wechselrecht stammenden und die unmittelbar gegen den jedesmaligen Kläger gerichteten. Unmittelbar gegen den Kläger gerichtet sind die aus den persönlichen Rechtsbeziehungen (etwaige Abmachungen) zwischen ihm und dem Beklagten entnommenen Einreden. Auch die Einrede der „Arglist" gehört hierhin. Man unterscheidet „absolut"- und „relativ" wirkende Einreden. Die Einreden aus dem Wechselrechte sind sämtlich „absolut" wirksam; d. h. gegen jeden Wechselgläubiger, den sie angehen, auch wenn er gutgläubig. Hierhin gehören z. B. mangelnde Wechselform, Fälschung oder Verfälschung des Wechsels, Verjährung des Wechsels, Kraftloserklärung des Wechsels, Mangel der Legitimation des Gläubigers bei indossierten Wechseln, wenn die Reihe der Indossamente unterbrochen ist. (Jeder, der einen Wechsel indossiert, hat deshalb genau zu prüfen, ob die Reihe der Indossamente bis auf ihn vollständig ist. Das erste Indossament muß mit dem Namen des Remittenten, jedes folgende mit dem Namen desjenigen unterzeichnet sein, den das unmittelbar vorhergehende Indossament als Indossatar benennt. § 36 des Wechselrechts.) Unwirksamkeit des Giros bei Rektaklausel oder Klausel „ohne Obligo". Der Indossant kann nämlich durch den Zusatz „ohne Gewähr", „ohne Obligo" oder gleichbedeutende Bemerkungen beim Indossament seine Haftung ausschließen (§ 14 der Wechselordnung), mangelnde Wechselfähigkeit (z. B. infolge Geisteskrankheit). Endlich Hinterlegung der Wechselsummen nach Art. 40 (wird die Zahlung des Wechsels zur Verfallzeit nicht gefordert, so ist der Akzeptant nach Ablauf der für die Protesterhebung mangels Zahlung bestimmten Frist befugt, die Wechselsumme auf Gefahr und Kosten des Inhabers bei Gericht oder bei einer andern zur Annahme von Depositen ermächtigten Behörde oder Anstalt niederzulegen).

Relativ wirksame Einreden sind die nur gegen bestimmte Personen als Wechselgläubiger wirkende Einreden. Sie stammen nicht aus dem Wechselrecht, sondern aus dem bürgerlichen Recht. Die bekanntesten und recht häufig vorkommenden sind die Einreden, welche die Gültigkeit des Rechtsgeschäfts bestreiten, aus dem die Wechselforderung hergeleitet wird; z. B., daß es wegen einer Drohung, eines Irrtums oder wegen Betrugs angefochten werde, daß es wegen strafbarer Handlungen, wegen verbotenen Spiels, wegen Verstoßes gegen die guten Sitten ungültig sei;

endlich, daß ein unklagbares Rechtsgeschäft zugrunde liege, z. B. unerlaubtes Termingeschäft an der Börse, Wettschuld, Spielschuld, Heiratsvermittlergebühr. „Hingabe eines Wechsels", sagt Korn*), „ist noch nicht Erfüllung der unklagbaren Schuld, sondern nur Versprechen der Erfüllung, steht also dem Schuldner, der die Zahlung verweigert, nicht wie eine freiwillige Erfüllung der Schuld entgegen. Er kann vielmehr auf Herausgabe des Wechsels gemäß § 812 BGB. klagen". (Wer durch die Leistung eines andern oder in sonstiger Weise auf dessen Kosten etwas ohne rechtlichen Grund erlangt, ist ihm zur Herausgabe verpflichtet. Als Leistung gilt auch die durch Vertrag erfolgte Anerkennung des Bestehens oder des Nichtbestehens eines Schuldverhältnisses.) Eine weitere sehr wichtige Einrede ist die Nichtigkeit des zugrunde liegenden Rechtsgeschäfts infolge Nichtgenügung der gesetzlich vorgeschriebenen Form, z. B. bei Grundstückskauf oder Schenkung ohne gerichtlichen Abschluß. Die Einrede des Gefälligkeitsakzeptes ist eine täglich vorkommende. Häufig wird ja ein Wechsel aus Gefälligkeit gegen einen andern akzeptiert oder mitunterschrieben, wobei der Begünstigte verspricht, den Wechsel rechtzeitig einzulösen oder dem Akzeptanten rechtzeitig Deckung zu verschaffen. Diese Vereinbarung (und daraus die Einrede) wirkt jedoch nur unter den Parteien, nicht gegen gutgläubige Erwerber des Wechsels, auch nicht, wenn sie gewußt haben, daß der Wechsel aus „Gefälligkeit" akzeptiert ist. Denn der Zweck des Akzepts war, die Wechselschuld zu übernehmen, wobei der tiefere Grund dieser Handlung für Dritte gleichgültig ist. Endlich sind relative Einreden wirksam gegen Erwerber des Wechsels, die in Kenntnis der Einreden und in der Absicht, sie dem Schuldner zu nehmen, den Wechsel erworben haben. Sehr wichtig ist auch für Leute, die gern im Trüben fischen, daß gegen Kläger, die den Wechsel unentgeltlich erworben haben, die Einrede der „grundlosen Bereicherung" zulässig ist, selbst wenn sie den Wechsel gutgläubig erworben haben. (§ 816 I, 2 BGB.)

Wir haben einen Streifzug, freilich in großen Sprüngen, durch das ausgedehnte Gebiet des Wechselrechts und des Wechselverkehrs unternommen. Wechselkenntnis ist durchaus nicht gleichbedeutend mit Wechselrechtskenntnis. Das sollte sich mancher Kaufmann und Industrieller sagen lassen, der vielleicht heute meint, „hinreichende Kenntnis vom Wechsel" zu besitzen. Solange alles „usancemäßig" zugeht, mag er ja auskommen mit seinen im Geschäfte, Betriebe oder an der Börse erworbenen Kenntnissen. Der erste Fehlschlag aber wird ihn eines besseren belehren. Deshalb propagiere ich für die Einführung des obligatorischen wechselrechtlichen Unterrichts in allen kaufmännischen Schulen und Fortbildungsanstalten. Vielleicht werden auch wir in der „Zeitschrift" in der Folgezeit noch einige weitere Streifzüge durch das Wechselrecht unternehmen.

*) Wechselordnung.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
II. Jahrg. II. Jahrg.
HEFT 13 30. MÄRZ 1912

# DER KAISER ALS REKLAME

Fast acht Tage, bevor die Blätter von Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und seinen Ministern zu melden wußten, wurde hier in der „Zeitschrift“ warnend auf das fast unabwendbar Kommende hingewiesen. Nun sind über Nacht die Ereignisse in Fluß geraten und haben ihre unerfreuliche Wirkung vor Inland und Ausland getan. — Jetzt, lieber Freund und Leser im Binnenlande, wirst du erst recht einsehen, warum du in drei Heften hintereinander gebeten wurdest, dich mit Reederei und Schiffahrt, Ballin und dem Lloyd zu beschäftigen. Und nun siehst du ein, warum die Person des Kaisers in die Debatte gezogen werden mußte. Die Zusammenhänge sind dir durch die Tagesereignisse klar geworden. Und nun lasse deine Geduld auch diesmal nicht erlahmen. Du brauchst noch einen Schlüssel, noch einen Hinweis, noch eine Auflösung, um das weite Thema, das hier behandelt wurde, ganz zu überblicken. Du wirst nun, nachdem du mir geduldig durch verborgene Gänge, durch Reedereibureaus, Häfen, Menschenansammlungen und Spekulantengruppen an den Börsen, durch Ministerien und Kontore gefolgt bist, das Ganze von oben überblicken und Distanz gewinnen. Der Ausgangspunkt ist wieder die Freundschaft zwischen dem Kaiser und Ballin. Die Notwendigkeit, noch einmal darüber zu sprechen, ergibt sich aus dem Bewußtsein, daß diese Freundschaft nicht nur für die Hapag, nicht für die beiden Männer, deren persönliche Gefühle allen Respektes, aller Achtung und Anerkennung würdig sind, sondern auch für Deutschland, für das ganze Reich unerwünschte Folgen hat; Folgen, an die wohl keiner der beiden Männer denkt; Konsequenzen, die nach
25 langer ernster Überlegung der Öffentlichkeit, weil sie am

meisten unter ihnen zu leiden hat, vorgetragen werden müssen. Ein politisch reifes Volk darf nicht die Methode von Angsthasen verfolgen, die über jede große Angelegenheit, in der nicht nur gelobhudelt wird, einen Schleier breiten möchten. Der Kaiser setzt nervös seine Mittelmeerreise ab, hebt nervös den plötzlichen Entschluß wieder auf und weilt jetzt auf Korfu. Die Minister, die ihm vielleicht unter vier Augen den Tatbestand vorlegen könnten, genießen nicht mehr sein freundschaftliches Vertrauen. Das Parlament ist jahrelang an der Sache vorbeigegangen. Wer also soll darüber schreiben . . ?

Es ist das Schicksal, mit dem man sich aber abzufinden hat, von Fürsten, daß allem, was sie tun, Bedeutung beigemessen wird, daß jeder Satz, den sie sprechen, gedreht und gedeutelt wird, daß sie stets beobachtet werden, nicht allein sein können, nicht imstande sind, etwas unbeobachtet zu unternehmen und als Menschen menschlich zu sein. Ein Schauspieler wird abends im Theater von vielleicht ein- oder zweitausend Menschen beobachtet. Die Zeit, die zwischen einer Vorstellung und der nächsten liegt, gehört ihm, und was er damit macht, was er denkt und tut, ist seine Sache. Ein Fürst wird von 60, 70, 80 und mehr Millionen Menschen beobachtet. Seine Handlungen unterliegen stets der Kritik oder Kritiklosigkeit. Alles, was er tut, spielt sich vor Zuschauern ab und wird dadurch der Ungezwungenheit entrückt. Und das Schlimmste ist nicht das Gehudele von Hofschranzen, sondern die Aufmerksamkeit von Geschäftsleuten, die den Fürsten, ohne daß er es merkt, in ihre Dienste stellen und Profit aus seinen Handlungen schlagen. Jedes Wort ist zu spalten, jede Handlung umzudeuteln. Der Fürst wird stets, während er alle Dinge zu beherrschen glaubt, in den Dienst irgendeiner Sache gestellt. Sein Interesse für dies oder das läßt Aktien steigen und fallen. Sein Wort ist Geld wert und wird wie ein Scheck oder eine Banknote gewertet. Ein einfaches Wort, das er spricht, wird vom Börsenspekulanten umgezogen, in ein anderes Gewand gesteckt und kämpft schließlich für eine Sache, die es eigentlich bekämpfen sollte. — Der Kaiser glaubt durch seine Freundschaft für Ballin und durch sein offenkundiges Interesse für die Angelegenheiten der Hapag ihr selbst, der deutschen Schiffahrt und dem ganzen Reiche zu nutzen. Die Wirklichkeit hat seinen Willen vor einen falschen Wagen gespannt. England und die englische Schiffahrt zieht den Nutzen daraus. Möge mir nun der Himmel helfen, daß es mir gelinge, diese seltsame Tatsache, die in ihrem Wesenskern gar nichts mit Paradoxen zu tun hat, ruhig und überzeugend darzustellen. Dann ist es vielleicht immer noch nicht zu spät. Sentiments haben hier nichts zu tun. Die wirklichen Verhältnisse müssen ausschlaggebend sein. An dem Zarten und Schönen einer Freundschaft oder Bewunderung, die ein Mensch für den andern hegt, müssen wir vorübergehen. Das sind private Dinge. Und der Fehler liegt ja gerade darin, daß eine private Sache wie diese Freundschaft der Öffentlichkeit be-

reits vorgeführt worden ist und den Augen und Ohren aller, die nichts damit zu tun hatten, erschlossen wurde. Diesen Fehler aber hat Ballin in erster Linie gemacht. Er ist der Geschäftsmann. Er mußte in Betracht ziehen, wie seine englischen Kollegen manöverieren würden. Er glaubte Reklame für die Hapag zu machen und hat sie für Cunardline gemacht. Der Nachteil liegt auf der Hand. Und nun wollen wir beginnen.

Im Jahre 1860 hatten die Vereinigten Staaten von Amerika die Vorherrschaft zur See. Wo heute Englands Fahnen wehen, zeigte sich damals die Flagge der nordamerikanischen Republik. Deutschland, England und Frankreich standen in ihrer Tonnage hinter der Union zurück. Nordamerika war die kommende Weltmacht, war stolz auf seinen Ruhm, sicher in seiner Unbesiegbarkeit, triumphierte und glaubte dem alten Kontinent über kurz oder lang die Bedingungen zur Lebensführung vorschreiben zu können. Alles strömte der Union zu. Ein amerikanisches Blatt schrieb um 1853: „Es ist eine aufrichtige Genugtuung, zu wissen, daß wir in der Segel-, wie in der Dampfschiffahrt die ganze Welt übertroffen haben.“ Und Alexander H. Stevens sagte 1860 im November, bevor der Sezessionskrieg begann: „Wir dominieren jetzt nicht nur in der Küsten-, sondern auch in der Ozeantonnage, in einer Weise, die uns über die andern Länder der Erde stellt. England kann nicht länger die Herrin der Meere genannt werden.“ Die Vereinigten Staaten verzeichneten damals eine Gesamttonnage von 5 350 000 Br. Reg.-Tons und England nur 4 660 000 Tons. Das war die Zeit, in der die Expansionsmöglichkeiten der Union unbegrenzt erschienen. Man würde die ganze Welt erobern. Von mageren Arbeitslöhnen könne nie die Rede sein. Amerika und nur Amerika. England, das alte meerbeherrschende, war zurückgedrängt und dabei würde es bleiben. Und doch kam alles anders. In wenigen Jahren brach die ganze Herrlichkeit zusammen. Star and Stripes wurden rar auf den Meeren der Erde. Der Union-Jack kam voran. Die deutsche, französische, japanische und österreichische Flagge wehte, wo früher die Union dominierte und der ganze Traum von der Herrschaft über die Meere zerfloß in vagen Vorstellungen und Tröstungen, daß ein Unglück sich immer wieder beheben lasse und es würde auch schon wieder anders kommen. Die Union habe auf jeden Fall der Welt gezeigt, was sie leisten könne und die Mitwelt würde das so leicht nicht vergessen. Sie hat es vergessen. Wer weiß heute noch, daß vor wenig Jahren die nordamerikanische Union auf der See mächtiger war als England. Nur Fachleute wissen es. Für fast alle andern gilt England als Lord of the Sea seit Ewigkeit her. Der Zusammenbruch der Union begann im Sezessionskriege. Die Südstaaten vernichteten die Flotte der Nordstaaten und der Rest von einigen Hunderttausend Tons wurde aus Furcht vor Zerstörung an ausländische Interessenten verkauft. England hatte die Situation schlau begünstigt und

skrupellos die Südstaaten durch völkerrechtswidrige Ausstattung von Kapern unterstützt. England sorgte dafür, daß ein Bruder den andern aus dem Wege zu räumen suchte und nahm dann den leergewordenen Platz als der Dritte in Beschlag. Unaufhaltsam sanken dann die Vereinigten Staaten als Seemacht von Position zu Position. Im wilden Ratenkampf wurde die einmal geschwächte Macht konsequent bedrängt und als es später ans Rechnungmachen ging, war der Zusammenbruch aller stolzen Hoffnungen fürs erste besiegelt. Fast beispiellos war dies Debacle. 1866 beherrschte die Union den atlantischen Güterverkehr noch mit 66%, fünf Jahre später waren es nur noch 35%. Und dann sank die Ziffer von Jahr zu Jahr auf 20, 17, 12 und 9%. Bis zum Tiefstand von $7\frac{1}{2}$%. Dagegen war nichts zu machen. Man hatte in Nordamerika Kapitalien gesammelt, um englische Schiffe zurückzukaufen. Da kam die Umwandlung der Segelschiffahrt in Dampfschiffahrt dazwischen. Die Arbeitskräfte für Schiffbau wanderten ab. Die Löhne stiegen gegen England in einem Verhältnis, das keine Konkurrenz mehr zuließ. Die erste Phase der nordamerikanischen Seeherrschaft war zu Ende, hatte mit einem Fiasko geendet, wie es schlimmer kaum zu denken war. Im spanisch-amerikanischen Kriege mußten die Kriegsschiffe mit fremden Seeleuten bemannt werden, weil die Union nicht genügend Material aufbringen konnte. Aller Chauvinismus versagte dagegen. Mit der Bewilligung von Millionen für moderne Panzerschiffbauten war es nicht getan. Es fehlte eine Handelsmarine, die tüchtige Seeleute für den Kriegsdienst vorbildete. Der stolze Yankee fuhr mit deutschen und englischen Schiffen nach Europa, schalt auf den alten überlebten Kontinent und konnte noch nicht einmal Menschen und Maschinen ohne die Dampfer dieses Kontinents befördern. Mac Kinley warf sich zum Propagandisten für die Idee der amerikanischen Seemachtstellung auf, verwies auf die Eröffnung des Panamakanals und die Möglichkeiten für amerikanische Reeder, hier den Rahm abzuschöpfen und andere Mächte durch Vorzugsspesen zu schlagen. Es kamen auch einige Schiffahrtsgesellschaften zustande, aber sie krankten an Kapitalmangel und machten keine rechten Fortschritte. Im Stillen Ozean fuhr der verachtete kleine Japaner noch stolz von Hafen zu Hafen, verfrachtete hin und her, beförderte Post und Passagiere. Die Union hatte keine Schiffe, durch die sie im Ausland ihre Macht präsentieren konnte. Das blieb so, bis Pierpont Morgan auf Schlampereien und Geldverschwendungen im transatlantischen Verkehr kam. Er war Besitzer der Bahnlinien, die in Boston endeten und fragte sich, was mit den Frachten würde, die er heranfuhr. Nun befanden sich damals die englischen Reedereien in einem kleinlichen Konkurrenzkampf, bei dem sie Geld und Zeit riskierten, statt sich durch eine Einigung und Übereinkunft in das Geschäft zu teilen. Zur Beförderung ab Boston nach Liverpool gab es wöchentlich nur zirka 15 000 Tons, während sich drei Dampfer auf ständiger

Fahrt hielten, die das Doppelte hätten verladen können. Morgan kam durch diese Beobachtung auf die Idee, der unrentablen Wirtschaft ein Ende zu machen und durch eine eigne und vorsichtig betriebene Linie das Geschäft an sich zu reißen. Er blieb bei diesem Einzelfalle nicht stehen, sondern faßte die Sache nur als Ausgangspunkt einer weiteren Gedankenreihe auf. Er entsann sich der früheren Großmachtsstellung der Union, erwog diese und jene Möglichkeit, das Verlorene wiederzugewinnen, kalkulierte kaltblütig die Gewinnchancen, dachte an die Möglich, die englischen und deutschen Linien zu besiegen und kam schließlich zu dem Entschluß, durch einen Schiffahrtstrust sich die Frachtwege zur See untertan zu machen, wie er es mit den amerikanischen Eisenbahnen bereits getan hatte. — Ist ein solcher Mann wirklich nur eine gefühllose Zähl- und Rechenmaschine? Spielen bei solchen Plänen nur Zahlen und Zahlen die ausschlaggebende Rolle? Morgan stand vor einer Idee, durch deren Verwirklichung er die Großmachtsstellung Rockefellers noch übertreffen würde. Ihm würden alle Verkehrswege der Union gehören. Ohne seinen Willen durfte kein Kolli, kein Einwanderer an Land. Ohne seinen Willen sollte kein Reisender in der Union über Land fahren können. Handel und Wandel hatte er in der Hand, er, der kleine, gebückte, weißhaarige und pigmenthäutige Bankier, dessen Bewegungen, und sei es das kleinste Fingerzucken, langsam und zögernd geschieht, als sei auch über diese Kleinigkeit erst das Hirn, der Wille befragt worden. Hinter seinem dünnhaarigen Schädel mag zugleich eine rastlose und oft maßlose Phantasie arbeiten, die mit Millionen wie mit Pfennigen, mit Ländern wie mit Bausteinen, mit Menschen wie mit Kindern, die man kirre machen kann, spielt. Während die Chauvinisten der Union orakelten und eine englische oder südamerikanische, japanische oder deutsche Gefahr gegen Zeilenhonorar an die Wand zu malen suchten, legte ihnen allen der kleine geriebene und kühne Mann Fesseln an Arm und Bein, um ihre Bewegungsfreiheit unter seinen Willen und unter seine Kontrolle zu nehmen. Kaum war die Idee des Schiffahrtstrusts entstanden, so wurde mit jener unaufhaltsamen, konzentrierten und unheilschwangeren Eile, mit der eine Gewitterwolke am Horizont heraufrückt, auch schon mit der Aktion begonnen. Die Emissionäre Morgans liefen in Wallstreet auf und ab, machten Stimmung, sammelten Informationen und warben Bundesgenossen. Der kleine Mann verstand noch nicht viel von Reederei und hatte sich erst in die Materie hineinzuarbeiten. Während er sich über die Kniffe und Pfiffe des Geschäfts orientieren ließ, um für die ersten Unterhandlungen gerüstet zu sein, wurde schon das erste Kaufobjekt herangeschleppt. Die „Leyland Line", ein altes, angesehenes Unternehmen, wurde bis auf ein paar Aktien von Morgan durch Überbieten der Kurse angekauft. Und kurze Zeit darauf war schon die White Star und Dominion Line dem Trust angegliedert. Die Werft von Harland & Wolff in Belfast folgte. Dann, ehe der

schüchterne und ungläubige Beobachter in Europa zur Besinnung kam, wurden die International Navigation Companie und die Atlantic Transport Line eingefangen. Die Zahlen wuchsen im Handumdrehen. In Europa war man kaum sich klar geworden, was Morgan vorhatte, als eine Panik einriß. Amerika erobert uns durch Handelsschiffe. Morgan wird die englische und deutsche Reederei vernichten. Amerika wird die Seeherrschaft wieder an sich reißen. Nur daß es diesmal noch besser gerüstet ist und am vorigen Bankrott gelernt hat. Wie wird sich die Hapag wehren, wie hält der Lloyd dem Ansturme stand, fragte der Deutsche. Was macht Cunard, wie steht unsere Kleinreederei, fragte der Engländer. Und gerade England hatte vorderhand die meisten Verluste erlitten. Es sah aus, als ob die gesamte englische Reederei die Nationalflagge verlieren sollte, als ob Union-Jack den Stars and Stripes weichen müßte. Das meerbeherrschende England stand zum zweitenmal vor der Gefahr, übergeschluckt zu werden und hatte noch dazu kaum Zeit, sich zu besinnen und Gegenmaßregeln zu treffen. In London flatterten die Angebote Morgans umher. Sagte er zehn, dann machte die Börse eine Hundert, der Journalist eine Tausend und der Mann im Volke eine Million daraus. England würde also fallen. Was tun. Der englische Patriotismus war in Wallung geraten, sah erst Grau für Schwarz, schließlich auch Grün und sogar Gelb für Schwarz. Alles würde zusammenbrechen. Wer hilft. Die Regierung muß helfen. So wie die Deutschen den Lloyd und die Hapag haben, so haben wir die Cunard Line. Und die Cunard muß vor allen Dingen gerettet und vor amerikanischen Angeboten gerettet werden. Also die Regierung muß helfen.

Nun ist in deutschen fachwissenschaftlichen Werken wohl zu lesen, daß dieser Ansturm genügte, um die englische Regierung zum Eingreifen zu bringen. Demnach wäre die englische Regierung sofort ans Kalkulieren gegangen und habe der Cunard die enorme Subvention bewilligt, die heute, wo der Schiffahrtstrust stiller geworden ist, hauptsächlich den deutschen Reedereien, der Hapag und dem Lloyd, das Leben schwer und sauer macht. So einfach ist die Sache nicht gegangen. Die englische Regierung ist nicht leicht bei der Hand, wenn es gilt, von altbritischen Grundsätzen abzuweichen. Es ist den besorgten Leuten in England sehr zurückhaltend bedeutet worden, daß eine Subvention nicht so ohne weiteres zu erlangen sei. Man müsse sich das erst einmal, zweimal, dreimal durch den Kopf gehen lassen. Die Regierung überlegte viermal und kam zu dem Ergebnis, daß es nicht britisch sei, eine private Gesellschaft in einem Konkurrenzkampf gegen eine andere Privatgesellschaft zu unterstützen. Eisenbahnen seien nicht verstaatlicht, ergo dürften auch Schiffe, die ein viel größeres Risiko bedeuteten, nicht durch eine Subvention verstaatlicht werden. Also dabei sollte es bleiben. Ein Engländer würde doch wohl mit Pierpont Morgan fertig werden. Wohin solle das führen, wenn man

jedes Privatunternehmen, das sich bedroht fühle, unterstützen wolle. Und dann die Amerikaner, du lieber Gott, natürlich sei die Lage nicht erfreulich, aber man müsse aufpassen und tüchtig sein. Dann würde es schon gehen. Vor allen Dingen tüchtig sein! — Dagegen wurde die Regierung darauf hingewiesen, daß die englische Reederei zwischen zwei Steinen zerrieben werde. Es sei ja möglich, daß die deutschen Gesellschaften auch bald vertrustet würden, aber gerade dies Geschäft sei schwer für Morgan zu machen, weil die Aktien in einer Unmenge von Händen verteilt wären und nicht unter der Hand angekauft werden könnten. Wollte man aber öffentlich an den Börsen kaufen, dann würde sich der Kurs rapid derart erhöhen, daß dem Käufer bald die Luft fehlen würde. In England sei das anders. Hier habe man mit wenig Interessenten zu unterhandeln und wenn man länger zögere, dann wäre es vielleicht schon zu spät. Der kleine Mann in New York mit den maschinenartigen Handbewegungen würde nicht lange mehr säumen. Und dann Finis Britanniae. Außerdem möge man eins nicht vergessen: Die englische Reederei habe es ja nicht nur mit Privatgeschäften zu tun. Gegen Morgan und Ballin sei es ja vermöge der großen Geldmittel auf der einen und der guten Organisation auf der andern Seite gewiß nicht leicht anzukämpfen. Aber man wolle doch bedenken, daß die Hapag sich der direkten und mächtigen Unterstützung des Deutschen Kaisers erfreue. (Hier setzt nun das Drehen und Spalten von Fürstenworten ein, wie es in der Einleitung vorausgesagt wurde. Hier wird der Fürst andern und ihm fremden Zwecken dienstbar gemacht.) Man möge beachten, in welchem Maße der Kaiser zu dem Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie halte. Jede illustrierte Wochenschrift habe schon Bilder gebracht, auf denen der Kaiser im Verkehr mit Ballin gezeigt werde. In deutschen Blättern finde man alle paar Tage irgendein Zitat des Kaisers über Ballin, irgendeine freundliche Bemerkung über die Hapag, irgendeine Ankündigung, daß der Kaiser demnächst zu einem Stapellauf kommen würde. Und so weiter. Gegen Ballin wollten sie, die Engländer, schon auftreten. Aber gegen den Kaiser müsse auch der König von England mobil gemacht werden. Man mache das am besten in Form von staatlichen Subventionen.

Das war ein Einwand, der die letzten Tropfen in den vollen Becher goß. Die englischen Blätter hatten schon seit Jahren den Verkehr des Kaisers mit Ballin argwöhnisch beobachtet und registriert. Im Handumdrehen konnte man nun eine nationale Angelegenheit daraus machen. Die englischen Reedereien, vor allen andern die Cunard, hätten sich vor zwei übermächtigen Gegnern zu wahren, vor Morgan und dem Deutschen Kaiser im Verein mit Ballin. Der Kaiser, dessen Empfehlungen und Machtmittel weit reichten, stände offensichtlich hinter der Hapag und suche sie zu fördern. Dagegen könne die Cunard sich nicht wehren, ohne daß man auch ihr eine ebenbürtige Hilfe

leihe. Statt der Person des Königs von England wählte man dann hier die Staatsgelder und brachte den ungeheuerlichen Subventionsvertrag zwischen England einerseits und der Cunard anderseits zustande. Die Cunard Line erhielt ein Darlehen von 52000000 Mark, das in zwanzig Jahren abzutragen wäre. Die $2^3/_4$prozentige Verzinsung wird aber ausgeglichen dadurch, daß der Staat außer den 52000000 Mark noch eine jährliche Subvention von 3000000 Mark gewährt. Das heißt also, da diese 3 Millionen genügen, die jährliche Amortisationsquote zu decken, daß England der Cunard die 52000000 Mark glatt geschenkt hat! — Von dieser Summe wurden die beiden Riesenschnelldampfer „Luisitania" und „Mauretania" gebaut, denen es gelang, den Schnelligkeitsrekord auf der Route England—New York aufzustellen. Warum auch nicht. Die Dampfer arbeiten nicht gewinnbringend, aber darauf kommt es der Cunard nicht gar so sehr an, seitdem sie staatlich gedeckt ist. Die Gegenleistungen, die sie dem Staate zu bieten sich verpflichtete, sind kaum ernster Diskussion wert. Sie hat ihren Aktienbesitz in englischen Händen zu halten, nur Engländer als Seeleute anzustellen (was nicht sehr schwer ist, da z. B. die amerikanischen Mannschaften fast dreimal so hohe Löhne verlangen) und die Schiffe für den Kriegsfall bereitzuhalten.

Dafür hat sie auf der andern Seite die enorm gestärkte finanzielle Position eingehandelt und kann nun in Ruhe der Dinge warten, die da kommen sollen. Ein Ratenkampf mit der Cunard führte 1904 dazu, die Finanzen aller beteiligten Gesellschaften aufs äußerste anzustrengen. Der Lloyd konnte nur 2% Dividende zahlen, die Cunard gar keine. Und die Hapag mußte eine beabsichtigte höhere Dividendenzahlung auf (die natürlich an sich immer noch ansehnlichen) 9% herunterschrauben. Die Cunard steigt mutig in neue Unternehmen hinein. Ihr Risiko ist gedeckt — und würde, wenn es allzu ungünstig ausfiele, auch dann noch vom Staat ausgeglichen werden. Es beginnt der Kampf der Finanzminister auf dem Meere. Die Hapag baut einen Riesendampfer von 50 000 Tons. Die Engländer legen einen Riesen von 80 000 Tons auf Helgen. — Der Trust wartet einstweilen auf die Eröffnung des Panamakanals, um dort sein Arbeitsfeld auf neuen Routen neu zu begründen und gegen Konkurrenz zu wahren. Der Vertrag, auf dessen Grundlage eine Einigung zwischen Trust und Hapag und Lloyd zustande kam, kann 1913 auf Verlangen eines Teilhabers revidiert werden. Der Trust hat die Verpflichtung auf sich genommen, den beiden deutschen Linien, wenn sie weniger als 6% Dividende zahlen, ein Viertel der Differenz zu garantieren. Hapag und Lloyd dagegen verpflichten sich, dem Trust ein Viertel der Summe zu überweisen, die sie über 6% Dividende hinausgehend erzielen. Ferner hat der Trust die Verpflichtung übernommen, keine Aktien, weder direkt noch indirekt, der deutschen Linien zu erwerben. Von amerikanischer Seite droht der deutschen Schiffahrt also nicht

die größte Gefahr. Wohl aber von England. — Wäre es nun nicht viel gesünder, wenn der Konkurrenzkampf im stillen ausgetragen wäre, ohne daß Ballin den Kaiser irgendwie mit der Hapag in Zusammenhang gebracht hätte? Der Kaiser zeigt sich nicht bei Stinnes oder Thyssen und die beiden kämpfen in Ruhe und Stille gegen ihre Widersacher. Die Erfolge, die sie erzielen, behalten sie für sich oder ihre Verbündeten und weiter kümmert sich niemand darum. Mußte nun aus der Schiffahrt so viel Lärm gemacht werden? Der Deutsche Kaiser weilt im vorigen Jahr in Norwegen, beobachtet einen Hapagdampfer, der ein Wendungsmanöver ausführt und sendet ein warmherziges Telegramm an Ballin. Gut, das war ein impulsiver Akt, der Herrn Ballins Freude erregen durfte. Wäre es nun nicht besser gewesen, wenn die Angelegenheit damit ihr Ende gefunden hätte? Statt dessen mußte sie sofort von der Hapag in allen Blättern veröffentlicht werden. Was nutzt das der Hapag? Sie ist bekannt genug und solche Reklame wirkt auch nicht immer und auf jeden gut. Mancher will von der Veröffentlichung derartiger privater Meinungsäußerungen gar nichts wissen. Es ist nur Ballins Initiative zu danken, daß solche Telegramme an die Öffentlichkeit, wohin sie nicht gehören, gelangen. Ballin treibt hier eine schlechte und kurzsichtige Politik. In England wurde das Telegramm kommentiert — und zwar in einem Sinne, der ganz bestimmt der Hapag keinen Nutzen bringt. Die Veröffentlichung wirkte drüben wie eine Bestätigung für die Nützlichkeit der Subvention. Daran läßt sich doch nun und niemals etwas rücken und deuteln. Die Konsequenz liegt auf der Hand und es ist und bleibt ein Fehler, der Konkurrenz immer und ewig Waffen in die Hand zu drücken. Es führt zu nichts als zu Nachteilen. Als einer der englischen Riesendampfer auf Probefahrt ging, wurden einige deutsche Herren zur Mitfahrt eingeladen. Einer der Herren machte abfällige Bemerkungen über das Schlingern des Schiffes. Es kam dem Kaiser zu Ohren. Und daß es dem Kaiser zu Ohren kam und daß er sich darüber in einem für die deutsche Schiffahrt günstigen Sinne äußerte, mußte gleich in der Presse verbreitet werden. Das ist nicht richtig. Das ist ein Fehler, ich kann mir nicht helfen. Die Engländer haben uns diesen Vorfall sehr verübelt und ihre Mißstimmung gegen Deutschland wird durch derartige Dinge auch nicht beruhigt. Was haben wir eigentlich für ein Interesse daran, fortwährend unsere Schiffahrt als die mächtigste der Welt hinzustellen. Wir rücken damit jedesmal dem Engländer das vor Augen, was ihn am meisten schmerzt. Und das ist nicht geschäftsmäßig. Es gibt auch eine Grenze, wo der Kaufmann sich sagt: Meine Erfolge sind bekannt. Ich muß meinen Konkurrenten nicht immer durch Prunken reizen. In der Stille, in der Stille, ruhig und solide, mache ich meine Geschäfte. — Darauf muß es doch hinauslaufen. — Warum muß das Ausland fortwährend erfahren, daß sich der Kaiser in hohem Maße für die Hapag interessiert. Das ist unnötig.

 Man muß nicht aus jeder privaten Vorliebe des Kaisers eine Reklame machen wollen.

Früher hielt es der Engländer nicht der Mühe für wert, die deutsche Handelsflotte zu beachten. Da hat Herr Ballin aber nun endlich erreicht, daß man in England aufmerksam geworden ist. Er hat es gemacht wie eine Patrouille, die, statt schweigsam in Feindes Land vorzugehen, es nicht unterlassen kann, ihrer Freude über das bereits Erreichte in einer zwar ganz hübschen, aber sonst nicht nützlichen Art durch Trompetenstöße bekanntzugeben. Herr Thyssen ist ohne kaiserliche Glückwunschtelegramme weitergekommen. Sollte Herr Ballin das nicht auch können? Und wenn Herr Thyssen den Besuch des Kaisers erhielte, würde er sich jedenfalls nicht entschließen, ein Exposé darüber an die Presse zu geben. Warum denn auch — das sind Dinge, die nicht zum Geschäft gehören. Das sind Angelegenheiten, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Herr Ballin findet es nicht recht, daß fremde Reedereien subventioniert werden. Seine Ansicht ist gut und ganz in der Ordnung. Aber hat der Engländer ganz unrecht, wenn er sagt, Ballin habe, solange er kaiserliche Telegramme veröffentliche, auch gar keine weitere Subvention nötig?

Herr Ballin ist im Grunde nicht schuldlos an fremder Subventionspolitik. Er hat geirrt, hat schwer geirrt und ist, wo er fast stets scharfsichtig war, in diesem einen wichtigen und bedeutsamen Punkte, sehr kurzsichtig gewesen. Die Folgen trägt nicht er allein — sondern in corpore die ganze deutsche Schiffahrt. Nein, noch viel schlimmer: ganz Deutschland trägt sein Teil daran. Man durfte England bekämpfen, aber man durfte nicht fortwährend auf Erfolge, denen ja übermorgen, morgen, ja heute noch ein Rückschlag folgen kann, hinweisen. Englands Stolz ist seine Flotte. Es baut Kriegsschiffe, um diese Handelsflotte zu schützen. Aus keinem andern Grunde. Ist es nun klug und in der Ordnung, England fortwährend noch darauf aufmerksam zu machen, daß seine Handelsflotte bedroht ist? England hat selbst Augen. — In dieser einen Sache liegt so viel Unheil und so viel Schmerzliches, daß es nicht nötig ist, noch viele Worte drum zu machen.

## DIE HELDENTAT VON BENGT BERG (KALMAR)

Ein Zeitungsausrufer hält mir ein frisches Blatt entgegen — die italienische Flotte hat Beirut bombardiert! — — Eine lebhafte und glückliche Stadt — an einer fremden Küste — beschossen — zerstört — in einer Stunde vielleicht. Dies Geschehnis erinnert so bitter an das Schicksal einer

andern Stadt — lebhaft und glücklich — an einer fremden Küste — die auch einmal beschossen wurde und zerstört — in einer Stunde.

Ich werde erzählen —.

Es war eine Küste, wohin selten Menschen kommen und wo die Tiere wenig vom Menschen wissen. In Jahrtausenden hatten die kalten Strömungen und die harten Schollen des Eismeeres sie davor bewahrt, mit den Menschen Bekanntschaft zu machen. Eine Bekanntschaft, die ja gewöhnlich von den Tieren so teuer erkauft wird — mit ihrem eignen Leben.

Auf einer Insel in der Nähe Spitzbergens — einer kleinen kahlen Schäre nur — wohnte seinerzeit eine gewiß nicht unzählbare, aber doch große Schar von wilden Meervögeln.

Da waren viele andere Schären in der Nähe und große Inseln mit höheren Grashügeln und mehr Schutz gegen den Sturm, aber auf ihnen wohnten nicht so viele Vögel. Nur irgendein paar einsame Raubmöwen hatten dort ihr Nest. Und das rührte daher, daß all die Meervögel auf der kleinen Schäre ein so innerliches Bedürfnis gehabt, sich zueinander zu gesellen — ihre gegenseitige Nähe zu suchen zu Schutz und Freude — so wie alles Lebende droben im Norden sich zusammenschart auf eine kleine Fläche zur Wehr gegen die Gefahren der Einsamkeit und zur Erhaltung der inneren Wärme gegen die grausame, kalte Herrschaft des Eismeeres.

Wohl war es eine armselige Heimat, die sie gefunden.

Ein kahler und steiniger Strand, wo die Dünung sich wälzte und aufschlug, an den wenigen Tagen, wo die Brandung nicht brauste. Einige Schollen Treibeis dort hinaufgeworfen, wo die Wellen sie nicht mehr erreichten. Und dahinter — das einzige Weiche, das es dort gab, um ein Ei darauf zu legen — ein Rasen, der kein richtiger Rasen war, weil er nie grün wurde, wenn der Frühling sich dort hineinwagte — einmal im Juli. Das kam so, weil die jungen Sprößlinge die braunen Halme des Vorjahres nicht zu decken vermochten, ehe der frühe Herbst kam mit eisigem Athem und alles zunichte machte.

Und doch waren die Meervögel da, wohl an tausend.

Vielleicht waren sie um des Meeres willen da — weil das Wasser so reich an Muscheln und Fischen, in der Nähe der Schäre?

Ja — wohl war das Meer reich — aber nicht nur an ihrer Schäre, sondern überall bei den andern Schären auch. Und wenn sie auch nahe wohnten dem Reichtum des Meeres, was hatten sie wohl davon in den Tagen und Wochen, wo die Eisschollen von Osten her so dicht aufeinander trieben, daß ein Vogel vor Dunkelheit nicht sehen konnte, als er zwischen ihnen in die Tiefe ging, um Futter zu holen.

Diese Eisschollen waren ihnen oft im Wege, aber sie waren auch zum Schutze. Zum Schutze gegen die Annäherung der Menschen, die die Meervögel noch nicht kannten.

Und wenn auch ihre Schäre armselig und das Ufer kahl war und keinen Schutz bot gegen den Sturm, so waren sie doch reich. Ihr Reichtum lag darin, daß ihrer so viele waren, daß niemand unter ihnen, der keinen Gatten, und daß jedes Paar einige Eier in einer Bodenvertiefung hatte, die warmzuhalten jeder von ihnen seine letzte Daune hergab.

Wenn das Eis in dem späten Frühling brach, kamen sie von ihrer Reise dort hinauf. Die Eiderenten, die in der Mehrzahl waren und am meisten zusammenhielten, kamen in langen Reihen, längs der Wasserfläche, aber immer zwei und zwei — eins weiß und eins dunkel. Die großen Möwen, die nicht so viele waren, kamen auch Paar nach Paar und sammelten Moos auf dem nächsten Festlande, um doch auf der kahlen Schäre Wärme unter ihren Eiern zu haben, obwohl sie nie gelernt, die Daunen von sich zu pflücken, wie die Eiderenten es taten. Und nach ihnen, wenn der kurze Sommer nahte, kamen die Seeschwalben — alle in einer einzigen Nacht.

Gab dann der Sturm nur eine Weile Ruhe und lagen die Schollen und das Meer still, so war es, als sei nicht Raum im All für die Laute der Freude, die von der kahlen Schäre aufstiegen. Die Eiderenten watschelten gurrend hin und her oder lagen tauchend zwischen den Eisschollen. Die Möwen saßen, groß und sicher, auf jedem hohen Stein, um ein wachsames Auge haben zu können sowohl auf das Nest wie auf das Meer da draußen. Und die Seeschwalben lagen wie kleine weiße Flecke auf ihren Eiern oder schwebten zum Fischfang jenseits des Strandes.

Kam dann eine Raubmöwe, vorüberstreichend, um die Eier zu stehlen, die für sie alle das Teuerste waren, so hatte eine Seeschwalbe sie sofort erblickt und war über sie hergestürzt. Die Möwen erhoben sich und halfen und die Eiderweibchen eilten ängstlich ans Land, um das Nest mit ihrem Körper zu decken, so daß keiner sie berauben könnte.

Aber sobald die Raubmöwe verjagt war, so gurrten sie wieder behaglich. Die Möwen senkten sich zu ihren Steinen, und die Seeschwalben fuhren wieder auf Fischfang.

In solchen Tagen erschien die Vogelschäre hell und warm inmitten der kalten Welt dort oben. Die Schären um sie her, die großen Inseln und das feste Land mit seiner richtigen Erde, wo sogar ein Weidengebüsch Boden fand, standen so still und stumm, als könnten sie Neid fühlen über diese kleine kahle Schäre, die wunderlich auserwählt war, so viel neues Leben an ihrer Brust genährt zu sehen. Und das Eis lag bleich und weiß ringsumher, bleich wie vor Kummer, daß es kein Leben gebären konnte. Es war, als sei die Schäre selbst von der Gegenwart so reichen Lebens lebendig geworden. Als könnte sie eine Freude darüber fühlen, eine geliebte Scholle zu sein — die Freude, die das Leben allein einem Stück öder Erde schenken kann.

* * *

Es war ein Tag, als das Treibeis fort war — vielleicht war es eine Nacht. Im Sommer ist ja kein Unterschied zwischen den beiden, da droben.

Da gewahrten die Meervögel ein Fremdes, groß und ungeschlacht, das sich über das Meer näherte. Wie dieses fremde Ding mit der Sprache der Menschen genannt wurde, wußte keiner von den Vögeln da. Aber die Seeschwalben, die im Winter immer so weit nach Süden reisten, und die Möwen, die so klug waren, hatten viele Male hinter der Wölbung der Erde gegen Süden, über die sie zur Herbstzeit fuhren, solche großen Schiffe gesehen, womit die Menschen über die Meere fahren. Irgendeiner von ihnen hatte wohl ein solches Fahrzeug auch einmal im

Eismeer gesehen, aber nie war eines der Vogelschäre so nahegekommen.

Auf dem Fahrzeug, das dort kam, waren Menschen. Die Vögel sahen nur, daß sich dort etwas Seltsames bewegte. Das sah am meisten den großen, dunklen Seehunden ähnlich, die sich zuweilen bolzengerade über die Meeresfläche zu heben pflegten.

Es gab keinen unter ihnen, der aus Erfahrung die Menschen fürchtete, und doch griff eine Bangigkeit bei ihnen Platz, eine Angst, die sie nie verspürt, wenn ein Seehund in ihrer Nähe auftauchte.

Aber sie flogen nicht fort vor Angst. So viel fürchteten sie nicht. Sie saßen nur alle still und folgten mit den Augen den Menschen da draußen.

Von dem großen Fahrzeug trennten sich dann zwei kleine, und als die sich dem Ufer näherten, wurden in ihnen mehrere Menschen sichtbar.

Bis dahin hatten die Vögel in Erwartung stillgesessen. Als die Menschen aber ihre Absicht, zu ihnen zu kommen, deutlich zeigten, hob sich erst eine von den Möwen und dann mehrere, um stumm und staunend den sich nähernden Booten entgegenzuschweben.

Die kamen so friedlich rudernd auf die Insel zu. Die Möwen über ihnen sahen, daß mehrere von den Menschen lange blinkende Gegenstände in ihren Händen hielten, aber sie wußten nicht, daß eine Gefahr darin liegen konnte, und außerdem saßen die Menschen ja so still. Es war, als sei die ganze Fahrt unter dem Zeichen des Friedens unternommen.

Vielleicht hatten die Menschen da selbst den Gedanken — es war so ungewöhnlich, still ans Land zu fahren an einer Vogelinsel. Das war sonst nicht die Art dieser Menschen. Es lag über ihnen allen etwas Absichtliches.

Die Boote näherten sich jetzt dem Ufer und legten an, die Menschen stiegen aus und gingen ein Stück hinauf.

Es war niemand da, um sie zu zählen — die waren wohl fünf oder sechs — aber gibt es einen gerechten Gott, so weiß er, wie viel ihrer waren.

Die Eiderenten, die den Menschen im Wege saßen, gingen ruhig ein wenig zur Seite, einige Männchen gingen hinaus ins Wasser. Aber alle blickten nur harmlos staunend auf diese großen Geschöpfe, die keine Flügel hatten. Und ein paar Weibchen, die ihre Eier bebrüteten, da, wo der Fuß eines Menschen nahekam, gingen gar nicht davon, sondern schnappten nur mit dem Schnabel nach dem fremden Ding, um zu zeigen, daß sie dawaren und daß sie Frieden wünschten.

Und da ging einer der Menschen den andern ein paar Schritte voran und hob eine Hand, und von dem Augenblick an — eine Stunde und eine Ewigkeit — tobte der Tod, der gewaltsame Tod aus der Waffe der Menschen, über die armselige, reiche Heimat der Meervögel.

Eine Möwe, die über dem Kopf eines Mannes schwebte, wurde das erste Opfer. Jenes fremde, harte Geräusch, das mit ihrem Sturz vereint war, brachte alle Möwen der ganzen Insel auf die Flügel. Die Seeschwalben flogen auch auf und kreisten mit Lauten des Staunens über den Menschen. Nur die Eiderenten, die nicht

fassen konnten, daß es Unfrieden gab, gingen ganz still noch ein wenig zur Seite, um da wieder stehenzubleiben und mit verwunderten Augen das Vorgehen der Menschen zu verfolgen.

Diejenigen unter ihnen, die am Leben blieben, konnten später noch immer nicht fassen, daß ein Mensch — ein ungeahnt großes Geschöpf, das am Lande gehen konnte — plötzlich mit einem Fußtritt ein brütendes Eiderweibchen töten konnte und dann wieder mit demselben Fuß alle die Eier zertreten. Die Eier, die das einzige waren, was sie hatten — um deretwillen sie tausend Menschenmeilen gezogen, um sie auf diese Schäre zu legen — und für die sie ihre letzte Daune hergegeben, um sie zu wärmen.

Aber es war doch so. Der Tod war über ihnen — der gewaltsame Tod aus der Waffe der Menschen, den nie ein Tier fassen kann.

Sonst starben sie, einer und wieder einer — still — von Alter oder Krankheit, und zuweilen geschah es, daß einer in die Gewalt des Adlers fiel. Aber das war ein Tod, den zu ahnen sie ererbt hatten. Sie mußten ja so sterben.

Dies dagegen war ihnen unerklärlich. — — Ich habe nur eine Erklärung gefunden — das ist der letzte Satz dieser Geschichte — —

Eine Seeschwalbe, die ihr Männchen stürzen sah, fühlte eine Wut, und schoß mit einem Kreischen auf den Menschen, der am nächsten stand. Aber der Mensch hob wieder das blinkende Dunkle, das er in den Händen hatte und durch einen Feuerstrahl daraus stürzte auch das Weibchen. Es fiel zufällig neben den toten Gatten und blieb liegen mit gebrochenen Flügeln, das einzige unverletzte Auge auf seinen toten Körper gerichtet. Sterben konnte sie nicht — von zwei gebrochenen Flügeln und einem zerschossenen Auge. Auf ihren kurzen Beinen tappelte sie ein paar Schritte vorwärts, der Fuß des Menschen war ihr dabei so nahe. Er hätte mit einer einzigen Bewegung ihr Rückgrat brechen können, so wie er mit einem Tritt die Eier der Eiderente zerschellt, für die sie ihre letzte Daune hergegeben, um sie zu wärmen. Dann hätte der Tod sie erlöst, aber die Menschen, die zu der armseligen, glücklichen Vogelinsel gekommen, waren wahrlich nicht gekommen zur Erlösung.

Einige Eidermännchen, die vor Schrecken aufgeflogen, kamen in einer Reihe über die Insel gefahren, um nach dem zu sehen, was sie lieb hatten, nach Weibchen und Eiern. Sie kamen an einem der Menschen nahe vorbei. Da stürzten zwei von ihnen, den Schnabel bei der Wurzel abgeschossen.

Der Mann, der geschossen, stieß einen Fluch aus, er hatte zuweit vorausgezielt.

Aber die Eiderenten schwankten von Sinnen vor Schmerz und Blutverlust zum Wasser. Um zu tauchen und zu heilen vielleicht. Um doch zu verschmachten mit all den Muscheln des Meeres vor ihren hungernden Augen.

Ein andrer Eider — ein Weibchen, das eben ausgebrütet hatte und noch ihre Jungen wärmte, flog erst auf, als ein Schuß sie im Nest verletzte. Ein Schrot war ihr quer durch den Kopf gegangen — in ein Auge hinein, aus dem andern heraus — und sie fand keine Richtung mehr. Flatterte nur schwer im Kreis um das Nest herum, und aus ihren zerschossenen, ausgelaufenen

Augen rann das Blut. Und die Jungen, die noch kaum trocken waren, und mit ererbtem Gefühl glaubten, die Mutter wolle sie jetzt zum Wasser führen, hoben sich und flatterten nach — soviel sie flattern konnten, mit Flügelstümpfen, die noch keinen Ansatz zu Federn halten. Drei, vier Minuten tappelten sie um das Nest herum — pfeifend und ängstlich, weil die Mutter sie nicht abwartete — aber plötzlich wartete sie. Sie hielt inne und sank zusammen im letzten krampfhaften Zucken, des gewaltsamen Todes. Und die Jungen, die den Tod nicht kannten, sondern meinten, die Mutter hielte still um sie wieder zu wärmen, liefen alle zu ihr und suchten Obdach unter ihren toten Flügeln.

Aber die Menschen sahen nicht dahin. Die hatten kein Auge dafür; ihnen war es nur darum zu tun, zu entdecken, wo noch ein lebendiges Tier wäre — um noch ein Leben zu erlöschen — denn — sie hatten sich geeinigt, zum Vergnügen festzustellen, wie viele Vögel sie herunterschießen könnten — in einer Stunde.

Ein Mann, der zufällig mit einem Fahrzeug in derselben Gegend war — ein Mann, den ich sehr gut kenne — ging später an demselben Tage auf der Vogelschäre an Land, um nachzusehen und sein Erstaunen zu befriedigen über das, was die andern Männer dort eigentlich angerichtet. Der Mann kannte das Fahrzeug, von dem sie ausgegangen und wollte deshalb nicht seinen Augen trauen, aber er mußte es doch zuletzt, als er gezwungen war, eine Last Schüsse von seinem Schiff zu holen, um damit die Hunderte von flügellahmen Vögeln totzuschießen, die sich in stummen Qualen wälzten, wohin er kam auf der Schäre. Denn die Menschen, die da am Lande gewesen, hatten nicht um des Erwerbes willen getötet, die waren — das ist die bittere Wahrheit — ans Land gegangen, um festzustellen, wie viele Vögel sie herunterschießen könnten — in einer Stunde.

Es ist wohl zehn Jahre her jetzt oder zwölf.

Die Meervögel — die zurückgeblieben — haben sich vielleicht wieder gesammelt auf der kahlen Eismeerschäre. Auf dieser Schäre, die so wunderlich reich war von der Nähe der vielen Vögel und von den vielen Lebewesen, die an ihrer Brust genährt wurden, bis einmal die Menschen sie in Armut versenkten — in einer einzigen blutigen Stunde.

Ich bin nicht berechtigt, hier zu sagen, wer die Männer waren, die die armselige Vogelschäre ihres Glückes beraubten. Heutzutage kann der landesverwiesen werden, der das Leben einiger armseliger Tiere verteidigen will. Es ist ja auch nicht notwendig, das alles hier zu sagen. Nur das Geschehnis wollte ich erzählen.

Einmal wird doch recht gesprochen werden und — gibt es einen Gott, so weiß er, wer die Männer waren.

Aber eins steht in meinem Gedächtnis. Die Farben, die das fremde Schiff auf seiner Flagge führte, die Farben ja — die Insignien — so eigentümlich, daß ich gerade jetzt daran dachte, als die Stimme des Zeitungsausrufers durch die Menge fuhr:

— Die italienische Flotte hat Beirut bombardiert.

„Einstmals in später Zeit werden Jahrhunderte kommen,
denen wird die Binde von den Augen genommen.
Das Meer öffnet sich, und ein großes Land wird erstehen,
ein neuer Schiffer wird neue Erden sehen,
dann ist's um die äußerste Thule geschehen!"

Aus einem Chorlied der „Medea" des Seneca, das sich Kolumbus in sein Exemplar der Naturgeschichte des Plinius einschrieb.

## 1. Die letzte Werbung.

Im Feldlager der katholischen Könige Ferdinand und Isabella zu Santa Fé vor Granada anno domini nostri 1492. Die Großen von Aragonien und Kastilien sind um die beiden Majestäten im Zelt versammelt. Auf einen Wink Ferdinands wird Kolumbus hereingeführt. Er wirft sich vor den Königen nieder.

Ferdinand: Steht auf, Kolon! Es hat mir und meiner hohen und größter Verehrung würdigen Gemahlin, der erlauchten Königin von Kastilien und Leon angestanden, Euch noch einmal vor unser königliches Angesicht bescheiden zu lassen. Wir haben vor etlichen Jahren, da wir Euren kühnen, fast verwegenen Plänen zum ersten Male unser Ohr gnädiglichst geliehen haben, eine Junta zu Salamanca eingesetzt, eine Versammlung in allen Wissenschaften erfahrener gelahrter und geistlicher Herren zur Vernehmung und Prüfung seiner Mutmaßungen. (Jeronimo, der Prior von Prado, verbeugt sich dienstbeflissen. Der König fährt fort): Die Ergebnisse ihrer gewissenhaften Erforschungen Eures Unterfangens liegen in fünf Bänden, die Protokolle der Sitzungen und Disputationen umfassend, vor, und es haben sich mannigfaltige Bedenken und schwere Einwände gegen Euer vermessenes, mehr auf Schiffermärchen, denn auf bestimmte Aussprüche der Vorzeit gegründetes Vorhaben erhoben, gewichtige Zweifel, die mir die Möglichkeit einer solchen unsinnigen Fahrt, wie Ihr sie vorhabt, geradezu ausgeschlossen erscheinen lassen.

Isabella schiebt ihm ein Blatt zu.

Ferdinand (sich besinnend): Indessen meine großherzige Gemahlin, die Königin von Kastilien und Leon ist gütigst geneigt, Euren absonderlichen Ideen noch ein andres Mal Gehör zu schenken. Wohlan! So beginnt! Ihr habt das Wort.

Kolumbus: In nomine sanctae trinitatis! Allerchristlichste, allerhöchste, allerdurchlauchtigste und großmächtigstige Fürsten, König und Königin von Spanien und der Inseln des Meeres! Es hat einer angesehenen und vielseitig geschätzten Junta gefallen, den Eimer des Zweifels und der Bedenklichkeit über meinen großen von Gott gewollten Plan auszuschütten. Ohne mich und die erhabene Sache, der ich diene, widerlegen zu können, hat man allerlei Argumente, Schlüsse und Aussprüche gegen mich zusammengetragen, deren Widerlegung mir einzig durch die Tat vorbehalten bleibt. So hat einer der geistlichen Herren die These ausgesprochen, daß man, die Kugelgestalt der Welt angenommen, wohl westwärts die Wölbung hinabsegeln, dann aber auf dem Rückwege niemals mit dem Schiff bergan steuern könne. Ergo würde ich Indien auf dem neuen Wege vielleicht erreichen, aber niemals die Fahrzeuge, die mir Eure Majestäten anvertrauen würden, wieder heimbringen können.

Der Prior von Prado: Bei der Behauptung bleib' ich.

Kolumbus: Es ziemt sich nicht, die Zänkereien von Salamanca hier vor den Königen fortzusetzen. Andere wieder haben Stellen aus gelehrten Schriften des Seneca, des Aristoteles oder des heiligen Augustinus wider mich herangezogen, deren ich wohl kundig bin, obschon ich die meiste Zeit meines Lebens zwischen Wasser und Himmel verbracht habe. Man hat freilich dabei zu bedenken vergessen, daß von meiner geplanten Entdeckung als einer bisher unerhörten Begebenheit noch in keinem Buche sicheres zu lesen ist, außer in der heiligen Schrift. Vornehmlich aus dem begnadeten Munde des gewaltigen Propheten Jesaias ist meine feste Ansicht schon im voraus bestätigt worden. So, wenn der dreieinige Gott — es steht im 65. Kapitel seiner göttlichen Offenbarungen im Vers 17 — durch ihn redet: „Ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde machen." Des weiteren überreiche ich hiermit Euren Majestäten ein Büchlein, darin ich alle Stellen aus den heiligen Schriften der alten Propheten, der Apostel sowie unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, in denen mein Plan gutgeheißen oder im voraus verkündet wird, angeführt habe.

Ferdinand (den Traktat annehmend): Das läßt sich hören!

Kolumbus: Eure Majestäten stehen im Begriff, das letzte Bollwerk der Ungläubigen in Spanien zu erobern. Der Tag ist nahe, da die beiden königlichen Banner Eurer Hoheiten von den Türmen der Maurenburg Alhambra über Granada flattern und der letzte heidnische Fürst aus dem Stadttor demütig gebeugt naht, Euren Hoheiten und dem königlichen Prinzen in Ehrfurcht die Hände zu küssen.

Isabella: Sprecht weiter, Kolon!

Kolumbus: Wie ließe der ersehnte Tag sich schöner krönen, als daß Eure Majestäten mich, Euren untertänigsten Diener Christobal Kolon, in jene von der heiligen Schrift verkündeten Länder entsenden möchten, den heiligen christlichen katholischen Glauben in Eurem Namen auch den fernsten Völkern Indiens zu bringen, die sich unter der Herrschaft des Großchans dem Christentum entgegensehnen, wie Granada jetzt Eurer harrt.

Isabella (aufspringend): Ich wag's auf ihn.

Ferdinand: Gemach! Laßt uns erst seine Bedingungen vernehmen! (laut) Und was würdet Ihr, gesetzt den Fall, daß wir uns entschließen könnten, Eurem waghalsigen Vorschlag Gewähr zu geben, für Euch zum Lohn verlangen, wenn Euer unsicherer Plan gelingen sollte?

Kolumbus: Eure Hoheiten wissen es. Es sind die alten Forderungen.

Ferdinand: Wie hießen sie noch gleich? Wiederholt sie mir?

Kolumbus: Sie stehen auf jenem Pergament zu unterst der Akten auf dem Tisch vor Euren Majestäten.

Ferdinand: So redet doch! Ich verlange es.

Kolumbus: Ich fordere den Adelsstand für mich und meine Familie, den Titel „Admiral des Weltmeers", Amt und Würde eines Vizekönigs und lebenslänglichen Statthalters aller entdeckten Inseln und Festländer, den Zehntel aller königlichen Einkünfte an Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, Metallen und Gewürzen, das Recht, bei allem Handel mich auf jedem Schiff mit einem Achtel des Wertes beteiligen zu dürfen.

Ferdinand: Nichts mehr? Ihr habt keinen Eurer Ansprüche vergessen in der Wartezeit, Kolon! Ich hatte gewähnt, daß die nicht geringe Unterstützung, die wir Euch zu Eurem Leben an unserm Hofe seit fünf Jahren zufließen lassen, Euch bescheidener in Euren Forderungen gegen unsere Krone gemacht hätte.

Kolumbus: Hoheit, ich bin der Sprößling eines großen genuesischen Admirals, ich bin als ein Fremdling hier völlig dem Schutz und der Gunst Eurer Majestäten überantwortet.

Ferdinand (leise zu Isabella): Ihr seht, es ist ein Schwätzer und ein rothaariger Schwindler und Abenteurer dazu. Er hat Portugal heimlich verlassen müssen, weil er mit der Justiz dort in Fehde geraten ist, hab ich in Erfahrung gebracht. Seine Forderungen sind unsinnig maßlos. Er ist ein Verrückter, das tritt immer mehr zutage. Ein Glücksjäger und Narr sollte eine neue Welt entdecken?

Isabella: Er muß seiner Sache sehr sicher sein, daß er so viel verlangt und von keinem einzigen Punkt abgelassen hat in all den Jahren. Ich hätte Lust, drei Schiffe auf ihn zu setzen, mein Freund.

Ferdinand: Liebe Törin! Wir wollen die Entscheidung bis nach dem Segen vertagen, wenn es dir recht ist. (Sie nickt ihm zu. Er verkündet laut:) Wir sind entschlossen, Kolon, über Euren ungeheuerlichen, Gott geradezu versuchenden Plan nochmals in heißem Gebet mit der heiligsten Jungfrau zu Rate zu gehen. Wir werden Euch mit nächstem unsere Entscheidungen kundtun. Zur Kapelle alle und zum Abendgottesdienst!

(Er schreitet mit der Königin voran zur Kirche. Der Hofstaat folgt ihm. Fernando, der Begleiter und Freund des Kolumbus, tritt auf ihn zu. Kolumbus fährt ihn auf italienisch an.)

Kolumbus: Eile! Mach alles fertig! Wir reisen heut abend noch fort. Nach Frankreich, hörst du! Weck mein Söhnchen, das ich mehr liebe als mich selbst. Miete zwei Maultiere für uns! Vorwärts!

Fernando: Wie? Heute, wo der König so gnädig zu Euch war?

Kolumbus: Es geschieht zum Schein, verstehst du. Sahst du, wie die Königin erregt wurde? Man muß die Kohlen schüren, wenn sie glimmen. Alles kommt auf den Augenblick an. Packe unsern Hausrat vor aller Augen auf! Erzähle jedem, daß wir nach Paris reisen! Sprich vom König von Frankreich, als ob es mein Bruder wäre!

Fernando: Es fehlt nicht viel daran, Herr, wo Ihr Euch den Abkommen eines großen genuesischen Admirals genannt habt.

Kolumbus: Schweig doch! Lehr' mich die Spanier kennen! Meinst du, man vertraute mir hier eine Barke, geschweige denn eine Karavelle an, wenn ich rund erzählte, daß mein Vater Domenico ein armer Wollweber sei, der seine alten Tage kümmerlich in einer finsteren Gasse Genuas vertäte? Mach hurtig! Jetzt oder nie! Wir müssen ins Feuer blasen.

Fernando: Hättet Ihr nicht besser eine um die andere Eurer hohen Forderungen an die Könige fallenlassen!

Kolumbus: Misch dich nicht drein! Sie werden mir noch genug herunterhandeln, wenn ich am Ziele bin. Aber einen Großadmiral, einen Vizekönig und gobernator perpetuus aller von mir zu entdeckenden Inseln und Festländer werden sie gnädiger

behandeln müssen, als einen bescheidenen hergelaufenen Italiener. Im Grunde bewundern sie meine großen Ansprüche mehr als meine Pläne. Vorwärts! Pack auf! Wir müssen ein paar Meilen weit sein, eh' sie uns einholen und zurückbitten. Man muß den Wind nützen, wenn er endlich bläst. Fast zwanzig Jahre hab' ich auf diese Stunde gewartet, vierzehn Jahre in Portugal und fünf Jahre hier, gewartet wie ein Galeerensklave auf die Befreiung, weißt du, was das heißt?

Fernando: Ich tue, was Ihr befohlen habt. (Sie gehen auseinander.)

## 2. Der Traum des Kolumbus.

Kolumbus (der Admiral des Ozeans, sitzt in seiner Kajüte auf dem Verdeck des Flaggschiffs Santa Maria. Die zweite seiner drei Barken, die Pinta, die bemalte, fährt als der bessere Segler voran. Das dritte Schiffchen, die Nina, die kleine, folgt hinter ihm. Es ist tiefe Nacht. Er grübelt bei einer Tranlampe über seinem Schiffsbuch): Heute machten wir 40 Meilen. Ich will nur 30 notieren. Ich bin gezwungen, eine doppelte Berechnung zu führen. Im Schiffsbuch ist zu lesen, daß wir 720 Meilen seit den kanarischen Inseln zurückgelegt haben. Wie würde die Mannschaft erst murren und meutern, wenn sie wüßte, daß uns bald tausend Meilen von der letzten Wohnstätte der Menschheit trennen. Sie wären längst heimgetrieben ohne mich. Gott schicke uns morgen in der Frühe wieder grünen Seetang auf den Wellen zu, daß die andern mit mir an die Nähe des Landes glauben können! (Er stößt die Türe auf.) Welch eine balsamische Luft! Hört, wie viel Vögel über uns flattern! Sie begleiten mein Schiff wie meine Hoffnungen. Welch ein liebliches Geräusch ihre Flügel in der Nacht machen! Man könnte dabei einschlummern. Ich hätte es wohl verdient. Seit vierzig Tagen kenne ich keinen Schlaf mehr. Ich habe auf ihn verzichten gelernt, um den Majestäten, die mich entsandt haben, jede Nacht zu beschreiben, was mir tagsüber begegnet ist. Es ist wohl das Schwerste für uns Menschen, Herr über den Schlaf zu werden. (Er beginnt mit offenen Augen zu träumen.) Wo bin ich? Welch ein herrliches Land ist dies? Wie die Terebinthenbäume duften! Die laue Luft ist schöner als die Andalusiens im April. Welche üppige Wildnis herrscht hier! Seht doch, wie die blauen gezackten Berge in den Himmel wachsen. O diese bunten Fische und Vögelschwärme! Sind das nicht Nachtigallen, die dort schlagen? Hört ihr? „Hier gibt es keinen Winter!" singen sie. Wie grün hier alles ist und wie frisch und jungfräulich! Wächst dort nicht Zimmet oder ist es Zuckerrohr oder Muskat oder Ingwer? Wie gewürzreich die Luft ist und wie süß zu atmen! Die Hunde bellen hier nicht, die Vögel sind zahm und die Menschen lächeln, wenn sie sprechen. Die Nähe des Paradieses im Osten, das von der Sündflut verschont blieb, kündet sich an.

(Die Stimme des Matrosen Rodrigo de Triana hallt von der Pinta durch die Nacht: „Tierra! Tierra!")

Kolumbus (fährt auf und stürzt heraus): Und ich war doch der erste, der das Land gesehen hat. Es war in mir, längst eh' jener Schiffsknecht dort den flachen Strand im Mondlicht erblickte. Es hat sich schon in mir wiedergespiegelt, tausendfach, da ich als Jüngling das Meer befuhr. Mir gebührt der Lohn. (Die Mann-

schaft erwacht. Die Kanonen werden gelöst, die Flaggen gehißt und die Segel eingezogen. Die Schiffe legen bei, um den Anbruch des Tages, des 12. Oktober 1492, zu erwarten.)

### 3. Die Landung.

(Kolumbus fährt mit den beiden Kapitänen der andern zwei Schiffe in einem Boot an die Insel. Die Eingeborenen, braune, wohlgeformte Menschen, umdrängen ihn heiter lächelnd. Sie gehen alle, Männer wie Frauen, ganz nackt. Einige haben schon die Goldplättchen, die sie an den Nasenlöchern zu tragen pflegen, bei den Matrosen gegen ein Stückchen Schnur oder einen alten Nagel eingetauscht.

Kolumbus springt mit gezücktem Degen ans Land; er sticht die Waffe in die Erde und entfaltet die königliche Fahne und die Schiffsflaggen mit einem grünen Kreuz, zwei Kronen und den Buchstaben F und Y (Ferdinand und Isabella): So ergreife ich Besitz von diesem Land in nomine domini nostri Jesu Christi und rufe dich Martin Alcuso und dich Vicente Yanez Pinzon als meine Kapitäne und Euch Rodrigo Descovedo und Rodrigo Sanchez von Segovia als meine Flottenschreiber zu Zeugen dafür an, daß ich dieses Territorium für unsere erhabenen Herren, die unbesiegbaren Majestäten von Spanien, entdeckt und erobert habe, und daß hinfüro keine andere Macht Anteil habe an diesem westindischen Lande, das wir erreicht haben. Richtet ein gewaltiges Kreuz auf am Strande zum Zeichen dessen, daß der wahre christlich-katholische Glauben hier seinen Einzug genommen hat, und daß die heilige Dreifaltigkeit, die mich zu ihrem Sendboten über die Meere auserwählt, diese Insel ihrer hohen Gnade teilhaftig gemacht hat. Binnen kurzem hoffe ich diese Wilden dort, die ich für mich bereits als Christen betrachte, dem Kreuz und der heiligen Jungfrau zu unterwerfen. Sie scheinen kaum eine Religion zu kennen, um so leichter wird es sein, sie unsers wahren Glaubens teilhaftig zu machen. Daraufhin taufe ich die Insel, die sie bewohnen, nach dem Namen des, der uns alle erlöset hat, San Salvador!“

Die Eingeborenen haben sich, scheu geworden durch solche Zeremonien, ein wenig zurückgezogen. Ein Neugieriger greift in das blitzende Schwert des Admirals, bis ihm die Hand blutet. Man befragt die Wilden durch Zeichen, wie sie dies Eiland nennen. Sie lachen und jubeln: „Guanahani! Guanahani!“ und zerstreuen sich in ihre Siedlungen und verkünden den dort zurückgebliebenen alten Leuten: „Die Sage hat sich erfüllt, die unser Volk sich erzählt von den Urvätern her. Es sind Menschen aus den himmlischen Regionen zu uns herabgestiegen. Kommt! Laßt uns ihnen Trank und Speise bringen und ihnen alles, was unser ist, opfern!“)

### 4. Der Empfang.

(Auf der Burg zu Barcelona. Der ganze Hof ist um die beiden katholischen Majestäten gruppiert. Zahlreiche Ritter aus Kastilien, Katalonien, Valencia und Aragon, die sich im Kampf gegen Granada auszeichneten, sind zugegen. Kolumbus wird hereingeführt. Nach dem Beispiel des Königs und der Königin erheben sich alle Großen, als er erscheint. Isabella reicht ihm die Hand zum Kuß.)

Ferdinand: Gott dem Allmächtigen und Allgütigen hat es

gefallen, uns in dem vergangenen glorreichen Jahre, dessen wir in ewig erneuerten Dankgebeten bis an unser seliges Ende gedenken werden, zweierlei in seiner großen Gnade zu gewähren: den Fall Granadas und damit die Vertreibung der letzten Ungläubigen aus unserm uns rechtmäßig zustehenden Lande sowie die Entdeckung und Eroberung Westindiens durch unsern tapfern und großen Admiral, Don Christobal Kolon. Ausgerüstet mit unserm vollsten Vertrauen und einer Flotille von drei vortrefflichen Fahrzeugen ist es diesem Helden gelungen, seinen hochherzigen Plan auszuführen, dem wir allein von allen Fürsten der Erde von vorneherein zugeneigt gewesen sind. Allen widerstrebenden Ansichten zum Trotz, die hochgewichtige, gelehrte und kluge Männer gegen sein gewaltiges, die Welt überschauendes Vorhaben anzuführen wußten, haben wir, ohne lange zu zögern, seine richtige, ich möchte fast sagen, einfache Ansicht von der imago mundi zu der unsrigen gemacht und ihr damit die vollkommenste Autorität verliehen. So ist es diesem unserm getreuen Diener geglückt, seinen edlen, Gott wohlgefälligen Plan auszuführen und den neuen Seeweg nach den indischen Ländern zu entdecken und damit seinen Namen unvergänglich zu machen.

Mein Admiral! Die Kunde von den unerhörten Wundern Eurer Reise ist wie die Fama vor dem Sieger Euch vorangezogen und das Gerücht von dem Gold, den Edelsteinen, den Früchten, den Papageien und den sechs braunen Menschen, die Ihr mit Euch bringen sollt, ist bereits zu unsern Ohren gedrungen. Wenn aber auch nur die Hälfte von diesen märchenartigen Berichten wahr sein sollte, so sind wir geneigt und verkünden es hier von vornherein laut und vernehmlich, Euch, so es Euch ein zweites Mal gelüsten sollte, die Fahrt nach dem Goldland anzutreten, eine Armada von zwanzig Schiffen und mehr als tausend Seeleuten und Kolonisten mitzugeben und anzuvertrauen. Es wird Euch ein leichtes sein, mit solch gewaltigen Hilfsmitteln die Gefahren des Meeres zu überwinden, das Euch, wenn anders wir recht unterrichtet sind, auf der Rückkehr in einem entsetzlichen Sturme fast vernichtet hätte, wobei wir uns schmeicheln dürfen, daß die Gebete, die wir indessen hier zu Eurer Wohlfahrt sprechen ließen, nicht wenig mit zu Eurer Errettung beigetragen haben. Und nun beginnt mit Eurem Bericht, mein Admiral! Setzt Euch dabei und bedeckt Euer Haupt! Wir wollen, daß Ihr unsern ersten Granden und Rittern gleich geachtet sein sollt. (Allgemeine Bewegung.)

Kolumbus fängt an zu erzählen.

## 5. Der wahre Dank.

(Aus einem Brief der katholischen Könige, enthaltend geheime Instruktionen an den Untersuchungsrichter Francisco de Bobadilla, sieben Jahre danach.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Allen diesen fortgesetzt bei uns einlaufenden Beschwerden gegen den Admiral und Statthalter Christobal Kolon, wenn auch widerwillig Gehör schenkend, haben wir beschlossen, Euch als Inquisitor mit königlicher Vollmacht nach Hispaniola zu senden. Wir ermächtigen Euch, kraft der Beglaubigungsschreiben, die wir Euch hiermit aushändigen, gegen die Person des obgenannten Admirals vorzugehen. Wir wollen, daß Ihr als ein gerechter, aber

strenger Richter sämtliche Vorwürfe, die man gegen den Genuesen erhoben hat, genau auf ihre Wahrheit untersucht und dann aburteilt. Wir wünschen, daß Ihr durchaus keine Schonung walten läßt, ohne damit die geringste Rechtsverletzung gestatten zu wollen.

Gegeben zu Bargos, den 13. Februar 1500.

Ich der König. Ich die Königin.

### 6. In Ketten.

(Im Verdeck des zur Untersuchung der Umtriebe des Genuesen abgesandten Schiffes auf seiner Heimfahrt nach Kastilien.)

Kolumbus (die Hände mit einer Kette gefesselt, stößt seinen in gleicher Weise geschmückten Bruder an, der neben ihm schlummert): Wach auf, Bartolomaeo! Schlafe nicht mehr! Sie beten oben das Salve vor der Nacht, hörst du nicht? Wir müssen zu Gott beten und danken — —.

Bartolomaeus: Wofür? Daß man uns in Ketten geschlossen hat wie Ungläubige, daß man uns in dies Loch geworfen hat wie Sklaven und Mörder, uns, die wir ihnen den Weg zu Gold und Perlen erschlossen und aus dem vorher armen Spanien das reichste Königtum der Welt gemacht haben!

Kolumbus: Sprich nicht so, mein Bruder! Antworte mir, du Kleingläubiger: Ist es Gott oder die Welt, durch die uns soviel Trübsal kam? Hat er mir nicht Indien und die Schlüssel zu den Grenzen des Ozeans gegeben, wie er es mir verheißen hat? Er hält seine Verheißungen und Versprechungen anders wie Könige, so ist sein Brauch. Gib mir die Hand, Bartolomaeo! Du bist der jüngere von uns. Du wirst mich überleben. Schwöre mir das eine, daß du mir diese meine Ketten mit in den Sarg legen wirst! Ich will so vor meinem Gott erscheinen am jüngsten Tage. Er wird mir alle meine Sünden vergeben um dieses Anblicks willen. Schwöre mir das! Und nun laß uns beten!

### 7. Die letzte Reise (1503).

(Aus dem Bericht, den Kolumbus nach seiner Begnadigung durch die katholischen Majestäten an sie von seiner vierten Reise nach Indien, auf der er das Festland entdeckte, geschrieben hat.)

Ich schreibe dies von der Insel Jamaika aus. Als ich bei der Insel Hispaniola angelaufen war, wurde mir vom Kommandanten verboten, in das Land zu gehen oder auch nur zu landen. Der Sturm in der Nacht darauf war fürchterlich und zerstreute meine vier schwachen Schiffe. Aber die Häfen waren mir verschlossen, welche ich nach dem Ratschluß Gottes um den Preis meines Blutes für Spanien entdeckt hatte. 88 Tage lang hat mich der fürchterliche Sturm verfolgt und ich sah während dieser Zeit weder die Sonne noch die Sterne. Die Schiffe schöpften nach allen Seiten Wasser, die Segel waren zerrissen. Selbst ein Hiob wäre in solcher Lage verzagt, ja verzweifelt. Man hatte ja schon viele Stürme erlebt, aber keiner war so schrecklich, keiner hatte so lange gedauert. Auch die Unerschrockensten meiner Leute verloren ganz und gar den Mut. Dazu quälten mich die Sorgen um meine Söhne und Angehörigen. Denn so groß ist mein Glück, daß Jahrzehnte treuen Dienstes inmitten der gefährlichsten Arbeiten und Erschöpfungen mir nicht so viel eingebracht haben, daß ich in

Kastilien das geringste besäße und daß, wenn ich essen oder rasten will, ich es nur im Gasthaus oder der Weinschenke kann. Meist fehlt mir sogar diese Hilfsquelle, weil ich nicht so viel besitze, daß ich die Zeche bezahlen könnte. Nie war das Meer so hoch, so fürchterlich, so schäumend gewesen. Nie hatte der Himmel ein so gräßliches Aussehen gehabt; er brannte Tag und Nacht wie ein Schmelzofen und die Blitze zuckten derart, daß ich jeden Augenblick nachsah, ob meine Masten und Segel nicht angesengt seien. Während dieser ganzen Zeit fiel der Regen in Strömen oder vielmehr, man kann nicht sagen, es regnete, sondern es war eine neue Sündflut. Alle wünschten zu sterben, um dieses Elend loszusein. Meine Wunde brach wieder auf und ich war vom Fieber geschüttelt, inmitten aller dieser Drangsal. Ob irgendein andrer Mensch schon größere Schrecken durchgemacht, weiß ich nicht. Ich hätte mögen, daß die da drüben, die so behaglich mit Tadel und Vorwürfen um sich werfen, man hätte dies und das anders machen sollen, mit auf der Reise gewesen wären. Aber ich glaube, daß eine andre Reise noch an sie kommen wird.

Endlich war das Wetter ruhiger geworden und ich gelangte nach Jamaika. Alle meine Fahrzeuge waren von den Würmern zernagt und durchfressen wie ein Wespennest. Man konnte des Wassers, das in sie eindrang, kaum Herr werden mit drei Pumpen, Kübeln und Wasserkesseln. Wer kann glauben, was ich hier schreibe? Ich versichere, daß ich in diesem Brief nicht den hundertsten Teil von dem schreibe, was mir widerfuhr; die mit mir waren, können es bezeugen. Wenn es Euren Hoheiten gefällig wäre, mir die Gnade zu erzeigen, ein Schiff zu schicken, das mich von der Insel Hispania nach Kastilien zurückbringen könnte! Von hier bis zu dieser Insel sind es nur 28 Meilen Weges. Eure Hoheiten haben mir verboten in Hispaniola anzufahren. Gott weiß, ob das ein glücklicher Befehl war. Ich schicke diesen Brief durch Indianer; es wäre ein Wunder, wenn er ankäme.

Oft, als wir so erschöpft durch das Meer hinzogen, kam meinen Gefährten die absurde Idee, wir seien verzaubert und sie glauben es noch. Ich selbst bin so unglücklich, als ich es sage, und es ist nicht ein Haar meines Hauptes, das nicht weiß wäre. Ich bin krank und habe alles, was mein war, verausgabt. Jeden Tag den Tod erwartend, von einer Million grausamer, feindlich gesinnter Wilden umgeben, bin ich den Sakramenten unsrer heiligen Kirche so fern, daß meine Seele wird vergessen werden, wenn sie sich hier von dem Körper trennt. Bis jetzt habe ich über die andern geweint; nun möge der Himmel sich meiner erbarmen und die Erde über mich weinen.

## 8. Das Ende (1506).

(Zu Valladolid in einem hohen kahlen Saale im Erdgeschoß eines verfallenen Hauses. Kolumbus liegt in einer braunen Kutte ähnlich denen, die die Bettelmönche tragen, auf seinem Bett. Er fährt aus dem Schlafe auf.)

Kolumbus (schreiend): Martinez, Martinez! Hörst du nicht? Martinez! Bring Licht! Ein Bote vom König ist gekommen. Licht, sage ich! Der König hat nach mir gesandt. Licht!

Martinez, (ein verkrüppelter Zwerg, schleift sich hustend mit einer Stallampe heran): Exzellenz, Ihr träumt! Der König

schläft nebst allen seinen Untertanen. Um diese Zeit ist nur der Nachtwächter, der Abdecker und der Großinquisitor wach. Und von allen Boten kommt nur der Tod in solcher Finsternis, weil er alle Wege weiß.

Kolumbus (sich besinnend): Welche Stunde mag es sein, Martinez?

Martinez: Die zweite Stunde hat eben der Wächter abgesungen. Mein Hund schlug dabei an. Ich konnt' es nicht genau vernehmen, Exzellenz!

Kolumbus: Du hast recht gehört. Um diese Zeit wache ich immer auf in der Frühe und kann nicht mehr schlafen. Es ist die Stunde, da wir zum erstenmal das neue Land im Westen sahen. Was träume ich denn? Die Königin ist seit mehr als einem Jahr tot, und Ferdinand hat mich vergessen, mich, einen armen, alten, schiffbrüchigen Mann. Er hat nie recht zu mir gestanden. Er wird glauben, genug für mich getan zu haben, wenn er mir eine schlechtgereimte Grabschrift dichtet. Was hat er mir nicht alles versprochen, als ich heimkam das erstemal? Ich bestehe auf nichts. Ich bin nur mehr ein Pilger zum Himmelreich. „Gold, Gold!" wollten immer alle von mir, vom König an bis zum Küster. Wie sie mich ekeln!

Martinez: Man muß doch davon leben, Exzellenz!

Kolumbus: Hörst du, da ist die Stimme wieder, die so oft auf dem Meere zu mir kam. Hörst du, was sie sagt: „O, du Kleingläubiger, fürchte dich nicht, habe Vertrauen! Alle deine Trübsal ist in Marmor geschrieben, und das nicht ohne Grund." Jetzt weiß ichs wieder, was mir heute nachmittag begegnet ist, Martinez, da ich in der Sonne durch Valladolid humpelte. Mein Denkmal, ja, auf schweren steinernen Füßen kam es gekrochen, von weitferne her, aus weißem Marmor, von ganz Hispanien mir errichtet. Lach nicht, du Hund! Man wird es einst der Welt erzählen, wenn die Verleumder keine Macht mehr haben. Ich weiß es, auch ohne dein Lachen, ich war wahrlich kein Sohn, der durch eine Stiefmutter erzogen werden durfte. Wenn ich Indien gestohlen und den Mauren gegeben hätte, könnte man mir in Spanien nicht größere Feindseligkeit erzeigen, diese Worte sollte man auf mein Denkmal setzen. Ich habe sieben Jahre am kastilischen Hof verbracht, während welcher Zeit alle, die über meine Sache sprachen, sie als reinen Spott behandelten. Jetzt will jedermann bis zum Schneider Entdecker werden.

Martinez: Heute bewies mir einer, daß Ihr Indien nicht gut verwaltet hättet, Exzellenz.

Kolumbus: Ich bin ein Seefahrer und ein Meerwolf. Warum wollt Ihr mich zum Beamten machen und mich aburteilen wie einen Krämer? Ich kann frieren, hungern, dürsten und wachen bis über einen Monat lang und bis zur Blindheit beinahe, ich hab's bewiesen; aber ich kann nicht rechnen. Deine Lampe erlischt, Martinez. Zünd' ein Feuer an im Kamin, daß wir Licht haben!

Martinez: Wir haben nur noch wenig Reisigholz, Exzellenz.

Kolumbus: Steck' es an, sag' ich dir! Hör! dort auf dem Sims stehen ein paar dürre Palmzweige von Kuba und verdorrte Früchte und Farbhölzer und Tabakblätter und eine Reihe Götzenbilder. Wirf alles mit ins Feuer, damit ich mich daran wärme und es uns leuchte! Es geht zu Ende mit mir. Weg mit den

Götzenfratzen. Ich mag sie nicht mehr sehen. Ein Häuptling der Indianer auf Haiti hat sie mir geschenkt. Er ging ganz nackt, aber voll Anstand und Würde. Ferdinand im Kreise aller seiner Granden sieht nicht ehrfürchtiger aus. Er liebte mich mehr als alle andern Menschen. Wir haben unsere Namen getauscht, Guacamari heiße ich nun eigentlich. Wer weiß, ob ich recht tat, die Arbeit und die Waffen in jene Paradiesinseln hinüberzutragen! Ist es nicht, Martinez, als ob die Götzenbilder in der Feuersglut zu weinen und zu schreien anfingen?

Martinez (den Brand schürend): Was Ihr nicht alles hört, Exzellenz!

Kolumbus: Amerigo Vespucci, mein Landsmann und Freund, hat mir einreden wollen, ich habe nicht Indien, noch die Inseln des Großchans oder des Paradieses, noch Ophir, das Goldland, noch Japan, noch die Länder des Ganges, sondern eine ganz neue Welt entdeckt. Ich will nichts davon wissen. Ich sterbe in meiner alten Welt. Ich bin nur ein Mensch und ein Abgesandter Gottes, nicht er selber. Sind alle Götzenbilder verbrannt, Martinez? Gib mir das Kruzifix in die Hand! So! Komm, du Martermann! (zum Kruzifix sprechend): Schau mich an mit deinem brechenden Blick von deinem Kreuz! Wer hat mehr gelitten, du oder ich? Laß uns Auge in Auge zusammen sterben wie zwei Brüder!

# MEIN KAMPF UM DEN NORDPOL

## VON DR. FREDERIC A. COOK (NEW YORK)

Am 21. April 1908 erreichte ich einen Punkt der silberglitzernden Wüste des Polareises und eine Woge wilder Freude schwellte mein Herz! Ich sehe die Sonne ganz niedrig über dem Horizont stehen, der hier und da in Lichtwellen leuchtet, wie die Spitze einer langen, gebogenen, glänzenden Klinge. Die Feuerkugel, bald verhüllt von purpurnen, silberdurchwobenen Nebeln war in ein schwach leuchtendes Lila getaucht. Durch die offenen Risse der in ständiger Bewegung befindlichen Eisfelder steigen eisige Schichtwolken empor. Die Strahlen der Sonne, nach allen Richtungen abgelenkt, täuschen eine Perspektive der entfernten, phantastischen Eisgebilde vor, die wie ein Ruderblatt in stillem, tiefem Wasser erscheinen. In

---

Dr. Frederic A. Cook ergreift in der „Zeitschrift" das Wort, um zum erstenmal ausführlich zu deutschen Lesern zu sprechen. Ich meine, er hat ein gutes Recht darauf, wenigstens auch gehört zu werden. Wir haben in deutschen Blättern bisher nicht viel mehr gehört als zuerst Telegramme, die die Entdeckung des Nordpols durch Cook zu melden wußten; ohne Übergang folgten dann Nachdrücke der Angriffe Pearys. Ja, ist nicht schon manchem die Vermutung gekommen, daß es mit a priori gefällten Mißtrauensvoten nicht getan sei? Man soll beide Teile reden hören; und das haben wir nicht getan. Peary ist allein nicht maßgebend. Die Kopenhagener Universität hat Cook nicht abgelehnt, sondern hat nur gesagt, daß sein vorgelegtes Material noch kein vollgültiger Beweis sei. Cook schildert wie ein warmherziger, sympathischer Mensch. Seine Argumente sind auf jeden Fall ernst genug, um erwogen zu werden. „Die Zeitschrift" wird noch einige weitere Aufsätze von Cook veröffentlichen. Und dann mag die Öffentlichkeit ihre endgültige Stellung zu ihm nehmen. Die Übersetzung der Aufsätze besorgt Herr Erwin Volckmann in dankenswerter Weise.

diesem Augenblick war ich berauscht. Ich stand allein, abseits von meinen beiden Eskimogefährten, nach allen Seiten hin eine wogende Wüste purpurnen Eises, allein in einer Welt ohne Leben, in einer Welt bedrohlicher Stürme, ewiger Kälte, überallhin, auf Hunderte von Meilen verödet, wie unser Planet vor Erschaffung des Menschen.

Ich fühlte mein Inneres durchzittert, wie dies jeder fühlen wird, wenn er ein fast unmögliches, aber heiß ersehntes Ziel erreicht hat — jenes freudige Erbeben über die Vollendung, mit der ein Dichter auf sein größtes Meisterwerk blickt, jenes Empfinden, das den Bildhauer beseelt, wenn er die letzten Meißelschläge an dem toten Material beendet, in dem er seinen Gedanken Leben verlieh, jenes Gefühl des Eroberers, der das mächtige Heer des Feindes vernichtet hat. Auf diesem Erdenfleck stehend fühlte ich, daß ich schwacher, gebrechlicher Mensch die Kälte siegreich überwunden hatte, dem Hungertode entronnen war, daß ein übermenschlicher Kampf mit einer unerbittlichen, rasenden Natur, auf einer seelenmarternden, gesundheituntergrabenden Reise, wie sie bisher wohl nur wenige gemacht hatten, hinter mir lag.

Das war die Stunde meines Sieges, der entscheidende Augenblick meines Lebens! Trotz allem, was sich seither ereignete, blieb dieser Eindruck und jenes Erzittern, und wird in mir wachbleiben bis ans Ende, wie die Vorstellung und der Wonneschauer eines ehrenvollen, tatsächlichen Erfolges.

Daß ich auf dem Endpunkte der Erdachse stand, habe ich nicht behauptet und will es nicht beanspruchen, mag es der Fall gewesen sein oder nicht. In dieser wogenden Welt des Eises und der ständig aufsteigenden Nebel, mit der tiefstehenden Sonne, deren Strahlen sich überall brechen, ist solch eine Ermittlung der tatsächlichen Position auch mit Instrumenten bester Beschaffenheit unmöglich, wie jeder Kenner zugeben wird. Daß ich den Nordpol annähernd erreichte und meinen Stand so genau, so peinlich sorgfältig ermittelte, wie es die Terrain- und Luftverhältnisse und die besten Instrumente gestatteten, daß ich vom Siegesgefühl durchglüht war, und mein Anrecht ein ehrenhaftes, wissenschaftlich wertvolles auf Grund von Beobachtungen und Berechnungen ist, soweit dies in Menschenkräften steht, versichere ich hier ausdrücklich. Ich stelle in Abrede, daß jemand beim Erreichen dieser Region mehr hätte tun können als ich, um den mathematischen Pol endgültig zu ermitteln, und daß jemand unter Beibringung von Aufzeichnungen den Anspruch größerer Genauigkeit hätte dartun können. Ich bin überzeugt von dem, was ich der Welt bei meiner Rückkehr erzählte, daß ich als erster Weißer den Punkt, den man Nordpol nennt, erreichte, sofern es ihn gibt und es Menschen möglich ist, die Lage dieses Punktes zu bestimmen.

Jetzt, wo mein Ärger, meine Verbitterung vorüber, meine Wunde nahezu verharscht ist, habe ich mich entschlossen, die volle Wahrheit über mich selbst, über die gegen mich erhobenen Anschuldigungen und deren Anstifter auszusprechen. Dabei will ich hier zum ersten Male erzählen, wie und warum ich glaube, den Nordpol erreicht zu haben, und einen eingehenden Bericht darüber geben, worauf mein Anspruch beruht. Nur auf Grund einer solchen vollständigen Darlegung der Tagesmärsche und Beobachtungen kann irgendein Anrecht basieren.

Nur durch das Lesen meines eignen Berichts, wie er hier niedergeschrieben ist, kann man über den relativen Wert meines Anrechts und über den Anspruch meines Rivalen urteilen, nur so die Wahrheit erfahren über das Komplott, mich zu diskre-

ditieren. Nur so kann man die Gründe für alle meine Handlungen und das Ausbleiben der Widerlegung jener Anklagen im Zeitpunkt ihrer Erhebung verstehen, denn mein Verschwinden wurde damals schmählicherweise von meinen Neidern als eine Bestätigung ihrer schlimmsten Anschuldigungen ausgelegt. Ich bin jetzt überzeugt davon, daß ich viel zu nachsichtig mit denen gewesen bin, die mir die redlich verdienten Ehren meiner Eroberung zu rauben versuchten. Ich will nunmehr schneidig vorgehen, nachdem ich die Genugtuung des Erfolges empfand. Ich werde die Wahrheit erzählen, wenn sie auch schmerzt. Mit mir ist nicht sanft umgesprungen worden und ich will auch niemand schonen, wenn ich die schmucklose und traurige Geschichte eines Mannes erzähle, dem bitteres Unrecht geschah, dessen Charakter von käuflichen, ehrvergessenen Eideshelfern angegriffen wurde, dessen Leben, bevor er aus dem Lande von Hunger, Eis und Kälte — der Welt seiner Eroberung — heimkehrte, gefährdet war, absichtlich oder nicht, durch die unredliche Aneignung von Proviantvorräten von seiten dessen, der später danach trachtete, ihm die Ehre zu stehlen, die mehr gilt als das Leben.

Angezweifelt und in ihrer Ehre angegriffen zu werden, das haben zu allen Zeiten viele Forscher erfahren. Der Entdecker unseres Kontinents, Christoph Kolumbus, wurde ins Gefängnis geworfen und einem andern, Amerigo Vespucci, die Ehre zuerkannt, so daß sein Name bis heute das Land bezeichnet, das nur durch die Unerschrockenheit und das aufrichtige und unerschütterliche Vertrauen jenes Mannes erreicht wurde, dessen Seherblick sein eignes Volk in Zweifel zog. Aber auch in unserer Zeit sind Entdecker angefeindet worden, unter ihnen Stanley, der lange Zeit verdächtigt wurde, und andere, die jetzt in die Reihen meiner Angreifer übergegangen sind. Unglücklicherweise muß in solchen Fällen der Beweisstoff und die Zuverlässigkeit jedes Anspruchs grundsätzlich auf dem unantastbaren Zeugnis des Mannesworts beruhen; hier kann es nichts anderes geben, als einen offenkundigen und unanfechtbaren Beweis. Wenn aber die Ehre eines Mannes befleckt und sein Charakter angegriffen wird, dann muß das Urteil der Welt entweder auf dessen eignem Wort oder dem seiner Verleumder beruhen.

Aus dem hohen Norden zurückkehrend, durch einen wilden, marternden Kampf gegen Hunger und Kälte erschöpft an Leib und Seele, noch durchzittert von der ruhmvollen Überzeugung einer persönlichen Errungenschaft, wurde ich emporgetragen auf einer Woge von Enthusiasmus zum Zenith irdischer Ehrungen, einer Weltbegeisterung, die mich erschreckte und verwirrte. In diesem raschen, plötzlichen, blitzartigen Aufstieg zum Ruhme, der mir völlig unerwartet kam, und in dem ich wie auf sturmgepeitschten Wogen hilflos umhertrieb, wurde ich mit unverlangten Ehren überschüttet. Die Lobeshymnen der Presse aller Welt tönten in meinen Ohren, die bedeutendsten Zeitgenossen begrüßten mich als einen Großen. Ich fand mich als unfreiwilligen und unbehaglichen Gast von Fürsten und ich wurde empfangen, um die huldvolle Hand eines Königs zu drücken.

In meine Heimat zurückkehrend war ich verwundert, daß mir solche Ehrungen zuteil wurden, weil ich — so erschien es mir und so erscheint es mir noch — eine gänzlich persönliche Entdeckung ausführte, von Bedeutung nur für den, dessen Herz vor Freude pocht über den eignen Erfolg. — Ich wurde begrüßt mit nicht endenwollenden Hurras und heulenden Dampfpfeifen, mit Kanonendonner und schmetternder Musik. Ich wurde durch die Straßen voll Beifall rufender Menschen, voll singender Kinder und triumphaler Blumengewinde geleitet. In einem Wirbel durch

das Land, der mir heute wie ein Fiebertraum erscheint, wurden mir außergewöhnliche Ovationen dargebracht.

Gleichzeitig mit meiner Rückkehr in die zivilisierte Welt und während man mich in allen Erdteilen beglückwünschte, kam, wie ein Stich, durch die Eisesluft von Norden, mittels drahtloser Telegraphie, die Nachricht von Peary, daß er den Nordpol erreicht habe, und daß ich, wenn ich den gleichen Anspruch erhöbe, ein Lügner sei. Ich bezweifelte damals nicht den guten Glauben Pearys; nachdem ich selbst unter günstigen Witterungsverhältnissen den Pol erreicht hatte, meinte ich, daß er, dem alles zu Gebote stand, ein Jahr später das geleistet haben könne, was er beanspruchte. In aller Aufrichtigkeit antwortete ich, daß ich der Ansicht wäre, hier sei genug Ruhm für zwei. Aber natürlich fühlte ich die Spitze des ungerechtfertigten, giftigen Angriffs meines Rivalen. Unter dem Drucke jeder großen Krisis ist der Durchschnittsmensch geneigt, sich durch unüberlegte Impulse hinreißen zu lassen.

Nach erfolgter Rückkehr Pearys sah ich mich als Gegenstand eines Vorgehens, das mich als Forscher diskreditieren sollte und stand als ein in der Geschichte der Entdeckungen schmählich beschimpfter Mann da.

Von Peary reiflich erwogen, dann weiter mit Hilfe der Telefunkenstationen von Labrador inspiriert und geleitet, wurde die Intrigue gleichmäßig und beharrlich seitens einer mächtigen und einflußreichen Organisation mit unbeschränkten Geldmitteln in Szene gesetzt, die zu ihren Verbündeten ehrlose Pseudo-Wissenschaftler zählte, die pekuniär oder in andrer Hinsicht an dem Erfolge der Peary-Expedition interessiert waren. Ich wußte damals noch nicht, was inzwischen in einem von der „Naval Committee“ in Washington abgegebenen Zeugnis herauskam, daß das Urteil der „National Geographic Society“ über Peary auf einer oberflächlichen Prüfung wertloser Beobachtungen und in einer wenige Sekunden langen Besichtigung von Pearys Instrumenten basierte, die von einigen Mitgliedern der Gesellschaft auf dem Pennsylvania-Bahnhof in Washington vorgenommen wurde. Bei meinen zahlreichen Vortragsverpflichtungen war ich der Ansicht, daß es richtig wäre, das zu tun, was alle andern Forscher, Peary eingeschlossen, vor mir getan hatten, d. h. meine Vorträge zu halten und die augenblicklichen literarischen Gelegenheiten auszunutzen, da ein großes, allgemeines Interesse erwacht war, und erst später einen eingehenden Bericht mit genauen geographischen Beobachtungen und umfangreichen, wissenschaftlichen Daten zu liefern.

Auf das übertriebene Geschrei nach Beweisen folgte eine Reihe wohlüberlegter Angriffe, von denen mir viele so kleinlich und bedeutungslos erschienen, daß ich ihnen kaum Beachtung schenkte. Meine raschen Etappen wurden in Zweifel gezogen, doch ließ man diese Anschuldigungen fallen, sobald man gewahrte, daß die Pearys die meinen übertrafen. Während die Zeitungen meinen erzählenden Bericht mit Bildern arktischer Szenen — die sich in ihrem Charakter nicht verändern — brachten, nahm man an, daß diese auf früheren Reisen von mir aufgenommen wären, was als ein offensichtiger Beweis galt, daß ich ein Betrüger sei. Irrtümer, die sich in meine in Hast niedergeschriebenen Zeitungsberichte eingeschlichen hatten und nicht korrigiert worden waren, weil keine Zeit zum Korrekturlesen blieb, wurden begierig aufgegriffen und lange. schwerverständliche, aber Eindruck machende mathematische Erörterungen darüber angestellt, um zu beweisen, wie skrupellos und unzuverlässig ich wäre.

Die Photographie der Flagge am Pol wurde von einem Freunde Pearys zum Beweis herangezogen, daß ich „prima facie" betrogen habe. Weil die Originalaufnahme infolge des nicht aktinischen Polarlichts unklar war, retuschierte der Zeitungsphotograph den Abzug und malte auf ihn einen Schatten, als wäre dieser von Flagge und Schneehütte geworfen. Dieser Schatten wurde eifrig aufgegriffen und nach langen und gelehrten Berechnungen dargelegt, daß das Bild offensichtlich einige fünfhundert Meilen vom Pol entfernt aufgenommen sein müsse.

Eine furchtbar erscheinende Darstellung, die von verschiedenen Mitgliedern seiner Expedition unterschrieben und von einer Clique verfaßt war, wurde von Peary herausgegeben. Darin gab er eine Schilderung meiner beiden Eskimogefährten mit dem Ergebnis, daß ich mich auf meiner Reise nicht weiter als ein oder zwei Tagemärsche außer Sicht des Landes begeben habe. Ich wußte, daß ich die irrige Ansicht meiner Eskimos, daß die Luftspieglungen und die tiefliegenden Nebel, die fast täglich aufstiegen, Zeichen des nahen Landes wären, unterstützt hatte. In ihrer Unwissenheit und in ihrem Verlangen, nah am Lande zu sein, glaubten sie dies, und durch diese harmlose Täuschung beugte ich jenem Schrecken vor, der jeden arktischen Wilden ergreift, sobald er sich auf dem Polarmeer außer Sicht des Landes befindet. Inzwischen habe ich erfahren, daß Pearys Eskimos in der Nähe des Big Lead von wilder Panik ergriffen wurden, so daß es ihm nur unter der Drohung, sie niederzumachen oder auf dem Eise allein zu lassen, gelang, sie zu zwingen, ihn zu begleiten.

Jedenfalls betrachte ich jedes Zeugnis der Eskimos, das Peary anführen mag, als unwichtig, denn ich weiß ebenso wie er, daß man von diesen Eingeborenen bei geschickter Fragestellung jede Art gewünschter Antwort erhält, und daß die auf seiner Karte angegebene Route, die er als die von ihnen zurückgelegte bezeichnete, wertlos ist, weil ein Eskimo außer Sicht des Landes und in unbekannter Gegend keinerlei Orientierungssinn hat. Ich empfand den ganzen Bericht Pearys als das, was er war, als ein wertloses Dokument, in dem meine Begleiter vielleicht unwissentlich, aber sehr geschickt verleitet wurden, das zu bestätigen, was Peary durch reiflich überlegte, jesuitische und doppelsinnige Kniffe als Resultat ausgeheckt hatte und das deshalb keinerlei Beantwortung würdig war.

Ich hatte meine Instrumente und einen Teil meiner Berechnungen bei Harry Whitney zurückgelassen, eine Tatsache, die dieser selbst in veröffentlichten Presse-Interviews bestätigte, gleich nachdem er — in der Hitze des Gefechts und nachdem ich Kopenhagen verlassen hatte — in Sidney ankam.

Als Interviews von Peary kamen, die darauf anspielten, daß ich keine Instrumente in der Arktik zurückgelassen habe, wurde dieses zu einer schweren Anklage gegen mich, die mit großem Geschrei und Juchhe aufgenommen wurde. Ich empfand diese vorsätzliche Lüge Pearys sehr schmerzlich. Nachher habe ich erfahren, daß einer von Pearys Offizieren mit meinen Eskimos ein Kreuzverhör angestellt hat und ihnen, Pearys Instrumente zeigend, ermittelte, welche Instrumente ich auf meiner Reise mit mir führte. Durch die Beschreibung, die E-tuk-i-schuk und Ah-we-lah machten, erfuhr Bartlett, daß ich mit ihnen Beobachtungen angestellt hatte. Diese Auskunft übermittelte er Peary, bevor dessen Expedition Itah verließ, um nach Amerika zurückzukehren, und diese Kenntnis der Dinge verbargen Peary und seine Partei vorsätzlich und in gehässiger Absicht bei ihrer Rückkehr. Damals hatte ich keine Veranlassung, diese Anfeindungen zu widerlegen; es galt einfach mein Wort oder Pearys!

Ich konnte keine außergewöhnlichen Beweise liefern, aber jetzt, wo ich die von Peary veröffentlichten Berichte kenne, weiß ich durch Vergleichen, daß meine nicht schlechter sind, als irgendwelche anderen.

Nicht genug mit dem ungerechtfertigten Angriff auf mein Anrecht, verdächtigten Pearys Genossen auch meine bisherige Laufbahn, und ich wurde einer falschen, eidlichen Aussage seitens meines Führers Barill gegenübergestellt, daß ich nicht den Mount Mc. Kinley bestiegen hätte, ein, wie sich später herausstellte, erkauftes Zeugnis. Eine weidlich ausposaunte „Untersuchung" wurde von seiten einer Gesellschaft von „Forschern" angekündigt, deren Präsident Peary war. Einer von Oberst Manns Schmierfinken war Sekretär, während als intellektueller Leiter Pearys Presseagent Herbert L. Bridgman fungierte. Um Peary zu helfen, wurde mit verzweifelter Anstrengung eine feige Ausflucht durch Professor Herschell Parker ausgeklügelt, der, mit mir auf dem Wege zum Mount Mc. Kinley begriffen, umkehrte, weil er beim Überschreiten der Gebirgsflüsse von panischem Grausen ergriffen wurde. Parker drückte seinen Zweifel an meiner Ausführung aus, da er mit mir verschiedener Ansicht über die Zuverlässigkeit eines Höhenmessers war, den ich, wie viele andere Bergsteiger, benutzte. Ich hatte alle erdenklichen Beweise, den Berg erstiegen zu haben, geliefert, Beweise, so vollwertig und erschöpfend, als sie nur je ein Bergsteiger erbringen kann oder erbracht hat.

Die unberufene Einmischung dieser Peary-Leute nahm ich übel auf, denn nicht ein einziger jener Stubenhocker kannte auch nur die einfachsten Bedingungen der Bergbesteigung. Eine derartige Untersuchung, die darauf ausging, Peary zu unterstützen und durch die Macht des Geldes das Gewissen der Leute zu beruhigen, konnte keinen glücklichen Erfolg zeitigen, ebensowenig wie Barills weitverbreitetes Zeugnis, dem Pearys Bestechungen und Machenschaften an der Stirn geschrieben standen. Inzwischen habe ich in Erfahrung gebracht, daß 1500 Dollars und andere Entschädigungen gezahlt wurden. Da steht ein offenkundiger Lügner! Ich glaubte daher nicht, daß ein denkendes Publikum diese heimlich betriebenen Bestechungen Pearys und die Angelegenheit der Mount Mc. Kinley-Besteigung ernst nehmen würde. Ich legte all diesem wirklich wenig Wert bei, aber durch die einflußreiche Macht der Presse gelang es meinen Feinden, mir schwere Wunden zu schlagen.

Ich war so in ein wildes Chaos getrieben, das mir Freunde und Feinde geschaffen hatte; drei Monate hindurch wurde ich von einem Wirbelsturm der Ereignisse hin und hergeworfen, dem so leicht kein anderer standgehalten hätte. Vor meiner Rückkehr fühlte ich mich durch die Schrecken der Arktis, in der ich vor Jahresfrist kaum dem Hungertode entging, geistig und körperlich entkräftet. Nun ward ich im Lande umhergewirbelt, täglich Vorträge, Begrüßungen von Tausenden von Leuten, von gutmeinenden Menschenmassen umringt und gezwungen, Festessen und Empfängen — zweihundert in sechzig Tagen — beizuwohnen! Die Luft um mich war inzwischen überall von widrigen, gemeinen Anschuldigungen meiner Person erfüllt! Ich stand allein, hatte nicht einen einzigen besonnenen Ratgeber, und wurde, der gegnerischen Presse gegenüber hilflos, von allen Seiten mit Schmutz beworfen. Unbegrenzte Summen waren zu Bestechungszwecken verwendet worden!

Ich hatte weder das Geld, noch die Gabe, um diese Kampfesweise mitzumachen, daher verschwand ich. Sofort erhob sich aus den Reihen meiner Widersacher ein mich verwünschendes Freudengeheul; mein Fortgehen wurde als Eingeständnis meines Be-

truges frohlockend verkündet! Aus meiner Abwesenheit schlug man Kapital, und von neuem wurden unwahre, schurkische Beschuldigungen ersonnen, um meinen Namen zu besudeln. Fern meiner Heimat und nicht imstande, mich zu verteidigen, schworen Dunkle und Lose den Falscheid, unter meiner Leitung Aufzeichnungen und Beobachtungen angefertigt zu haben. Als ich das erfuhr, wußte ich, so sehr es mich auch schmerzte, daß der von mir nach Kopenhagen gesandte Bericht, diese authentischen Aufzeichnungen, wenn etwas es überhaupt vermochte, jenes infame, verlogene Dokument, das in den „New York Times" veröffentlicht worden war, widerlegen würde. Dieses zusammen mit dem Urteil der Kopenhagener Universität — ein unparteiischer Spruch, der ein Nichterreichen des Nordpols nicht besagte, der aber als Zurückweisung ausgelegt wurde — trugen dazu bei, mich in der Meinung vieler Leute zu dem denkbar größten Betrüger, den je die Welt sah, zu stempeln.

Ich bin der Ansicht, daß unter diesen Umständen nur das Urteil einer unbeeinflußten Körperschaft über solche Beweise für einen derartigen Anspruch günstig oder neutral sein kann. Die Mitglieder der Kopenhagener Universität, die meine Papiere prüften, waren weder meine persönlichen Freunde, noch Mitglieder einer Gesellschaft, die finanziell an meiner Sache interessiert war. Ihr Spruch ist durchaus ehrenhaft, während es das Washingtoner Urteil über Peary nicht war, denn zwei Mitglieder der Jury gaben ein Jahr später im Kongreß gezwungenermaßen zu, daß in Pearys Daten kein absoluter Beweis erbracht sei.

In die Heimat zurückgekehrt, beschloß ich frank und frei meine Sache zu vertreten unter der offenen und ehrlichen Einschränkung, daß das endgültige, tatsächliche Erreichen des Nordpols — des mathematischen Angelpunktes, um den sich unsere Erde dreht, immer nur auf Annahme beruhen kann, wegen der Unmöglichkeit absoluter Genauigkeit bei den Beobachtungen. Ich fand, daß dieser Zusatz, den jeder Forschungsreisende machen sollte und den auch Peary unfreiwillig auf dem Forscherkongreß zuzugeben gezwungen war, zu einem „Geständnis" konstruiert und weidlich durchs Land posaunt wurde.

In meinem Vaterlande fand ich die Spalten der Presse für die Veröffentlichung von Angaben, die meine Feinde betrafen, auf Grund eines in meiner Abwesenheit gegen mich geschaffenen unbegründeten Vorurteils und durch die Macht von Pearys Freunden geschlossen. Unter gegebenen Umständen ist es nahezu unmöglich, in amerikanischen Blättern eine Widerlegung unbegründeter Angriffe zu erreichen. Ich war gegen die gesamte Presse, die falsche Darstellungen brachte, fast völlig hilflos. Gleichwohl erstreckte sich das Gerechtigkeitsgefühl, die Freundlichkeit und die großmütige Handlungsweise der Amerikaner auch auf mich — ich fand das amerikanische Volk geneigt, nein begierig, mich anzuhören.

Dieser Gedanke war es, der mich ermutigte, nach dem schmachvollen Feldzug von Beschimpfungen, der meinen Geist fast gebrochen hatte, die volle und unabänderliche Wahrheit über mich selbst und das von mir Erreichte, an das ich noch in felsenfester Überzeugung glaube, darzutun. Und dies, um mich selbst zu reinigen, damit die Wahrheit über die Entdeckung des Nordpols meinem Volke bekannt werde und zu dem Zwecke, damit einst die Weltgeschichte ihr Urteil über eine vollständige, frank und freie Darlegung fällen möge. Ich wende mich jetzt nicht an den beschränkten Kreis von Geographen und Wissenschaftlern, sondern an die große, weltumfassende Öffentlichkeit und werde hier nun zum ersten Male lückenlos die Beweise geben, wie sie

für meine Eroberung zu erbringen sind. Diesen Aufzeichnungen muß die Überzeugungskraft innewohnen!

Habe ich wirklich den Pol erreicht? Als ich in die zivilisierte Welt zurückkehrte und berichtete, daß der Mittelpunkt der Arktis erobert wäre, glaubte ich jenen Punkt erreicht zu haben, den seit mehr als drei Jahrhunderten kühne Männer erstrebt hatten. Ich bin noch überzeugt, daß ich den Nordpol erreichte, soweit es dem Menschen überhaupt möglich ist, ihn zu bestimmen. Wenn ich im Irrtum war, meinen Fuß beinahe auf die Spitze der Erdachse gesetzt zu haben, worüber der Streit entbrannte, so halte ich die Behauptung aufrecht, daß jeder diesen unvermeidlichen Fehler machen muß. Gerade diesen Punkt zu berühren, würde ein zufälliges Ereignis sein. Das irgend jemand den Pol hätte genauer bestimmen können, stelle ich in Abrede. Daß Peary den Nordpol — oder seine Umgebung — soweit möglich, mit aller Akkuratesse erreichte, habe ich nie angezweifelt, ebensowenig, wie ich zugeben kann, daß Peary mehr für die Erreichung des Pols geeignet und besser ausgerüstet war, diesen sagenhaften Punkt zu bestimmen. Tatsächlich glaube ich vielmehr, daß die rein wissenschaftliche Bestimmung eine verhältnismäßig einfache Sache ist. Ich hatte eine günstigere Gelegenheit, den tatsächlichen Punkt wissenschaftlicher und genauer zu bezeichnen, wie Peary. Ich erreichte mein Ziel, als die Sonne zwölf Grad über dem Horizonte stand; deshalb war ich besser imstande, die mathematische Lage zu bestimmen, als Peary es mit einer Sonne von weniger als sieben Graden vermochte. Pearys Fall beruht auf drei Beobachtungen einer so geringen Sonnenhöhe, daß diese als Beweis für eine Positionsbestimmung wertlos sind.

Nebenher gemachte Beobachtungen sind, wie ich im Laufe meines Berichts auseinandersetzen werde, nicht ausreichend, denn auch ich stellte unterwegs durch Messung der Schatten in jeder Stunde des langen Tages fest, daß, wie ich glaubte, meine Stellung eine sich dem Pol unmittelbar nähernde sei. Insofern irgendein Schatten an Länge zu- oder abnimmt, je nachdem die Sonne zum Meridian steigt oder zum Pole sinkt, wo der Sonnenzirkel des Horizonts tatsächlich während des ganzen Tages die gleiche Höhe hat, so bleibt dieser in der geheimnisvollen Gegend des Pols von gleicher Länge. Aus dieser einfachen Beobachtung, die jedes Kind begreift, ergeben sich sichere und bestimmte Handhaben zu einer annähernden Bestimmung des Pols. Ich zog Nutzen aus dieser Methode, die anscheinend bisher noch keinem Polarforscher einfiel, und sie verhalf mir zu meiner Überzeugung!

Ich klagte meine Gegner ob ihrer Lügen an, und sie hüllten sich in Schweigen. Unparteilichkeit da zu erringen, wo einseitige Schmähsucht lange Zeit regierte, ist ein Titanenstück. Ich vertraue auf den Erfolg, dann aber auch auf die Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe des Volkes, auf seine Fertigkeit und sein feines Verständnis, die Kennzeichen eines reinen, aufrichtigen Strebens — einen edlen Ehrgeiz und ein wirkliches Vollbringen — richtig einzuschätzen.

* * *

Am 9. Juli 1907 warf die Jacht „John R. Bradley“ am Pier von Gloucester, Massachusetts, los und steuerte langsam und ruhig dem Atlantic zu, um ihre historische Reise ins Nördliche Eismeer anzutreten . . . . . .

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12, Berlin SW 68, Schützenstr. 29/30 — Druck: Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8, Mauerstraße 43/44.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107643832